UC-NRLF
B 3 144 918

Digitized by Google

-wissensch. Verein. Wien.
...st. L.
Nr. 3267.

SIGILLUM · UNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LUX FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch.

Dritte Folge.

Vierter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.

Vierter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

Inhalt.

Des Grafen Christoph des Aeltern von und zu Dohna Hof- und Gesandtschaftsleben.

Dargestellt

von

Johannes Voigt.

Ist von irgend wichtigen Dingen des Menschenlebens die Rede, so fällt oft das Wort ein: solches zu rühmen, darüber zu urtheilen, zu richten, kommt der Geschichte zu, wird einst ihre Pflicht sein. Und blickt man nun ins Buch der Geschichte hinein: — wie oft scheint sie ihres Amtes und ihrer Pflicht gänzlich zu vergessen! Wie Vieles, was einst groß und ewig denkwürdig scheinen mochte, ist ewiger Vergessenheit verfallen! Wie ungerecht ist häufig ihr Urtheil und Gericht! Wie manches Verdienst steht in ihr auf fremdem Namen und wie mancher Name glänzt und prunkt mit fremden Verdiensten!

So ist über zwei Jahrhunderte hinaus auch der edle Mann der Vergessenheit anheim gefallen, dessen Andenken und Verdienste in vorliegender Darstellung versucht wird ins Buch der Geschichte wieder einzuschreiben und was er für seine Zeit gethan und gewirkt, in die Erinnerung zurückzurufen. Des Grafen Christoph von Dohna eingreifende Wirksamkeit in den Staatshändeln und politischen Bewegungen seiner Zeit ist wenig oder nicht gekannt; vergebens sucht man seinen Namen, wo man ihn finden müßte. Und doch war er es, der kluge, geschäftskundige, diplomatisch-gewandte, welterfahrene, gründlich gebildete und mit sieben Sprachen, die er zum Theil fertig sprach, ausgestattete Geschäftsträger und Diplomat,

der an den Höfen zu Paris, London, Wien, Prag, Dresden, Berlin und Turin, in Venedig und bis nach Ungarn hinein in die sturmbewegten Staatenverhältnisse seiner Zeit rastlos thätig und einflußreich einwirkte, der überall, wo er wirkte, bei den Königen Heinrich IV. und Ludwig XIII. von Frankreich, Jakob I. von England, bei dem Doge Leonardo Donato in Venedig, dem Prinzen Moritz von Oranien, dem Herzog von Bouillon, bei Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, mit Auszeichnung behandelt, mit Beweisen hoher Gunst und Achtung beehrt, und bei den Fürsten seines Vaterlandes, denen er am nächsten stand, den Kurfürsten Friedrich IV. und V. von der Pfalz, dem Fürsten Christian von Anhalt, den Kurfürsten Johann Sigismund und Georg Wilhelm von Brandenburg durch unbedingtes Vertrauen erfreut wurde. Gewiß schon darum, wenn irgend einer, verdient Graf Christoph von Dohna, wenn von den großen europäischen Bewegungen vor und in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs gesprochen wird, mit in der Reihe der Staatsmänner aufgezählt zu werden, die damals so thatkräftig als gewichtvoll in die Entscheidung der Parteienrichtungen der Zeit mit eingriffen.

Ueberdies stand Dohna's Name damals wie in den deutschen Fürstenhäusern, so auch bei vielen europäischen Höfen im besten Klange. Seine väterlichen Oheime: Graf Fabian, kurpfälzischer Geheimer Rath und nachmals Oberburggraf in Preußen, Graf Heinrich, Oberst in polnischen Diensten, Graf Christoph, dänischer General und Hofmarschall, Graf Abraham an der Spitze einer Heeresabtheilung in der Schlacht von Moncontour, Graf Johann im Dienst des holstein-gottorpischen Hauses, und

seine Brüder: Graf Dietrich im Dienst der Niederlande und Oberst eines Reiterhaufens in Böhmen, Graf Achatius, Instructor des pfälzischen Kurprinzen Friedrich, des nachmaligen Böhmenkönigs, dann Geheimer Rath und Hauptmann in Waldsassen, Graf Fabian in ungarischen Diensten, Graf Friedrich, Landhofmeister in Preußen und Graf Abraham am Hofe des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg Geheimer Rath und Oberster: — sie hatten alle den Ruhm hoher Verdienste wie im Kriegsfelde so im Cabinet auf ihren Namen gebracht. Und diese Grafen Dohna, in ihrer Reihe aber Graf Christoph mit obenan, waren es auch vorzüglich, die an den Höfen der Fürsten, in deren Dienst sie standen, durch die gepflegten Keime einer feinern Bildung, die sie auf ihren Reisen und in ihren Studien in Italien, Frankreich, England und der Schweiz in sich aufgenommen, eine sittlichere Richtung ins Hofleben einpflanzten und beförderten. Auch dieses Verdienst steht vor allen mit auf Graf Christoph's von Dohna Namen.

Es liegen der folgenden Darstellung seiner diplomatischen Wirksamkeit nicht nur eine große Zahl seiner Gesandtschaftsberichte aus Italien, Frankreich, England u. s. w. in italienischer, französischer und deutscher Sprache, sondern auch ein von ihm geführtes Tagebuch über seine diplomatischen Reisen zum Grunde, die dem Verfasser derselben aus dem Dohna'schen Familienarchiv durch höchst gütiges Wohlwollen zur Benutzung mitgetheilt sind.

I.

Jugendzeit des Grafen Christoph von Dohna. — Universitätsleben. — Erste Reise nach Italien und Frankreich. — 1604—6.

Gebhard Truchseß von Waldburg war nach der Abdankung des Kurfürsten Salentin von Köln gegen die Absicht des Kaisers und des Papstes, die seinen Mitbewerber, den Prinzen Ernst von Baiern begünstigten, durch die kräftige Fürsprache des Grafen Hermann von Nuenar zum Erzbischof von Köln gewählt und vom Papst dann auch bestätigt worden. Allein schon im zweiten Jahr seines geistlichen Amtes, als er einst bei einer Procession an den Fenstern eines Hauses die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld erblickte, erwachte in ihm, dem erst dreißigjährigen Manne, unpriesterliche Leidenschaft. Der heiße Wunsch ihres Besitzes konnte nur eine zeitlang unter einem verbotenen Umgange verborgen bleiben. Von den Brüdern der Geliebten gedrängt und von seinen Freunden, den Grafen Nuenar und von Solms ermuthigt, beschloß er den wichtigen Schritt, den Wünschen seiner Agnes nachzugeben, sich mit ihr zu vermählen, jedoch nach dem Beispiel des brandenburgischen Prinzen Joachim Friedrich, Erzbischofs von Magdeburg, die Verwaltung des Erzstifts auch ferner noch fortzuführen. Der Entschluß kam bald darauf zur Ausführung. Im December 1582 schied Gebhard öffentlich aus der katholischen Kirche aus und einige Monate nachher ward ihm zu Bonn durch einen reformirten Geistlichen die schöne Gräfin Agnes angetraut. Am 1. April 1583 aber erfolgte von Rom aus gegen ihn der Bann und zugleich die Entsetzung aller

seiner Aemter und Würden. Sein früherer Mitbewerber Prinz Ernst von Baiern ward nun an seine Stelle gewählt. Der Schritt des Papstes, die Absetzung eines Kurfürsten, erregte in Deutschland gewaltiges Aufsehen, und als es dem Neuerwählten durch Beihülfe des spanischen Feldherrn Herzog von Parma von den Niederlanden aus bald auch gelang, seinen Gegner aus dem rheinischen Theil seines Erzstifts zu verdrängen, traten die drei Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und der Pfalz am kaiserlichen Hofe mit einer Klage auf über das verfassungswidrige Eingreifen des päpstlichen Stuhls in die Rechte des Kurfürsten-Collegiums und über die Einmischung Spaniens in die deutsche Sache. Dessenungeachtet zeigten sie wenig Bereitwilligkeit, als es galt, den Erzbischof Gebhard mit kräftiger Unterstützung gegen seine Widersacher aufrecht zu erhalten, den nöthigen Beistand zu leisten, zum Theil deshalb, weil es der protestantischen Gesinnung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen nicht zusagte, daß Gebhard die ihnen verhaßte Lehre Calvin's der lutherischen vorzog. Nur der eifrige Anhänger des Calvinismus Pfalzgraf Johann Kasimir rüstete einen Heerhaufen und sandte ihn im August 1583 unter der Führung seines Feldmarschalls, des Grafen Fabian von Dohna, seinem Glaubensgenossen zu Hülfe. Allein er war der Gegenmacht bei weitem nicht gewachsen und da nun überdies eintretender Geldmangel den Pfalzgrafen nöthigte, schon nach einigen Monaten seine Truppen wieder zu entlassen, so blieb Gebhard von dem an völlig hülflos; er lebte noch 16 Jahre zu Strasburg als Dechant des dortigen Domcapitels, jedoch ohne dem Titel eines Kurfürsten, an den er seine Anrechte knüpfte, zu entsagen.

Wenige Jahre nachher war es wieder die Religionssache in Frankreich, welche die Theilnahme der drei Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz, sowie mehrer anderer deutscher Fürsten und Reichsstände lebhaft in Anspruch nahm. Eine von ihnen an den König Heinrich III. ergangene, ernst mahnende Auffoderung, den seinen reformirten Unterthanen bewilligten, von ihm früher feierlich beschworenen Frieden wiederherzustellen, war von ihm so empfindlich aufgenommen und zugleich so zweideutig beantwortet worden, daß sich der Pfalzgraf Johann Kasimir, damals Regent der Pfalz für seinen unmündigen Neffen, den Kurfürsten Friedrich IV., dadurch bewogen fand, zum Schutz seiner Glaubensgenossen in Frankreich mit dem König Heinrich von Navarra am 11. Januar 1587 über die Werbung eines Hülfsheeres einen Vertrag zu schließen. Durch die Hülfsgelder des Königs, der befreundeten deutschen Fürsten und der Königin Elisabeth von England gelang es bald, aus dem Elsaß, der Schweiz und einigen Ländern Deutschlands ein Heer von 29,000 Mann aufzubringen, welches dann mit den in Frankreich gesammelten Heerhaufen des Herzogs von Bouillon, des Grafen La Mark und andern freiwillig herzuströmenden Scharen eine Streitmacht von 40,000 Mann bildete. Der Oberbefehl ward vom Pfalzgrafen abermals dem kriegskundigen Grafen Fabian von Dohna anvertraut, denn kein Anderer kam ihm an Muth und Kühnheit gleich. König Heinrich, in seinen Streitkräften viel zu schwach, um sich der feindlichen Macht entgegenstellen zu können, sah die Deutschen unter Dohna's Führung durch Lothringen und Burgund verheerend und plündernd bis an die Loire vordringen, wo er die Uebergänge besetzt

und befestigt hatte. Dies und der Mangel an Lebensmitteln in den ausgeplünderten Gebieten der Loire nöthigten das deutsche Heer, sich in nördliche, wohlhabendere Gegenden zu wenden. Schon war Paris bedroht. Da folgte allerlei Ungemach. Mehre Niederlagen einzelner Heerestheile [1]), Uneinigkeit unter den Befehlshabern, Ungehorsam unter den Truppen, die Weigerung der Schweizer, gegen ihre Landsleute im königlichen Heere zu streiten, der Mangel aller Hülfe und Theilnahme des Königs von Navarra, ungesunde Witterung bei herannahendem Winter und Unmäßigkeit im Genuß, die Folgen davon Krankheiten schwächten und entmuthigten das deutsche Heer von Tag zu Tag in dem Maße, daß es seiner völligen Vernichtung entgegensah. Gern nahmen daher die Führer einen vom König ihnen dargebotenen Vertrag an, in welchem ihnen freier Abzug über die Grenze des Reichs bewilligt ward, wogegen sie nur versprechen mußten, nie wieder ohne des Königs Befehl in Frankreich zu dienen.

Unmuthig ging Graf Dohna in die Pfalz zurück und begab sich noch 1588 in sein Geburtsland Preußen. Hier fand er im Hause seines Bruders, des Grafen Achatius von Dohna einen Knaben, der bald seine volle Liebe auf sich zog. Christoph, der jüngste von dreizehn Geschwistern, worunter zehn Brüder, deren mehre aber schon in früher Jugend gestorben waren, zählte damals erst fünf Jahre. Allein schon in diesem Kindesalter zeigte er, wenn er auf dem Schoose seines erzählenden Oheims saß, eine Wißbegierde und Auffassung, die über seine Jahre ging. Wenn der Oheim von seinem Hofleben in der Pfalz, von den Burgen am Rheinstrom

oder von dem Ungemach und den vielfältigen Widerwärtigkeiten erzählte, die er in Frankreich, dem damals von so schweren Leiden heimgesuchten Lande, theils selbst erduldet, theils als Augenzeuge wahrgenommen, hing der Knabe an seinen Lippen und unterbrach ihn jeden Augenblick durch neue Fragen. Wiederholt mußte der Oheim das unglückliche Schicksal der großen spanischen Armada schildern, die damals Englands Thron zertrümmern sollte.

Wol mochten es diese mit lebendiger Anschauung aufgefaßten Erzählungen sein, die den regen Geist des aufgeweckten Knaben aus dem engen Kreise der Häuslichkeit und der heimatlichen Umgebung in die Welt hinausschweifen ließen. Der Vater aber nährte und förderte in ihm, was der Oheim angeregt. Graf Achatius, der mehre Jahre seiner Jugendzeit am Hofe des Kaisers Maximilian II., dann als Gesandter am polnischen Hofe gelebt, auch einige Jahre mit Auszeichnung im ungarischen Kriege gedient und selbst auf dem Reichstage zu Speier das Reichstagsleben kennen gelernt, liebte es, häufig im Kreise der Seinigen von den Erfahrungen und Schicksalen seines frühern Lebens zu erzählen. Er unterhielt eine sehr ausgedehnte Correspondenz und pflegte daraus der Familie die wichtigsten politischen Zeitereignisse mitzutheilen. So gewannen die Söhne nicht nur eine Kunde von Allem, was zur Zeit in der Welt vorging, sondern sie mußten auch häufig die dem Vater zugekommenen Zeitungen (die bekanntlich damals meist nur geschrieben wurden) abwechselnd abschreiben, wenn er sie Freunden oder Verwandten senden wollte. [2])

Christoph zählte das sechste Jahr, als sein Vater die Stadt Mohrungen, seinen bisherigen Aufenthalt, ver-

ließ und das alte Stammschloß seiner Ahnen Schlobitten im Preußischen Oberlande bezog, mit ihm eine Tochter und sieben Söhne, Friedrich, Heinrich, Fabian, Abraham, Dietrich, Achatius und Christoph. Bis 1597 genossen sie sämmtlich häuslichen Unterricht. Die zwei ältesten, Friedrich und Heinrich, bezogen darauf die Universität; jener ging nach Jena, dieser nach Wittenberg und dann nach Heidelberg. Der dritte Bruder, Graf Fabian, lernte zuerst auf einer Reise mehre Länder Deutschlands kennen, begab sich darauf nach Ungarn, wo er in Kriegsdienste trat und an der Spitze einer Compagnie einer der Ersten war, die das feste Gran erstürmten. Später in den Niederlanden, wo er mehre Reitercorps befehligte, stand er in hoher Gunst bei dem Prinzen Moritz von Oranien. Auch die drei übrigen Brüder blieben nur noch kurze Zeit im älterlichen Hause, wo sie von einem Lehrer den nöthigen Unterricht in Sprachen und Wissenschaften erhielten. Er wurde ihnen in einer kleinen Kammer eines abgelegenen Hauses ertheilt, deren Wände sie ringsum mit vielen aus der Bibliothek ihres Vaters entnommenen Bildern von orthodoxen Theologen, worunter aber auch Beza, Zwingli und verschiedene Calvinisten waren, beklebt hatten, wobei es ihnen viele Mühe kostete, die unter den Bildern befindlichen lobrednerischen lateinischen Verse zu übersetzen und zu verstehen. Graf Christoph wunderte sich späterhin selbst darüber, wie es die streng orthodoxen Aeltern hatten dulden können, die Bilder der ihnen so verhaßten Calvinisten unter den so ehrwürdigen Orthodoxen aufgereiht zu finden.

Nachdem sich bald darauf die jungen Grafen Dietrich und Achatius in Begleitung ihres Oheims Fabian, der

noch in kurpfälzischen Diensten stand und 1598 die Kurpfalz auf dem Reichstag zu Regensburg vertrat, nach Heidelberg begeben, befand sich Christoph nur noch allein im väterlichen Hause, denn sein Bruder Abraham war nach Rostock gegangen, wohin ihn der bisherige Lehrer der jungen Grafen, David German aus Riga, hatte begleiten müssen. Da Christoph bei ihm mit vielem Eifer schon in seinem vierzehnten Jahre die Reden Cicero's gelesen und sein neuer Lehrer, Engelbrecht aus Kolberg, „ein guter Poet" war, so mußte er sich täglich nun auch in lateinischen Versen üben. Dabei hatte der Lehrer im Unterricht jeden Tag Gelegenheit, das besonnene Nachdenken, das gesunde Urtheil und den Ernst des Charakters zu bewundern, wie sie sich so frühzeitig in dem jungen Grafen immer mehr entwickelten. Damals schon pflegte dieser Alles, was ihm von den Tagesereignissen irgend merkwürdig schien, so genau wie möglich aufzuzeichnen, wobei ihm die Kalender als Tagebücher dienen mußten: eine Gewohnheit, die auch für sein späteres Leben von bedeutendem Einfluß war.

Als der junge Graf sein funfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, verließ auch er das väterliche Haus, um in Begleitung seines Bruders Heinrich, der auf kurze Zeit nach Preußen zurückgekehrt war, im August 1598 die Universität Altdorf zu beziehen. Außer seinen nicht unbedeutenden Kenntnissen war er auch bereits der lateinischen Sprache so mächtig, daß er darin nicht nur selbständig Aufsätze machen, sondern sie auch ziemlich fertig sprechen konnte. Nicht ohne Absicht aber hatte der Vater diesen jüngsten seiner Söhne, der, wie er nachmals selbst bekannte, trotz der Aufsicht im älterlichen Hause in

böser Gesellschaft auch schon manche Untugend und üble Sitte kennen gelernt, dem ältern besonnenen und ganz besonders fromm und religiös gesinnten Bruder Heinrich anvertraut. Dieser sollte auf der Universität sein Führer sein und zugleich seine Studien leiten. Er benutzte auch schon auf der Reise über Frankfurt a. O., Leipzig und Nürnberg jede sich darbietende Gelegenheit, auf seinen Bruder wohlthätig einzuwirken. Nach guter, alter Sitte versäumten sie nie, jeden Morgen mit dem Gebete eines Psalms zu beginnen, wie es schon im älterlichen Hause herkömmlich war. Beide Brüder erreichten indeß das Ziel ihrer Reise nicht; denn als sie in Nürnberg ankamen, erkrankte Graf Heinrich plötzlich sehr gefährlich. Sie setzten zwar die Reise nach einiger Besserung fort; die Krankheit aber wiederholte sich und nahm schnell so bedeutend überhand, daß der Leidende schon nach wenigen Tagen in einer Dorfschenke, wo sie eingekehrt waren, starb. Dadurch in die traurigste Lage versetzt und ohne allen Beistand, eilte Christoph nach Altdorf, wohin sich nach kurzem Aufenthalt zu Rostock auch sein Bruder Abraham begeben und bald zum Rector der Universität erwählt worden war. Auch der Bruder Achatius fand sich dort bald aus Heidelberg ein, um die nöthigen Anstalten zur Beisetzung des verstorbenen Bruders zu treffen. Die drei Brüder verweilten dann auch den Winter über in Altdorf, denn die dortige hohe Schule stand damals in großem Ruf; besonders glänzten die Namen mehrer Professoren der Rechtsgelehrsamkeit, bei denen die Grafen Vorlesungen hörten. Am meisten aber sprachen den jungen Grafen Christoph die Vorträge des Professors Christoph Coler über Tacitus de moribus Germanorum an. Beim

Professor Scherbius besuchte er mit seinem Bruder Achatius privatim die Vorlesungen über die Politik des Aristoteles. Indessen stand das Studentenleben in Altdorf damals gerade nicht im besten Ruf. Ein großer Theil der Studirenden vergeudete die Zeit bei wilden Trinkgelagen und mit Mummereien auf Schlittenfahrten oder andern ähnlichen Ergötzlichkeiten.

Da Graf Abraham im Anfang des Frühlings 1599 sich auf eine Reise nach Frankreich begab und Achatius nach Heidelberg zurückkehren wollte, so konnte es nicht der Aeltern Wille sein, den noch so jungen Sohn Christoph in Altdorf sich selbst zu überlassen. Auf des Vaters Befehl begleitete er seinen Bruder nach Heidelberg. Sie nahmen den Weg über Nürnberg, wo sie, dem obersten Rathsherrn Hieronymus Baumgärtner empfohlen, der sie mit großer Freundlichkeit empfing, die Ehre hatten, vom Rath zu einem stattlichen Mittagsmahl auf dem Rathhause eingeladen zu werden. Sie verweilten mehre Tage in der interessanten Stadt; ihre eigenthümliche Physiognomie, die große Zahl ihre Kunstschätze, das rege industrielle Treiben ihrer Bürgerschaft, Alles nahm Christophs Wißbegierde aufs lebendigste in Anspruch; es machte auf ihn einen Eindruck, dessen er sich auch in den spätesten Jahren seines Lebens noch mit vieler Freude erinnerte. [3])

Der Name Dohna stand damals am kurpfälzischen Hofe im besten Klang. An ihn knüpften sich viele Verdienste, die sich seit Jahren Fabian von Dohna um das kurpfälzische Haus erworben, und während der ganzen Regierung des Kurfürsten Friedrich IV. hatte er als Geheimer Rath bedeutenden Einfluß auf die gesammte Ver-

waltung des Landes. Durch ihn wurden die beiden jungen Neffen bald nach ihrer Ankunft in Heidelberg auch am Hofe eingeführt und der junge Kurfürst Friedrich, damals erst 25 Jahre alt, schenkte ihnen bald seine ganze Gunst. Es fand kein Hoffest statt, bei dem sie nicht als Gäste erschienen, kein fürstliches Vergnügen, an welchem sie nicht Theil nehmen mußten. Der junge Kurfürst liebte es, zur Waffenübung seiner Unterthanen zuweilen kriegerische Kampfspiele anzuordnen. Dann wurden etwa 90 mit langen Spießen oder Piken bewaffnete Bürger einigen 30 von Adel, mit großen Schilden oder Tartschen bewehrt, gegenübergestellt. An ihrer Spitze standen bald Graf Johann von Nassau und Graf Otto von Solms, bald auch der Kurfürst selbst und ein Graf von Dohna; geriethen die Haufen aneinander, so gab es in der Hitze des Kampfes oft harte Stöße. Damals bei diesem ersten Eintritt in das fürstliche Hofleben zu Heidelberg lernte Graf Christoph auch den Fürsten Christian von Anhalt kennen, mit dem er später durch Freundschaft so enge verbunden war und so viel zusammen lebte. Mitunter erlaubte sich der junge muthwillige Kurfürst am Hofe auch allerlei Schwänke. Als er eines Tages im J. 1599 dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach einen Besuch abstattete, kamen beide bei einem fröhlichen Trinkgelage auf den Einfall, allen Leuten die Bärte abschneiden zu lassen, und es wurde dies auch sogleich an allen Gästen vollführt, „was, wie Dohna sagt, sonderlich an den alten, vornehmen geheimen Räthen ein großer Uebelstand gewesen, denn man sie kaum noch kannte.“

Bei diesen Zerstreuungen und Freuden des Hoflebens vergaßen die Grafen jedoch auch den Ernst ihrer Studien

nicht. Sie hatten — was auf ihre Ausbildung wohlthätig einwirkte — ihren Tisch bei dem berühmten calvinistischen Theologen Magister Abraham Scultetus, einem Schlesier, der, nachdem er in Wittenberg und Heidelberg seine Studien vollendet und sich durch mehre Reisen ausgebildet, vom Kurfürsten Friedrich IV. als Gehülfe seines Hofpredigers Bartholomäus Pitiscus angestellt wurde. Bei ihm hörten sie die Vorlesungen über die Logik des Peter Ramus, über Ethik und übten sich unter seiner Leitung im lateinischen Stil, wobei ihnen die Briefe und Reden Cicero's zur Nachahmung dienten. Besonders aber war der tägliche persönliche Umgang mit diesem gelehrten und biedern Mann auf ihre Bildung von großem Einfluß. So freundlich und liebevoll er sie stets auch behandelte, so sah er ihnen doch keinen Fehler ohne Rüge nach. „Ich", sagt Graf Christoph von sich selbst, „der ich immer Alles mit Eile und Gewalt ausrichten wollte und dabei von Natur auch geneigt war, viel zu schwatzen und oft schnell zu urtheilen, wurde deshalb von Scultetus nicht selten durch lateinische Kernsprüche gewarnt und zurecht gewiesen."

In Heidelberg, wo Graf Christoph auch mit mehren Professoren, z. B. mit dem Philologen Janus Gruter, dem Historiker Marquard Freher u. a. persönlichen Umgang hatte, verweilte er zwei Jahre. Nachdem er zuvor noch, wahrscheinlich nicht ohne Einfluß des Scultetus, das reformirte Glaubensbekenntniß angenommen [4]), trat er mit seinem Bruder Achatius 1600 eine Reise nach Italien an. Sie besuchten zuerst Venedig, wo sich in dem Getreibe dieser Königin des Meeres für Dohna's empfänglichen Geist eine ganz neue Welt eröffnete. Dann

gingen sie über Ferrara und Bologna nach Florenz. Hier hielten sie sich längere Zeit auf, theils um sich in der italienischen Sprache möglichst zu vervollkommnen, theils um die dortigen reichen Kunstschätze gründlich kennen zu lernen; vorzüglich fesselte sie auch der nähere Umgang mit mehren deutschen Fürsten, dem Markgrafen Christian von Brandenburg, dem Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, dem Pfalzgrafen August aus dem Hause Neuburg und den Fürsten Rudolf und Ludwig von Anhalt, die damals in Florenz verweilten. Am interessantesten war für die jungen Grafen die nahe Bekanntschaft mit dem wissenschaftlich gebildeten Fürsten Ludwig von Anhalt, dem nachherigen Stifter der Linie Anhalt-Köthen und ersten Begründer der nachmals so weit verbreiteten „Fruchtbringenden Gesellschaft", als deren erstes Oberhaupt er von seinem Sinnbild, einem gut ausgebackenen Weizenbrod, den Beinamen „des Nährenden" führte. Seine große Vollkommenheit im Lautenspiel gab Anlaß, daß sich auch Graf Christoph bei dem damals berühmten florentiner Musiker Lorenzo Allegri eine bedeutende Fertigkeit auf der Laute erwarb.

Von Florenz eilten die beiden Grafen im September 1601 zunächst nach Neapel und begaben sich dann nach kurzem Aufenthalt nach Rom, das längst ersehnte Ziel ihrer Reise, wo sie im November ankamen. Auf Christoph's Seele machte die Weltstadt den gewaltigsten Eindruck; Alles übertraf seine gespannten Erwartungen. Höchst günstig für ihre Belehrung und den Genuß alles des Großartigen und Schönen, was Rom damals dem empfänglichen Beschauer darbot, war es für die Grafen, daß sie an dem Herrn Fabian Konopatzki, der in des Papsts

Clemens VIII. Diensten stand, einen Verwandten fanden, durch dessen Vermittelung ihnen der Zugang und die Bekanntschaft mit allen Merkwürdigkeiten außerordentlich erleichtert wurde. Alles, was Graf Christoph an interessanten Gebäuden, Denkmälern aus dem Alterthum, schönen Gemälden oder Kunstwerken sah, zeichnete er mit großer Genauigkeit in einem Itinerarium auf. Dabei versäumte er auch die Leibesübungen nicht, die damals zur Ausbildung eines Cavaliers gehörten, lernte Fechten, Voltigiren, Fahnenschwingen und andere dergleichen Künste. Vielen Fleiß verwandte er bei dem berühmten Meister Nanino auf die Musik.

Die unerwartete Nachricht vom Tode des Vaters der Grafen, der gegen Ende 1601 gestorben war, veranlaßte sie zu einer frühern Abreise von Rom, als ursprünglich in ihrem Plane lag. Sie hatten während ihres Aufenthalts, durch mannichfache Verhältnisse begünstigt, für ihre Ausbildung in aller Hinsicht viel gewonnen. Auf der Rückkehr besuchten sie Genua, Mailand, Verona, Brescia und Bergamo, auch Venedig und Florenz wieder; hier ließ sich Graf Christoph den Platz zeigen, wo der berühmte Mönch und Prophet Geronimo Savonarola unter Lorenzo's de' Medici Waltung vor dem Volke seine begeisternden Reden gehalten, das Kloster, wo er gewohnt, und den Ort, wo man ihn auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte. „Noch heute", schrieb Dohna in sein Tagebuch, „halten viele gelehrte Leute in Florenz hoch auf ihn." Von da nahmen die beiden Grafen die Rückreise durch die reizenden Gegenden Tirols, über den Comersee, durch Graubünden in die Schweiz, wo sie aber so lange verweilten,

daß sie über Strasburg erst im August in Heidelberg ankamen.

Hier hatten sie früher so lehr= und genußreiche Tage verlebt, die Stadt mit ihren reizenden Umgebungen, mit dem interessanten Kreis von Freunden und Bekannten aus dem höhern Stande war ihnen so lieb geworden, das Leben und Treiben an dem heitern Hofe des Kurfürsten, an dem sie wieder Zutritt hatten und wo sie bei den dortigen Staatsmännern, den kurfürstlichen Räthen und dahin kommenden fremden Gästen so manche lehrreiche Unterhaltung fanden, das Alles fesselte sie so sehr, daß sie ihren Aufenthalt von Monat zu Monat verlängerten. Graf Christoph lernte damals auch mehre fürstliche Personen kennen, die als Gäste an den kurfürstlichen Hof kamen und mit denen er später in mehrfache Berührung kam, so den Herzog von Bouillon, der, einer verbrecherischen Verbindung gegen den König Heinrich IV. angeklagt, aus Frankreich entflohen war [5]), den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, damals Administrator in Strasburg, den Landgrafen Moritz von Hessen u. a. m. Es ergab sich auch bald Gelegenheit, den Grafen mehr und mehr mit dem höhern Staatsleben bekannt zu machen. Um das staatsmännische Getreibe auf einem Reichstage kennen zu lernen, begleitete er 1603 seinen Oheim, Fabian von Dohna, den der Kurfürst zu seinem Bevollmächtigten ernannt hatte, auf kurze Zeit auf den Reichstag nach Regensburg, und des Oheims ausgebreitete Geschäftskenntniß und diplomatische Gewandtheit waren für ihn eben so lehrreich, als sein stets fröhliches und heiteres Wesen anziehend und gewinnend. Die indeß bald eintreffende

Nachricht von dem am 26. April 1603 erfolgten Tod des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, des bisherigen Administrators von Preußen und Vormunds des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich, machte für Fabian von Dohna eine Reise nach Preußen nothwendig, wohin ihn sein Neffe Christoph begleitete.

Letzterer verweilte in der Heimat bis zum März 1604. Um diese Zeit trat er mit seinem Bruder Achatius eine Reise nach Frankreich an. Die Erinnerung alles Dessen, was ihm in seiner Kindheit und auch nachmals noch ausführlicher sein Oheim von diesem Lande und dessen Volk erzählt, hatte in ihm längst den Wunsch erregt, Alles, was er damals gehört, in eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Reise ging über Dessau, wo der Fürst die ihm schon bekannten Grafen mehre Tage zu sich aufs Schloß nahm, über Frankfurt a. M., Heidelberg, Strasburg und Basel, wo sie den gelehrten Johann Jakob Grynäus kennen lernten, zunächst nach Genf. Hier fesselte sie auf längere Zeit theils der Umgang mit vielen Fremden von Adel, die sich damals zahlreich in Genf aufhielten, theils vorzüglich auch die Bekanntschaft mit mehren Gelehrten, mit denen Graf Christoph wie schon jetzt, so auch späterhin auf seinen Reisen vor allen gern in nähere Berührung zu kommen suchte. Unter diese gehörte in Genf der alte, ehrwürdige, durch seine Schicksale, wie durch seine Schriften berühmte Theodor Beza, damals zwar schon ein Greis von 85 Jahren, aber noch frischen, heitern Geistes. Unter seiner Leitung vervollkommnete Graf Christoph seine Kenntnisse in der griechischen Sprache; außerdem wurde auch das Französische mit dem größten Fleiß betrieben, sodaß er

bei der Fertigkeit, die er darin schon besaß, in wenigen Monaten der Sprache völlig mächtig wurde. Neben diesem geistigen Gewinn für seine Bildung sprach ihn auch das ganze damalige Volksleben in Genf sehr gemüthlich an. „Ich muß bekennen", schreibt er in sein Tagebuch, „daß der fromme und eingezogene Wandel, den man zu Genf führt, wie auch die gute Ordnung und Disciplin, so allda gehalten wird, mir sehr wohl gefiel und mir großen Nutzen gebracht. So hat man damals im Monat Mai an den Stadtgraben und Bollwerken zu Genf zu bauen angefangen. Damit nun aber das Volk zur Arbeit desto williger wäre, hat man die Fremden von Adel aufgefodert, mit dem Volke auszuziehen und sich in Ordnung mit ihm nach dem Ort hin zu verfügen. Als man nun dahin gekommen, wohin auch mein Bruder Achatius mit deutschen und niederländischen Studenten gegangen, hat man zuerst Gebet gehalten; hernach hat ein Jeder seinen Spaten genommen und etliche Stiche gegraben; darauf das Volk, so zur Arbeit verordnet, fröhlich zu schanzen angefangen."

Da es Hauptzweck der Reise der Grafen war, Volk und Land in allen Eigenthümlichkeiten genau kennen zu lernen, so eilten sie nicht, wie viele andere Reisende, sofort der Hauptstadt zu. Sie sahen von Genf aus über Chambery, Grenoble und Lyon durchs südliche Frankreich eine große Menge von Städten bis nach Bordeaux hin, wo sie einen Theil des Sommers verlebten. Was sie auch jetzt noch von Paris fern hielt, war die Nachricht von dem Tode der einzigen Schwester des Königs Heinrich's IV., Katharina, Tochter des Königs Anton von Navarra und Gemahlin des Herzogs Heinrich von Lothrin-

gen, die am 30. Juli 1604 gestorben war. Dieser Todesfall versetzte den französischen Hof, besonders den König, der diese seine Schwester innigst liebte, in die tiefste Trauer. Unser Graf bemerkt darüber in seinem Tagebuch: „Obwol die Herzogin einen päpstlichen Herrn gehabt, ist sie ihrer Religion doch beständig geblieben und als sie nun gestorben war, hat der ganze königliche Hof groß Leid getragen, wie auch die fremden Gesandten, unter welchen der päpstliche Nuntius sich anfangs lange bedacht, ob er auch trauern solle; hat jedoch endlich schwarz angelegt und dem König das Leid geklagt, mit Vermelden: Andere beweinten den Leib, sein Herr aber (der Papst) und er müßten auch die Seele beklagen. Der König hat darauf geantwortet: „Er stehe in keinem Zweifel, daß seiner Schwester Seele der ewigen Seligkeit theilhaftig geworden.“ Diesen Tod hat der König so tief betrauert, daß seine Majestät sich anfangs gar nicht hat wollen trösten lassen, sondern begehrt, man solle ihm Zeit geben, sich des Schmerzes zu erholen.“

Unsere Grafen setzten hierauf ihre Reise über La Rochelle, Poitiers, Bourges, Orleans, Blois, Tours bis Saumur fort. Hier fesselte sie eine Zeit lang der Umgang mit einem der gebildetsten und einflußreichsten Staatsmänner Frankreichs. Es war Philipp von Mornay, Herr du Plessis-Marly, damals königlicher Rath und Gouverneur von Saumur. Schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahr hatte er auf Coligny's Antrag ein wichtiges Memoire verfaßt, worin er seine Ansicht über den Krieg gegen Spanien für den König Karl IX. aussprach. Er war Hugenot und hatte mehrmals theils in der Sache seiner Glaubensgenossen, theils als Ge-

sandter König Heinrich's IV. in England Verhandlungen mit der Königin Elisabeth geführt. Als treuer Anhänger Heinrich's seiner Partei stets eifrigst zugethan, war er mit der Unterhandlung zum Abschluß des Vertrags mit Heinrich III. zu Tours beauftragt worden und auf seinem Schlosse Plessis bei Tours hatte (30. April 1589) unter dem Jubel des Volkes eine Zusammenkunft beider Könige stattgefunden. Als strenger Reformirter verfocht er die Sache seiner Glaubensgenossen, wo es ihre Ehre und Rettung galt, immer mit solchem Feuereifer, daß man ihn häufig den protestantischen Papst nannte. Dies entfernte ihn auch vom königlichen Hofe, als Heinrich IV. zur katholischen Kirche übertrat, und er lebte längere Zeit in Saumur, wo er für Reformirte eine Universität gestiftet hatte. In der Unterhaltung mit diesem interessanten Staatsmann fanden die Grafen Dohna mehre Wochen die gründlichste Belehrung über die damaligen Zustände in Frankreich.

Erst gegen Ende des Mai 1605 kamen sie von Chartres aus in Paris an, wo sie noch zwei Vettern aus Böhmen, die Grafen Wladislaus und Otto von Dohna und einen dritten Verwandten Karl Hannibal von Dohna anwesend fanden.[6]) Da die beiden Erstern Lutheraner, der Letztere Katholik, Christoph und Achatius Reformirte waren, so sah man durch dieses zufällige Zusammentreffen in ihnen alle drei Religionsconfessionen vertreten. Außer der Bekanntschaft mit dem durch seine gelehrten Kenntnisse sich auszeichnenden alten Grafen Ludwig von Wittgenstein, die Graf Christoph schon in den ersten Tagen machte, war besonders die mit dem berühmten Geschichtschreiber Jacques Auguste de Thou (Thuanus)

für ihn von großer Wichtigkeit. Von ihm, der früher Präsident im Parlament gewesen und lange Zeit als Staatsmann in die wichtigsten Angelegenheiten des Staats mit eingewirkt hatte, erhielt Dohna über viele Zeitverhältnisse Aufklärungen und Mittheilungen, wie er sie von keinem Andern erwarten durfte. Während des Aufenthalts der Grafen in Paris war in den Cirkeln der vornehmen Welt, in die sie durch de Thou mit eingeführt wurden, eine Zeit lang der Hauptgegenstand der lebendigsten Unterhaltung die Rückkehr der ersten, im Jahre 1600 verstoßenen Gemahlin Heinrich's IV., Margarethe, der Tochter des Königs Heinrich II. von Frankreich. [7]) Der König hatte damals diese seine Gemahlin, um seine Geliebte Gabriele d'Estrées zur Königin zu erheben, da er ihr bereits die Ehe versprochen, als Gefangene in ein entferntes Schloß verbannt. Da aber Gabriele bald darauf auf einer Reise plötzlich, wie man vermuthete, durch Vergiftung gestorben war, hatte sich der König kurz nachher mit der florentinischen Prinzessin Marie von Medici vermählt. Jetzt hatte Margarethe, wie Dohna berichtet, die Erlaubniß erhalten, an den Hof zurückzukehren, wo sie von der Königin stattlich empfangen wurde. Dies gab Anlaß, den König zu beschuldigen, er habe zu gleicher Zeit drei Frauen gehabt. In Paris liefen damals die Verse um:

Le plus grand Roy, qui ait jamais été,
C'est le mari de trois femmes en estre
L'une qui l'est, l'autre qui l'a esté
Et une encore, qui a tout droit de l'estre.

Ein anderes wichtiges Ereigniß während des Aufenthalts der Grafen in Paris, von welchem Graf Christoph

berichtet, war ein neuer Angriff auf des Königs Leben. Als dieser nämlich eines Tages, von der Jagd nach Paris zurückkehrend, an eine Brücke kam, an welcher eben gebaut wurde, stürzte ein Mensch auf ihn zu und hielt ihn am Mantel fest. Auf die Frage des Königs: was er wolle? antwortete der Verwegne: Euer Leben! und griff alsbald nach dem Dolch. Ehe es aber noch zur That kam, fielen die den König begleitenden Hofleute über ihn her und nahmen ihn gefangen. Die Untersuchung ergab, daß der Mensch, schon mehrmals von Wahnsinn befallen, einmal sogar seinen eigenen jüngern Bruder habe ins Feuer werfen wollen, um ihn, wie er angab, schon hier auf Erden durchs Fegfeuer von seinen Sünden zu reinigen. Der König schenkte ihm das Leben, verurtheilte ihn jedoch zu lebenslänglichem Gefängniß. Indeß ging bald das Gerücht, der Verbrecher sei ein heimlicher Jesuit, oder, wie Andere behaupteten, von versteckten Jesuiten zu seinem Mordanfall gewonnen.

Nichts aber hielt in den Cirkeln der vornehmen Welt, in denen sich unsere Grafen befanden, gegen Ende des Jahres 1605 die Unterhaltung mehr in Bewegung als die Englische Pulververschwörung, wozu die Zeitungen reichen Stoff boten. „Aus England“, so schrieb man damals, „haben wir Nachrichten, daß zu London man an dem Tage, als die Versammlung der Stände des ganzen Königreichs hat gehalten werden sollen, ein Impressa wider den König und alle Räthe, sie umzubringen, hat vornehmen wollen, welches aber dergestalt entdeckt worden ist. Ein guter Freund hat einem Herrn vom Lande ein Brieflein zugeschickt, so aber von Niemand unterschrieben, darin er ihn ermahnt, es werde heutiges Tags

ein Anschlag auf den König und seine Räthe gemacht; er bitte und rathe ihm, er wolle sich nicht dabei finden lassen. Der Autor werde sich selbst auch abwesend halten. Dieser zeigt das Brieflein dem Könige stracks Morgens um 7 Uhr. Der König aber will anfänglich Solchem keinen Glauben geben; letzlich jedoch läßt er den Saal der Zusammenkunft, den man Whitehall nennt, nächst bei der großen Kirche Westminster, untersuchen. Daselbst findet man, daß ein großer Keller daran stößt, darin ein Hartschierer des Königs etliches Holz und Stroh gehalten; man findet dort 33 Tonnen und zwei große Weinfässer mit Pulver, auch ein Meßgewand, Weihwasser und ein Crucifix, auch einen Knecht, der mit Stiefel und Sporen herausgeht, welcher alsbald ergriffen wird und da man ihn examinirt, bekennt er, daß man den Saal, darin der König, die Königin und ihre junge Herrschaft, sammt über 700 Herren vom Rathe und 4000 vom Lande hätten sein sollen, habe in die Luft sprengen wollen. Alsbald wird ein Aufruhr in der Stadt. Der Profoß wird ausgeschickt, welcher 18 Personen, die wie der Hartschierer dieses Handels theilhaftig und Päpstische gewesen sein sollen, so auch den Grafen von Northumberland gefangen genommen. Man hat alsbald den Spaniern, die zu Dover gelegen, ihre Waffen abgenommen und dem spanischen Gesandten eine Guardia in sein Losament gelegt. Man hat auch Schreiben aus London, daß noch viele Herren und Grafen, an 200 gefangen worden seien und daß von des Königs wegen ein Edict publicirt worden: es solle sich Niemand unterstehen, etwa ausheimische Könige, Fürsten, Herren und Gemeinden mit diesem Werke zu bezüchtigen, bis zu

der Zeit, da ihre Majestät und deren Räthe von allem wohl informirt solches selbst ans Licht bringen wollen.

Das Edict, welches der König am 15. November 1605 hat publiciren lassen, lautet also:

Kund und offenbar, daß ein Edelmann und Pensionär Ihrer Majestät, genannt Thomas Perci, die gräulichste und erschrecklichste Verrätherei unternommen hat, die nie erhört und erdacht worden, nämlich daß er hat wollen in die Luft sprengen den König, die Königin, seinen Sohn, den jungen Prinzen, alle Edelleute und Committirten mit einer großen Menge Pulver, die er heimlich gebracht hat in einen Keller unter einer Kammer des Parlaments, da die Versammlung sein sollte, welches Pulver diesen Morgen gefunden worden; dazwischen hat sich der Perci davon gemacht. Ist darum unser Wille und Begehren an alle unsere Offiziere und Untersassen, daß sie wollen williglich vollbringen, daran wir nicht zweifeln, nämlich daß sie fleißige Nachforschungen haben sollen, den Perci durch alle möglichen Mittel zu bekommen, auf daß seine andern Conspiratoren mögen offenbar werden. Der gedachte Perci ist ein langer Mann mit einem großen, breiten Bart, von einer bequemen Statur, die Gestalt seines Hauptes und sein Bart sind vermischt mit greisen Haaren; sein Haupt ist weißer als sein Bart; er ist etwas breitschulterig, seine Augen goldfarbig, hat lange Füße und dünne Beine. Gegeben in unserm Pallast Westminster im Jahre unserer Regierung von Großbritannien im V."

Bald darauf lasen die Grafen Dohna in den pariser Zeitungen: „Thomas Perci, ein naher Verwandter des Grafen von Northumberland, solle gefangen worden sein.

Derjenige aber, der bei den Fässern mit Pulver, mit einem falschen Licht im Gewölbe unter dem Palast, da man das Parlament halten wollte, gewesen, ist auch ergriffen und des Perci Diener, de Huson genannt, hat sich höchlich beklagt, daß sein heilsam Fürnehmen, welches ihm der Allmächtige inspirirt hätte, durch den Teufel ans Licht gebracht worden sei. Als ihm durch den königlichen Rath vorgehalten worden, daß er doch wohl gewußt, daß in solchen Versammlungen auch viele Herren erscheinen würden, die der römischen Religion zugethan, und man gerne wissen wolle, mit welchem Gewissen er denselben das Leben hätte nehmen können, hat er geantwortet: Da es vollzogen worden, wäre es unmöglich gewesen, daß nicht auch viele gute Katholische solches hätten entgelten müssen; aber man sollte bedenken, daß dieselben als Märtyrer oder Zeugen Gottes nachmals kanonisirt und für Heilige sollten gehalten sein u. s. w. Als man ihn weiter gefragt: wer seine Mitgesellen wären? hat er nichts Anderes bekennen wollen, als daß er vor zwei Monaten in Brabant, Flandern und Frankreich gewesen und mit etlichen jesuitischen Patres Conversation gehalten hätte, hat aber nicht gestehen wollen, was ihre Communication gewesen, ja noch dazu gesagt: wenn man ihm auch die größte Marter anthäte, wolle er doch nichts davon bekennen. Aus London wird auch an eine vornehme Person des Hofs allhier geschrieben, dort gehe die Sage, daß die Verrätherei mit Vorwissen und aus Anstiftung der holländischen Staaten verursacht und bestellt gewesen und daß der Principalthäter Thomas Perci alsbald nach Holland geflohen sei und daselbst noch zur Zeit seinen Aufenthalt habe. Die abwesenden Stände in

England, die auf dem bestimmten Tag des Parlaments in Westminster nicht erschienen, entschuldigen sich damit, daß sie etliche Tage zuvor durch ein unbekanntes Schreiben gewarnt worden, welches sie auch dem Könige überschickt, ehe der Anschlag hat ins Werk sollen gerichtet werden; dadurch aber machen sie sich noch mehr verdächtig und man will es für eine genugsame Entschuldigung ihres Abwesens nicht passiren lassen. In Summa die Vermuthung geht stark, auch sind erhebliche Ursachen zu glauben, die ganze Verrätherei sei eine holländische Practic mit vielen malcontenten Ständen in England gewesen."

In den pariser höhern Cirkeln fanden freilich die Grafen Dohna mehr die Ueberzeugung herrschend: die Verschwörung sei ein von den Jesuiten angestiftetes Werk gewesen. Um so mehr, bemerkt Graf Christoph, erregte es in Paris großes Aufsehen, daß eben damals (1606) der König den Jesuiten nicht blos die Rückkehr und den Aufenthalt in Paris wieder gestattete, sondern auch die Schandsäule, welche 1597 auf der Stelle des niedergerissenen Hauses des jesuitischen Verbrechers Johann Chastel, der Heinrich IV. hatte ermorden wollen [8]), errichtet worden, und worauf die Schandthat dieses Jesuiten zu lesen war, abbrechen ließ, wozu ihn besonders ein damals berühmter Jesuit Cotton bewogen hatte, denn dieser Mensch, so gewissenlos und anrüchig er auch in seinem Lebenswandel war, übte über den König doch eine solche Macht, daß er Alles was er wollte bei ihm durchsetzte. Daher, sagt Dohna, liefen damals in Paris die Verse um:

Pyramidem Rex stare vetat, nec dicere causam
Cotto cupis, causae te pudet ergo tuae.

Das interessante, rege Leben in der Hauptstadt fesselte unsere Grafen dort ein ganzes Jahr. Sie hatten die Freude, im Frühling 1606 auch den Herzog von Bouillon, den sie, wie erwähnt, früher schon in Heidelberg kennen gelernt und dessen nähere Bekanntschaft besonders dem Grafen Christoph später von großer Wichtigkeit wurde, in Paris noch begrüßen zu können. Der Herzog nämlich hatte sich aus Deutschland nach Sedan begeben. Der König wünschte eine Versöhnung mit ihm; allein die angeknüpften Unterhandlungen blieben lange ohne Erfolg, denn der Herzog erklärte sich zwar bereit, den König, wenn er mit seinem Hofgefolge nach Sedan komme, dort aufnehmen zu wollen, weigerte sich aber standhaft, ihm den Platz zu übergeben, bevor er durch eine feste Zusage der königlichen Gnade gesichert sei. Der König, obgleich schon überzeugt, daß die dem Herzog angeschuldigte Verbindung mit Spanien gegen ihn unbegründet sei, brach im April 1606 mit einem Heere nach Sedan auf, wie man meinte, um den Herzog mit Gewalt zur Ergebung zu zwingen. Als er sich indeß der Stadt näherte, leitete der kluge Staatssecretair de Villeroi eine Zusammenkunft mit dem Herzog ein, versicherte diesen der wohlwollenden Gesinnungen des Königs, worauf jener sofort in die vorgeschlagenen Bedingungen einwilligte und dem Könige bis Donchery entgegenzog. Hier kam es nach erhaltener Verzeihung zur völligen Versöhnung. Der König zog darauf in Sedan ein, verweilte dort einige Tage, übergab die Stadt vorläufig einem Gouverneur, der sie nach einem Monat dem Herzog wieder einräumen mußte. Dieser begleitete den König nach Paris zurück, wo er am Hofe als welterfahrener Staatsmann,

der schon unter drei Königen die wichtigsten Staatsämter verwaltet und für Heinrich IV. auch die Allianz mit England abgeschlossen hatte, mit außerordentlicher Auszeichnung behandelt wurde. In die Gesellschaft der vornehmen Welt, die sich häufig bei ihm versammelte, lud er regelmäßig auch die jungen Grafen von Dohna ein, denn mit ihnen unterhielt er sich besonders gerne. Aus seinem frühern Leben erzählte er in einer solchen Unterhaltung dem Grafen Christoph einst folgende sonst unbekannte Thatsache: Er sei, von katholischen Aeltern abstammend, in seiner Jugend ebenfalls Katholik gewesen. Eines Tages sei er in Montauban in eine reformirte Kirche gegangen, um in jugendlichem Uebermuth den dortigen Prediger auf irgend eine Weise zu verhöhnen und in Verlegenheit zu setzen. Allein die Rede des Geistlichen habe auf ihn den gewaltigsten Eindruck gemacht, sodaß er seitdem immer mehr über sich und seinen Glauben zu ernster Gesinnung gekommen und endlich, nachdem er über Das, was man als reine christliche Wahrheit erkennen müsse, immer tiefer nachgedacht, auf diesem Wege der Selbstbekehrung zur reformirten Kirche übergegangen sei.

Durch Vermittelung dieses vielgeltenden Staatsmanns glückte es den beiden Grafen Dohna, kurz vor ihrer Abreise in einer Audienz dem Könige Heinrich IV. vorgestellt zu werden. Sie wurden in ein Lusthaus an den Tuilerien eingeladen, wo sich der König in der großen Galerie befand. Er hatte, wie Christoph in seinem Tagebuch bemerkt, ein Kleid von braunem, gewässertem Tobin an, trug einen schwarzseidenen Mantel, um den Hals eine Kröse und auf dem Kopf einen schwarzen Hut. Als der Herzog von Bouillon ihm die beiden Grafen vorstellte,

nahm der König den Hut ab und begann seine Unterredung mit den artigen Worten: „Je serai bien aisé de vous faire plaisir." Während der Unterhaltung ging er mit den Grafen einige Zeit im Garten spazieren.

Bald darauf noch im Frühling 1606 kehrten die Grafen, um auch das nördliche Frankreich kennen zu lernen, über Soissons, Laon, Sedan, Nancy und Saarbrück nach dem ihnen so lieb gewordenen Heidelberg zurück, wo nach einiger Zeit Graf Achatius am Hofe die Stelle eines Gouverneurs des damals zehnjährigen Kurprinzen Friedrich, ältesten Sohnes des Kurfürsten Friedrich's IV., erhielt.

II.

Zweite Reise nach Frankreich. — Hofleben in Heidelberg. — 1606—8.

Am kurpfälzischen Hofe befand sich der Fürst Christian I. von Anhalt, dem bei der Theilung der anhaltischen Lande der Antheil von Bernburg zugefallen war. Er hatte bisher aber wenig in seiner heimatlichen Herrschaft gelebt. Reiselust trieb ihn schon als Jüngling in die Türkei. Nach seiner Rückkehr gewann er seine Hofbildung an den Kurhöfen von Brandenburg und Sachsen. Von beiden aber schreckte ihn die damals dort herrschende Sauflust bald wieder hinweg, denn diese haßte er ebenso sehr, als er mit Liebe dem Kriegshandwerk leidenschaftlich ergeben war. Im Kriegswesen hatte er sich früher schon einen reichen Schatz von Kenntnissen auf Reisen in Frankreich und Italien erworben und so stand

er jetzt als ein Mann da, der bei den übrigen deutschen Fürsten wegen seiner Entschlossenheit im Handeln, seiner Gewandtheit in Staatsgeschäften und seiner kriegerischen Tapferkeit überall hohe Achtung und allgemeines Vertrauen genoß. 9) Er hatte soeben, als die Grafen Dohna nach Heidelberg zurückkehrten, als kurpfälzischer Geheimer Rath und Statthalter der Oberpfalz vom Kurfürsten Friedrich den Auftrag erhalten, eine Gesandtschaft an König Heinrich IV. zu übernehmen, und war bereits mit einer Instruction versehen, worin die wesentlichsten Bestimmungen zur Errichtung eines Bündnisses aller protestantischen Fürsten in Deutschland als einziges Mittel zum Widerstand und zur kräftigsten Abwehr gegen die vom österreichischen Hause und mehren katholischen Fürsten ausgehenden Anmaßungen in Sachen des Glaubens und der Kirche vorgezeichnet waren. Seine Aufgabe war, den König Heinrich zur Theilnahme oder wenigstens zur Unterstützung dieses Bündnisses zu gewinnen. Eine Geldangelegenheit, die Fürst Christian mit der französischen Krone ausgleichen sollte, bot einen passenden Vorwand dar, den Hauptzweck der Gesandtschaft vor den Augen der Gegenpartei zu verdecken. Sie betraf noch den Kriegszug des Fürsten 1591, als er auf Empfehlung der Königin Elisabeth von England an der Spitze eines Heerhaufens von 16,000 Mann, den man mit den von Turenne bei mehren protestantischen Fürsten aufgebrachten Geldern gesammelt hatte, dem König Heinrich zu Hülfe gezogen war. Der Geldmangel des Königs indeß und die unter den Truppen bald ausbrechende große Unzufriedenheit hatten ihn damals freilich keinen besondern Kriegsruhm einernten lassen.

Seitdem hatte Christian den französischen Hof nicht wieder gesehen. Er mußte daher wünschen, bei seinem wichtigen Auftrage einen Begleiter zur Seite zu haben, der die jetzigen Verhältnisse und Persönlichkeiten des Hofes aus eigener Anschauung genau kannte. Sein Auge konnte kaum auf einen Andern fallen als auf den Grafen Christoph von Dohna. Dieser zählte damals zwar erst 23 Jahre; allein seine genauere Bekanntschaft mit de Thou, mit Mornay du Plessis, der eine Zeitlang in Paris lebte, mit dem Herzog von Bouillon und mehren andern in hohem Ansehen stehenden Staatsmännern empfahl ihn schon vor allen Andern; dazu kam, daß er durch sein reifes, treffendes Urtheil über persönliche, staatliche und religiöse Verhältnisse bewies, wie er in Alles, was ihm in Sachen des Staats und der Kirche in Frankreich wichtig erschienen, mit scharfer Beobachtungsgabe eingedrungen war. Der Fürst theilte seinen Wunsch zunächst dem Grafen Fabian von Dohna mit, auf dessen Anrathen Graf Christoph, dessen Reiselust auch längerm Besinnen nicht Raum ließ, das Anerbieten sofort annahm, zumal da bei der erwähnten Geldforderung auch sein Oheim selbst mitbetheiligt war, indem er damals als Oberst mit 1000 Pferden in Christian's Heer gestanden hatte.

So trat Graf Christoph im Juni 1606 seine zweite Reise nach Frankreich an, durch die er zuerst ins diplomatische Leben eingeführt wurde. Der Fürst, begleitet von seinem Schwager, dem Grafen von Bentheim, kam mit seinem Gefolge am 21. Juli in Paris an und ließ sich alsbald durch ein Handschreiben beim Könige anmelden. Da dieser indeß in der Hauptstadt nicht anwesend war, so benutzte er die erste Woche, um sich in Beglei-

tung des Grafen Christoph mit den merkwürdigsten Localitäten, Gebäuden und reichen Sammlungen von Kunstgegenständen in Paris bekannt zu machen. Nachdem der König am 1. August nach Paris zurückgekehrt war, ließ er den Fürsten aufs freundlichste willkommen heißen und zugleich am andern Tage zu sich in die Tuilerien einladen, wohin diesen ein kostbarer königlicher Staatswagen abholte. Achtzehn deutsche Edelleute, die zum Theil mit ihm gekommen waren und seinen Hof bildeten, begleiteten ihn. Vom Könige mit außerordentlicher Freundlichkeit empfangen [10]), unterhielt sich dieser mit ihm ganz allein über eine Stunde und der Zweck der Sendung des Fürsten war erreicht, denn der König sagte seine Theilnahme und Unterstützung in Betreff des beabsichtigten Bündnisses bereitwillig zu. Nachdem darauf dem Könige mehre Begleiter des Fürsten vorgestellt waren, unter denen er besonders den ihm schon bekannten Grafen von Dohna vorzüglich freundlich ansprach, unterbrach die Messe bei den Kapuzinern, die der König hören wollte, die weitere Unterhaltung. Fürst Christian verweilte in Paris noch bis gegen Ende August. Als Begleiter desselben in allen Cirkeln der vornehmen Welt machte Dohna die interessantesten Bekanntschaften mit den ersten Staatsmännern Frankreichs. Zu diesen gehörte der damals im höchsten Ansehen stehende Marquis von Rosny, Maximilian von Béthune, den der König soeben zum Pair und Herzog von Sully erhoben hatte. Seit seiner Jugend Waffengefährte des Königs und als sein nächster Vertrauter in die geheimsten Pläne und Entwürfe der französischen Politik eingeweiht, war er für Graf Dohna, wo er ihn sah, ein Gegenstand der schärfsten Beobachtung und Aufmerk-

samkeit. Da Fürst Christian das Arsenal gern näher kennen zu lernen wünschte, so führte ihn Sully, der auch noch Großmeister der Artillerie und Oberintendant der Festungen war, selbst in demselben umher. Damals machte auch Graf Dohna nähere Bekanntschaft mit ihm, an die sich späterhin so vielfache Geschäftsverhältnisse knüpften. Auch mit Villeroi, einem der bedeutendsten Staatsmänner, der sich dem König durch seine große Gewandtheit und Ordnung in der Behandlung der Staatsgeschäfte, sowie durch seine genaue Kenntniß der politischen Verhältnisse so empfohlen hatte, daß er in der Verwaltung der auswärtigen Staatsangelegenheiten stets eine der wichtigsten, entscheidendsten Stimmen hatte, kam Dohna damals schon in nähere Berührung und stand auch späterhin mit ihm in vielfachen Verhandlungen. Nicht minder wichtig war für ihn die Bekanntschaft mit Jeannin, der sich aus dem Handwerkerstande (er war der Sohn eines armen Lohgerbers) durch Verdienste bis zur Würde eines Parlamentspräsidenten emporgehoben hatte und jetzt mit am Staatsruder saß, von seinem Könige mit dem vollsten Vertrauen beehrt, besonders in der Geschäftsverwaltung der auswärtigen Angelegenheiten.

Alle diese und zahlreiche andere Bekanntschaften, namentlich auch mit den am französischen Hofe damals accreditirten Gesandten von England, den Niederlanden, Florenz u. a., waren wie für den Fürsten Christian, so auch für Dohna späterhin noch von größter Wichtigkeit. Die Auszeichnung aber, mit der der Fürst den jungen Grafen schon jetzt überall beehrt sah, bewog ihn bei seiner Abreise, denselben die weitere Regulirung der erwähnten Geldangelegenheiten anzuvertrauen. Er händigte ihm

zu dem Zweck unter Zusicherung eines bestimmten jährlichen Gehalts eine Bestallung ein, worin er ihn als seinen Geschäftsträger bevollmächtigte, die Sache so vortheilhaft als möglich mit dem französischen Hofe in Ordnung zu bringen. Sie hatte bei den vielseitigen andern Ansprüchen an die Staatskassen große Schwierigkeiten und forderte viele mühselige Arbeiten. Indeß glückte es doch endlich dem Grafen, sie so weit zu beendigen, daß nicht nur der kurpfälzische Hof und der Fürst Christian, sondern überhaupt Alle, die dabei betheiligt, ihm für die gewandte und kluge Ausführung ihre volle Zufriedenheit bezeugten.

Im Uebrigen brachte die neue amtliche Stellung den jungen Grafen in manche sehr angenehme Verhältnisse. Er nahm an allen Hoffesten theil, denn der König sah ihn gern an seinem Hofe und fand Gefallen an seiner Unterhaltung. Er erhielt von ihm auch eine Einladung, als im September in der königlichen Familie eine dreifache Kindertaufe, nämlich die des ältesten Sohnes des Königs, des Dauphin Ludwig (der schon 1601 geboren war) und der beiden Prinzessinnen Isabelle und Christine (1602 und 1603 geboren) zu Fontainebleau mit außerordentlicher Pracht und großem Aufwand stattfand, wobei es dem Grafen auffallend war, daß bei der glänzenden königlichen Tafel, an der auch er als Gast saß, der königlichen Familie Fürsten von Geblüt, dem päpstlichen Legaten aber, der für den Papst Paul V. bei der Taufe die Pathenstelle vertrat, sowie den andern Gevattern die Fürsten des Hauses Lothringen und andere großen Herren aufzuwarten hatten, und zwar wie ausdrücklich angeordnet war, daß Religionsverwandte auch nur von Reli-

gionsverwandten, z. B. der päpstliche Legat vom Sohne des Duc de Sully, bedient werden durften.

Wenn sich hier die Religionsspaltung nur in der mildesten Form zeigte, so sah sie Graf Dohna damals in den Provinzen an vielen Orten weit schroffer und schärfer hervortreten. Zu Montauban in Gascogne, las er im December 1606 in den pariser Zeitungen, ist der Bischof sammt seiner Klerisei ohne einige Ursache weggezogen, vorgebend, er könne Gewissens halber nicht neben den Ketzern und Hugenotten sein Amt verrichten. Man will dafür halten, es sei eine jesuitische Finte, auf einen neuen Lärm und auf ein Blutbad abgesehen. Allhier in Paris lassen sie noch nicht nach, diejenigen Evangelischen, die zu dem Exercitium gehen, zu verfolgen, auszulachen, ja auch mit Koth zu bewerfen, nur damit sie Ursache zum Tumult erlangen möchten, und also wird es in die Länge keinen Bestand haben, wo der König nicht selbst wehrt. Der gemeine Pöbel sucht nichts Anders als Aufruhr. Also läßt sich's gar zu einem Blutbade ansehen und haben etliche, fügt Dohna hinzu, schon so viel Luft von den Practicken, daß sie dem Wetter nicht trauen, sondern ihre Sachen richtig machen und von Paris sich gen Strasburg zu begeben Vorhabens sind.

Wenn diese immer mehr steigende Gewitterschwüle dem Grafen oft auch sehr drückend war und ihm nicht selten seinen Aufenthalt in Paris verleidete, so fesselten ihn seine damals noch nicht beseitigten Geschäfte doch noch viel zu sehr, als daß er an die Abreise hätte denken können. Nach einem kurzen Aufenthalt in Sedan, wo er in Begleitung des Grafen Otto von Solms bei der Taufe des Sohnes des Herzogs von Bouillon Friedrich

Moritz für den Fürsten von Anhalt die Pathenstelle vertrat, verlebte er die angenehmsten Stunden des Winters in den Gesellschaften des Herrn Mornay du Plessis, der sich noch in Paris aufhielt, des Herzogs von Sully und mehrer andern Staatsmänner; am liebsten aber war und blieb ihm immer der Umgang mit dem damaligen ersten und berühmtesten Geschichtschreiber de Thou, denn bei keinem Franzosen fand er so vielseitige, gründliche Gelehrsamkeit mit dem feinsten Geschmack, eine so große Geschäftskunde und diplomatische Gewandtheit mit so viel Weltkenntniß und Erfahrung, einen so richtigen Lebenstact mit einem so edeln Charakter, einer so reinen Gesinnung und unbefleckten Redlichkeit vereint wie bei ihm. Damals noch im kräftigsten Mannsalter arbeitete er noch an seinem Werke über die Geschichte seiner Zeit („Historiarum sui temporis libri"), wovon ein Theil bereits erschienen war, ein Werk, welches seinen Namen in der geschichtlichen Literatur verewigt hat. Bei ihm fand Dohna, wenn ihn das wüste Getreibe und wilde Gewirre des pariser Lebens oft bis zum Ekel anwiderte, immer wieder neue erfrischende und stärkende Nahrung für Geist und Herz. Von ihm erhielt er oft die interessantesten Aufschlüsse und Belehrung über das Studium der Werke Guicciardini's, welches er damals in Mußestunden mit vielem Eifer betrieb. Als eine päpstliche Rarität theilte ihm de Thou eines Tags auch die damals in Rom gedruckten Theses mit, worin die päpstliche Heiligkeit ein Vice-Deus, omnipotentiae pontificiae Propugnator acerrimus genannt war und einige Sprüche der Heiligen Schrift, die nur von Christus zu verstehen sind, gotteslästerlich auf den Papst und sein Regiment bezogen wurden.

Erst im Anfange des October 1607 konnte Graf Dohna an die Rückkehr denken. Er hatte am 8. dieses Monats im Garten der Tuilerien zuvor noch eine Audienz beim Könige, um sich bei ihm zu verabschieden. Dieser entließ ihn nach einer längern Unterhaltung mit den freundlichen Worten: „Vous allez trouver Mr. le Prince d'Anhalt; dites lui, que je le prie de se souvenir de ce qu'avons traité emsemble et de poursuivre. Je lui suis toujours bien affectionné: et pour vous en votre particulier je vous serai toujours bien affectionné.“

Um auch das mittlere Frankreich kennen zu lernen, schlug Dohna auf der Rückreise den Weg über Chalons, Verdun und Metz ein und kam dann über Kaiserslautern und Manheim nach Heidelberg, wo er seinen Bruder Achatius als Prinzen-Instructor des jungen Pfalzgrafen Friedrich (des nachherigen Kurfürsten und später Königs von Böhmen) am Hofe fand. Er verweilte in Heidelberg den größten Theil des Winters, oft ebenfalls an den kurfürstlichen Hof eingeladen, denn der kränkliche Kurfürst liebte es, zu seiner Erheiterung häufig heitere und unterhaltende Gäste um sich zu versammeln. „Zum Abendessen“, bemerkt Dohna in seinem Tagebuch, „haben Sr. kurfürstl. Gnaden mich sehr oft lassen erfordern; da hat Jedermann müssen Historien erzählen, um Ihro kurfürstlichen Gnaden, welche am Podagra und Stein litten, die Zeit zu kürzen, da es denn allerhand gute Historien und Discours gegeben“. Auch der Umgang mit dem ihm früher schon in Paris bekannt gewordenen Grafen Ludwig von Wittgenstein, der damals in der Familie des kurfürstlichen Oberhofmeisters Grafen Johann Albrecht von Solms-Braunfels lebte, war für Dohna ebenso lehrreich als an-

genehm, denn die liebenswürdige Gemahlin des Grafen von Solms, eine Tochter des Grafen von Wittgenstein, erwies ihm stets die freundlichste Aufmerksamkeit.

Dennoch bemächtigten sich in einsamen Stunden Dohna's Seele nicht selten auch allerlei trübe Stimmungen. Wer, wie er, die Erscheinungen der Zeit, besonders in kirchlichen Angelegenheiten mit so viel Scharfsinn beobachtete und mit so richtigem Urtheil in ihren möglichen Ausgängen und Folgen erwog, konnte nicht verkennen, die schwüle, drückende Gewitterluft, die wie über Frankreich so auch über dem Deutschen Vaterland lag, drohe eine Katastrophe herbeizuführen, welche auf dem vaterländischen Boden alles Bestehende in Staat und Kirche um so schrecklicher in seinen Grundlagen erschüttern werde, je mehr der unheilvolle Zündstoff Zeit gewann, sich nach allen Richtungen hin in seiner furchtbaren Masse aufzuhäufen. Zwar suchte Dohna in solchen Stimmungen, fromm wie er war, im Worte Gottes Halt und Trost. Der Gedanke an eine göttliche Vorsehung, an das Walten einer allmächtigen Hand auch im wildesten Gewittersturm kehrte dann tröstend in seine bekümmerte Seele zurück. Er nahm in solchen Stunden, wie er selbst erzählt, gern die Bibel zur Hand und schlug sie auf, ob ihm vielleicht ein Trostspruch in die Augen falle. Und wenn er dann las: „Euere Haare auf dem Haupte sind alle gezählt“ oder im Psalm: „Gott sind all unseres Herzens Sorgen sammt den Gedanken unverborgen“, so kehrte in seine Seele auf einige Zeit wieder Ruhe zurück. Allein neue drohende Ereignisse verscheuchten sie auch immer wieder.

In solchen Stimmungen wurde in ihm der Gedanke

an die väterliche Heimat immer lebendiger. Die Sehnsucht, die Seinigen im älterlichen Hause nach so langer Trennung einmal wiederzusehen, drängte sich ihm so unüberwindlich auf, daß er den Fürsten von Anhalt, in dessen Dienst er noch stand, um Urlaub zu einer Reise nach Preußen bat. Er erhielt ihn, jedoch nur auf kurze Zeit und trat mit seinem Bruder Dietrich, der aus den Niederlanden nach Heidelberg gekommen war, zu Ende Januar 1608 bei sehr strenger Kälte die Reise an. Erst nach vier Wochen sahen sie ihr geliebtes Stammschloß Schlobitten wieder. Der erste Besuch galt dem nun schon hochbejahrten Oheim Fabian, damals Oberburggraf zu Königsberg, nach dem sich König Heinrich von Frankreich so oft aufs angelegentlichste erkundigt hatte. Graf Christoph wurde wiederholt von der Herzogin Maria Eleonore von Preußen an den Hof und zur Tafel geladen, wo sie viel mit ihm in französischer Sprache conversirte, denn die Fürstin, eine Rheinländerin, liebte diese fast mehr als ihre Muttersprache. Auch in Preußen fand Dohna Alles in Aufregung und Parteiung, denn nachdem nach des Markgrafen Georg Friedrich's von Ansbach Tod der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg nach vielen Schwierigkeiten und Hindernissen die Curatel über den blödsinnigen Herzog Albrecht Friedrich vom polnischen Hofe endlich zugesprochen erhalten, trat ein großer Theil des preußischen Adels, der den günstig scheinenden Moment zur Erweiterung seiner Rechte und Freiheiten nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte, auf seine Privilegien pochend mit einer Unzahl von Klagen und Beschwerden auf, die man abgestellt wissen wollte, bevor man die übertragene Curatel anerkenne. Die Familie

Dohna stand in dieser Parteiung auf der Seite des Kurfürsten. „Es ist damals“, berichtet Graf Christoph selbst, „im ganzen Herzogthum große Unruhe gewesen, weil auf einer Seite mein Herr Vetter (Graf Fabian, der Oberburggraf) nebst meinen Brüdern und andern Gutherzigen auf des kurfürstlichen Hauses Brandenburg als des Landesfürsten Hoheit gesehen und sich bemüht, solche zu des Vaterlandes Besten zu erhalten; die Andern aber, die sich die klagenden Räthe genannt, allein auf ihre Privilegien und Freiheiten drungen und darüber in großen Zwist, Unkosten und Widerwillen gerathen sind.“

III.

Die Union. — Gesandtschaftsreise des Grafen nach Venedig. — Dritte Gesandtschaftsreise nach Paris. — 1608—9.

Dieses verderbliche Parteiwesen erleichterte dem Grafen Christoph den Abschied in Preußen. Er trat die Rückkehr nach Amberg zum Fürsten von Anhalt schon zu Ende Aprils an und zwar von Dessau aus in Begleitung des jungen Fürsten Joachim Ernst von Anhalt und dessen zwei Brüdern Johann Kasimir und Friedrich Moritz, beide noch im zarten Alter. Ehe indeß der Graf beim Fürsten anlangte, war ein wichtiges Ereigniß erfolgt, wobei auch seine Thätigkeit von neuem in Anspruch genommen ward. Wir hörten bereits, daß schon früher der Gedanke eines Bündnisses der protestantischen Fürsten die wichtigste Veranlassung zur Sendung des Fürsten von Anhalt an den französischen Hof gewesen.

Heinrich IV. hatte selbst längst den Plan verfolgt, unter den protestantischen Fürsten Deutschlands eine Union gegen das habsburgische Haus zu Stande zu bringen und ihm die Kaiserkrone zu entziehen. Schon 1602 hatte er darüber mit dem Landgrafen Moritz von Hessen bei dessen Besuch in Frankreich vieles mündlich unterhandelt und 1606 hatte er zunächst den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz für den Plan einer Union zu gewinnen gesucht, indem er ihm vorstellen ließ, wie nothwendig eine Vereinigung der deutschen Fürsten und namentlich derjenigen unter ihnen sei, welche Ansprüche auf die jülich-kleveschen Länder machten, damit nicht Mächtigere sich diese zueigneten und besonders die immer steigende Macht des spanisch-östreichischen Hauses sich durch ihren Besitz vergrößere. Der Plan einer solchen Verbindung wurde wahrscheinlich damals schon zwischen dem König und dem Fürsten von Anhalt näher verabredet und, wie erwähnt, hatte auch Letzterer damals vom König das Versprechen erhalten, beim Eintreten gewisser Umstände einen solchen Fürstenbund mit einer namhaften Geldsumme unterstützen zu wollen. Indeß erst die immer zunehmenden Bedrückungen der Protestanten in Deutschland, das immer gewaltthätigere Auftreten des Kaisers, besonders sein verfassungswidriges Verfahren gegen die Reichsstadt Donauwörth und endlich auch der Tod des alten Herzogs Friedrich von Würtemberg, der wie seine Vorgänger stets jeder Verbindung gegen den Kaiser widerstrebt hatte, mußten hinzukommen, um den Plan wirklich zur Ausführung zu bringen. Am 4. Mai 1608 traten der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Markgraf Johann Friedrich

von Baden-Durlach, der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg und die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg-Kulmbach und Ansbach im Kloster Ahausen im Ansbachischen zu gegenseitigem Beistand mit Rath und That gegen jeglichen Angriff und Gewalt, zur Sicherung des evangelischen Gemeinwesens in einen Bund zusammen, nach der Ueberschrift des darüber lautenden Recesses die Union genannt. Der Fürst von Anhalt, so lebendiges Interesse er auch an der Sache nahm, hatte sich damals, sowie mehre erst später theilnehmende Mitglieder, dem Bunde noch nicht förmlich angeschlossen; er trat ihm nebst andern Fürsten erst im folgenden Jahre für sein ganzes Haus bei und noch später (1610) nahmen auch der Kurfürst von Brandenburg, der Landgraf von Hessen und vier Reichsstädte an der Union Theil. Doch wurde 1608 schon bestimmt, daß in Friedenszeiten das Bundesdirectorium vom Kurfürsten von der Pfalz geführt werden solle.

Vor Allem aber erfoderte der Zweck des Bundes, unter gewissen, möglicherweise bald eintretenden Umständen auf sichere und bedeutende Geldmittel rechnen zu können. Es sollten wegen des von der Krone Frankreich zu zahlenden Geldes Wechsel auf einige reiche Kaufleute in Venedig ausgestellt werden. Es kam darauf an, einen Mann dahin zu senden, der außer der italienischen Sprache auch die in solchem Geschäfte nöthige Umsicht und Gewandtheit besitze. Man fand keinen dazu mehr geeignet, als den Grafen Christoph von Dohna, wo er es eben am französischen Hofe bewiesen. Er erhielt von den Mitgliedern der Union zu dem erwähnten Zweck den Auftrag zu einer Gesandtschaft nach Venedig, indem er zu-

gleich auch angewiesen wurde, sich über den Stand der Streitigkeiten zu unterrichten, die schon seit einigen Jahren zwischen dem Papst Paul V. und der Republik obwalteten, denn wie es scheint, hatte man, vom König Heinrich IV. darauf hingewiesen, die Absicht, im nöthigen Falle außer England auch Venedig zum Bundesgenossen oder doch wenigstens zur Unterstützung zu gewinnen.

Die Republik nämlich hatte bisher stets mit staatsmännischer Klugheit die Rechte und Verhältnisse der Geistlichkeit in politischen Dingen in gewissen festen Schranken gehalten. Geistliche wurden, wenn es das Wohl des Staats erfoderte, ohne weiteres festgenommen und mit weltlichen Strafen belegt. Ein altes, jetzt wieder erneuertes Gesetz untersagte der Kirche jede Erwerbung von Grundstücken und gebot zugleich, daß jedes Grundeigenthum, welches ihr durch letztwillige Bestimmungen zufiel, sofort von ihr wieder verkauft werden solle. Nach den Ansichten des Papsts Paul V. widersprach dies den Rechten und Freiheiten der Kirche; er verlangte nicht nur sofort die Aufhebung dieses Gesetzes, sondern auch die Freigebung zweier Geistlichen, die schwerer Verbrechen wegen gefangen gesetzt worden waren. Der Doge Leonardo Donato, erst seit dem 10. Januar 1606 erwählt, machte dagegen am römischen Hofe Vorstellungen, jedoch ohne Erfolg. Der Papst schleuderte gegen den Doge und den gesammten Senat den Bann und belegte Venedig mit dem Interdict.[11]) Da diese Strafen nicht schreckten und die venetianische Geistlichkeit, mit Ausnahme einiger Möncheorden, welche das venetianische Gebiet verließen, ihren Gottesdienst nach wie vor fortsetzte, so ließ der Papst, der sich Hülfe von den spani-

schen Statthaltern in Italien versprach, Truppen werben. Die Republik rüstete ebenfalls und Heinrich IV. versprach ihr Beistand, sobald der König von Spanien feindlich gegen sie auftreten werde. Nun kam es zwar dahin, daß durch die Vorstellungen des Königs von Spanien und des von Heinrich IV. damit beauftragten Cardinals de Joyeuse eine Vermittelung eingeleitet wurde, infolge deren der Papst das Interdict aufheben ließ und auf Verlangen des Senats nach einem zwischen ihm und der Republik geschlossenen Vertrag selbst auch in die Vertreibung der Jesuiten einwilligte, während der Senat, wie es ausdrücklich hieß, nur ausnahmsweise und ohne daß für die Gültigkeit der Gesetze des Staats irgend ein Nachtheil daraus erwachsen sollte, die gefangenen Geistlichen frei gab. Allein der Papst konnte es der Republik nicht vergessen, daß er seine übrigen Foderungen hatte zurücknehmen müssen, denn als gegen Ende des J. 1607 der Patriarch von Venedig starb und der Senat seinem Recht gemäß einen Nachfolger ernannte, glaubte der Papst an jenem dadurch Rache üben zu können, daß er eine alte Verordnung zur Geltung bringen wollte, nach welcher die von einer weltlichen Macht ernannten Bischöfe sich einer Prüfung unterwerfen sollten. Er verlangte aber zugleich auch gegen die bisherige Gewohnheit, daß diese Prüfung in Person zu Rom abgehalten werden müsse, und als man endlich nach langen Verhandlungen darüber in seine Foderung einwilligte, rächte er sich noch dadurch, daß er zum Examinator des Patriarchen einen schlauen Jesuiten bestellte, wodurch er den Venetianischen Senat von neuem gegen sich erbitterte.

So fand Graf Dohna die Verhältnisse, als er in

der zweiten Hälfte des Juli 1608 in Venedig ankam. Seine erste Bekanntschaft knüpfte er mit dem französischen Gesandten, einem Herrn von Champigny an und unterhandelte mit ihm wegen der französischen Hülfsgelder. Dieser erbot sich auch, ihn in einer Audienz dem Doge vorstellen zu wollen; er sah dies um so mehr als seine Pflicht an, weil der Fürst von Anhalt ihn mit einem schmeichelhaften Schreiben beehrt hatte. Graf Dohna nahm das Anerbieten an, obgleich er sich durch einen andern berühmten und damals beim Doge vielgeltenden Mann, den er schon früher kennen gelernt, seine Audienz hatte verschaffen wollen. Auch der englische Gesandte Wotton, dem Dohna durch den Fürsten von Anhalt ebenfalls empfohlen war und mit dem er gleichfalls Geldgeschäfte für die Union zu verhandeln hatte, wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, ihn beim Doge einzuführen und zugleich Gelegenheit zu nehmen, diesen mit der Persönlichkeit des Fürsten von Anhalt aufs vortheilhafteste bekannt zu machen. Dohna aber konnte zu ihm kein rechtes Vertrauen gewinnen und lehnte das Anerbieten durch eine feine Entschuldigung ab.

Am 23. Juli ward der Graf durch den französischen Gesandten in einer Audienz beim Doge eingeführt. Am Mittwoch Morgens, berichtet er darüber selbst, ging ich nach St. Marcus, um des Ambassadors von Frankreich Ankunft zu erwarten. Er kam und als er nach den Audienzsaal hinaufging, sagte er mir: ich würde sogleich gerufen werden. Bald wurde ich auch von einem Secretär einberufen. Als ich hineintrat, fand ich den Doge in der Mitte sitzend, den französischen Ambassador zu seiner Rechten und um ihn her dreißig Signori. Ich

machte eine dreimalige Verbeugung. Darauf redete mich der Doge mit folgenden Worten in italienischer Sprache an: „Der Ambassador des christlichsten Königs hier hat mir Kunde gegeben von Euerer Ankunft in dieser Stadt und daß Ihr Briefe habt vom Fürsten von Anhalt an diese Signorie. Wir wünschen sowol aus Liebe zum christlichsten König als auch zum Fürsten von Anhalt, daß wir in dem, was Ihr in Eueren Geschäften nöthig haben möchtet, Gewährschaft leisten könnten. Wir wollen gerne die Briefe sehen, die Ihr habt.“ Dohna antwortete: Durchlauchtigster Fürst, Excellenzen und Hochedelste Signori! Ich bin von dem erlauchtigsten Fürsten von Anhalt, meinem Herrn, in gewissen Angelegenheiten hieher gesandt, wie Euere Durchlaucht aus den Schreiben ersehen werden, die ich überbringe. Mein Fürst hat mir aufgetragen Euerer Durchlaucht, Eueren Excellenzen und Euch Hochedelsten ihn aufs ergebenste zu empfehlen und dieselben der Gewogenheit zu versichern, die er zu Euerer Größe und Euerer Wohlfahrt hegt, indem er bittet, meinen Auftrag zu befördern, den Ew. Durchlaucht aus diesem Schreiben ersehen wird.“ [12]) Nachdem ein Secretair das Schreiben eröffnet und laut vorgelesen, sprach der Doge: „Es ist uns sehr angenehm, die wohlwollende Gesinnung des erlauchten Fürsten zu vernehmen. Ihr könnet Euere Geschäfte, die Ihr habt, in Ordnung bringen. Diese Signorie hier wird Euch gerne jegliche Unterstützung gewähren und wir werden auf das Schreiben bei Euerer Abreise Antwort geben.“ Hierauf machte der Graf wiederum eine dreimalige Verbeugung vor den hohen Herren und entfernte sich. Am andern Tag benachrichtigte er den englischen Gesandten von dem

Ausfall seiner Audienz, der sich darüber sehr zufrieden äußerte.

Drei Tage darauf hatte Graf Dohna beim Doge eine Privataudienz. Hier setzte er ihm die politischen Verhältnisse Deutschlands, den Zweck der Union, ihre Stellung zu Frankreich und England auseinander und schilderte ihm vorzüglich auch die Persönlichkeiten des Kurfürsten von der Pfalz und des Fürsten Christian von Anhalt. Während er des Erstern Machtstellung unter den deutschen Fürsten, seinen Einfluß auf den Reichstagen [13]), seinen Eifer für die Religion, seine bedeutende Militärmacht hervorhob und zwar dies Alles, um den Doge zu überzeugen, wie wichtig die Freundschaft dieses Fürsten auch für die Republik werden könne, ergoß er sich über die hervorstechendsten Eigenschaften des Fürsten von Anhalt im vollsten Lobe [14]), sprach von seiner wichtigen Verwandtschaft mit den ersten Fürstenhäusern Deutschlands, seiner Gunst bei den Königen von Frankreich, England und Dänemark, von seinem hohen Ansehen bei allen deutschen Fürsten, von seiner Geltung bei dem Kurfürsten von der Pfalz, von der Liebe, welche dessen Unterthanen, und von dem unbedingten Vertrauen, welches alle seine Glaubensgenossen, wie in Deutschland so in Frankreich und England ihm schenkten u. s. w.

Die meiste Zeit, welche Graf Dohna von seinen Geschäften erübrigen konnte, widmete er dem lehrreichen Umgange mit dem Pater Paolo, „dem frommen Mönch", wie er ihn nennt, „mit welchem ich, wie er hinzufügt, damals gute Gelegenheit gehabt, Vieles insgeheim und unvermerkt zu reden, und in große Vertraulichkeit mit ihm gerathen bin." Es war dies kein anderer als der durch

seine Schriften so berühmte Servitenmönch Fra Paolo Sarpi, aus Venedig gebürtig, „einer der seltenen Heroen in der Geschichte des menschlichen Geistes", damals ein Mann von 56 Jahren, gleich ausgezeichnet durch seine reichen Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, im kanonischen Recht, in den alten Sprachen und in der Mathematik, wie nicht minder bewandert in den Naturwissenschaften und der Arzneikunde. Und diesen großen wissenschaftlichen Schatz seines Geistes veredelte seine redliche Gesinnung, sein rechtlicher Charakter, seine unbestechliche Wahrheitsliebe und sein moralisch reiner Lebenswandel. [15]) Er stand damals als muthvoller Vertheidiger der Sache der Republik gegen den Papst, über die er schon einige Jahre zuvor (1606) einige gehaltvolle Schriften hatte drucken lassen, in Venedig in hoher Achtung. Beim Doge und im Senat war sein Rath stets von außerordentlichem Gewicht. Für Graf Dohna hatte die Unterhaltung mit diesem anspruchlosen Mönch eine wahrhaft magnetische Kraft; er fühlte sich immer stärker von neuem zu ihm hingezogen; so oft er konnte, suchte er ihn in seinem dunkeln Kloster auf und unterhielt sich mit ihm stundenlang. Gegen ihn sprach er sich auch offen und frei über den Streit der Republik mit dem Papst aus; nach der Ansicht der protestantischen Fürsten Deutschlands sei Das, was die Republik gegen den Papst verfechte, nicht blos ihre Sache allein, sondern eine gemeinsame Aller Derer, die sich gegen solche Tyrannei aufrecht zu erhalten suchten, denn sie sähen wohl, daß der Papst solche Plane gegen Alle hege; darum freuten sie sich sehr, daß die Republik erkannt habe, daß solche schrankenlose und tyrannische Herrschsucht dem Worte Gottes wider-

strebe, und sie hofften, daß diese Erkenntniß der Republik sehr heilsam sein solle. Auch über die jüngst erfolgte Union der deutschen Fürsten und über die etwaige Theilnahme der Republik an diesem Bündniß theilte der Graf Manches mit, empfahl jedoch vorerst noch große Geheimhaltung der Sache. [16]) Wie Dohna, so sprach sich auch gegen ihn Fra Paolo immer mit vieler Offenheit und Freimüthigkeit über Sachen des Staats und der Kirche aus, und dies eben war es vorzüglich, was den Grafen zu dem interessanten, höchst gebildeten Mönch immer so gewaltig hinzog. Außer dieser Bekanntschaft wurde er durch den französischen Gesandten auch in das Haus des reichen Senators Francesco Moresini eingeführt, wo er eine ausgezeichnete Gemäldesammlung, Werke der ersten italienischen und deutschen Meister fand.

Dohna hatte in Venedig einen Monat zugebracht und trat, nachdem er beim Doge noch eine Abschiedsaudienz gehabt, am 26. August die Rückreise an. Er fand den Fürsten von Anhalt mit dem Kurfürsten zu Alsheim [17]) in der Unterpfalz mit den Fürsten der Union in Unterhandlungen begriffen, denn man hatte auf einem zweiten Unionstage (27. Juli 1608) zu Rotenburg a. d. Tauber den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach zum General der Union außerhalb der unirten Lande ernannt und den Fürsten von Anhalt als General-Oberst-Lieutenant ihm beigeordnet. Um nun aber die Verhandlungen mit dem französischen Hofe in Betreff der nöthigenfalls zu leistenden Beihülfe zum Schluß zu bringen und die nöthigen Bestimmungen darüber festzustellen, übertrug der Fürst von Anhalt dem Grafen Dohna im Anfang des J. 1609 eine neue Gesandtschaft nach

Paris, wohin ihn abermals sein Bruder Achatius begleitete. Seine Aufgabe war mit manchen Schwierigkeiten verbunden, denn im königlichen Rath herrschten damals in Beziehung auf die auswärtige Politik ganz entgegengesetzte Ansichten und Bestrebungen. Villeroi, Jeannin und Sillery, katholisch-spanisch gesinnt, hielten ein enges Anschließen an Spanien und eine Verbindung mit dem Papst und dem Kaiser für das zweckmäßigste Mittel, den französischen Einfluß auf das Ausland zu sichern. Der König dagegen und mit ihm Sully, einem solchen einseitigen, kirchlich befangenen Standpunkt fremd, faßten rein politische Gesichtspunkte und hielten Spanien, welches sich immer schon selbstsüchtig in die innern Angelegenheiten Frankreichs einzumischen gesucht, und ebenso das mit der spanischen Königsfamilie verwandte Oestreichische Haus für Frankreichs gefährlichste Feinde. Graf Dohna konnte unter solchen Umständen nur beim Könige für die Union etwas zu bewirken hoffen. Da dieser bei seiner Ankunft in Paris eben im Begriff war, sich nach Meaux zu begeben, so schloß sich der Graf dem königlichen Gefolge an, um ihm dort seine Aufträge vorzutragen. Bevor er aber noch um eine besondere Audienz gebeten, bemerkte ihn der König zufällig unter den ihn umgebenden Edelleuten, ließ ihn sogleich zu sich rufen, reichte ihm die Hand und ergoß sich in großes Lob über seinen Oheim den Grafen Fabian; da bald auch der Herzog von Mayenne hinzutrat, sagte der König: „Voici le neveu du Baron de Dohna, qui a fait tête à votre père au combat de Vimory.“ [18])

Da der König ihn zur nähern Verhandlung über seine Angelegenheiten auf eine spätere Audienz verwies, so

trat Dohna zuerst gleichfalls in diplomatischen Aufträgen der Union eine Reise nach dem Haag an, setzte aber nach kurzem Aufenthalt nach England über, überall von seinem Bruder Achatius begleitet. Der Besuch Englands hatte jedoch keinen politischen Zweck. Sie fanden indeß Gelegenheit, auch den König Jakob und die Königin kennen zu lernen, machten dem Prinzen von Wales ihre Aufwartung und sprachen damals auch die Prinzessin Elisabeth, nachherige Gemahlin des Kurfürsten Friedrich's V. und später Königin von Böhmen, freilich nicht ahnend, daß sie ihr einst so nahe stehen würden.

Nach einer Abwesenheit von fünf Wochen nach Paris zurückgekehrt, ließen sich die Grafen bald darauf beim Könige anmelden, der sie in einer Audienz zu Fontainebleau aufs freundlichste empfing. „Der König", schreibt Graf Christoph, „hat uns gar gnädig angeredet und den Bruder Achatius viel über den Zustand in England gefragt, dann auch seinem Premier valet de chambre anbefohlen, uns das Schloß und alle Kammern zu zeigen." Da Graf Achatius bald nachher nach Sedan abreiste, so blieb Christoph in Paris allein zurück. Kaum von einer bedeutenden Krankheit, die Folge der anstrengenden Reisebeschwerden, genesen, wurde er auch vom Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg in diplomatischen Geschäften in Anspruch genommen.

Bekanntlich nämlich trat damals dieser Kurfürst mit Ansprüchen auf den Besitz der jülich-kleveschen Erblande auf, denn seine Gemahlin Anna war eine Tochter der Herzogin Maria Eleonore von Preußen (Gemahlin des Herzogs Albrecht Friedrich), einer Schwester des letzten, am 25. März 1609 kinderlos verstorbenen Herzogs Jo-

hann Wilhelm von Jülich und Kleve. Ein zweiter Bewerber war der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg; er machte als Sohn Anna's, der zweiten noch lebenden Schwester des verstorbenen Herzogs von Kleve Anrechte an die Erblande geltend. Ihnen gegenüber aber behaupteten auch die beiden Linien des sächsischen Hauses Ansprüche an die Erbschaft. Das Kurhaus gründete die seinigen auf ältere, von mehren Kaisern erhaltene Anwartschaften, das herzogliche die seinigen auf seine Abstammung von der Vatersschwester des letzten Herzogs, der Kurfürstin Sibylle, der früher beim Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft ihres Bruders die Nachfolge in den kleveschen Ländern zugesichert worden war. Während nun Sachsen die Gültigkeit seiner Ansprüche im ordentlichen Wege durch den Ausspruch des Kaisers erwartete, schlossen die beiden zuerst genannten Fürsten im Juni zu Dortmund einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, bis zum Austrage der Sache auf gütlichem oder rechtlichem Wege als nahe Verwandte freundlich zusammenzuhalten und zur Erhaltung und Vertheidigung der Lande allen andern Ansprüchen entgegenzutreten. Was Heinrich IV. aber schon früher geahnet, war bereits erfolgt. Der Kaiser hatte einen Befehl erlassen, durch welchen er allen Prätendenten bis zu seiner rechtlichen Entscheidung alle weitere Thätlichkeiten und Anmaßungen ernstlich untersagte, indem er sie zugleich vorlud, binnen vier Monaten ihre Ansprüche an seinem Hofe auszuweisen. [19]) Während Brandenburg und Pfalz-Neuburg sich beeilten, von den Ländern Besitz zu ergreifen, wurde vom Kaiser der Erzherzog Leopold, damals Bischof von Strasburg, bevollmächtigt, sie in Sequestra-

tion zu nehmen und die Festung Jülich wurde ihm durch ein Einverständniß mit dem Befehlshaber geöffnet. Die Absicht des Kaisers, sich als oberstem Lehnsherrn die Länder als ihm heimgefallen zuzueignen und als eröffnete Mannslehen einem ihm gefälligen Fürsten zu verleihen, war nach seinen bisherigen Schritten nicht zu verkennen. Aber es war ebenso gewiß, daß Heinrich IV. im Interesse Frankreichs auf dieses Verfahren des Kaisers nicht gleichgültig hinsehen werde. Um so mehr durften Brandenburg und Pfalz-Neuburg von ihm nöthigenfalls Hülfe erwarten. Beide sandten Abgeordnete an ihn, der Pfalzgraf einen Grafen von Hohenzollern, der Kurfürst zwei Grafen von Solms, beide mit dem Auftrage, den König zur Unterstützung ihrer Ansprüche und im nöthigen Fall zur Hülfsleistung mit bewaffneter Macht zu gewinnen. Der Kurfürst ließ überdies dem Grafen Christoph von Dohna ein Schreiben überbringen, worin er ihn ersuchte, seine Gunst beim Könige zu benutzen, um bei diesem so viel als möglich günstig für seine Sache zu wirken und sie ihm aufs beste zu empfehlen. Es war für ihn auch eine Instruction hinzugefügt, worin der Kurfürst seine Erbansprüche gründlich hatte auseinandersetzen lassen. Da nun die kurfürstlichen Gesandten wünschten, Dohna möge zuvor, ehe sie eine Audienz erhalten würden, dem Könige die Verhältnisse des Kurfürsten in Betreff seiner Ansprüche ins rechte Licht setzen und ihn von diesen zu überzeugen suchen, so beschloß dieser, sich mit der von ihm ins Französische übersetzten Instruction nach Fontainebleau zu begeben, wo sich Heinrich damals aufhielt.

Nach einem freundlichen Empfang am königlichen

Hofe, wurde er zur Tafel geladen. Als der König ihn erblickte, rief er ihn zu sich, und „viele große Herren", sagt Dohna, „mußten weichen und mir Platz machen, damit ich zu des Königs Stuhl kommen konnte"; der König sagte zu ihnen: C'est le neveu du Comte de Dohna, qui a été en nos armées, wobei er sich mit großem Lob über den alten Grafen Fabian von Dohna aussprach. Darauf begann zwischen ihnen ein interessantes Gespräch, zur Charakteristik des Königs merkwürdig genug, um es, wie es Dohna aufgezeichnet, hier mitzutheilen [20]).

Le Roi: Quelles nouvelles avez vous d'Allemagne?

Dohna: Excusez du retardement de l'envoi de l'ambassadeur de Brandenbourg.

R. Bien, mais les deux autres ne m'écrivent rien de Cleve.

D. C'est que les postes ne vont point, et il est possible que les lettres et messagers se perdent.

R. Ce n'est pas cela. Ils sont negligeans, deliberent longtemps.

D. Mais aussi ils attendent les resolutions de ceux qui les leur doivent adresser.

R. Oui bien, mais ils sont trop en deliberation. Je tiens les Français pour les plus propres pour négocier et traiter des grandes affaires, autrefois c'ont été les Italiens et les Espagnols. Le Landgrave Maurice a de bonnes resolutions, il est diligent. Son voyage en France lui a servi, l'a stylé. Quand il avoit de Mr. de Villeroi estant par de sà, quelques bonnes maximes, il tiroit incontenent ses tablettes et l'ecrivoit. Et aussi quand il avoit de moi quelque chose digne. [21]) J'ai de bons conseillers.

D. Oui Sire. Mr. de Villeroi n'a son pareil pour

3**

l'experience de 43 ans, qu'il a été pres des Rois toujour employé en grandes affaires.

R. Il est tenu pour le plus grand homme d'état partout. J'en ai d'autres. Le président Jeannin.

D. Oui Sire. Sa prudence a relui souvent. Votre Majesté a aussi Mr. de Fresnes.

R. C'est un habile homme. J'ai aussi de bons capitaines.

D. Vraiment, en cela Votre Majesté surpasse tous les autres rois.

R. Mais le principal est, que je les ai faits et connois tous. Je sais, un tel est bon à cela etc. un tel pour loger une armée, un autre pour assieger, pour attaquer.

D. Quand aux grandes affaires de paix méme votre Majesté a tout fait pour les siens, la paix de Vervins, l'accord des Venetiens avec le Pape.

R. Et cette derniere paix ou trève en Flandre, ou le president Jeannin a acquis tant de louange. Mais aussi mes ambassadeurs résidens à Rome et à Venise ont accommodé l'affaire de l'abbaye. Il a été necessaire qu'ils s'en soient constitués comme pleiges.

D. Aussi Sire, Votre Majesté pour des lettres a de grands hommes, Mr. Casaubon et Mr. de l'Escale [22]) sont sujets de Votre Majesté.

R. Cela est vrai. Casaubon est un grand personnage, et plus que l'Escale qui étoit singulier et maintenoit ses opinions avec opiniatrété. Casaubon est plus ployable.

L'Archiduc Leopold m'en a envoyé un des siens. Je lui repons, que je ne puis laisser mes alliés et ceux qui sont compris en la paix. Car ils y sont tous compris, Palatin et Brandenbourg etc.

D. Oui Sire! mais les Espagnols l'expliquent, disans que ce sont les états obeisans au saint Empire.

R. C'est à chacun d'interpreter son dire.

D. On dit que sur la frontière de Navarre les Espagnols ont améné force betail.

R. Quand je fus parvenu à la possession paisible de mon Royaume, je fis entendre à mes sujets du Bearn, que quand les Espagnols leur prendroient leur bétail, qu'ils usassent de repressailes. Or il y a 4 mois que les Espagnols leur prirent 120 boeufs et 3000 bêtes blanches. Je me permet repressailes, car je suis plus aise que les Espagnols me demandent la raison, que non de la leur demander. Mr. de la Force [23]) capitain de mes gardes du corps, suivant mon commandement a assemblé 2000 arquebusiers et a pris aux Espagnols 600 boeufs et 12000 bêtes blanches; sur la plainte, qu'ils lui en ont fait il leur a rendu environ 3000 bètes blanches et 300 boeufs, retenant le reste jusqu'à ce que les arbitres ayent terminé ce differend. Mes Bearnois sont resolus. Ils ne veulent être Français, aussi ne le suis je pas. Je suis né à Pau et Mr. Casaubon aussi. Mes Bearnois comme je vous dis, ne veulent être ni Français ni Espagnols. Ils ont un proverbe: Nous Bearnois sommes bonnes gens, comme bon or et argent.

Dohna fügt hier die Bemerkung hinzu: „Ihre Majestät sagten mir dieses zwei mal und war in gutem Humor. Ich konnte dieses Letzte nicht gar wohl vernehmen." Darauf wurde die Tafel aufgehoben, die Unterredung aber noch kurze Zeit also fortgesetzt:

D. On me demande que Mr. le Prince d'Anhalt est à Prague, et que l'électeur de Brandenbourg lui fait as-

sistance par son ambassadeur prêt à s'unir à l'union comme Votre Majesté le desire.

R. Oui j'entends que cette assistance de Brandenbourg est cause, que l'Empereur n'a encore donné audience à M. le Prince d'Anhalt.

D. Les Protestants ont tout obtenu pour la religion et maintenant sont sur les choses politiques. Ils ont 6000 soldats dans Prague, qui ne font point de mal pourtant.

R. Oui cela est, mais on me mande seulement de 3000 hommes. Quand les sujets commencent une fois à mepriser le Prince, il en va comme cela. Je ne voudrais pas, que mes sujets me demandassent la liberté de leur religion, comme cela. Quelle ville est Donauwerth? Qu'est ce?

D. Sire, c'est une ville de moyenne grandeur sur le Danube à peu près comme Meaux. Le duc de Bavière demande être remboursé et leurs offre de la restituer.

Als der König eben noch nach der Garnison fragte, wurde die Tafel ganz aufgehoben und er begab sich alsbald in sein Cabinet.

Graf Dohna benutzte bald darauf eine Audienz, nach Inhalt seiner Instruction die Sache des Kurfürsten von Brandenburg dem König gründlich auseinanderzusetzen und sie ihm angelegentlich zu empfehlen. Er vernahm zu seiner Freude, daß Heinrich sich ungleich mehr für den Kurfürsten interessire und für ihn weit günstiger gestimmt sei als für den Pfalzgrafen. Er meldete daher sofort dem Kurfürsten: Der König habe ihm in der Audienz offen mitgetheilt, daß er dem Kurfürsten stets sonderlich zugethan gewesen, noch sei und auch alle Zeit bleiben wolle,

denn die große Freundschaft und die guten Officia der Vorfahren des Kurfürsten seien bei ihm noch in gutem Andenken. So habe der König zu verstehen gegeben, daß er den Kurfürsten ganz besonders hochachte. Dabei gibt Dohna dem Kurfürsten den Rath: Wenn er in dieser oder einer andern Sache am französischen Hofe etwas betreiben wolle, sei es nöthig, nicht allein an den König, sondern zugleich auch an den Kanzler, Duc de Sully, Msr. de Villeroi und Msr. de Puissieux zu schreiben; die seien die geheimsten Räthe; dem Duc de Sully aber dürfe man nicht weniger als Illustrissimus, den übrigen nur Illustris geben. Es seien nun einmal große Herren, auch werde es zuträglich sein, wenn der Kurfürst an den obersten Rath und Kammerherrn von Beringen schreibe, „ihn desto affectionirter zu machen." Diese Bevorzugung des Kurfürsten gab der König auch dadurch zu erkennen, daß er dem pfälzischen Gesandten, dem Grafen von Hohenzollern geraume Zeit keine Audienz gewährte, während er die brandenburgischen mit ganz besonderer Huld empfing. Man schrieb damals aus Paris: „Ein Abgesandter vom Herrn Kurfürsten von Brandenburg ist beim König angelangt und von Ihrer Majestät ganz stattlich mit vielen Caressen empfangen worden, hat seiner Werbung halber allen guten Bescheid und Satisfaction von derselben erlangt, darauf er sowol Ihrer Majestät als der Königin herrliche Geschenke im Namen seines Herrn Principalen verehrt. Vom Grafen von Hohenzollern weiß man nichts von Audienz und was seine Werbung gewesen. Ihre Majestät war und bleibt dem Kurfürsten als dero Alliirten und Befreundeten ganz und gar gewogen und zugethan und will sich, ihm gegen diejenigen, welche ihn in seiner

Possession und Prätension in und auf die jülichschen Lande turbiren würden, alle Hülfe und Beistand zu leisten, keineswegs abschrecken lassen, gleichwie Ihre Majestät sich vor diesem gegen Ihre kurfürstliche Gnaden, wie auch gegen andere Potentaten und noch neulich auch gegen den Erzherzog Leopold genugsam erklärt hat." Erst später hatte auch der pfälzische Gesandte eine Audienz beim Könige, reiste aber schon bald darauf von Paris wieder ab; doch empfing dieser eine zweite pfälzische Gesandtschaft, die kurz nachher ankam, mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit.

Die angenehmsten Stunden, welche Graf Dohna von seinen diplomatischen Geschäften erübrigen konnte, verlebte er im Umgang mit den berühmtesten Staatsmännern. Auch jetzt war es vor allem der berühmte Geschichtschreiber, der Präsident de Thou, den er immer am liebsten aufsuchte. Wir lesen in seinem Tagebuch: „Unter andern gelehrten vornehmen Leuten habe ich am öftersten den Präsidenten de Thou gesprochen, welcher eine schöne lateinische Historie geschrieben. Er war nicht abergläubisch, papistisch, haßte die Jesuiten, verstieß die Religionsverwandten nicht, hat seine Freiheit im Schreiben sich nicht nehmen lassen, derwegen man seine Bücher in Rom verbrannte." Es wirft ein schönes Licht auf Dohna's Geist und Gesinnung, daß er sich, wie auch aus diesen Worten hervorgeht, zu diesem einsichtsvollen, freisinnigen und aller werkthätigen Frömmelei abholden Manne ganz besonders hingezogen fühlte. Auch im Hause des Herzogs von Bouillon brachte er manche für ihn sehr lehrreiche Stunde zu, denn dieser hohe Gönner schenkte ihm fortwährend großes Vertrauen und theilte ihm oft und gerne

Vieles über geheime Verhältnisse des Hofes mit. „Er hat zwar“, sagt Dohna von ihm, „nichts studirt, ist aber mit einem großen Verstand begabt und hat in Kriegs- und Regimentssachen eine gewaltige Erfahrung, nebst einer Scharfsinnigkeit, die allzu hoch und ihm fast selbst schädlich ist, also daß man von ihm sagt: C'est un couteau qui coupe sa gaîne.“ Unter den fremden diplomatischen Personen, die er zahlreich theils am Hofe, theils in Familienkreisen oder Gesellschaften näher kennen lernte, war ihm der Gesandte des Herzogs von Mantua, Trajano Guiscardi der interessanteste, ein ebenso gelehrter und durchgebildeter, gewandter Staatsmann, als auch in seinem Charakter höchst achtungswerth. Dohna besuchte ihn oft, besprach sich mit ihm gern über Dinge des Staats und die Ereignisse der Zeit. Häufig war auch die protestantische Glaubenslehre, welche Guiscardi, obgleich Katholik, sehr richtig beurtheilte, Gegenstand ihrer Unterhaltung. Wie mit dem geistreichen Mönch Paolo (Sarpi) in Venedig blieb Dohna auch später noch mit Guiscardi, als dieser Großkanzler zu Casale geworden, fortwährend im Briefwechsel. In diplomatischen Kreisen machte damals zu Paris das gleichzeitige Erscheinen von drei außerordentlichen Gesandten großes Aufsehen; sie hatten insgesammt, der eine vom Papst, der andere vom Könige von Spanien, der dritte vom Herzog von Savoyen den gleichen Auftrag, Heinrich IV. zu bewegen, der ketzerischen und sektirerischen Stadt Genf seinen Schutz aufzukündigen und sich mit ihnen zur völligen Zerstörung derselben zu verbinden. Der König indeß fertigte sie mit einer kurzen abschlägigen Antwort ab.

Dohna hatte während seiner Anwesenheit in Paris

oftmals Gelegenheit, am Hofe den außerordentlichen Glanz und die verschwenderische Pracht zu bewundern, womit sich der König so gern umgab, besonders auch wenn er öffentlich vor dem Volk erschien. Er beschreibt unter andern einen glänzenden Einzug, den der König nach einer Abwesenheit von einigen Monaten in Paris hielt. Nur einige Züge daraus mögen genügen. Der König saß auf einem weißen Roß, der Sattel von schwarzem Sammet mit reicher Stickerei von Silber, bekleidet mit einem weißen Wamms, die Beinkleider von schwarzem Sammet mit silberner Stickerei niedlich verziert, auf dem Hut eine glänzend weiße Feder. Ihm zur Linken der Herzog von Sully zu Fuß, den Hut in der Hand, während der König lange mit ihm sprach. Nach ihnen zwanzig Prinzen und Herzoge und eine große Schar von Grafen und Edelleuten, alle stattlich ausgerüstet und prachtvoll geschmückt, ihre Kleidung glänzend von Gold und Silber, das Geschirr ihrer Rosse, ihre Federbüsche und Schärpen so reich wie möglich. Die Zahl der Edelleute konnte wol 5—600 sein, sämmtlich aufs prächtigste gerüstet; dann eine unzählige Volksmasse, die den König mit Jubel empfing, aber Alles dies so „pêle-mêle" unter- und durcheinander, daß es zwei Stunden währte, bis der König vom Thore St.-Antoine an bis nach dem Louvre kam.

Während Dohna's Abwesenheit hatte sich in Deutschland der Stand der Dinge bedeutend verändert. Der Union waren nun auch der Kurfürst von Brandenburg, der Landgraf Moritz von Hessen, die Fürsten von Anhalt, der Graf von Oettingen, die drei „ausschreibenden Städte" Strasburg, Nürnberg und Ulm, nebst mehren

kleineren Reichsstädten, Speier, Worms, Hall in Schwaben, Heilbronn u. a. beigetreten. Ihr gegenüber aber standen bereits seit dem 10. Juli 1609 der Herzog Maximilian von Baiern, der Erzherzog Leopold von Oesterreich, die Bischöfe von Würzburg, Augsburg, Regensburg, Salzburg und Konstanz nebst mehren schwäbischen Reichsprälaten unter dem Namen der Liga in einem Gegenbündniß da, an welches sich bald nachher auch die drei geistlichen Kurfürsten und mehre andere katholischen Stände anschlossen. Der Zweck dieses Bundes war Aufrechthaltung des Friedens und der Reichsordnung gegen die Unternehmungen der Union, und Schutz der katholischen Kirche und der ihr zugewandten Stände. An seiner Spitze stand als Haupt und Urheber der genannte Herzog von Baiern, der seine Stiftung mit großem Eifer betrieben hatte. Jetzt aber entwickelte auch der Fürst Christian von Anhalt für die Sache der Union eine ungemeine Thätigkeit. Er war es, der (18. Juli 1609) an der Spitze einer Gesandtschaft der Unirten an den Kaiser Rudolf zu Prag den Vortrag über die Beschwerden des Bundes hielt[24]) und in einer Privataudienz, die ihm der Kaiser gestattete, mit solcher Schärfe und so eindringendem Ernste sprach, daß diesen für den Augenblick die Furcht übermannte. Jetzt schien es auch an der Zeit zu sein, den König Heinrich von Frankreich zu thätiger Hülfe für die Union aufzurufen, und Fürst Christian war es wieder, der theils in Bundesangelegenheiten, theils in der jülichschen Erbschaftssache im December 1609 nach Paris eilte. Er fand den Grafen Dohna dort noch anwesend, wurde vom König aufs freundlichste empfangen, erhielt auch sofort von ihm

die Zusage einer kräftigen Unterstützung und kehrte darauf in Eile in tiefer Winterzeit über Brüssel nach Deutschland zurück, mit ihm auch Graf Dohna, der am 1. Januar 1610 in Heidelberg anlangte.

IV.

Vierte Gesandtschaftsreise nach Paris. — Fünfte Gesandtschaftsreise nach dem Haag und nach Paris. — 1610—16.

Im Januar 1610 traten die Bundesverwandten der Union zu einem Berathungstag in der Bundesstadt Hall in Schwaben zusammen. Er war zahlreich von Fürsten und Gesandten besucht; außer den ältern Bundesgliedern war auch der Kurfürst von Brandenburg erschienen. Den Fürsten von Anhalt hatte dahin Graf Dohna begleitet. Die Berathung galt zunächst der jülichschen Erbschaftssache der possidirenden Fürsten, denn so hießen jetzt Kur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg. Da man die Kunde erhielt, daß ein französischer Gesandter, Johann von Thumery, Herr von Boissise im Anzuge sei, der die Gesandtschaft des Fürsten von Anhalt erwiedern solle, so bekam Graf Dohna den Auftrag, nebst einigen andern Räthen entgegenzuziehen, ihn ehrenvoll zu empfangen und in seine Wohnung zu begleiten. Nachdem man zuvörderst über die vom Kaiser dem Fürsten von Anhalt in der erwähnten Audienz gegebenen, aber unerfüllt gebliebenen Zusagen Bericht erstattet, wurde beschlossen, man wolle sich im jülichschen Erbschaftsstreit, unbeschadet der Rechte der Prätendenten,

der evangelischen Interessenten gegen jede ungerechte Gewalt mit aller Kraft annehmen, die Union zur Vermehrung ihrer Macht wo möglich über den ganzen Norden Deutschlands verbreiten und zugleich auch mit den Evangelischen in Oesterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, selbst auch mit denen in England, Dänemark, Holland, Venedig und der Schweiz in nähere Verbindung treten. In Betreff der jülichschen Sache versprach der König von Frankreich seinen Beistand, um die Freiheit Deutschlands gegen die Kaisermacht zu sichern, den Fürsten, denen die Erbfolge in den jülichschen Landen zustehe, den Besitz derselben erhalten zu helfen. Man kam am 11. Februar 1610 mit dem Gesandten überein, daß diesen Fürsten sowol die Union als der König mit 4000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern zu Hülfe kommen sollten. Bis zu deren Ankunft verpflichteten sich der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, die damals schon in ihrem Solde stehenden Truppen 5000 zu Fuß und 1300 Reiter zu unterhalten.

Graf Dohna erhielt sofort von den versammelten Unionsfürsten den Auftrag, als Unionsgesandter nach Paris zu gehen, theils um dem Könige für sein bereitwilliges Erbieten „zur Erhaltung der deutschen Libertät als fürnehmlich zur Manutenirung der interessirten Fürsten in ihrer Possession“ zu danken und ihn gleicher Willfährigkeit von Seiten der Union zu versichern, theils ihm auch über die mit seinem Gesandten gepflogenen Bundesverhandlungen und gefaßten Beschlüsse Bericht zu erstatten und ihn um seine Genehmigung und Bestätigung zu bitten. Auch sollte er ihm vorstellen, daß die Ratification sowol als auch die Hülfsleistung in großer Eile

nöthig sei, weil die Gegenpartei bereits stark rüste, weshalb der König zu bitten sei, seine zwei in den Niederlanden stehenden Regimenter unter dem Herrn von Chatillon nach den jülichschen Landen ziehen zu lassen und sie dem Dienst der interessirten Fürsten zu unterstellen. Endlich sollte er den König um seine Genehmigung ersuchen, daß „zur Verhütung vieler Inconvenienzen, die unter unterschiedlichen Generalen im Felde leicht eintreten", der oberste Feldherrnbefehl und das Directorium über das gesammte, also auch über das königliche Kriegsvolk dem Fürsten von Anhalt übertragen werden könne.

Nach einer höchst beschwerlichen Reise bei strenger Kälte, sehr erschöpft und fast erkrankt kam Graf Dohna in der Mitte Februars in Paris an. Von Herrn von Villeroi beim König angemeldet, erhielt er sogleich Audienz. „Ich ging", so berichtet er selbst, „stracks zum Könige; er war in der Königin Cabinet und stand bei ihr am Fenster; als ich hereintrat, hatte ich die Ehre, daß er mich mit Affection umarmte; dann sprach er zur Königin: Madame, le voila, le prendriez vous bien pour un Allemand? Darauf hörte er mein Anbringen ganz gnädig an und als ich bat, mich in vier oder fünf Tagen abzufertigen, antwortete er: Ich will Euch in drei Tagen Bescheid geben; die übrigen könnt Ihr in Eurer Lust zubringen. Das Gespräch gab dann, daß man von dem Zustand der jülichschen Lande zu reden kam. Da fragte Ihre Majestät: Was da vorfiele? Ich erzählte von der Belagerung des Schlosses Bredenbend. [25]) Als der König durch das Fenster sah, daß es schneite und böses Wetter war, antwortete er: Das ist wohl ein schön Wetter

zur Belagerung. Sodann fragte er nach dem Markgrafen von Anspach und fügte hinzu: Der Gesandte hätte der Fürsten gute Affection gegen Ihre königl. Majestät sehr gerühmt. Hierauf befahl er mir ins Logement zu gehen."

Dohna benutzte die wenigen Tage zu Besuchen bei den königlichen Räthen, um ihre Ansichten über die betreffenden Verhältnisse näher auszuforschen. Alle aber verhielten sich sehr schweigsam oder gaben nur allgemeine Antworten; so der Kanzler, Jeannin und Villeroi. Selbst Sully hielt mit seiner Meinung zurück. „Der König werde Wort halten und er werde helfen, daß Alles gut gehe", war fast Alles, was er sagte.

Nun war während des letzten Aufenthalts Dohna's in Paris folgendes Ereigniß vorgefallen. Der Prinz Heinrich II. von Condé hatte sich mit dem ausgezeichnet schönen Fräulein von Montmorency, einer Tochter des Connetable Heinrich von Montmorency, vermählt. Er war ein Neffe des Königs, denn Heinrich's IV. Vater und des Prinzen Großvater (Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé) waren Brüder. Der Prinz fand indeß in der heftigen Neigung des Königs zu seiner jungen Gemahlin und in dem beleidigenden Benehmen des Königs gegen ihn hinreichend Ursache, sich mit seiner Gemahlin auf seine Güter in der Picardie zu begeben. Der König folgte dieser nach und suchte sich ihr verkleidet zu nähern. Der Prinz aber, davon unterrichtet entfloh heimlich, worüber Heinrich sich so entrüstete, daß er den Flüchtlingen einen Reiterhaufen nachsandte, um sie aufgreifen zu lassen. Allein es war zu spät; sie waren bereits nicht ohne viele Beschwerden bei strenger

Kälte in den Niederlanden angekommen, wo sie in Brüssel eine ehrenvolle Aufnahme und spanischen Schutz fanden.

Der König hatte sich in seinem Zorn auch jetzt noch nicht beruhigt, denn als Graf Dohna nach drei Tagen zur Audienz beschieden wurde, brachte jener sogleich das Gespräch auf das erwähnte Ereigniß. „Ich hatte", erzählt Dohna in seinem Tagebuch, „eine gnädige Audienz beim König, indem er mich ganz allein ins Cabinet kommen ließ, wo er eine gute Zeit mit mir auf und abging und sonderlich des Prinzen Condé erwähnte, daß er mit seiner Gemahlin entwichen sei. Er entrüstete sich sehr heftig über ihn, nannte ihn einen Undankbaren und befahl mir: ich sollte in Deutschland ihm nacheilen und etwa 20 Reiter zu mir nehmen, ihn zu ergreifen. Dann gedachte er auch unserer Handlung zu Hall, ließ sich dieselbe aber nicht gefallen, deshalb weil zu viel Conditionen und zu viel si darin wären. Er sagte: „Il y a trop de si. Il n'y a que les fols, qui s'y fient. Toutefois j'ai tout ratifié, pour agreer à ses Maitres." Darauf ließ mir der König durch Mr. de Villeroi sagen: Ihre Majestät wolle mir eine Verehrung oder Recompenz thun für meine Reise; allein ich wollte solche nicht annehmen und bedankte mich." Am 24. Februar hatte der Graf eine Abschiedsaudienz; der König brachte das Gespräch wieder auf den Prinzen von Condé und schloß mit den Worten: „Dans deux ou trois mois je ferai que mes ennemis se repentiront du tort qu'ils me font d'avoir debauché le Prince de Condé."

Dohna kehrte nach Heidelberg zurück. In Wimpfen, wo er bald nachher mit dem Fürsten von Anhalt zusammentraf, machte er ihm ausführliche Mittheilung über

seine Unterhaltung mit dem König. Da der Fürst daraus ersah, daß Heinrich weit mehr Interesse für die possidirenden Fürsten, namentlich für Kurbrandenburg in dem jülichschen Erbstreit als für die Sache der Union gezeigt und seine Aeußerungen über die Unionsverhandlungen zu Hall seine Unzufriedenheit klar an den Tag gelegt hatten, so entschloß er sich schnell zu einer Reise nach Paris, um den König über die Bedeutung und die Stellung der Union aufzuklären und ihn noch mehr für sie zu gewinnen. Er durfte dies um so mehr hoffen, da der König zu Dohna in der Audienz geäußert hatte: „Pour Mr. le Prince d'Anhalt il est tout à nous. Je ne lui fierois pas tant seulement mon secours, mais toutes les troupes que je ferois.“ In Paris angelangt, wurde er ausgezeichnet wohlwollend empfangen. Der König ließ ihm nicht nur einige prachtvolle Gemächer im Louvre einräumen, sondern erwies ihm auch sonst noch alle mögliche Aufmerksamkeit und vielfache Ehrenbezeugungen. Unter Anderm zeigte er selbst ihm im Louvre das Gemach, wo er in der Bartholomäusnacht unter fünf in Blut schwimmenden Leichen sich verborgen gehalten.[26]) Der Fürst war wahrscheinlich auch noch an dem Tage (14. Mai) in Paris, an welchem Heinrich auf offener Straße dem Mordmesser Ravaillac's erlag. Am andern Tage scheint er die Stadt verlassen zu haben.

Höchst wahrscheinlich brachte er die erste Nachricht von dem Königsmord nach Deutschland. Gewiß ist, daß der französische Gesandte Herr von Boissise sie im Auftrage des Fürsten durch den Grafen Dohna zuerst erfuhr. Sie machte auf die Unirten, welche immer noch große Hoffnung auf Heinrich's Hülfe gebaut, einen gewaltig

erschütternden Eindruck. Dohna erhielt alsbald von den possidirenden und einigen andern unirten Fürsten den Auftrag, nach Paris zu gehen, um der Königin Regentin Maria von Medici wegen des Todes ihres Gemahls zu condoliren und zugleich in Betreff der von Frankreich den Unions- und possidirenden Fürsten zu leistenden Hülfe neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Laut seiner Instruction mußte er sich zuerst nach dem Haag begeben, um dort dem Prinzen Moritz von Oranien Mittheilungen über die Stellung und Stärke der Kriegsmacht der Liga, über ihre fortgesetzten bedeutenden Rüstungen, über die seit dem Tode des Königs Heinrich noch ungleich ernstlicher drohenden Gefahren, sowie auch über die unter solchen Umständen bei weitem noch nicht zureichenden Kriegskräfte der Union zu machen und ihn sowol als auch die Generalstaaten zugleich aufs dringendste zu bitten, in möglichster Eile das bewilligte Hülfsvolk nach Xanten oder Berg ins Feld zu schicken, um den Gegnern nicht länger Zeit zur Rüstung zu lassen. Dohna vollführte diesen Auftrag und eilte dann über Vlissingen und Boulogne nach Paris. Hier erhielt er schon am 6. Juni eine Audienz bei der Königin. In Betreff seiner abgestatteten Condolenz bemerkt er: „Die Wahrheit zu sagen, so habe ich äußerlich keine große Betrübniß an ihr sehen können, obwol ihr Herr der König kaum drei Wochen todt gewesen. Man gab vor, sie habe befürchtet, man würde sie verstoßen und die von Condé oder eine andere nehmen.“

Dohna hatte in seiner Instruction den Auftrag, die Königin und den jungen König zunächst an die unter dem verstorbenen König zu Hall aufgerichteten und be-

reits auch bestätigten Verträge, sowie an die wegen der Hülfleistung gegebenen Versprechungen zu erinnern, um ihre schleunige Ausführung zu bitten und sie namentlich zu ersuchen, die in Holland liegenden französischen Regimenter entweder sogleich mit oder doch bald nach dem Kriegsvolk der Generalstaaten nach Düsseldorf ziehen zu lassen. Er fand es jedoch gerathen, sich in dieser Angelegenheit auch an den Connetable von Montmorency, die Herzoge von Epernon, von Guise und Mayenne zu wenden, deren Einfluß von Gewicht war. Die Königin sicherte dem Grafen die Hülfsleistung ohne weiteres zu, fügte jedoch hinzu: man könne sich über die Wahl des Anführers der Hülfstruppen noch nicht vereinigen. Ihre Auffoderung: er möge selbst einen von den in Vorschlag gebrachten Herren, der den deutschen Fürsten genehm sein werde, auswählen, lehnte er mit kluger Vorsicht ab und stellte die Wahl der Königin anheim, indem er versicherte: Die Fürsten würden mit jeder von der Königin getroffenen Wahl vollkommen zufrieden sein. Sie wählte hierauf den alten Marschall de la Chatre, der auch sofort die Hülfstruppen zum Auszuge rüstete.

Von allen Seiten her durch die Herzoge von Sully, von Bouillon, von Guise, Nevers, Villeroi, auch von de Thou, den er oft besuchte, mit den festesten Zusicherungen der kräftigsten Unterstützung der Union erfreut, kehrte Dohna nach Deutschland zurück. Die possidirenden Fürsten waren mit dem Erfolg seiner Sendung außerordentlich zufrieden. Sie hatten einen solchen unter den obwaltenden Umständen kaum noch erwartet. Der freigebige Pfalzgraf von Neuburg, der kein Verdienst unbelohnt ließ, beehrte den Grafen zum Zeichen seines

Wohlwollens mit der Auszeichnung einer Medaille auf den Hut. Die Hoffnungen der Fürsten wurden noch mehr befestigt, als es in einem Schreiben aus Paris vom 15. Juni hieß: „Die königliche Hülfe soll binnen vier oder fünf Tagen aufbrechen und ist in Allem 15,500 Mann stark, darunter 2000 zu Roß. Monf. le Marschall la Chatre ist Commandator. Es sollen auch sonst sehr viele Vornehme von Adel und Herren auf ihre eigenen Kosten mit fortziehen und wird das schönste und beste Volk aus der ganzen Armada ausgelesen. Der papistische Nuntius hätte solches gern verhindert, sodaß die Hülfe gar keinen Fortgang hätte nehmen sollen. Er hat aber nichts bewirken können und ist darüber sehr übel zufrieden.“

Graf Dohna ward bald darauf, während man zum Kriege rüstete, nach Köln gesandt, um bei der Stadt eine Geldanleihe aufzunehmen. Er erfreute sich zwar auf dem dortigen Rathhause einer sehr ehrenvollen Aufnahme; man entließ ihn dann aber mit einer höflichen Entschuldigung, daß es nicht möglich sei, sein Gesuch zu erfüllen. Ehe aber noch die französische Hülfe herankam, brach zwischen den beiden possidirenden Fürsten ein Zwiespalt aus, der von den verderblichsten Folgen hätte sein können. Es kam zwischen ihnen so weit, daß sie sich zum Duell foderten. Der Fürst von Anhalt trat alsbald als Vermittler dazwischen, indem er noch um Mitternacht den Grafen Dohna zum Pfalzgrafen schickte, um ihn durch Vorstellungen zu beruhigen. Am folgenden Morgen begab sich auch der Fürst selbst mit dem französischen Gesandten zu ihm. Der Letztere drohte mit dem nachdrücklichsten Ernst; wenn sie sich beide nicht sofort versöhnten,

werde er zu bewirken wissen, daß die bereits auf dem Heranzuge begriffene Kriegshülfe wieder zurückziehe, und dann auch er selbst sogleich seine Rückreise antreten. Er war so kühn hinzuzufügen: „J'ai vu plusieurs princes; mais j'en ai vu de plus sages que vous.“ Die ernste Drohung hatte den Erfolg, daß beide Fürsten sich wieder versöhnten. [27])

Mittlerweile hatten sich die Kriegskräfte der Union ansehnlich verstärkt. Nicht blos der kühne Parteigänger Graf Ernst von Mansfeld hatte sich ihr angeschlossen, sondern auch der Prinz Moritz von Oranien war theils schon früher durch Christoph von Dohna, theils durch seinen in den Haag gesandten Bruder Abraham zur Beihülfe gewonnen. Der Krieg hatte auch bereits im Frühling begonnen. Nachdem die Markgrafen von Ansbach und von Baden und der Kurfürst von der Pfalz die geistlichen Fürstenthümer Bamberg, Würzburg, Speier, Mainz und Worms überzogen, hatten sie sich ins Bisthum Strasburg geworfen. Auch der ganze Elsaß war bereits in der Gewalt der Union. Nun zog gegen Ende Juli auch der Prinz von Oranien mit einer ansehnlichen Streitmacht heran, bedeutender als man sie erwartet hatte. Es galt jetzt, das jülichsche Gebiet von feindlichen Truppen zu säubern, namentlich die befestigte Stadt Jülich zu gewinnen, welche der Feind besetzt hielt. Nachdem sich der Prinz Moritz am 28. Juli mit dem Fürsten von Anhalt vereinigt, warfen sich beide, in Abwesenheit des Erzherzogs Leopold, der nach Prag gegangen war, in Verbindung mit den brandenburgischen und neuburgischen Truppen vor die Stadt. Im Lager befanden sich auch die beiden Grafen Dohna. Bevor man indeß

einen ernsten Angriff wagte, erwartete man die bereits angemeldete Ankunft des französischen Hülfsvolks. „Als nun", so erzählt Graf Christoph als Augenzeuge, „der Marschall de la Chatre mit 8000 zu Fuß und 2000 zu Pferd [28]) angezogen kam, hatten wir vier kleine Feldgeschütze auf einer Höhe aufgestellt, sie damit zu empfangen. Als diese aber losgebrannt wurden, wußten die Franzosen als neue Kriegsleute nicht, was das zu bedeuten habe, und fielen auf die Knie, damit die Kugeln über sie weggehen sollten, weil sie meinten, es wäre des Feindes Geschütz. Sie wurden darüber sehr ausgelacht; doch wollten wir sie nicht beschämen, sondern wir halfen es vertuschen, so gut wir konnten. Ein Franzose, der neben mir hielt, schalt schändlich auf seine eigene Nation. Wäre es uns Deutschen widerfahren, so würde man uns gräulich verachtet und übel nachgeredet haben."

In drei Heerlagern standen vor Jülich Deutsche unter dem Befehl Christian's von Anhalt, Engländer unter dem Obersten Cecil, Holländer unter der Führung des Prinzen von Oranien und Franzosen unter dem Marschall de la Chatre. Ungeachtet dieser starken Streitmacht aber dauerte die Belagerung länger, als man erwartet hatte, denn die Besatzung, hinreichend mit Munition und Proviant versehen, vertheidigte sich mit rühmlichster Tapferkeit und brachte den Belagerern vielen Verlust. Auch die Gebrüder Dohna waren, wie wir aus einer genauen Beschreibung der Belagerung ersehen, mehrmals in Lebensgefahr. Als am 10. August Fürst Christian, begleitet vom Grafen Abraham, ins Zelt des Prinzen von Oranien reiten wollte, schlug zwischen beiden

eine aus der Stadt geschossene Stückkugel mit solcher Gewalt in die Erde, daß beide mit Staub bedeckt wurden. Am nämlichen Tage Nachmittags ritt Graf Abraham unmittelbar hinter dem Fürsten, als eine Kugel dem Oberst-Wachtmeister Sednitzky das Bein zerschmetterte und dem Fürsten das Pferd unter dem Leibe tödtete. Erst nachdem endlich in der Stadt auch Mangel an Munition eintrat, ergab sie sich am 10. September 1610 und der Krieg ruhte nun in diesen Landen.

Kurze Zeit darauf (19. September) starb zu Heidelberg der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz eines frühzeitigen Todes, für die Union ein großer Verlust. Ihm folgte in der Regierung sein erst vierzehnjähriger Sohn Friedrich V., der sich damals im Hause des Herzogs von Bouillon zu Sedan befand, wo er erzogen wurde. Bald darauf trat zwischen den Kriegsparteien Waffenstillstand ein, theils wegen des auf beiden Seiten herrschenden Geldmangels, theils auch weil zwischen dem zum Vormund des minderjährigen Kurfürsten Friedrich bestellten Herzog Johann von Zweibrücken und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Zweibrücken, der sich als älterer Verwandter zur Vormundschaft mehr berechtigt glaubte, Streit entstand.[29]) Graf Dohna wurde währenddeß mehrmals mit Gesandtschaften der Union beauftragt, einmal nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann auch auf einen Unionstag zu Umstadt, wo auch der Herzog von Bouillon, von der Königin von Frankreich gesandt, erschien, theils um die Gesinnungen der einzelnen Unionsglieder näher auszuforschen, theils um mit ihnen weitere Plane zu berathen. Dohna hatte besonders im Auftrage des Fürsten von Anhalt mehrfache Verhandlungen mit dem Landgra-

fen von Hessen, die er zu beider Fürsten vollkommenster Zufriedenheit ausführte.

Im Anfange 1611 begleitete der Graf den Fürsten von Anhalt nach Berlin, wo sich damals in einer wichtigen Unionssache viele Fürsten versammelt hatten. Kaum dort angelangt, ließ ihn der Kurfürst Johann Sigismund zu sich einladen und machte ihm den Vorschlag, eine Gesandtschaft in seinen Angelegenheiten an den Kaiser Rudolf II. nach Prag zu übernehmen. Der Graf erklärte sich bereit, bat jedoch: der Kurfürst möge zuvor wegen seines Dienstverhältnisses den Fürsten von Anhalt befragen. Dies geschah auch; allein der Fürst lehnte den Auftrag auf eine geschickte Weise ab, aus welchem Grunde konnte Dohna nicht erfahren.

V.

Fürstentag zu Nürnberg. — Sechste Gesandtschaftsreise nach Paris. — Gesandtschaft an den brandenburger Hof. — Die junge Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz. — 1611—13.

Graf Dohna trat hierauf eine Reise nach Preußen zum Besuch seiner Verwandten und Freunde an. Allein wenn er, wie er sagt, sich auch freute, in der Nähe von Königsberg wieder einmal die Nachtigall schlagen zu hören, so ekelten ihn desto mehr die Verhetzungen und widerwärtigen Zänkereien an, die damals unter dem Adel in Preußen im Schwange waren, weil eine Anzahl adliger Hauptleute und Landräthe nicht dulden wollten, daß den Baronen und denen vom s. g. Herren-

stande in manchen Dingen ein gewisser Vorrang eingeräumt werde.

Im August (1611) kehrte Dohna nach Heidelberg zurück. Ohne dort lange zu verweilen, begleitete er den Fürsten von Anhalt nach Nürnberg, wohin Kaiser Rudolf im October einen Kurfürstentag ausgeschrieben hatte, theils zur Verhandlung über die zwischen ihm und dem König Matthias von Böhmen obwaltenden Streitigkeiten und über die kurpfälzische Vormundschaftssache, theils zur Vernehmung und Beseitigung von Klagen, Beschwerden und Forderungen, welche die Fürsten dem Kaiser und dieser dagegen jenen vorlegen zu müssen glaubten. [30]) Dohna scheint bei diesen Angelegenheiten durch keine Geschäfte weiter betheiligt gewesen zu sein. Allein es war für ihn nicht blos von großem Interesse, die bedeutende Zahl von Fürsten, Bischöfen, Staatsmännern und Gesandten aus allen Theilen Deutschlands kennen zu lernen und mit vielen auch eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen, sondern, ein genauer Beobachter des Hoflebens, that er auch manchen Blick in die damaligen Fürstensitten. Er zeichnet sich jeden Tag auf, was er davon gesehen und gehört. Er bemerkt es, wie der Kurfürst von Sachsen die Fürsten verschieden behandelt: bei einer Einladung zu seiner Mittagstafel sei dieser bei der Ankunft des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm nicht aus seinem Zimmer gegangen und habe ihn nur von zwei Edelleuten empfangen lassen; hingegen dem Administrator Pfalzgraf Philipp Ludwig sei er aus der Thüre heraus bis auf die Gasse entgegengeeilt. Er zeichnet es auf, daß die Stadt Nürnberg wie andere Fürsten so auch den von Anhalt mit vier Zober Fischen, zwei

Wagen mit Hafer und einem Wagen mit süßem und rheinischem Wein beschenkt habe. Aber er vergißt auch nicht zu bemerken, wie die Fürsten den edeln Saft genossen haben: „bei einem Frühmahle im Hause des Pfalzgrafen sind sie alle toll und voll gewesen; sie haben nit getrunken sondern nur gesoffen.“ An einem andern Tag bei einem Mittagsmahl beim Kurfürsten von Mainz, wobei auch gewaltig getrunken wurde, beschwerte sich der Erzbischof von Köln über seine Schwachheit und sein Alter, die es nicht mehr ertragen wollten. Da entgegnete ihm aber der von Mainz mit Stichelworten: „O dieses Trinken geht noch wohl hin, kann Euern Liebden nicht schaden; aber die Schlaftrünke, die Schlaftrünke, die man bisweilen thut, die machen schwach und matt. Dazu hat der Kölner gelacht.“ Allein es blieb nicht immer bei solchen Scherzen. Waren die hohen Herren voll Wein, so kam es auch oft zu ärgerlichen Streithändeln.[31]) So kam es bei einem Mittagsmahle zum Streit über die kurpfälzische Administration, indem sich der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm darüber beschwerte, daß Sachsen dem Philipp Ludwig beigestanden habe. Da antwortete der Kurfürst: es wäre ohne ihn so weit gekommen; nun sei es nicht zu ändern. Darauf jener: aber es müsse anders werden. Der Kurfürst wieder: es müßte ein schlechter Doctor sein, der die Sache nicht verzögern könnte, bis der junge Kurfürst seine Jahre erreicht habe; interea ist Philipp als Administrator in der Possession. Und ich, sagt der Pfalzgraf, bin in der Possession von Jülich! Dem entgegnet der Kurfürst: Was? So einen Pfalzgrafen kann ein Kurfürst von Sachsen doch wol auch noch herausbringen. Der Streit würde noch heftiger

geworden sein, wenn ihn nicht der Mainzer gestillt hätte.

In Nürnberg übernahm Graf Dohna in Aufträgen des Fürsten von Anhalt eine abermalige Gesandtschaft nach Paris. Sie betrafen die Foderungen an die französische Krone wegen der schon früher erwähnten, noch immer nicht entrichteten Kriegsgelder. Er fand, dort angelangt, in den staatlichen Verhältnissen fast Alles verändert. Der Kriegsplan des verstorbenen Königs zur Demüthigung des habsburgischen Hauses war längst aufgegeben. Man hatte die letzte Beihülfe den Erben der jülich-kleveschen Länder nur deshalb geleistet, weil sich Heinrich IV. einmal dazu verpflichtet, weil es die Ehre Frankreichs erfodert und die Nichterfüllung Schwäche verrathen hätte. Sully stand auch nicht mehr an der Spitze der Verwaltung. Von seinen Feinden am Hofe gedrängt, hatte er schon seit Anfang des Jahres 1611 seinem Amte eines Oberintendanten des Finanzwesens entsagt. Die Leitung der Finanzverwaltung war jetzt in den Händen des Präsidenten Jeannin, dem als Directoren der Präsident de Thou und der Marquis de Chateauneuf zur Seite standen. Mit ihnen hatte auch Graf Dohna in seinen Aufträgen die Verhandlungen zu führen und es glückte ihm schon im Anfang des Jahres 1612 darin so weit vorzuschreiten, daß in Betreff der Abzahlungen ein Abkommen auf sechs Jahre zu Stande kam.

Es herrschte damals während Dohna's Anwesenheit in Paris eine aufgeregte Stimmung. Das Tagesgespräch war lange Zeit der heftige Streit der Sorbonne mit den Jesuiten, an dem auch unser Graf das lebendigste Interesse nahm. „Schon im Jahre 1611", heißt es in

einem seiner Berichte aus Paris, „haben die Jesuiten beim Parlament angehalten, daß sie bei der Universität zu Paris möchten einverleibt werden. Da hat man ihnen aufgegeben, sie sollten schriftlich bezeugen, daß sie mit der Universität und Sorbonne einerlei Lehre in folgenden Punkten führten: daß die Concilien mehr seien als der Papst und über dem Papst; daß der Papst in weltlichen Sachen keine Gewalt habe; daß ihm nicht zugelassen sei, die Könige von Frankreich zu excommuniciren, auch nicht die Unterthanen ihres Eides zu entbinden. Bei diesen Verhandlungen haben sich damals auch der Prinz von Condé und zwei Bischöfe betheiligt. Anjetzt (im Anfang Januar 1612) haben die Doctores der Sorbonnisten und die Jesuiten drei mal in voller Versammlung öffentlich wider einander disputirt und der Rector der Sorbonnisten alle drei mal seine Streitsache selbst angezeigt, aber die Jesuiten nur durch ihren Advocaten, der in den ersten Audienzen allein erschien; jedoch bei der letzten Audienz haben die Jesuiten Schande halber in eigener Person erscheinen müssen; gleichwol aber ist der Pater Cotton, der Königin Beichtvater, nicht erschienen. Ein Doctor der Sorbonnisten hat eine kurze, aber herrliche Oration gehalten und der Jesuiten Lehre, List und Falschheit mit Grund und Beweis ihrer eigenen Bücher herausgestrichen und sie öffentlich perturbatores reipublicae et justitiae genannt, sodann auch sonderlich sie angeklagt, daß sie ihre beiden letzten Könige Heinrich de Valois und Heinrich de Bourbon ums Leben gebracht, und endlich ihre Lehre verdammt. Als der Doctor seine Oration beschlossen, verhofft jedermann, die Jesuiten als gelehrte Leute würden stattlich widersprechen; aber sie waren ganz

erschlutzt und erstummt, gingen davon, ohne Antwort zu geben, weshalb die Zuhörer so verhaßt auf sie geworden, daß wenig gefehlt, man hätte sie gar aus dem Palast verjagt. Endlich hat das Parlament einhellig ein Urtheil ergehen lassen, welches der oberste Präsident Mr. de Vertun, obwol ein Discipel der Jesuiten, wider seinen Willen hat aussprechen müssen und lautet also: 1) Daß der Papst den Concilien unterworfen sein soll; 2) daß er über Kaiser, Könige, Fürsten und Herren nicht zu commandiren haben soll; 3) daß die Jesuiten keine Universitäten oder öffentliche Schulen haben sollen; 4) daß sie sich der Justitia unterwerfen müssen; 5) was sie für Geheimnisse wider die Krone Frankreich durch Berichte oder andere Mittel erfahren, sollen sie offenbaren. Diese Punkte sollen die Jesuiten in drei Monaten von ihrem General aus Frankreich unterschrieben bringen." Bald nachher im Februar meldet ein anderer Bericht aus Paris, das Parlament habe den Jesuiten geboten alle Schüler aus Clairmont auszuschaffen, damit nicht unter dem Schein der Theologie sich fremdes Volk einmische, welches dem König nach dem Leben stelle, wie mit dem König Heinrich geschehen sei. Endlich schreibt Graf Dohna seinem Bruder Dietrich im März: „Die Königin ist perturbirt, daß die Sorbonnisten und das Parlament so heftig wider die Jesuiten sind. Auch der Papst ist sehr erzürnt. Wenn er's könnte gen Rom bringen, so würden alle auf dem Scheiterhaufen braten müssen. Nun möchte die Königin gern dem Papst und den Jesuiten zu Willen sein, darf aber wider die Sorbonne und das Parlament nichts vornehmen. Die Bischöfe halten neben dem Cardinal du Peron oft Rath,

wie sie der Sorbonne begegnen oder sie mit den Jesuiten wieder vereinigen möchten. Aber bei Hofe ist sonst kein Fürst, der sich unterstünde, zu Gunst der Jesuiten zu reden, als der duc de Epernon, der ist ihrer Aller Patron und hat auch der Königin remonstrirt, daß man nicht gestatten solle, die Büchlein wider des Papstes Macht und die wider die Jesuiten in der Stadt feil zu tragen und auszzurufen."

Dohna verweilte in Paris noch bis zum Juli. Er sprach dort noch den Grafen Philipp Ludwig von Hanau, der aus England kam, wohin er mit dem Auftrage einer zwischen dem jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und der englischen Prinzessin Elisabeth, Tochter des Königs Jakob I. einzuleitenden Vermählung gesandt worden war. Dieser theilte ihm mit, daß besonders der Herzog von Bouillon, damals in London anwesend, sich alle Mühe gebe, die bedeutenden Schwierigkeiten zu beseitigen, die der Heirath noch entgegenständen. [32])

Nach Heidelberg kaum zurückgekehrt, erhielt der Graf vom Fürsten von Anhalt wichtige diplomatische Aufträge an verschiedene vornehme Personen in Böhmen und Mähren. In Brünn, wo er beim Erzherzog Maximilian (damaligen Hochmeister des Deutschen Ordens) eine sehr freundliche Aufnahme fand, hatte er an diesen im Namen seines Fürsten eine vertrauliche Mittheilung abzustatten. In Prag war seine interessanteste Bekanntschaft der Graf Heinrich Matthias von Thurn, schon von den Türkenkriegen her als tapferer Kriegsmann bekannt, den früher Kaiser Rudolf in Anerkennung seiner Verdienste zum Burggrafen von Karlstein ernannt hatte. Als einer der Haupturheber des Majestätsbriefs, zu dessen Defensoren er mit erwählt war, stand er jetzt in ganz

Böhmen im höchsten Ansehen und das ganze Volk huldigte ihm mit vollem Vertrauen. Auch an ihn hatte Dohna Aufträge vom Fürsten von Anhalt. Von Prag ging er über Breslau auf kurze Zeit zum Besuch der Seinigen nach Preußen. Auf der Rückkehr nahm er den Weg über Danzig, wo er gerade ankam, als der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Fürst Radziwill, die sich einige Tage dort aufhielten, sich bei einem glänzenden Bankett bei einer reichen Frau Schwarzwald befanden. Sobald der Kurfürst des Grafen Ankunft erfahren, ließ er ihn zur Tafel laden. Man machte sich dabei im Gespräch sehr lustig über eine lächerliche Verordnung des jüngst verstorbenen Kurfürsten Christian II. von Sachsen, daß alle Junker fortan lange Stiefel tragen sollten, wobei der Kurfürst erzählte: Ein kleiner Edelmann habe auf den Befehl geantwortet: Ich werde und kann's nicht thun, denn da ich ein kurzer Kerl bin und keine langen Beine habe, kann ich auch keine langen Stiefel tragen.

In Amberg zu Ende des Jahres 1612 angekommen, erhielt Dohna dort, wahrscheinlich vom Fürsten von Anhalt den Auftrag zu einer neuen Gesandtschaft in einigen wichtigen Angelegenheiten zuerst nach Wien und dann an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg. Ueber den Zweck seiner Reise nach Wien gibt er uns zwar keinen nähern Aufschluß; es scheint jedoch, daß sie den damals vom Kaiser ausgeschriebenen Reichstag zu Regensburg betraf, auf dem der Kurfürst, wie er erklärt hatte, nicht erscheinen wollte, obgleich ihn der Kaiser „bei Verlust seiner Prätension auf die jülichschen Lande" dahin citirte. Auf seiner Reise durch Böhmen machte er Bekanntschaft

mit Albrecht von Wallenstein (nachmaligen Herzog von Friedland), der schon damals, mit der reichbegüterten Lucretia Nikessin von Landeck vermählt, für einen der angesehensten Standesherren in Böhmen und Mähren galt. Erst im Februar kam Dohna wieder in Preußen an, denn der Kurfürst von Brandenburg hielt sich damals einige Zeit in Königsberg auf. Als Gesandter empfangen und im Auftrage des Kurfürsten von einem kurfürstlichen Geheimen Rath „gar cortesisch“ bewillkommt, erhielt er eine Wohnung im Schloß. Dies hatte für ihn die üble Folge, daß er jeden Abend mit dem Kurfürsten, einer Prinzessin Elisabeth Sophie und dem reichen Fürsten Radziwill, der damals um die Hand dieser Prinzessin warb, Karte spielen mußte, wobei er wenig Glück hatte, weil er vom Spiel wenig verstand. Ueberall aber hörte er Klagen über die schlechte Landesverwaltung, den traurigen Zustand der Finanzen, die Verwahrlosung der Aemter durch faule, untaugliche und gewinnsüchtige Beamte und Verwalter und dabei dennoch die Verschwendung und Vergeudung der Landeseinkünfte am kurfürstlichen Hofe. Man brachte eben damals in Königsberg eine Komödie auf die Bühne, „Der ungerechte Haushalter“ genannt, worin dessen Weib alle möglichen Mittel häuslicher Zucht und Ordnung anwendet, um den verschwenderischen Gemahl zur Sparsamkeit zu bekehren. Jedermann deutete das Stück auf den anwesenden Kurfürsten. Graf Dohna aber bekam auch selbst hinreichende Beweise von den traurigen Finanzverhältnissen des Kurfürsten in die Hände. Sein Auftrag ging nämlich dahin, den Kurfürsten theils an den Rest seines Geldbeitrags für die Union, theils auch an eine Summe von 14,000 Thaler zu erinnern,

welche er dem Fürsten von Anhalt als Besoldung in dem jülichschen Krieg schuldete. Um nur etwas von dieser Foderung zu erhalten, ließ der Fürst dem Kurfürsten das Anerbieten machen: er möge ihm nur sofort 4000 Thaler auszahlen lassen, auf die übrigen 10,000 Thaler wolle er dann Verzicht leisten. Allein so dringend auch der Fürst seine Geldbedürfnisse vorstellen ließ und so unermüdlich auch Dohna, wie er selbst sagte, „alle Tage sollicitirte", so konnte er doch keinen Bescheid erhalten und ward immer nur vertröstet. Vom kurfürstlichen Kanzler endlich schlechthin ganz abgewiesen, mußte er dem Kurfürsten nach Berlin nachfolgen und wurde auch dort erst nach einiger Zeit von jenem mündlich dahin beschieden: „Er möge es beim Fürsten dahin richten helfen, daß diese seine magere Abfertigung nicht sinistre aufgenommen werde. Er, der Kurfürst, habe gar große Ausgaben, stecke überall in Schulden, habe auch den König von Polen nicht bezahlen können, wäre noch gar nicht gefaßt, wolle nunmehr erst gute Ordnung und Verfassung machen und den Fürsten nicht in diesem allein, sondern in mehrem künftig contentiren. Er bitte aber, der Fürst wolle deshalb die Hand nicht abziehen, sondern bei ihm und seinem Hause, wie bisher löblich geschehen, umtreten." So trat Dohna unverrichteter Dinge seine Rückkehr an. Er fand den Fürsten von Anhalt, der immer noch die alles anregende und bewegende Seele der Union war, zu Rotenburg a. d. Tauber, wo damals die protestantischen Fürsten einen Unionstag hielten, um über ihre Angelegenheiten und ihr Verhalten bei dem Reichstage Beschlüsse zu fassen. Dohna verweilte auf dem Tage bis zu Anfang Mai.

Er kehrte von da nach Heidelberg zurück, wo man

schon große Festlichkeiten und Vergnügungen aller Art vorbereitete. Der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz befand sich nämlich seit Januar 1613 in England, wo er sich mit der liebenswürdigen, nicht minder durch hohe Bildung, als durch Schönheit ausgezeichneten, damals erst siebzehnjährigen Prinzessin Elisabeth, des Königs Jakob I. einziger Tochter, im Februar vermählte. Am königlichen Hofe hatten bei dieser Vermählung keine besondern Festlichkeiten stattgefunden, weil nicht lange zuvor der Prinz von Wales, Heinrich Friedrich, des Königs ältester Sohn, gestorben war und der Hof Trauer trug. Desto glänzender und festlicher sollte der Empfang der Fürstin auf deutschem Boden sein. Der junge Kurfürst kehrte früher zurück. Schon Anfangs April traf man zu seiner Aufnahme in Holland und am ganzen Rheinstrom große Vorbereitungen. Er hielt jedoch erst am 29. Mai seinen Einzug in Heidelberg. In den ersten Tagen des Juni landete Elisabeth an der Küste bei Harlem. Ihre Aufnahme in Amsterdam war äußerst glänzend. Alle Schiffe im Kanal bewiesen ihr Ehrerbietung. Am Rathhaus begrüßte sie der Magistrat auf einer prachtvoll ausgestatteten Tribune, worauf sie durch zwei Triumphbogen unter dem Klang von Zinken und Schalmeien, Trompetenmusik und Glockengeläute in den festlich geschmückten Prinzenhof fuhr, während von den Wällen und Mauern das grobe Geschütz und von den Brücken und Schiffen die Geschosse von 18 Fähnlein Bürger und zwei Fähnlein Kriegsleuten in den Jubel des Volks hineindonnerten. „Es war so lustig zu hören, als wenn eine der allergrößten Victorien im ganzen Lande gewonnen wäre.“ Am andern Tage ergötzte sich die

Fürstin an einem lustigen Wasserturnier, wobei die Matrosen ihre außerordentliche Kunst im Schwimmen zeigten. Eine ausgesuchte Gemäldesammlung, verbunden mit einer reichen Ausstellung von Edelsteinen aller Art, stellte ihr die Meisterwerke der holländischen Schule und andere ausgezeichnete Kunstschätze zur Schau. Dann führte man die Fürstin ins ostindische Gewürzhaus, wo ein glänzendes Bankett stattfand. So oft neue Speisen aufgetragen wurden, verkündigten der Sitte nach Trompeten den veränderten Tafelsatz. Die Stadt Harlem hatte der Fürstin eine Wiege nebst einem Korb mit köstlichen Windeln, im Werth von 50,000 Gulden verehrt. Die Stadt Amsterdam beschenkte sie mit einem goldenen Becken, angefüllt mit neugemünzten goldenen Triumphpfennigen, über 50,000 Gulden an Werth, ohne die kostbaren Geschenke, die ihr vom Ostindischen Hause und sonst noch gespendet wurden.

In gleicher Weise erfreute sich die Fürstin auf ihrer weitern Reise, in Wesel, Düsseldorf und überall des festlichsten Empfanges. Am 3. Juni kam sie, begleitet vom Prinzen Moritz von Oranien, Don Antonio di Portugal und vielen andern vornehmen Herren bei Köln an, von einer ihr entgegenkommenden Gesandtschaft im Namen des Kurfürsten feierlichst bewillkommt und in dessen Schutz und Geleit genommen. Am Tage nach ihrem Einzuge gab ihr der Rath „ein schönes Bankett von Zuckerwerk und vielen andern Lieblichkeiten", wogegen sie den ganzen Rath drei mal zu ihrer Tafel lud. Er beehrte sie hinwieder mit einem goldenen Handbecken, mehren andern kostbaren Geschenken, nebst einem Fuder des besten Weins. Hierauf setzte sie ihre Reise nach An-

hernach fort, unter dem Donner des schweren Geschützes und „herrlicher Triumphmusik“ von der kölner Ritterschaft und dem gesammten Rath begleitet. In Bonn, von der entgegenkommenden Ritterschaft in die Stadt begleitet, wurde sie vom Erzbischof von Köln, wie nachher in Koblenz von dem von Trier und in Mainz von dem Mainzer feierlich begrüßt und aufs glänzendste bewirthet.

Mittlerweile war man in Heidelberg mit Vorbereitungen aller Art zum festlichen Empfang der schönen Fürstin beschäftigt. Man übte Ritterspiele zu Roß in voller Waffenrüstung, Turniere zu Fuß, freie Wettrennen, Tänze und andere ähnliche Belustigungen ein und Graf Dohna nahm an Allem theil. Architekten bauten Triumphbogen, Feuerwerker arbeiteten an allerlei brillanten Kunstfeuern zu Wasser und zu Land, Schöngeister sannen möglichst geistreiche Devisen aus. Am 17. Juni langte endlich die gefeierte Königstochter in der Nähe von Heidelberg an. Dort zog ihr der junge Kurfürst, umgeben von zwölf Fürsten, einer großen Anzahl Grafen und edler Herren, unter ihnen auch Graf Dohna, mit einer Schar von 2000 Pferden von der Ritterschaft und 38 Fähnlein Fußvolk bis zum Städtchen Ladenburg (zwischen Manheim und Heidelberg) entgegen, um die blühende Gemahlin feierlich zu empfangen. Gegen Abend hielt die Fürstin an der Seite ihres Gemahls, mit ihrem englischen Geleite, dem Herzog von Lenox, dem Grafen von Arundel, dem Vicomte von Lesley, dem Grafen von Harrington und dem General Cecil, unter festlichem Glockengeläute in Heidelberg ihren Einzug, wo sie am Schloß von der verwitweten Kurfürstin im Kreise vieler Edeldamen aufs herzlichste bewillkommt wurde. Nach

einigen Tagen der Ruhe und Erholung von den Beschwerden der Reise begannen die glänzenden Festlichkeiten. Jeder Tag wechselte mit andern Spielen und Vergnügungen, mit Turnieren, Ringelrennen, Freirennen, Tänzen, kurzweiligen Mummereien, Feuerwerken und allerlei lustigen Aufzügen. Als unter diesen letztern eines Tags auch ein sogenannter Jasons-Zug vorüberzog, flüsterte ein kurfürstlicher Rath dem Grafen Dohna die Worte zu: „Diese Historie bringt eine böse Vorbedeutung, denn der Ausgang mit Jason ist eben gar nicht glücklich gewesen.“ Und die böse Ahnung ging wirklich in Erfüllung.

So glänzend war der Empfang der Königstochter auf deutschem Boden und in der Residenz ihres glücklichen Gemahls. Sie selbst ahnete freilich in diesen jubelvollen Tagen noch nicht, welchem Schicksal sie auf diesem Boden entgegengehe und daß sie einst als hülfloser Flüchtling heimatlos Haus und Hof werde verlassen müssen. Indeß lag damals schon auf manches edeln Mannes Brust eine bange Besorgniß. Graf Dohna schrieb in jenen Tagen in sein Tagebuch: „Es kamen mit der Ankunft der Engländer auch viele neue, ungewöhnliche Muster und Moden zu uns nach Deutschland, darunter sonderlich auch eine Art von kleinen Sätteln, die wie Bauersättel aussahen. Da sagte zu mir der alte Cölbinger, als wir eines Tags den Schloßberg zu Heidelberg hinabgingen: Merkt's wohl, diese Bauersättel bedeuten, daß wir alle zu Bauern und Bettlern gemacht werden sollen. Und so ist's endlich auch ergangen.“

VI.

Reise nach Italien. — Hofleben in Heidelberg. — Siebente Gesandtschaftsreise nach Paris. — Stellung der Union und der Liga. — Gesandtschaft nach München und Berlin. — 1613—16.

Im Herbst 1613 änderte sich auf einige Zeit Dohna's bisheriger Wirkungskreis, indem er vom Fürsten von Anhalt den Auftrag übernahm, dessen ältesten Sohn Christian von 14 Jahren auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Er begab sich zuerst mit diesem Prinzen auf den Reichstag nach Regensburg, wo er seinen Bruder Abraham als kurfürstlich-brandenburgischen Gesandten fand. Dort sah er das merkwürdige englische Mädchen, welches kein Fremder in Regensburg zu sehen versäumte, eine Jungfrau von 16 Jahren von einem enormen Körperbau: ihr Fuß hatte das Gewicht von 52 L., die Dicke des Kniees einen Umfang von zwei Fuß und 4 Zoll, der Umfang der Wade betrug zwei Fuß, die Breite ihres Schuhes vier Werkschuhe; am rechten Fuß hatte sie 6, am linken nur 3 Zehen, von denen die große 8 Zoll dick; „sonst ein schönes, lustiges Weibsbild, an Verstand völlig gesund, sprach auch geläufig mehre europäische Sprachen." Ohne in Regensburg lange zu verweilen, trat Dohna hierauf mit dem jungen Prinzen die Reise nach Italien an. Glücklich in der Nähe Veronas angelangt, wurden sie dort an der weitern Reise gehindert, bis sie, wegen der in Deutschland herrschenden Pest in einem Dorfe neun Tage eingesperrt, unter allerlei Ungemach die angeordnete Quarantaine gehalten. In Venedig besuchte Dohna wieder seinen alten Bekannten, den

berühmten gelehrten Mönch Fra Paolo (Sarpi) fast jeden Tag in dessen Kloster und hatte, so lange er in Venedig war, mit ihm einen sehr interessanten Umgang. Ihm beschrieb er unter andern „die sonderlich admirirte hebräische punktirte Bibel", die er vor einiger Zeit in der heidelberger Bibliothek gesehen und von der er sagt, daß jeder Jude, der sie sehe, auf die Kniee falle und sie küsse. Merkwürdig war es ihm, aus des Mönchs Munde eines Tags die Aeußerung zu hören: die meiste Unruhe und Empörung in der Welt werde von den Geistlichen durch ihr leidenschaftliches, ungestümes Predigen gegen Ketzerei veranlaßt. Er verweilte in Venedig bis Anfang 1614. Den übrigen Theil des Winters brachte er dann in Florenz zu. Hier besuchte er die überaus reiche Kapelle a S.-Lorenzo, deren Wände sämmtlich mit kostbaren Edelsteinen besetzt und getäfelt waren, sodaß wo man hinblickte, man lauter Edelsteine sah. Der Großherzog Ferdinand II. ließ eben damals einen großen Diamant schneiden und poliren, der ihm 80,000 Scudi gekostet hatte. Der Polirer, der die Arbeit übernommen, hatte damit schon zwei Jahre zugebracht; man zahlte ihm jeden Monat 50 Scudi. Nach vollendeter Arbeit war ihm überdies ein Geschenk von 1000 Scudi zugesagt. In der Rüstkammer zeigte man ein Schlachtschwert Karl des Großen, worauf die Worte: Domine da mihi (victoriam). Auch die Kunstkammer bot einen außerordentlichen Schatz von bewunderungswürdigen Gegenständen dar. Von Florenz begab sich Dohna nach Padua zurück, wo er seinen jungen Prinzen in die hohe Schule aufnehmen ließ. Sie kamen dort eben an, als die Akademie ein festliches Ringelrennen veranstaltet hatte.

Dohna kehrte bald darauf allein nach Heidelberg zurück. Er fand am dortigen Hofe ein wildes, wüstes Leben. Fast jeden Tag war er mit Jägern, Hunden und Jagdgeräthen angefüllt und an der fürstlichen Tafel blieben kühne Weidmannskämpfe mit wilden Ebern und ähnliche Geschichten oft stundenlang die einzige Unterhaltung. Als Intermezzo trat in diese Hof- und Tafelgespräche damals zuweilen der wunderliche Unfall ein, der nicht lange zuvor einem Grafen von Schwarzenberg am Rhein begegnet war. Dieser hatte sich mit einem schönen Fräulein von Dallenbroch verlobt. Auf dem Schlosse zu Hambach sollte eben die Hochzeit sein. Alles war schon vorbereitet, eine große Zahl von Hochzeitgästen auch bereits anwesend und von Stunde zu Stunde erwartete man die Mutter mit der Braut. Aber es ward Abend und Mitternacht und sie kamen nicht. Sie waren auf dem Wege nach Hambach zu von einem Freiherrn von Luith, der ihnen an der Spitze eines Reiterhaufens in einem Busche aufgelauert, überfallen, aus dem Wagen genommen und auf das feste Schloß Altenkirchen auf der andern Seite des Rheins gebracht worden. Von dort schrieb nun der Freiherr dem Grafen von Schwarzenberg: das Fräulein sei seit vier Jahren schon seine Braut; um sich dieselbe zuzueignen, habe er (der Graf) das Gerücht verbreitet, er sei in Moskau geviertheilt worden. Jetzt, da er, wie er ihm bewiesen, noch lebe, habe er sich seine Braut geholt und werde sie nun behalten, sollte es auch Blut und Leben kosten. Der Graf, durch diese Nachricht aufs bitterste ergrimmt, beschloß alsbald die blutigste Rache und rüstete sich zur Fehde. Alles, was ihm verwandt und befreundet, wurde von ihm zu Hülfe gerufen.

Ehe es aber noch zum Ausbruch kam, trat der Kurfürst von Trier vermittelnd dazwischen, um den Freiherrn durch dringende Vorstellungen zu bewegen, die Braut nach Koblenz zu bringen, bis die Sache rechtlich entschieden sei. Da indeß die Entscheidung des kurfürstlichen Officials dahin lautete: Die Braut müsse dem Grafen von Schwarzenberg ausgeliefert werden, der Freiherr stehe im Unrecht, daß er seine Prätension mit Gewalt und nicht auf dem Wege Rechtens auszuführen gesucht, so glaubte dieser, mit dem Bescheid unzufrieden, nun zu neuen Gewaltthaten schreiten zu dürfen. Es kam zur förmlichen Fehde, in deren Folge aber der Prinz Georg Wilhelm von Brandenburg, der seinen Hof zu Düsseldorf hatte, wo in der Nähe der Freiherr angesessen war, diesen als Räuber für vogelfrei erklärte. Zugleich brachte es der Graf von Schwarzenberg beim Erzherzog Albrecht von Oestreich auch dahin, daß alle Güter des Freiherrn in Beschlag genommen und 12,000 Goldgulden, die er auf den Zoll zu Bonn gelegt, confiscirt werden sollten. Da legten sich endlich die beiden Grafen von Nassau und Wittgenstein ins Mittel und es gelang ihnen, zwischen dem von Schwarzenberg und dem Freiherrn auf eine gewisse Abstands- und Entschädigungssumme einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen.

Das Jahr 1614 verlief für Dohna übrigens ohne wichtige Ereignisse. Es gefiel ihm nicht lange an dem anfangs wüsten und geräuschvollen Hofe zu Heidelberg, wo an ernste Geschäfte kaum auch nur gedacht wurde. An der Art von Vergnügungen und Lustbarkeiten, wie sie dieser Hof damals liebte, hatte er nie Gefallen gefunden. Er trat eine Reise nach Preußen an. Von

seinem Aufenthalt am Hofe zu Berlin weiß er indeß nichts weiter zu berichten, als daß bei dem Verlöbniß des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel mit des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg ältester Tochter Anne Sophie ein etwas wildes Bärenfangen angestellt wurde, wobei es sehr lustig herging.

Erst im Anfang 1615 kehrte Graf Dohna mit dem Fürsten von Anhalt von Amberg, wo sich dieser eine Zeitlang aufgehalten, nach Heidelberg zurück. Es war dort seit einiger Zeit wieder mehr Ernst in das Leben am Hof gekommen. Seit dem 16. August 1614 hatte der junge Kurfürst das achtzehnte Jahr erreicht und nach der Goldenen Bulle als vollmündig vom Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, der bisher noch die Administration geführt, die Regierung nun selbst übernommen. Ihm, dem in Dingen der Staatsverwaltung noch wenig erfahrenen Fürsten standen eine Anzahl besonnener, gebildeter und geschäftskundiger Männer zur Seite, die es mit dem Wohl des Landes redlich meinten und vollkommen ersetzten, woran es dem jungen Fürsten gebrach; an der Spitze dieser Räthe der Fürst Christian von Anhalt, der durch vieljährige Dienste der Pfalz schon weit mehr als seinem eigenen Geburtslande angehörte, dann der ruhig-besonnene Graf Johann Albrecht von Solms als Großhofmeister, die Grafen Johann von Nassau, Ludwig von Wittgenstein, Reinhard und Otto von Solms, Fabian und Achatius von Dohna; außer ihnen mehre Herren von Adel. Zur Berathung über Angelegenheiten der Kirche, der Universität und in Gerichtssachen saßen die angesehensten Theologen, akademische Lehrer und Rechtsgelehrte, die beiden Hofprediger Pitiscus

und Scultetus, der Historiker Gruter und Marquard Freher, die Professoren Paräus und Plato mit im kurfürstlichen Rath. Man wünschte allgemein, daß auch der in die auswärtigen Staatsverhältnisse mehr als jeder andere eingeweihte Graf Dohna in denselben aufgenommen werde und nie mehr als jetzt entsprach dies auch seinen Wünschen, denn nie weniger als gerade jetzt verlangte er nach Preußen zurückzukehren. „Es ist in diesem Jahr (1615), schreibt er selbst, und auch noch in den folgenden in Preußen große Uneinigkeit und ein sonderlicher Haß wider meine Brüder und unser ganzes Haus herrschend gewesen, weil meine Brüder Friedrich zum Landhofmeisteramt und Fabian zu der Hauptmannschaft zu Brandenburg befördert wurden.“ Dazu kam noch der im ganzen Land verbreitete Haß gegen die Reformirten, der so weit ging, daß die Verordnung erneuert wurde: kein Reformirter solle ein Amt erhalten dürfen. So nahm Graf Dohna gern im März 1615 die ihm vom Kurfürsten angetragene Stelle eines kurpfälzischen Raths an und trat sofort ins Rathscollegium als Mitglied ein, freilich als jüngster Rath, nur mit einer Besoldung von 200 Gulden.

Schon bald darauf aber erhielt Dohna wieder einen Auftrag zu einer Gesandtschaft an den französischen Hof. Seit dem Reichstag zu Regensburg, auf welchem beide Bündnisse, Union und Liga, von neuem ihre gegenseitigen Beschwerden vorgelegt, auf deren Abstellung sie drangen [33]), standen sie sich in ihren Ansichten und Gesinnungen, wie in ihren Bestrebungen nur noch um so schroffer einander gegenüber. Auf keiner Seite wollte man etwas nachgeben. Vergebens versuchte der Kaiser Matthias, der es weder entschieden mit der Liga, noch mit der Union hielt und

dem es vor allem nur um eine kräftige Reichshülfe gegen den Angriff der Türken auf Siebenbürgen zu thun war, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen; es war ihm nicht nur unmöglich, die Parteien zu einem gemeinsamen Reichsschluß zu vereinigen, vielmehr hatten beide die Zeit des Reichstags eifrigst benutzt, ihre Bündnisse noch zu verstärken. Mit welchen Mitteln man hier und da agirte, geht unter Anderm daraus hervor, daß ein gewisser Pistorius, ein Abtrünniger der evangelischen Kirche, auf geheimen Antrieb hoher Personen dem Kaiser den Rath an die Hand gab, mit Kurpfalz kurzweg zu verfahren, wie man einst mit Heinrich dem Löwen gethan. Als Fürst Christian von Anhalt diesen „Judas-Rath“ erfuhr und darüber mit dem Kaiser sprach, antwortete dieser nur: „Solche Vögel pfeifen immer, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.“ Nun traten im Februar 1615 die Unirten mit der Foderung einer freiwilligen Aufnahme von Protestanten in geistliche Stifter hervor, weil der Religionsfriede solcher durch kein Verbot entgegenstehe. Allein die Katholiken wiesen sie als durch den Religionsfrieden verboten und unzulässig ab, denn es war schon fester Grundsatz geworden, daß keine Partei der andern in irgend etwas nachgeben zu dürfen glaubte. Dazu kam, daß auch Zwiespalt in der Union ausgebrochen war. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg war auf Betrieb des Herzogs Maximilian von Baiern, dessen jüngste Schwester er heirathete und dessen ältere Schwester die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand war, mit der Hoffnung auf die Beihülfe dieser beiden Fürsten in der jülichschen Erbschaftssache, zur katholischen Kirche übergetreten. [34]) Seitdem standen sich nun auch die bei-

den possidirenden, in der erwähnten Erbschaftssache betheiligten Fürsten von Brandenburg und Neuburg einander so feindlich gegenüber, daß bald ein förmlicher Krieg auszubrechen drohte. Die Union und Liga nahmen für sie Partei. Aber auch den Ausländern kam die Gelegenheit erwünscht, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen, zumal da die Parteien selbst ihnen dazu die Hand boten. Wie die katholische sich an Spanien wandte, so suchte die protestantische für sich die Hülfe Frankreichs und der Niederlande zu gewinnen.

Dies war der Zweck der im Namen der Union dem Grafen Dohna aufgetragenen Gesandtschaft nach Paris. Sie machte ihm indeß wenig Freude. Er sagt selbst: „Ich habe dabei mehr Widerwärtigkeit als Glück und mehr Verdruß als Vergnügen gehabt.“ Als er am 13. April 1615 in Paris ankam, gewann er unter den eben obwaltenden Verhältnissen wenig Aussicht zur Erreichung seines Zwecks. Die drei Stände, Adel, Geistlichkeit und der dritte Stand, lagen im Streit über die Annahme und Geltung der Decrete des tridentiner Concils, denen der dritte Stand entgegen war. Der König und die Minister haderten mit dem Parlament über dessen Eingriffe in Sachen der Verwaltung. Allenthalben äußerte man sich unzufrieden und besorgt wegen der beabsichtigten Vermählung des jungen Königs Ludwig mit der spanischen Prinzessin Anna, Philipp's III. Tochter. Der Hof war fortwährend der Schauplatz von allerlei Intriguen und Parteiungen. Mehre der einflußreichsten Männer, wie der Prinz von Condé, die Herzoge von Bouillon, Longueville, Mayenne u. a., hatten sich von ihm seit einiger Zeit zurückgezogen.

Graf Dohna sollte laut seiner Instruction dem Könige zunächst über den gegenwärtig herrschenden gefährlichen Zustand im Reich Bericht abstatten, ihm vorstellen, mit welchem Eifer die evangelischen Reichsstände auf einem Verhandlungstag zu Nürnberg bemüht gewesen, Friede und Ruhe aufrecht zu erhalten, das obwaltende Mistrauen unter den verschiedenen Ständen zu beschwichtigen und die Differenzen zwischen den Religionsparteien so viel nur möglich zu beseitigen, wie man deshalb dort auch den Beschluß gefaßt habe, evangelischer Seits zur Aufrechthaltung des Friedens keinen katholischen Stand in irgend einer Weise wider Billigkeit und Recht zu beschweren, „Alles der Intention der Union gemäß, welche ja einzig nur zu höchst abgedrungener Defension gemeint sei.“ Weil man nun in solchen friedfertigen Gesinnungen dem Kaiser mancherlei zum Frieden dienliche Mittel und Wege vorgeschlagen habe, so sollte Dohna den König bitten, beim Kaiser durch eindringliche Vorstellungen dahin zu wirken, daß dieser auf die Beförderung solcher Vorschläge eingehe, ihn aber zugleich auch vor Gewaltmaßregeln zu warnen, wozu man ihn gern bereden möchte, „daß er sich überhaupt in den zwischen den Ständen beider Religionen verhaltenen Differenzen nicht zum Part machen lasse, sondern als ein gerechter, unparteiischer Kaiser nach dem Exempel seiner Vorfahren das rechtschaffene Aequilibrium halte.“ Er sollte den König ferner ersuchen, über die am Hof- und Reichskammergericht stattfindende parteiische Justiz an geeigneten Orten Vorstellungen zu machen, indem es bald dahin kommen werde, daß im Reich gar keine Justiz mehr zu finden sei, da an beiden die Katholiken nicht nur das Directorium

allein in ihren Händen hätten, sondern auch die Zahl ihrer Mitglieder darin die der Evangelischen weit übertreffe, woraus folge, daß fast Alles zu Gunsten der Katholiken entschieden werde. Endlich sollte der Graf dem König die jetzt ganz veränderte Lage der jülichschen Erbschaftssache näher auseinandersetzen und an ihn die Frage richten: was jetzt die Krone Frankreich unter diesen Umständen zu thun gesonnen sei?

Dem Grafen Dohna traten indeß in der Ausführung dieser Aufträge große Schwierigkeiten in den Weg. Der königliche Rath bestand jetzt ausschließlich nur aus katholisch-spanisch gesinnten Männern. Jeannin, Villeroi, der Kanzler Sillery und dessen Sohn Puisieux saßen noch am Staatsruder und mit ihnen kam Dohna in seinen Angelegenheiten am meisten in Berührung. Die Königin indeß, die Regentin, ließ sich noch weit mehr durch den Einfluß des päpstlichen Nuntius, des spanischen Gesandten, des Jesuiten Pater Cotton und besonders des Marschalls von Ancre (Concini) und dessen Frau, die ihren Geheimen Rath bildeten, beherrschen.[35]) Schon der erste Empfang Dohna's bei Puisieux war für ihn wenig erfreulich; er erhielt von diesem nur einsilbige, nichtssagende Antworten. Der König und die Königin ließen ihn zwar durch einen Hofmann, wie herkömmlich, ganz freundlich bewillkommnen. Allein eine Audienz konnte Dohna nicht erhalten, angeblich wegen der eintretenden Feste. Der Grund davon lag jedoch anderswo. Er hatte in seiner Instruction die ausdrückliche Weisung bekommen: bei der Audienz vor dem König und der Königin als Gesandter der Union nicht anders als mit bedecktem Kopfe zu erscheinen. Ueber

diesen Punkt hatte er sich sogleich nach seiner Ankunft mit dem Herzog von Bouillon besprochen, der kein Bedenken geäußert, daß man dies am Hofe ihm als Gesandten gestatten werde, da es einem frühern Gesandten der Union ebenfalls schon zugestanden worden sei, den König in der Audienz mit bedecktem Kopfe anzureden. Villeroi aber, welcher davon bereits Nachricht erhalten, hatte, wie Dohna erfuhr, erklärt: er werde unter keiner Bedingung zugeben, daß der Graf vor dem König mit bedecktem Kopfe erscheine. Wie Puisieux diesem mittheilte, hatte man vorlängst schon eine Veränderung in dieser Sitte vorgenommen. Indeß ließ der König den Grafen als Gesandten nach üblichem Gebrauch durch seinen Oberhofmeister mit einer Sendung von Brot, Wein und Fisch beehren, alles von ausgezeichneter Güte. Der Herzog von Bouillon rieth daher auch, der Graf möge als anerkannter Gesandte im Betreff der frühern Sitte in keiner Weise nachgeben. Wenige Tage nachher versicherte Villeroi in einer Unterredung dem Grafen zwar, daß der König stets bereit sei, den Fürsten der Union seine Freundschaft zu beweisen. Als indeß Dohna erwähnte: er könne in einer Audienz beim Könige nur mit dem Hut auf dem Kopfe erscheinen und er hoffe, der König werde den Fürsten diese Ehre vergönnen, entgegnete der Minister in aufbrausender Hitze: Das wäre beispiellos! So was hat man noch nie verlangt! Wir werden unsere Sitten um euerentwillen nicht ändern. Dohna erwiderte: er habe die bestimmte Weisung, nur mit bedecktem Kopfe eine Audienz anzunehmen. „Mag sein", antwortete der Minister, „aber dann hättet Ihr vor Euerer Reise hierher schreiben oder mit unserm Geschäftsträger bei Kurpfalz dar-

über verhandeln sollen." Endlich brummte er noch die Worte durch die Zähne: Man werde darüber im Conseil sprechen. Nicht lange nachher erhielt Dohna von Villeroi den Bescheid: die Königin sei nicht gesonnen, während des Königs Unmündigkeit in der Sitte etwas zu ändern. Und er, ließ Dohna ihm sagen, könne und werde anders keine Audienz weder verlangen noch annehmen. Er müsse sich darüber an die Fürsten der Union wenden.

Die Sache wurde in Paris bald Tagsgespräch.[36]) Als nun Dohna dem Minister Villeroi ein Schreiben der Unionsfürsten an den König einhändigte, kam noch ein neuer Streitpunkt hinzu. Die Fürsten nämlich hatten sich in der Unterschrift der Ausdrücke: très-humbles et très-affectionnés bedient. Der Minister aber nahm auch hieran Anstoß, verlangend, in officiellen Schreiben an Se. Majestät gezieme es sich, daß die Fürsten sich als très-humbles et très-obéissants unterzeichneten. Graf Dohna erwiderte zwar: man könne solches doch nur von den dem Könige unterthänigen Fürsten verlangen und es scheine fast, „Ihr behandelt uns wie euere Unterthanen."[37]) Allein der Minister beharrte bei seiner Ansicht und foderte in künftigen Schreiben der Fürsten durchaus die letztern Ausdrücke.

Ueber diese beiden formellen Streitpunkte stritt man sich beiderseits ohne Erfolg von einer Woche zur andern. Villeroi schien es, wie Dohna endlich einsah, absichtlich nur darauf anzulegen, es überhaupt zu keiner Audienz kommen zu lassen. Er äußerte auch mehrmals: er glaube gar nicht, daß Dohna in seiner Anmaßung der Kopfbedeckung eine wirkliche Anweisung von den Fürsten in den Händen habe, und es sei höchst wahrscheinlich,

daß der Graf hiebei entweder nur nach eigener Willkür oder auf Antrieb Anderer handele. Zu dieser Annahme bewog den Minister ohne Zweifel sowol der Umstand, daß Dohna wirklich nichts Schriftliches darüber aufzuweisen hatte, als auch die ihm zugekommene Nachricht, daß außer dem Herzog von Bouillon auch mehre Gesandte namentlich die von England und den vereinigten Niederlanden sich dem Verlangen des Grafen beifällig erklärt hätten. Vergebens setzte der Graf wiederholt dem Minister die Gründe seiner Foderung sowie die Folgen der Verweigerung auseinander. Der Letztere blieb gegen alle Vorstellungen unzugänglich. Endlich nachdem sechs Wochen unter solchen nutzlosen Verhandlungen hingegangen waren, beschloß Dohna, die in seiner Instruction enthaltenen Aufträge schriftlich am Hofe übergeben zu lassen und ohne Audienz abzureisen. De Thou, Jeannin, Boissise und mehre Gesandte, denen er diesen Entschluß mittheilte, billigten ihn nicht nur, sondern nannten es eine rohe Behandlung, daß man ihn ohne Audienz gehen lasse. Villeroi war höchst aufgeregt und äußerte sich nur im Ton des Zorns über Dohna's Abreise, als dieser sie ihm persönlich anzeigte.

So verließ Graf Dohna Paris am 25. Mai sehr verstimmt und unzufrieden; es war die erste seiner Gesandtschaften, die gar keinen Erfolg gehabt. Er begab sich seiner Instruction gemäß zunächst nach dem Haag. Allein auch hier fand er die Verhältnisse für den Zweck seiner Sendung eben nicht viel günstiger. Sein freundlicher Empfang beim Statthalter Prinz Moritz und bei dessen Bruder dem Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien sowie die nähere Bekanntschaft mit dem gro-

ßen Staatsmann Oldenbarneveldt ließen ihn zwar in den ersten Tagen bessere Hoffnungen fassen. Allein nachdem seine schriftlich übergebenen Anträge der Versammlung der General-Staaten vorgelegt und berathen worden waren, berichtet er als das Resultat dieser Berathung: „Alles, was ich sowol aus des Prinzen, als aus Barneveldt's Relation vernommen, geht fast dahin, daß die Staaten, obwol sie wegen ihrer Verheißung, auch aus obliegender unumgänglicher Nothwendigkeit den versprochenen Succurs billig leisten sollten, doch sich ziemlich kalt und nachlässig erzeigen, theils weil sie die Kosten fürchten, theils auch weil sie über ihre Tresure ganz fest und steif halten, auch nicht gesonnen sind, durch Ergreifung der Waffen dem Erzherzog Ursache zu geben, desgleichen zu thun. Sonderlich aber könne der verheißene Succurs auch deshalb so bald nicht vor sich gehen, weil sie sich nie anders erklärt, als nur coniunctim mit Frankreich und nicht separatim zu helfen." Schon hieraus konnte Dohna entnehmen, daß von den Niederlanden aus wenig Hülfe für die Union zu erwarten sei. Prinz Moritz theilte ihm aber ferner mit: Die Königin Regentin habe sich zwar in ihrem Staatsrath nach langem Zwiespalt unter den Ministern endlich dahin erklärt, sie wolle der Union 8000 Mann zu Fuß und 500 Reiter zu Hülfe senden, sofern die Generalstaaten dieses Kriegsvolk auf ihre Kosten von Calais übers Meer nach Holland und von da nach den jülichischen Landen weiter schaffen wollten. Allein die Staaten hätten dies verweigert und verlangt, die Königin solle das Hülfsvolk zu Land schicken. Um diese neue Verwickelung möglichst bald gelöst zu sehen, wandte sich Dohna an Oldenbarneveldt und dieser versprach ihm auch,

er wolle gern das Seinige thun; allein er glaube, fügte er hinzu, die Staaten würden erst die endliche Resolution aus Frankreich abwarten und vorher keinen Schritt wagen. „So dünkt mich im Ganzen", schließt Dohna seinen Bericht, „es werde schwerlich etwas ohne den Succurs aus Frankreich bei den Staaten zu erhalten sein, wenn nicht eine große, unvorhergesehene Veränderung dazwischenkommt."

So kehrte Dohna auch aus dem Haag ohne Erfolg und misvergnügt nach Heidelberg zurück. Der junge Kurfürst Friedrich zog ihn immer mehr an sich und gab ihm wiederholte Beweise seiner Gunst und seines Vertrauens. Er nahm ihn als Begleiter mit, als er mit seiner jungen Gemahlin die Oberpfalz bereiste, theils um die Huldigung einzunehmen, theils auch um verschiedene Unordnungen und Misbräuche in den Finanzverhältnissen und besonders im Kirchenwesen abzustellen, und Dohna bewies sich auch hierbei so thätig und einsichtsvoll, daß ihn der Kurfürst zum Präsidenten des Kirchenraths zu Amberg ernannte.

Bereits aber rüsteten sich beide Bündnisse zum drohenden Kampfe. „Man ist um diese Zeit", schreibt Dohna in seinem Tagebuch, „in Deutschland sehr mit Kriegsgedanken umgegangen und insonderheit haben die Unirten viele Zurüstung und Kriegsbereitschaft im Werke gehabt; zumal hatten Kurpfalz, Ansbach und Durlach schöne Zeughäuser, Geschütz und Zubehörung. Aber die mehrsten Fürsten sahen doch mehr auf Putz und Pracht als auf Vertheidigungsmittel, mehr auf schöne Kleider und krause Haare als auf Waffen, sodaß einmal ein fürnehmer Fürst zu mir sagte: Vor diesem rühmte man

die Edelleute, welche schön zu Roß saßen und eine schöne Lanze führen konnten, auch ihre Waffen wohl zu brauchen wußten. Anjetzt aber lobt man diejenigen, welche ihre Ueberschläge und Krößen hübsch anzustechen und ihre Haare wohl zu kraußen wissen. Es ist wohl wahr: Wir haben mehr Wissen, aber weniger Gewissen; die alte Kirche hat mehr Gewissen, aber weniger Wissen."

„Man pocht auf die Union", fährt Dohna fort. „So ging man damals damit um, auf Kosten der Venetianer unter einem andern Vorwand ein Heer von 15,000 Mann zu werben. Fürst Christian sollte es führen. Die Sache war in einer Versammlung der Räthe der Unirten berathen worden. Nun hatte man unter Andern aber auch den Prinzen Heinrich von Oranien, des Prinzen Moritz Bruder, genannt, welches jedoch die unirten Fürsten, besonders Ansbach, Baden und Anhalt etwas verdrossen, weil sie nicht gemeint, daß ihnen Jemand in solchem Amte sollte vorgezogen werden. Außerdem hat man unter die Evangelischen auch mit der sächsischen Prätension auf Jülich den Zankapfel der Uneinigkeit geworfen, und so war, wie es überall zugeht, auch bei der Union viel Eigennutz, Rachgier und Geiz." Theils waren es diese Verhältnisse, theils der damalige hessische Successionsstreit zwischen den beiden Landgrafen Ludwig und Moritz [38]), die den Pfalzgrafen Kurfürst Friedrich bewogen, den Grafen Dohna mit Aufträgen an die beiden Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Ansbach und Baireuth zu senden. Auf sein Ansuchen erklärte sich der Letztere bereit, zwischen den Landgrafen eine persönliche Vermittlung zur friedlichen Ausgleichung ihres Streits zu versuchen.

Das Jahr 1615 beschloß Dohna noch mit einer ihm

aufgetragenen Reise nach Waldsassen in der bairischen Oberpfalz, wo er wegen einer diplomatischen Verhandlung eine Conferenz mit dem kaiserlichen Abgesandten Oberst Lucan haben sollte. Er fand an ihm einen stattlichen Mann von vielem Verstand und reicher Erfahrung. Weil er im Krieg einen Arm verloren hatte und auf einem Beine hinkte, so sagt Dohna von ihm: er sei ein treues Abbild des damaligen Deutschen Reichs gewesen, welches ebenso an allen Gliedern gelähmt sei. Die Sache, welche der Graf mit ihm zu verhandeln hatte, betraf verschiedene Schwierigkeiten, die sich der Investitur des Kurfürsten Friedrich mit der Kurwürde am kaiserlichen Hofe entgegengestellt hatten. Sie wurden durch Dohna beseitigt.

Seit Anfang 1616 hatte die Liga ihr Oberhaupt, ihren Mittelpunkt verloren. Herzog Maximilian von Baiern hatte die Oberleitung des Bundes aufgekündigt, theils weil man östreichischer Seits immer mehr Bundesglieder an sich zu ziehen suchte und die Kräfte der Liga dadurch mehr und mehr geschwächt wurden, theils auch weil viele Bundesstände überhaupt alle ernsten Anstrengungen scheuten. Bald wurde es auch kund, daß man am östreichischen Hofe bemüht war, die Liga so viel nur möglich zu beseitigen. Der Erzherzog Maximilian trug in einer Vorstellung beim Kaiser Matthias darauf an: mit Beihülfe aus Spanien und den Niederlanden eine bedeutende Kriegsmacht unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Ferdinand, auf dem jetzt allein noch die Erhaltung des östreichischen Hauses ruhte und dem man dadurch die Nachfolge sowol in den Erblanden, als auch auf dem Kaiserthron im voraus sichern wollte, im Reiche aufzustellen, um widerspänstige Reichsstände

zu schrecken und nöthigenfalls zu züchtigen oder auch parteilose zu ihrer Schuldigkeit für das Interesse Oestreichs zu bringen, dabei aber den Beistand der Liga nur erst dann in Anspruch zu nehmen, wenn es der Drang der Umstände nothwendig erfordern würde. Der Erzherzog hatte dem Kaiser ferner auch angerathen: er solle sich bei der bevorstehenden Römischen Königswahl unbedingt die Designation vorbehalten, um unter allen Umständen die Succession des östreichischen Hauses zu sichern. [39]) Dieser Vorschlag aber kam, so geheim er auch gehalten wurde, noch vor der Zeit zur Kenntniß der weltlichen Kurfürsten. Er erregte bei allen die größten Besorgnisse. Maßte sich der Kaiser die allem alten Herkommen widersprechende Designation eines Nachfolgers an, so war damit die freie Wahl der Kurfürsten ganz aufgehoben, und welche bedenkliche Folgen waren von der Aufstellung eines kaiserlichen Heeres zu fürchten bei der Eifersucht und dem Mangel alles innern festen Verbandes, wie jetzt die Glieder der Union gegen einander dastanden. Diese Besorgnisse theilte auch selbst der Herzog Maximilian von Baiern; er lud daher den Fürsten Christian von Anhalt zu einer Zusammenkunft ein, um sich mit ihm über die dem Reich drohenden Gefahren und über Mittel und Wege vertraulich zu berathen, wie unter den Reichsständen eine feste innere Einigkeit zur Aufrechthaltung sowol des Friedens als der Freiheit, den gefährlichen Planen des östreichischen Hauses gegenüber zu bewirken sei. Fürst Christian konnte der Einladung des Herzogs nicht sogleich folgen; um jedoch in einer Sache von so großer Wichtigkeit nichts zu verabsäumen, sandte er den Grafen Dohna nach München, theils um den Her-

zog im Vertrauen zwei Denkschriften mitzutheilen, in denen man sich bereits über die Bedenkdn, sowie auch über die Resolution in Betreff der Succession im Reich ausgesprochen und verständigt hatte, theils auch um ihm seine (des Fürsten) Ansicht über die nöthigen Maßregeln und Mittel zu eröffnen, die nothwendig ergriffen werden müßten, um machthaberischen Bestrebungen und Planen des kaiserlichen Hofes kräftig zu begegnen. „Wir versehen uns", sagt Fürst Christian in der dem Grafen Dohna gegebenen Instruction, „der Herzog werde unsere geschehene Eröffnung nicht nur im Besten aufnehmen, sondern auch mittels seiner großen Liebe zu allem friedlichen, geruhigen Wesen, seiner Erfahrung und besonderer Geschicklichkeit auf nützliche Mittel bedacht sein, damit das alte krachende Haus dieser Maschine nicht auf einmal vollends über den Haufen falle, sondern wiederum durch gutes Vertrauen gestützt und wohl erhalten werden möge."

Von dem sehr ernst gestimmten Hof zu München, wo Graf Dohna an der herzoglichen Tafel unter Andern auch mit dem im Dreißigjährigen Krieg so berühmt gewordenen General Tilly Bekanntschaft machte, begab er sich als Gesandter in denselbigen Angelegenheiten an den damals eben sehr geräuschvollen und vergnügungslustigen Hof des Kurfürsten von Brandenburg. Nachdem er zuvor in einer Audienz zu Küstrin sich seiner Aufträge entledigt, verlebte er in Berlin einige Zeit in sehr angenehmen Verhältnissen am dortigen Hofe. Da die Vermählung des Kurprinzen Georg Wilhelm mit der Schwester des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz Elisabeth Charlotte nahe bevorstand, so befanden sich damals

am berliner Hofe viele fürstliche Gäste. Kein Tag ging ohne Festlichkeiten und Vergnügungen hin. Bald findet ein glänzendes Bankett statt, wobei die lustige Herzogin von Braunschweig nach aufgehobener Tafel mit zwölf schönen Jungfrauen einen Aufzug hält und einen zierlichen und künstlichen Ballettanz aufführt; bald veranstaltet der Kurfürst zu Ehren des eben am Hofe angekommenen Landgrafen Otto von Hessen auf der Spree ein prachtvolles Feuerwerk; bald begeben sich die Herrschaften zu einer lustigen Mummerei nach Spandau, bald zu einer großen Jagd nach Schöneberg, und an allen diesen Lustbarkeiten nahm auch Graf Dohna theil. Aber er macht dabei auch seine Bemerkungen über manche tadelswerthe Sitte der Zeit. Es misfällt ihm, daß die Frauen am Hof sich eine gewisse jugendliche Frische durch starke Schminke erkünsteln wollen und das Gesicht mit Pflästerchen belegen, die sie lustres nennen. Er findet es ferner auffallend, daß an den fürstlichen Höfen viele stolze Hofleute sich im Kleiderschmuck noch weit prachtvoller und stattlicher halten als selbst die Fürsten und daß es sogar manche gibt, die ebenso viel oder noch mehr Edelsteine auf dem Hut tragen, als die größten Potentaten. Ueberhaupt ist es eben kein günstiges Urtheil, welches Dohna über die damaligen Deutschen Fürstenhöfe fällt. [40]) „Auch auf den Unionstagen und andern Zusammenkünften der Fürsten", bemerkt er in seinem Tagebuch, „ist immer viel Aufwand getrieben worden, weil die Herren jeder Zeit viel Volk und großen Staat mit sich brachten. Fürst Christian dagegen hatte stets nur sehr wenig Leute um sich. Als er einmal zu Heidelberg der Kürfürstin seine Reverenz machte, zeigte er dann auf den hinter

ihm stehenden jungen Fürsten Christian, seinen Sohn, und auf mich, sagend: Voilà mon train; und die Fürstin lachte."

VII.

Gesandtschaft nach Venedig. — Reise nach Savoyen, Frankreich und England. — Gesandtschaft an den sächsischen Hof, nach Turin und England. — Neue Reise nach Savoyen. — Zweite Gesandtschaft an den sächsischen Hof. — 1617—19.

Wie Graf Dohna fast das ganze Jahr 1616 auf wichtigen Gesandtschaftsreisen zugebracht, so nicht anders auch im folgenden. Der Kaiser Matthias hatte, weil seine Bemühungen, zwischen den Hauptparteien der Union und der Liga auf gütlichem Wege eine Versöhnung herbeizuführen, gescheitert waren, bereits in den ersten Tagen des April 1617 an den Kurfürsten von Mainz als Erzkanzler ein Mandat erlassen, worin er nicht nur die Union und die Liga als für das Reich und das gesammte Vaterland gefährliche Bündnisse aus kaiserlicher Autorität für aufgelöst erklärte [41]), sondern es auch offen aussprach, daß die Theilnehmer als Reichsglieder allein nur unter ihm, als ihrem Kaiser und unmittelbaren Oberhaupt zu stehen und sich der Gebühr und Schuldigkeit nach zu fügen hätten. Keine Partei aber zeigte sich geneigt, diesem Befehl Folge zu leisten. Wie die Mitglieder der Liga sich aufs eifrigste bemühten, eine Versammlung aller katholischen Stände zu Stande zu bringen, um sie alle, der Union gegenüber, zu einem starken Bündniß zu vereinigen, so

erneuerten die Unirten auf einem Unionstage zu Heilbronn am 23. April ihren Bund auf weitere drei Jahre. Dies allein indeß schien nicht genug. Man mußte im Ausland einen Verbündeten suchen, der wenn auch nicht durch Kriegsvolk, so doch durch dargebotene Geldmittel im Fall der Noth Hülfe leisten konnte. Zu Frankreich hatte man nach dem Ausfall der letzten Sendung des Grafen Dohna nach Paris kein Vertrauen mehr. Man setzte die Hoffnung auf Venedig. Die Republik war schon seit einigen Jahren mit Oestreich in Krieg verwickelt, weil sie auf Ansuchen der Pforte den Räubereien des Banditenvolks der Uskoken, welches Oestreich gegen die Türken in Schutz genommen, steuern wollte und es deshalb befehdete.[42]) In diesen Fehdezügen hatten nun einmal die Truppen der Republik bei Verfolgung der ins venetianische Istrien eingefallenen Uskokenhorden einen Theil des östreichischen Gebiets verwüstet und es war darüber zum Ausbruch eines Krieges gekommen. Ein in Friaul einfallender östreichischer Heerhaufe ward von den Venetianern zurückgeworfen und von diesen nicht nur die ganze Grafschaft Görz besetzt, sondern im Februar 1616 auch die Festung Gradisca durch eine starke venetianische Streitmacht belagert. Es gelang zwar nicht, sie zu erstürmen. Da indeß die Oestreicher bald darauf wieder in Friaul eindrangen und auch der Vicekönig von Neapel eine drohende Stellung nahm, so suchte Venedig auswärts Hülfe und es fand solche beim Herzog von Savoyen und in den Vereinigten Niederlanden. Mit diesen ward ein Bündniß auf 15 Jahre geschlossen, nach welchem ihnen Venedig, im Fall sie angegriffen würden, monatlich 50,000 Gulden Sub-

sidien zahlen, sie aber der Republik in gleichem Falle entweder mit Geld, Mannschaft oder Schiffen, wie sie dieselben wünschte, in demselben Maße Hülfe leisten sollten. In Folge dieses Bündnisses war bereits ein niederländischer Streithaufe unter der Führung des Grafen Johann von Nassau der Republik zur Hülfe gesandt worden.[43]) Schon vor seiner Ankunft hatte man Gradisca wieder belagert und immer enger eingeschlossen, so daß es durch Hungersnoth schon in großer Gefahr stand, als die niederländische Hülfe vor ihm ankam.

Diese feindlichen Verhältnisse Venedigs zum östreichischen Hause und selbst sein Bündniß mit den der Union befreundeten Niederlanden konnten dieser letztern nur günstig erscheinen, zumal bei der Zuneigung, welche die Republik der Union schon früher bewiesen. Es kam jetzt nur darauf an, das Interesse Venedigs mit dem der Union noch enger zu verknüpfen, und wer konnte geigneter sein, dies zu bewirken, als Graf Dohna bei seiner persönlichen Bekanntschaft mit mehren der wichtigsten Männer der Republik! Er ward im Frühjahr (1617) nach Venedig gesandt und kam durch die Schweiz, dann über Brescia, Verona und Padua dort eben an, als Gradisca schon blokirt war. Ohne zuvor, wie er sonst so gern gethan, seinen Freund, den ehrwürdigen Pater Paolo (Sarpi) aufgesucht zu haben, begab er sich sofort, ohne Zweifel nicht ohne Absichten für den Zweck seiner Sendung, ins Kriegslager nach Monfalcone, wo er bei den ihm befreundeten Grafen Johann und Wilhelm von Nassau die freundlichste Aufnahme fand. Er wohnte eine Zeit lang allen Gefechten vor Gradisca bei und kehrte dann nach Venedig zurück, wo er nun oft mit Pater

Paolo zusammen war und viel mit ihm verhandelte. Bevor es aber noch zwischen der Republik und Oestreich durch Spaniens und Frankreichs Vermittelung zum Frieden kam, trat Dohna im Juni seine Rückreise nach Deutschland an. Nähere Nachrichten über den Erfolg seiner Gesandtschaft haben sich nicht ermitteln lassen.

Er hatte aber kaum einige Wochen in Amberg verweilt, als er vom Fürsten Christian von Anhalt das Anerbieten erhielt, seinen Sohn Christian auf einer Reise durch Savoyen, Frankreich und England zu begleiten, und der Graf, stets reiselustig, nahm es gern an. Schon im Juli trafen sie in Turin ein. Der Herzog Karl Emanuel, wie ihn Dohna schildert, ein unruhiger, ehrgeiziger, rachgieriger und wankelmüthiger Fürst, der es jedoch wohl verstand, die Menschen mit süßen Worten für seine Absichten zu gewinnen, lag damals noch als Verbündeter Venedigs, gegen Pietro de Toledo, dem Governatore von Mailand, im Kriegsfeld. Graf Dohna und der junge Prinz begaben sich zu ihm ins Lager und nahmen an mehren Gefechten theil. Für Dohna hatte indeß das Kriegsgetümmel niemals Reiz. Viel interessanter war es ihm, an der herzoglichen Tafel und wo sich sonst Gelegenheit bot, den alten Marschall Lesdiguières, die Herzoge von Rohan, von Angoulême, von Candale und den jungen, feingebildeten Markgrafen Karl von Baden, die sich damals beim Herzog von Savoyen im Lager befanden, näher kennen zu lernen.

Als es im Herbst in Savoyen endlich zur Waffenruhe kam, trat Dohna mit seinem Prinzen die Reise nach Paris an. Er versprach sich dort keine besonders freundliche Aufnahme. Die Art, wie man ihn am dor-

tigen Hofe bei seiner letzten Gesandtschaft vor zwei Jahren abgefertigt, war ihm noch in frischer Erinnerung. Ueberdies stand der Marschall von Ancre noch an der Spitze der Verwaltung und bei der Königin in höchster Gunst. Villeroi, bei Dohna's letzter Anwesenheit in Paris sein hartnäckigster Gegner, war zwar jetzt von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten verdrängt, hatte jedoch immer noch Antheil an den Verwaltungsgeschäften. Der dem Grafen ungleich freundlicher gesinnte Jeannin hatte nur noch den Titel eines Oberintendanten der Finanzen, die Geschäfte waren einem andern übertragen. Der Herzog von Bouillon, der alte Freund Dohna's, war vom Hofe verwiesen und einer von Ancre's unversöhnlichen Feinden. So konnte sich der Graf auch schon nach diesen Verhältnissen am Hofe nicht die freundliche Aufnahme versprechen, wie er sie früher bei Heinrich IV. gefunden. Dazu kam noch, wie ihm der Herzog von Rohan mitgetheilt, daß, weil sein Bruder Dietrich mit einem deutschen Reiterhaufen gegen Frankreich gedient hatte, er mit diesem verwechselt und von den königlichen Räthen die Meinung verbreitet worden war, er sei es, der die Waffen gegen das Reich geführt habe. Dieser Irrthum klärte sich indeß bei Dohna's Ankunft bald auf und alle seine Besorgnisse wurden beseitigt; „denn", sagt er in seinem Tagebuch, „Gott hat es also geschickt, daß man mir überall große Ehre angethan und Alles wohl abgelaufen ist. Auch der junge Fürst Christian, der dem Könige Reverenz gethan, ist sehr gnädig gehalten und hernach zum Abschied mit einer Medaille von Diamanten beehrt worden. Es hat aber sehr dazu gedient, daß wir so wohl empfangen wurden,

weil der Herzog von Rohan [44]) und andere Herren, die uns zuvor im savoyischen Lager gesehen, zuvor von dieser Kundschaft berichtet hatten. Besonders hat der Herzog von Rohan darin viel Gutes gethan."

Nach einem Aufenthalt von einigen Wochen in Paris begab sich Dohna mit dem jungen Fürsten über Calais noch London, wo besonders den Letztern der König und die Königin mit ausgezeichnetem Wohlwollen empfingen. Die großen Verdienste des Vaters um das pfälzische Haus fanden am Sohne vergeltende Belohnung. Sie verweilten am königlichen Hofe bis Mitte Decembers und kehrten dann durch die Niederlande nach Deutschland zurück.

Hier fand Dohna die Lage der öffentlichen Verhältnisse vielfach verändert. Den Herzog Maximilian von Baiern hatte das Verfahren des Kaisers zur Auflösung der von ihm geleiteten katholischen Liga dem östreichischen Interesse ganz entfremdet. Er hatte bereits mit den fränkischen Bischöfen ein neues Bündniß geschlossen „zu vertraulicher, nachbarlicher Versicherung." Der nun schon ganz offen vorliegende Plan des alternden Kaisers, die Römische Königskrone schon vorläufig sicher auf das östreichische Haus zu bringen, hatte die Unirten und Ligirten in ihrem gemeinsamen Interesse einander näher geführt. Kurpfalz an der Spitze der Unirten mochte am liebsten die Königskrone auf dem Haupte seines Vetters, Maximilian von Baiern sehen. Es wurden diesem wirklich auch deshalb Anträge gemacht und es fanden darüber Unterhandlungen statt. Seinerseits aber verfolgte auch der Kaiser sein Streben, die Krone seinem Hause erblich zu sichern. Obgleich die protestantischen Stände

in Böhmen Alles aufboten, um ihr Wahlrecht zu behaupten, und Graf Dohna nach Böhmen gesandt wurde, um besonders den Grafen Andreas von Schlick, einen der Angesehensten der protestantischen Partei, zum kräftigsten Widerstand gegen des Kaisers Plan zu gewinnen, so gelang es diesem doch, seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand zum designirten König von Böhmen gewählt und gekrönt zu sehen. Jetzt aber kam es vor allem darauf an, für die beabsichtigte Wahl Ferdinand's zum Römischen König zunächst den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu gewinnen. Der Kaiser begab sich deshalb selbst von Böhmen aus zu Ende des Jahres 1617 nach Dresden und der Kurfürst fand sich dadurch so geehrt, daß er den Kaiser nicht nur mit den glänzendsten Banketten, Jagden, Tanzfesten und allen möglichen Vergnügungen erfreute, sondern auch für sich, ja selbst auch für den Kurfürsten von Brandenburg das erwünschte Versprechen gab, bei der künftigen Römischen Königswahl dem Wunsche des Kaisers gemäß zu stimmen.

Währenddeß buhlten um den Herzog von Baiern beide Parteien. Der Kurfürst Ferdinand von Köln bot bei einem Besuch, den er dem Herzog, seinem Bruder, abstattete, Alles auf, um ihn von der Annäherung zu den Unirten zurückzuhalten. Andererseits begab sich im Anfang des J. 1618 der junge Kurfürst von der Pfalz ebenfalls nach München, um Maximilian für die Union zu gewinnen. Da dieser indeß immer noch schwankte und es in den fortgesetzten Unterhandlungen zu keiner Entscheidung kam, so traten die Unirten im Frühling zu einem neuen Unionstag zu Heilbronn zusammen. Graf Dohna war in Begleitung

des Kurfürsten von der Pfalz ebenfalls dort anwesend. Man fand rathsam, über die Verhältnisse am kursächsischen Hofe und was an demselben jüngst vorgegangen war, genauere Kundschaft einzuziehen. Man beschloß einen Mann dahin zu senden, der mit diplomatischer Gewandtheit die Gesinnung des Kurfürsten auszuforschen verstehe, und die Wahl fiel wieder auf den Grafen Dohna.

Gegen Ende Juni in Dresden angelangt, wurde ihm am 30. eine Audienz beim Kurfürsten angesagt. Zwischen 2 und 3 Uhr, so berichtet er darüber, holten ihn fünf vom Hofe an ihn abgesandte Edelleute in einer Kutsche mit sechs schönen Pferden aufs Schloß ab. Drei von den Edelleuten mußten neben der Kutsche zu Fuße gehen; nur die beiden Vornehmsten, einer von Ködritz und einer von Ende, begleiteten ihn im Wagen. Auf dem Schlosse in ein prachtvolles Gemach eingeführt, ward er nach einer Stunde zur Audienz eingeladen und von einer Anzahl aufwartender Trabanten in das Gemach des Kurfürsten geleitet, wo er verschiedene Geheime Räthe anwesend fand. Seiner Instruction gemäß hatte der Graf dem Kurfürsten vornehmlich über zwei Punkte einen ausführlichen Vortrag zu halten. Der eine betraf die Befestigung des Fleckens Udenheim in der Nähe von Speier, welche der Bischof Philipp Christoph von Speier unternommen, der Kurfürst von der Pfalz aber in seinem, wie im Interesse der Union, um den festen Platz nicht einst in die Hände der Spanier kommen zu sehen, hatte niederreißen lassen. Der Graf mußte dem Kurfürsten den ganzen Vorgang der Sache, weil sie in Deutschland viel Aufsehen erregt, genau auseinandersetzen: der Bischof habe vor zwei Jahren dem Kurfürsten angezeigt,

er beabsichtige seine Residenz zu Udenheim durch Graben an umliegenden sumpfigen Orten mit einigen Fischwassern zu versorgen und sie zugleich vor Ueberfällen bei etwanigen Durchzügen etwas mehr zu sichern. Der Kurfürst, nichts Arges ahnend, habe auf des Bischofs Bitte ihm dazu auch seinen Baumeister geschickt. Bald habe er aber erfahren, daß der Bischof um Udenheim einen Bau von sieben Real-Bollwerken habe anlegen lassen wollen. Aus Besorgniß, daß von einem solchen, nur drei Meilen von der Residenz Heidelberg entfernten, befestigten Orte aus dem Kurfürstenthum großer Schaden geschehen, eine Sperrung des ganz nahen Rheinstroms und ein Abschneiden von den überrheinischen Gebieten bewirkt werden könne, habe der Kurfürst den Bischof von dem Festungsbau abmahnen lassen, jedoch ohne Erfolg. Dieser vielmehr, erklärend, es sei auf keine Festung, sondern nur auf „eine kleine Verwahrung" abgesehen, habe den Bau mit um so größerem Eifer fortgesetzt und nicht einmal so lange damit einhalten wollen, bis Schiedsrichter darüber gehört worden seien. Jetzt habe der Kurfürst ernstere Mittel zur Hand nehmen wollen, um sein Land gegen den gefährlichen Bau zu sichern. Da habe sich zwar der Bischof zu einem Vergleich verstanden; allein das Domcapitel habe diesem nicht nur die Ratification verweigert, sondern sich dabei auch so übermüthig, trotzig und halsstarrig benommen, daß nun der Kurfürst auf andere Mittel habe denken müssen, denn „mit einer Generalcaution von Feder und Tinte" habe er sich nicht abfertigen lassen wollen. Er habe sich entschließen müssen, den Bau, so weit er gediehen, durch seine Beamten und das Landvolk demoliren zu lassen, doch mit dem Befehl, dem

Bischof, den Bürgern und Unterthanen im Uebrigen nicht den geringsten Schaden zuzufügen. [45]) — So sollte Graf Dohna dem Kurfürsten den wahren Verlauf der Sache vortragen, um jeder Misdeutung zu begegnen, „zumal“, heißt es, „in dieser Zeit, da das eingerissene Mistrauen unter den Ständen sonderlich durch diejenigen, die nach ihrem Beruf mehr ihr Breviarium abwarten, als sich um den Bau starker Festungen bekümmern sollten, in aller Weise gemehrt und von ihnen nur dahin gesehen wird, wie den evangelischen Ständen des Reichs je mehr und mehr Abbruch geschehe und sie allgemach gänzlich unterdrückt werden möchten.“

Der zweite Punkt, über welchen der Graf dem Kurfürsten eine Mittheilung zu machen beauftragt war, betraf den bereits im Mai (1618) erfolgten Ausbruch der Unruhen in Böhmen. Kurpfalz habe auf sicheren Wegen in Erfahrung gebracht, daß die evangelischen Stände in Böhmen wegen ihrer in Religionssachen wider den Majestätsbrief erlittenen Drangsale gleiche Beschwerden führten, wie die Kurfürsten und Reichsstände schon seit vielen Jahren, insbesondere auch darüber, daß man es noch in Zweifel stelle, ob der Majestätsbrief gültig und kräftig sei. Um so mehr halte Kurpfalz dafür, daß man auch in Deutschland auf der Hut sein müsse, denn wenn Böhmen um seine Freiheiten, seine Verfassung, vor allem um seine Religion komme und wieder unter den Papst gebracht werde, so sei wohl Grund, Aehnliches auch für die Stände im Reiche zu fürchten. „Weil nun aber, wie Kurpfalz gerne vernommen habe, die böhmischen Stände nicht gemeint seien, sich der kaiserlichen Majestät Gehorsam zu entziehen, sondern sich zu

aller schuldigen Submission erbieten, so würde es ein sehr gefährlicher und Ihrer Majestät schädlicher Rath sein, wenn wider sie solche Maßregeln gebraucht werden sollten, wodurch sie zur Desperation gebracht würden, woraus dann ein Feuer angezündet werde, welches sehr weit um sich greifen möchte, auch wol das Reich selbst damit implicirt werden könnte. Könne daher Kurpfalz mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zur Abwendung von Gewaltschritten beim Kaiser etwas Gutes wirken, so sei es dazu sehr bereit, damit die Stände in Böhmen im Gehorsam gegen den Kaiser, aber auch bei ihren Freiheiten in der Religion und ihren stattlichen Concessionen blieben."

Nachdem Graf Dohna diese Punkte dem Kurfürsten vorgetragen, bat er diesen um seine Meinung in der Sache. Der Kurfürst indeß wies ihn damit an seine Räthe und so fand Dohna auch hier wieder eine Erfahrung bestätigt, die er schon oft in seinem diplomatischen Leben gemacht hatte, indem er sagt: „Ich bin bei vielen deutschen Höfen als Gesandter gewesen, habe aber fast überall gesehen, daß die Fürsten ihre schwersten Geschäfte von sich weisen und auf ihre Räthe und Diener legen."

Während Dohna's Anwesenheit in Dresden wurde er jeden Tag zur kurfürstlichen Tafel geladen und zwar allein obenan gesetzt. „Man hat aber damals", schreibt er, „am kursächsischen Hofe über alle Maßen sehr getrunken und sonderlich an der kurfürstlichen Tafel, welches ich mit Verwunderung und mit Schmerz angesehen. Von dem von Schulenburg, wie auch sonst erfuhr ich, daß sich beim Kurfürsten wegen des starken Trinkens etwan heftiger Zorn und harte Worte zeigen, also daß es schwer ist, allda zu

dienen. Es waren zur selbigen Zeit auch von den böhmischen Ständen Gesandte da, nämlich Herr Leonhard Colonna von Fels, Feldmarschall, nebst zwei andern, die mit mir in einer Herberge lagen. Wir haben auch an der kurfürstlichen Tafel zusammen gesessen. Da man einmal stark zu saufen angefangen, habe ich gethan, als wenn ich entschliefe, um das viele Saufen zu vermeiden, und weil man sah, daß ich mich nicht erwecken könne, hat man mich endlich weggehen lassen müssen. Einstmals beim Weggehen aus dem kurfürstlichen Gemach fiel mir ein Gemälde in die Augen, worauf man allerhand unfläthiges Vieh, Schweine und Hunde an einer Tafel sitzend abgemalt hatte, mit den Versen:

Quid mirare, tuos hic aspicis, helluo, fratres;
Qui toties potas, talis es ipse pecus.

Unter dem Gesundheitstrinken:

Una salus sanis; nullam potare salutem
Non est in poto; vera salute salus."

Größeres Interesse als diese meist unerwünschten Freuden der kurfürstlichen Tafel hatten für Grafen Dohna seine ernsten Unterhaltungen mit dem erwähnten böhmischen Gesandten, dem Feldmarschall von Fels; von dem erfuhr er auch, daß, obgleich der Kaiser bereits erklärt habe, er werde mit aller seiner Macht die Ungehorsamen in Böhmen zu bestrafen und seine getreuen Unterthanen (die katholischen) zu schützen wissen, der sächsische Hof in seiner Gesinnung ebenso entschieden auf der Seite des Kaisers als den böhmischen Ständen abgeneigt sei, indem man selbst in Zweifel stelle, ob die Stände auch das Recht und Ursache genug gehabt, die

Sache so scharf anzufangen. In dieser Lauheit der Gesinnung für die Sache der Böhmen war auch die Antwort abgefaßt, welche Dohna dem Kurfürsten von der Pfalz zu überbringen hatte. Es hieß darin nur: man wünsche von Seiten Kursachsens ebenfalls, daß man in Böhmen mit Moderation verfahre; man sei daher auch einer Theilnahme an einer Intervention zwischen den böhmischen Ständen und dem Kaiser nicht abgeneigt; jedoch habe man sich an diesen Letztern mit der Anfrage gewandt, ob er sich zu einer solchen verstehen möge.

Am Tage darauf, nachdem Graf Dohna diese Antwort erhalten, kehrte er nach der Oberpfalz zurück, wo er am 5. Juli zu Waldsassen ankam. Einige Wochen nachher begann in Böhmen der Krieg. Der Kaiser ließ unter der Anführung des Grafen von Bouquoi, eines Niederländers, und des Grafen von Dampierre, eines Lothringers (weil er den Einheimischen nicht traute) zwei Heerhaufen in Böhmen einrücken. Sie wurden aber, als es zum Kampfe kam, zwei mal geschlagen und fast jede Stadt leistete ihnen Widerstand. Die Böhmen gewannen Muth. Die Schlesier traten ihnen bei und auch Graf Peter Ernst von Mansfeld eilte ihnen mit einem Hülfshaufen zu, den er mit Vorschub von Kurpfalz und unter Begünstigung des Herzogs von Savoyen in dessen Land geworben hatte. Auch die Union nahm sich heimlicherweise der Böhmen an. Da es indeß bald, um das mansfeldische Kriegsvolk bei streitlustigem Muthe zu erhalten, an den nöthigen Geldmitteln fehlte, so mußte Graf Dohna zur Bezahlung des Soldes Anfang Octobers eiligst zum Herzog von Savoyen reisen und es gelang ihm während eines Aufenthalts von 17 Tagen in

Turin eine Summe von 30,000 Gulden in Wechsel aufzubringen, die er nach Heidelberg zurückbrachte.

Bald nach seiner Rückkehr fand zwischen dem Fürsten Christian von Anhalt und dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach (welche Beide an der Sache in Böhmen das lebendigste Interesse nahmen und eifrigst bemüht waren, dem östreichischen Hause nicht nur die böhmische, sondern wo möglich auch die Kaiserkrone zu entziehen) nebst mehren Abgeordneten der unirten Fürsten, unter denen auch Graf Dohna und der Großhofmeister des Kurfürsten von der Pfalz, zu Crailsheim eine Berathung in Angelegenheiten der Union und in Betreff einer thätigeren Unterstützung der Böhmen statt. Man hielt unter den obwaltenden Verhältnissen vor allem eine Erneuerung des Bündnisses zwischen der Union und England für nothwendig und Dohna ward beauftragt, zu diesem Zweck wieder als Gesandter nach London zu gehen. Er wäre dessen, wie er selbst gesteht, gern überhoben gewesen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte er, wie er berechnete, auf verschiedenen Reisen 912 deutsche Meilen zurückgelegt und fühlte, daß die ununterbrochenen Reisebeschwerden seine sonst so feste Gesundheit mehr und mehr zu erschüttern anfingen. Der Kurfürst Friedrich hatte ihm auch eben erst die Verwaltung des Amtes Neuenburg in der Oberpfalz übertragen, wo er sich bereits die Fischbach'schen Güter gekauft. Außerdem hatte er soeben beim Grafen Johann Albrecht von Solms, der ihm schon seit vielen Jahren sein volles Vertrauen schenkte und in dessen Haus in Heidelberg Dohna immer mit größter Freundlichkeit aufgenommen worden, um dessen Tochter Ursula angehalten und sehnte sich jetzt mehr

als je nach stiller häuslicher Ruhe. Allein wie ihm stets in seinem Leben die Pflicht eines höhern Berufes über alle seine Wünsche ging, so auch jetzt. „Ein ehrlicher Mann“, schreibt er um diese Zeit, „muß sich stets deß freuen, daß er seinem Beruf gemäß treu und aufrichtig handelt; den Ausgang mag er Gott befehlen. Ich muß bekennen, daß ich in dieser Zeit voll guter Hoffnung bin, die Sache der Evangelischen in Deutschland werde auf einen guten Grund gebracht und recht befestigt werden.“ Und dieser Gedanke war es besonders, der über alle seine Wünsche nach Ruhe siegte.

Er trat die Reise nach England im Winter bei strenger Kälte an. Im Haag beim Prinzen von Oranien, an den er ebenfalls Aufträge hatte, sehr freundlich aufgenommen, mußte er ihm an der Tafel die Kriegsereignisse in Böhmen auseinandersetzen, denn der Prinz nahm an der böhmischen Sache das lebendigste Interesse. Im Anfang Januar 1619 kam Dohna in London an. Hören wir ihn hier selbst über den Erfolg seiner Gesandtschaft sprechen: „Nachdem ich bei dem Könige (Jakob I.) Audienz gehabt, haben Se. Majestät mich an die Räthe gewiesen, mit denselben in Unionssachen wegen Prolongation des Bündnisses zu tractiren, sintemal die Zeit des ersten Verbündnisses zu Ende gelaufen. Es sind sechs der königlichen Räthe zu der Handlung verordnet worden: Der Erzbischof von Canterbury, der duc de Lenox, der duc de Buckingham, welchen man Marquis genannt, nebst drei Gelehrten (conseillers d'état), welche, als sie versammelt gewesen, mir eine Stunde benannt, bei ihnen im königlichen Palaste zu erscheinen. Als ich in den Rath gekommen, haben sie sich an eine Tafel nieder-

gesetzt, mir aber die Oberstelle allein zu sitzen angewiesen, und hat man also (in Abwesenheit des von Buckingham, welcher nicht bei der Hand sein können) die Handlung angefangen. Sie wurde bald verrichtet, und erklärte sich der König: er wolle das Bündniß mit den Unirten noch auf einige Jahre verlängern, also daß ich meinen Zweck und was mir befohlen war, erlangte. Daneben aber waren mir noch andere Sachen übertragen, belangend den Zustand von Deutschland und daß es sich ansehen ließe, als ob nach Kaiser Matthias Tod die Stände in Böhmen, Mähren und benachbarten Landschaften einen andern Herrn erwählen möchten, dabei denn etliche Leute sich die Einbildung machten, als ob solche Wahl auf einen evangelischen Reichsfürsten, und namentlich auf den Kurfürsten Pfalzgrafen, Sr. Majestät Eidam, sollte gebracht werden können. Dies Alles ist zwar Sr. Majestät mit gebührendem Grund und mit Bescheidenheit vorgebracht, aber doch allerdings nicht wohl aufgenommen worden. Denn obwol Se. Majestät sich dahin erklärte, daß sie, wenn auf gemeldetem Todesfall eine electio legitima vorginge, alsdann ihres Eidams sich anzunehmen nicht unterlassen wolle, so gab dennoch Se. Majestät zu verstehen, er wolle von einem Kriege nichts hören. Er sehe wohl, wir gingen damit um, einen Krieg anzuheben, aber er, der König wolle damit nichts zu thun haben, denn er merke, daß sich etliche Fürsten in Deutschland damit groß zu machen suchten. Es wäre sein Rath, daß sich sein Eidam wohl in Acht zu nehmen hätte, ehe er einen Krieg anhöbe; er solle als ein junger Herr seinem Schwiegervater folgen, wie die Verse Virgil's lauteten [46]), welche Ihre königliche Majestät mir vorhielten und vorsagten:

O praestans animi juvenis, quantum ipse feroci
Virtute exsuperas, tanto me impensius aequum est
Prospicere [47]) atque omnes volventem [48]) expendere casus.

„Ich blieb am königlichen Hof", fügt Dohna hinzu, „den ganzen Januar und in dem Anfang des Februar, um London kennen zu lernen; den König begleitete ich oft zur Kapelle wie die andern Hofleute; häufig folgte ich ihm auch in die Gerichtssäle, zuweilen auch auf die Jagd und bei andern Gelegenheiten, wobei mich der König mit einem Platz in seinem Wagen beehrte und sich von mir über Alles belehren ließ. Auch von der Königin wurde ich sehr wohlwollend aufgenommen. An der königlichen Tafel fand ich oft Gelegenheit zur Unterhaltung mit dem Erzbischof von Canterbury, einem klugen und kenntnißreichen Prälaten."

Bei der Abreise wurde der Graf vom Könige mit verschiedenen Geschenken, einem sehr schön gearbeiteten Geschirrbecken, einem Becher und einer Gießkanne von Silber und einigem andern, sein Secretair mit einer goldenen Kette beehrt. Auf der Rückreise in Briel landend und im Haag angelangt, hatte er Audienz bei den Generalstaaten und stattete dem Prinzen Moritz von Oranien Bericht von seiner Gesandtschaft ab. In Heidelberg fand er beim Kurfürsten eine äußerst gnädige Aufnahme, denn man war mit dem Erfolg seiner Sendung sehr zufrieden.

Kaum aber hatte Dohna in Amberg seinen Dienst im Kirchenrath wieder angetreten, als er vom Fürsten Christian von Anhalt, der kurz zuvor mit dem Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach zu Crailsheim zur Berathung wichtiger Angelegenheiten eine Zusammenkunft

gehabt und infolge dessen im Begriff stand, insgeheim eine Reise zum Herzog von Savoyen zu unternehmen, die Auffoderung erhielt, ihn zu begleiten.

Die Reise wurde im Anfang Aprils (1619) angetreten. Ihr Zweck war ein Geheimniß. Der kurz zuvor erfolgte Tod des Kaisers aber, sowie die Gewißheit, daß man am wiener Hof nun Alles aufbieten werde, die Kaiserkrone dem Hause Oestreich zu sichern, foderten jetzt mehr als je zum entschiedenen Handeln auf, zumal da, wie bereits erwähnt, der Fürst von Anhalt und der Markgraf von Ansbach längst in dem Plane einig waren, weder die böhmische noch die Kaiserkrone fortan auf einem östreichischen Haupte zu lassen. Es galt jetzt, die protestantische Union zu regerer Thätigkeit im Reiche zu beleben, den Böhmen eine neue kräftige Hülfe zu verschaffen und Oestreich noch anderweitig durch Krieg zu beschäftigen. Der Herzog von Savoyen, der bereits der Union beigetreten war und sich somit dem Deutschen Reiche wieder näher angeschlossen hatte, sollte wo möglich dahin bewogen werden, mit einem ansehnlichen Streitheer, durch die Republik Venedig dabei unterstützt, einen Angriff auf die deutschen Staaten des Hauses Oesterreich zu unternehmen, sich mit den Streitkräften der Union zu verbinden und sich zunächst der geistlichen Stiftslande in Franken und am Rhein, sowie des Elsasses zu bemächtigen. 49)

Dies war der geheime Zweck der Reise des Fürsten. Er langte erst in der zweiten Hälfte des April in Rivoli, einige Meilen von Turin, an. Graf Dohna, nach Turin vorausgesandt, um sich zu erkundigen, wo sich der Herzog aufhalte, erfuhr, daß er nach Crescentino am Po

verreist sei. Der Fürst, dessen Ankunft ihm sogleich gemeldet worden, erhielt bald darauf von ihm die Einladung nach Chivasso, einer am Po liegenden festen Stadt, wo er selbst auch nach einigen Tagen eintraf. Dort fand am 3. Mai im strengsten Incognito des Fürsten die erste Unterhandlung statt. Eine zweite erfolgte bald nachher im herzoglichen Park zu Turin. Beiden wohnte auch Dohna bei. „Der Herzog", sagt dieser von ihm, „zeigte wol viel Muth und seine Plane waren immer sehr großartig, sodaß man zu ihm, wie zu jenem Römer wohl sagen konnte: Aut auge potentiam, aut minue audaciam; er fing auch oft große Sachen an, konnte sie aber nicht ausführen." Die Unterhandlungen zwischen beiden Fürsten waren schon am 5. Mai zu einem festen Beschluß gediehen und Christian bereitete eben die Abreise vor, als er auf dem Lustschlosse Margherite nahe bei Turin, wo er sich zuletzt aufhielt, von einem gefährlichen Fieber überfallen* ward. Da jedoch die Krankheit unter der sorgsamen Pflege der Aerzte, die ihm der Herzog sandte, schneller vorüberging, als man erwartet, so konnte auch die Abreise früher erfolgen. Der Fürst und Graf Dohna nahmen ihren Weg durch die Schweiz und langten am 29. Mai zu Heidelberg glücklich an. „Der Fürst von Anhalt", fügt Dohna in seinem Bericht hinzu, „unterzog sich dieser so äußerst beschwerlichen Reise nur aus reiner Liebe zum Vaterland. Man hat ihm um diese Zeit den Oberbefehl über alle Unionstruppen angetragen; er mochte sich aber mit diesem wichtigen und beschwerlichen Kriegsamt der Union nicht belästigen und nahm nur den Heerbefehl über die böhmische Armee an, wobei er jedoch auch so viel Sorgen, Arbeiten und Gefahren

auf sich lud, daß er um diese Zeit einem guten Freunde schrieb: Er habe bis dahin nie verstanden, aber nun verstehe er, was von Moses geschrieben stehe: daß er ein über alle Maßen geplagter Mann gewesen."

Wahrscheinlich bewog den Fürsten zur Ablehnung des Oberbefehls über die Unionstruppen auch mit der Erfolg seiner Reise nach Savoyen und die dort gemachte Erfahrung. Er hatte an dem Herzog Karl Emanuel allerdings einen unternehmenden, zu kühnen Planen schnell entschlossenen Fürsten gefunden. Allein der Herzog hatte bei seinen Unterhandlungen mit ihm seine Stellung und seine Verhältnisse zu Frankreich viel zu wenig im Auge gehabt und da er nun gehegte Erwartungen nicht erfüllen konnte, so überzeugte sich Fürst Christian bald immer mehr, daß des Herzogs Charakter, sowie seine ganze Handlungsweise viel zu wenig zuverlässig sei, um mit ihm einen Plan auszuführen, wie er ihn mit dem Markgrafen von Ansbach entworfen hatte. Jetzt drängte aber mehr und mehr die Frage einer Entscheidung entgegen: wem die deutsche Kaiserkrone und wem die böhmische Königskrone zufallen sollten? Zu der letztern hatte Kurpfalz längst ein geheimes Gelüste, worauf schon Dohna's Verhandlungen in London hindeuteten, denn gewiß nicht ohne Auftrag hatte er des Königs Jakob Meinung darüber auszuforschen gesucht. Um so eifriger war man am kurpfälzischen Hofe bemüht, die Kaiserkrone nicht auf das Haupt Dessen kommen zu lassen, der sich für den rechtmäßigen König von Böhmen erklärte. Man hätte sie gern dem Herzog Maximilian von Baiern zuwenden mögen; allein er war in den bisher immer noch fortdauernden Unterhandlungen zu keiner Entscheidung zu

bringen, denn er mochte ebenso wenig die Krone den Protestanten verdanken, als sich durch ihre Annahme mit Oestreich und seinem Jugendfreunde Ferdinand entzweien. Erst als dieser auf der Reise zur Kaiserwahl im Juli dem Herzog zu München einen Besuch abstattete und die einst auf der Universität zu Ingolstadt geschlossene Jugendfreundschaft erneuerte, erhielt er von ihm das Versprechen, ihn mit der Liga gegen die Union und die Böhmen zu unterstützen.

Mittlerweile hatten sich die drei geistlichen Kurfürsten und die Gesandten der weltlichen zu dem bestimmten Wahltage in Frankfurt versammelt. Sie waren indeß über die Wahl uneinig. Die weltlichen verlangten zuvor die Beilegung der böhmischen Angelegenheiten und bis dahin eine Aussetzung der Wahl. Zugleich ging an die Kurfürsten eine Protestation der böhmischen Stände ein: Der Erzherzog Ferdinand könne und dürfe an der Römischen Kaiserwahl nicht theil nehmen. Das Recht dazu beruhe auf der Kurwürde. Mit Unrecht aber habe sich Ferdinand die Würde eines Kurfürsten und Königs von Böhmen angeeignet. Drohungen, unziemliche Mittel seien in Bewegung gesetzt, um gegen den Willen der evangelischen Stände, durch das Uebergewicht der katholischen ihm den Titel eines Kurfürsten und Königs von Böhmen zuzubringen. In der That aber und dem Rechte nach sei er noch im Besitz von keiner dieser beiden Würden. [50])

Während man aber in Frankfurt über diese Streitfragen verhandelte, verfolgten der Pfalzgraf Friedrich, der seit des Kaisers Matthias Tod das Reichsvicariat führte, der Markgraf von Ansbach und der Fürst von Anhalt

auch jetzt noch ihren Plan. Da es jetzt für sie von größter Wichtigkeit war, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen auf ihre Seite zu ziehen und namentlich auch für die Ansicht der Böhmen zu gewinnen, so erhielt von ihnen Graf Dohna in den letzten Tagen des Juli den Auftrag, zu diesem Zweck als Gesandter eiligst an den sächsischen Hof zu gehen. [51]) Nach der ihm vom Kurfürsten Friedrich und dem Fürsten von Anhalt ertheilten Instruction sollte er dem Kurfürsten von Sachsen vorstellen: ob es nicht besser sei, daß man sich, bevor man zur Kaiserwahl schreite, über Stillung der in Böhmen und im ganzen Reiche entstandenen Unruhen und über die Mittel zur Wiederaufrichtung eines allgemeinen Vertrauens berathe und vergleiche, „denn obwol von den geistlichen Kurfürsten einzig und allein auf die Erlangung eines Haupts durch die Wahl des Römischen Königs gedrungen wird und sie verhoffen, daß Alles darnach gleichsam wohl gehen werde, so möchte es doch sehr bedenklich und dem Reiche nicht wenig gefährlich sein, sich mit einem Haupte zu beeilen, das bei der böhmischen Kriegsunruhe mehr als kein anderer mit interessirt sei. Der Kurfürst von der Pfalz wolle sich gegen den von Sachsen mit Herz und Gemüth aussprechen, nämlich daß, weil wir vermerken, daß bei den Geistlichen auf König Ferdinand ein großes Auge geschlagen wird, wir in unserm Gewissen nicht befinden können, ihn gleichergestalt unser Votum so pure und simpliciter zu geben, in Ansehung, daß derselbe, mit dem wir sonst in Ungutem nichts zu thun haben und dem wir seine Prosperität und Dignität auch ganz gern gönnen, doch jeder Zeit bei allen Evangelischen gar wenig beliebt gewesen, sondern

für einen starken Persecutor der evangelischen Religion gehalten worden. Kurmainz werde es selbst nicht in Abrede stellen, daß Ferdinand noch als Erzherzog den Jesuiten zu viel eingeräumt und auch dadurch bei den Evangelischen sich unwerth gemacht habe. Dazu komme, daß er mit seinem Königreich und Erblanden nicht allein in großem Widerwillen, sondern in offenem Krieg und Aufruhr stehe und das Reich und die Stände je länger je mehr mit darein verwickeln werde. Vor Allem aber gehe dem Kurfürsten sehr zu Gemüth, daß hierdurch die hereditaria successio imperii bei dem östreichischen Hause confirmirt, unsere libertas eligendi in eine bloße Verjahung und Confirmation Desjenigen, was von Andern beschlossen sei, verwandelt und die Dignität und das Ansehen des kurfürstlichen Collegii zum Höchsten geschmälert würde." Ferner sollte Dohna den Kurfürsten auch an das gewaltsame Verfahren bei der Gefangennehmung des Cardinals Clesel und bei dessen Proceß, sowie an die barbarische Tyrannei des spanischen Kriegsvolks in Böhmen erinnern. Aus diesen Gründen, sollte Graf Dohna dem Kurfürsten erklären, könne Kurpfalz sich nicht entschließen, für Ferdinand zu stimmen; es wolle sein Votum auf Baiern richten, damit eine freie, rechtschaffene Wahl erhalten werde. Dies Alles sollte er dem Kurfürsten im höchsten Geheim mittheilen.

Am 2. August in Dresden angelangt, ließ sich der Graf sogleich bei Hofe melden und wurde sofort am folgenden Tage in eben der Weise, wie bei seiner vorigen Gesandtschaft von mehren adeligen Herren in einem sechsspännigen Staatswagen ins Schloß geleitet. Weil er dem Kurfürsten hatte anzeigen lassen, sein Auftrag sei von gro-

ßer Wichtigkeit, so wurde ihm sogleich Audienz ertheilt. Nachdem er seiner Instruction gemäß Vortrag gehalten, antwortete der Kurfürst: er habe aus Frankfurt Nachricht, daß die geistlichen Mitkurfürsten das Werk der Wahl fortzusetzen gedächten und ihre Formalien aus der Goldenen Bulle stützen wollten. Er müsse die Sache überlegen. Die darauf erfolgende Auffoderung des Kurfürsten, sein Anbringen schriftlich einzureichen, mußte Dohna seiner Instruction gemäß ablehnen. Schon am Abend hatte er eine zweite Audienz beim Kurfürsten, bemerkt dabei aber: „Il me sembloit qu'il était bien yvré.“ „Herr Abgesandter!“ redete er den Grafen an, „daß ich heute von Euch eine Abschrift Eueres Anbringens habe begehren lassen, ist nicht deshalb geschehen, daß ich nicht so viel Memorie sollte haben, sondern damit ich Euch auch eine schriftliche Antwort könnte geben. Aber weil es nit sein will, so werdet Ihr zwar eine Resolution von mir bekommen, die wird aber sehr schlecht sein, denn solche Sachen, de electione zu reden, gehören nicht für Legaten, sondern Mund vor Mund nur für uns Kurfürsten. Ich hätte nicht gemeint, daß Euere Gesandten zur Wahl sollten hinkommen, sondern daß man einen Vergleichungstag halten sollte, ehe man wählte. Darauf bekomme ich Aviso, daß Euere Gesandten hingeschickt sein mit voller Gewalt zu wählen und zu krönen, wie auch die Brandenburgischen. Ist mir also dieser Schimpf widerfahren, dessen ich mich nicht versehen. Darauf habe ich meinen Gesandten auch Befehl zukommen lassen; da mögen sie wählen und krönen, wie sie können. Ich bin einmal da gewesen, habe einen schweren Eid gethan, weiß wohl, wie es zugeht. Nun mag ein anderer für mich schwören, wo ich nit

selber hinkomme. Ich könnte in fünf oder sechs Tagen da sein, wenn ich hier aus meinem Schloß wollte hinreiten. Ihr saget: Euer Herr wolle sechs nennen. Was wird's helfen? Baiern habe ich mein Tage nicht gesehen. Ich wollte auch wohl sechs nennen. Wozu ist's nütze? Sie dringen auf die aurea bulla; die ist klar, daß man soll wählen. Weil nun Euer Herr und Brandenburg auch ihre Leute dahin geschickt cum potestate zu wählen und zu krönen, wie mir es aus der Mainzer Kanzlei ist copialiter zugeschickt worden, was soll ich nun allein thun? Des Schimpfs hätte ich mich nicht versehen. Ich bin resolvirt genug. Aber ehe ich sollte einen Schimpf leiden, wollte ich eher Leib und Leben ansetzen."

Bei der Aufgeregtheit des Kurfürsten hielt Dohna für rathsam, einige Zeit zu schweigen. Auf seine dann aufgeworfene Frage: ob man den böhmischen Gesandten in Frankfurt Audienz gestatten dürfe? bekam er keine Antwort. Nachdem sich darauf der Kurfürst auch über die Durchzüge von Kriegsvolk durch seine Lande sehr ungehalten geäußert, fuhr er fort: „Die Motive, die Ihr mir heute wegen der Election gesagt, weiß ich alle wohl. Aber was will man jetzt thun, da man die Räthe schon hingeschickt hat zu wählen und zu krönen. Ich hab solches anfangs nicht gethan. Als ich aber gesehen, daß Pfalz und Brandenburg es wider mein Verhoffen gethan und mir solches vorgerückt worden, hab ich's auch thun müssen. Ich weiß wohl, womit sie es entschuldigen werden, nämlich es stehe so in der aurea bulla. Aber darin steht viel Dings, das doch nicht gehalten wird. Hätte man mir gefolgt, wir wollten wohl maiora gemacht haben. Ich habe geschrieben, geschickt

und endlich doch sehen müssen, daß mir Schimpf widerfahren ist."

In beiden Audienzen erwähnte der Kurfürst des Königs Ferdinand mit keinem Worte. Seine gereizte Stimmung schrieb Dohna zum Theil dem Umstande zu, daß er schon am Mittag und ebenso am Abend „einen starken Trunk zu sich genommen." Deshalb mußten auch am andern Morgen die zu Hofe bestellten Räthe wieder heimgehen, weil der Kurfürst wegen des vielen Trinkens am Abend am andern Morgen sehr lange geschlafen.

Am Mittag des andern Tages wurde Dohna wieder zur Audienz und dann zur kurfürstlichen Tafel geladen, wo er obenan allein saß. Es wurde wieder stark getrunken und dabei dem ganzen Kurfürstencollegium, sowie dem Kurfürsten von der Pfalz auch besonders Gesundheiten ausgebracht. Dabei gefiel dem Kurfürsten ganz vorzüglich ein Gesandter des Bischofs von Bremen, ein Doctor, weil er unter allen an der Tafel immer der Erste war, der seinen Becher wieder geleert hatte. Der Kurfürst knüpfte ein neues Gespräch mit Dohna an. „Was die unterschiedlichen Subjecte anlangt", äußerte er, „die Euer Herr mir im Vertrauen eröffnet, darauf wollte ich mich gern weitläufiger erklären; aber erstlich so weiß ich nicht, wozu es nunmehr dienen soll, dieweil es so weit gekommen, und dann so gehört so etwas nur vor uns Kurfürsten mündlich und auch nur kurz zuvor ehe man ins Conclave geht. Ich sehe die Motive wohl, die wegen König Ferdinand's in der Wahl zu betrachten wären. Aber man muß es nunmehr dahingestellt sein lassen, wie es Gott schicken wird. Was die Böh-

men anlangt, so ist's nicht zu loben, daß sie den Herrn, den sie einmal anerkannt, nun wieder verstoßen wollen. Es ist ein bös Exempel. Auf die Weise könnte man es überall so machen, auch in meinen Landen, da Gott vor behüte und ich will es wohl verhüten. Man gibt mir Schuld, ich bekümmere mich um nichts. Ich weiß aber wohl ein anderes. Meine Räthe dürfen nichts thun ohne mein Wissen. Was wollen wir nun machen bei der Wahl? Ich habe vier vor mir sitzen. Trier und Köln gehen vor, hernach Euer Herr, darauf der König. Was wollen wir nun thun? Was ich nicht heben kann, das lasse ich liegen. Wir haben den Geistlichen einen großen Muth gemacht. Euers Herren Räthe zu Frankfurt haben noch bis zu dem heutigen Tag nichts mit mir oder den Meinen schriftlich communicirt und halten keine Correspondenz. Ich weiß wohl, daß ich nicht müßig gehe und meine Räthe dürfen ohne meinen Willen nichts anfangen. Wollte Gott andere thäten's auch so. Euer Herr ist ein wackerer Prinz. Ich gebe ihm nicht Schuld, daß mir das widerfahren ist. Was ich Euch gesagt, daß man einmal lobt die Gewalt, die ich meinen Räthen gegeben; hernach bekomme ich Schreiben und muß erfahren zu meinem Schimpf, daß Kurpfalz und Brandenburg ihre Räthe anders und zwar zu wählen und zu krönen instruirt haben; das hat mich verdrossen. Die Geistlichen haben darüber Muth bekommen. Wir sind gleichwol Vicarii. Jetzt mögen sie wählen und krönen, wie sie können. Was soll ich allein thun? Ein Mann kein Mann!"

So die Aeußerungen des Kurfürsten. Es hätte kaum der Bemerkung Dohna's bedurft, daß, als er sich so aus-

sprach, der Wein ihn schon etwas erhitzt hatte. [52]) „Man merkte aber bald,“, so schließt der Graf seinen Bericht über diese Gesandtschaft, „daß Diejenigen, welche beim Kurfürsten die eigentliche Leitung dieser Angelegenheiten in den Händen hatten, auch bereits Partei genommen und daß der seit den jülichschen Ereignissen an diesem Hofe ausgeworfene Same jetzt seine Früchte trug. Man konnte auch bald bemerken, daß man bei Hofe sehr gern hörte, wenn es den böhmischen Ständen übel ging. Man ist insgemein an diesem Hof sehr ruhmredig und doch wird gemeinhin schier mehr von Saufen und Fressen und von Jagden als von andern Sachen discurrirt.“

Bald nach Dohna's Rückkehr wurde zu Frankfurt trotz der Protestation der Böhmen die Kaiserwahl am 28. August vollzogen und Ferdinand als Römischer Kaiser ausgerufen. In dem Augenblick, als die Wahl öffentlich verkündigt ward, traf die Nachricht ein, daß Ferdinand von den Böhmen des Königthums entsetzt und bald darauf die böhmische Krone in einer Versammlung der Stände zu Prag dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zuerkannt worden.

VIII.

Gesandtschaft nach England. — Aufenthalt am Hofe zu Prag. — Gesandtschaft an den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen. — Kriegsereignisse in Böhmen. — Flucht aus Prag. — 1619—21.

Graf Dohna verweilte während dieser Tage zu Amberg, mit dem Plane beschäftigt, die Verwaltung seiner

angekauften Besitzungen zu reguliren, seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sich vom diplomatischen Geschäftsleben zurückzuziehen. Bereits war auch seine Vermählung mit seiner Verlobten, der jungen Gräfin von Solms beschlossen. Da erhielt er unerwartet vom Kurfürsten Friedrich die Auffoderung, eiligst nach Heidelberg zu kommen. Dort angelangt, wurde er vom Fürsten von Anhalt im Auftrage des Kurfürsten von der soeben eingetroffenen Nachricht über die böhmische Königswahl in Kenntniß gesetzt und ihm zugleich mitgetheilt: es sei jetzt infolge dieses Ereignisses eine eilige Gesandtschaft nach England nothwendig; der Kurfürst finde Niemand, der sie nützlicher für ihn übernehmen könne, als er, der Graf, und er sei auch überzeugt, der Graf werde ihm bei dieser wichtigen Angelegenheit bereitwillig zu Diensten stehen, obgleich er nicht verkenne, welche große Beschwerden ihm diese Sendung verursachen werde. Dohna erklärte sich sogleich bereit, wiewol, wie er selbst gesteht, etwas ungern. Er wurde in großer Eile mit der nöthigen Instruction versehen. Auch die Kurfürstin händigte ihm ein Schreiben an ihren Vater, den König ein, „worin sie als eine gehorsame Tochter Sr. Majestät die böhmische Sache recommandirte und zu Gemüthe führte, weil er, der König, früher unter gewissen Bedingungen sich seinen Kindern zum Beistand erboten und diese Bedingungen jetzt fast alle erfüllt seien."

Dohna trat sofort schon am 29. August (also sogleich am Tage nach der Kaiserwahl im Frankfurt) die Gesandtschaftsreise an. Im Haag benachrichtigte er den Prinzen Moritz von Oranien, wie es mit der Königswahl zu Prag zugegangen sei und wie die Nachricht davon den

Kurfürsten mehr betroffen und betrübt gestimmt, als erfreut habe.[53]) Der Prinz dagegen schien darüber zufrieden, foderte den Grafen auf, seine Reise aufs möglichste zu beschleunigen, und versprach: er wolle selbst die Sache schon aufs beste und in gebührender Weise bei den Generalstaaten anbringen. Auf seine Frage: Ob auch alle Stände in die böhmische Wahl wohl eingewilligt? antwortete Dohna: Nicht nur die Böhmischen evangelischen, sondern auch etliche katholische Stände, nebst denen in Mähren, Schlesien und in der Lausitz hätten eingestimmt. „Cela est quelque chose", entgegnete der Prinz. Als er dann fragte: Was die Prinzessin (Kurfürstin) dazu gesagt habe? und der Graf erwiderte: Die Prinzessin habe geäußert, sie wolle für die Sache alle ihre Kleinodien versetzen und verkaufen, lachte der Prinz und sagte: „Cela n'est pas assez."

Der Graf ging dann in Rotterdam zu Schiff. Schon bei Briel aber ließ es der betrunkene Schiffscapitain auf eine Sandbank laufen und Dohna gerieth dabei in große Lebensgefahr, langte jedoch glücklich in London an. Er ließ sich sofort beim König melden. Hören wir ihn nun selbst über seine Begegnisse. „Ich fand den König zu Bagshot.[54]) Er gab mir zwar gnädige Audienz; wie er aber von der Wahl seines Eidams hörte, war er ganz heftig wider uns gesinnt, also daß er sich nicht wollte erbitten lassen, sich der böhmischen Sache anzunehmen. Seine ersten Worte waren: N'espérez pas de retourner sitot en Allemagne. Ich brachte vor, daß Ihrer königlichen Majestät Eidam wegen der Wahl sich nicht resolviren könnte ohne Sr. königl. Majestät Rath und um denselben bäte. Des Königs Antwort war: Er wolle sich bedenken."

Dohna war wegen der nichtssagenden Antwort, noch mehr aber wegen der Kälte und kurzen Abfertigung, womit der König die Sache aufgenommen, höchst verstimmt und mismuthig, um so mehr da er, wie er selbst sagt, sicher gehofft: eine so wichtige Gelegenheit, seinen Kindern und der ganzen evangelischen Lehre eine so treffliche Beförderung zu erweisen, werde der König als Protector fidei nicht aus den Händen lassen. Zu dieser trüben Stimmung kam noch der Unfall, daß er auf der Jagd im vollen Rennen vom Pferde stürzte, weil er sich auf den losen englischen Sätteln nicht erhalten konnte. Nach seiner Herstellung von einer Beschädigung begab er sich mit dem König nach Windsor und bat abermals um Entscheidung wegen Hülfe für seinen Herrn, jedoch wiederum ohne Erfolg. Der Herzog von Buckingham, damals beim König von großem Einfluß, gab zwar tröstende Worte; allein sie blieben ebenfalls erfolglos. „Ich habe bald gesehen“, sagt Dohna, „daß ich anfangs dieses Königs Natur nicht genug erkannt, weil er theils aus Furcht der Gefahr und wegen der großen Kriegskosten das Haus Oestreich nicht wollte vor den Kopf stoßen, theils auch aus Eifer gegen den Eidam und die Tochter Bedenken trug, dem Werk unter Augen zu gehen. Ich fand auch bei den Ministern wenig Unterstützung, außer bei einigen Freunden, die mir nach Möglichkeit beistanden. Uebrigens nannte man bei Hof und überall meinen Herrn König von Böhmen und der Fourier schrieb auf die Thür meines Zimmers: Ambassador from the King of Bohemia. Allein beim König konnte man nichts erhalten. Er hatte am spanischen Hofe anzeigen lassen, England habe mit den Böhmen keine Gemeinschaft.“

Am 22. September erhielt Graf Dohna von seinem Hofe die Nachricht, der Kurfürst habe auf dringendes Anhalten der böhmischen Stände die Krone Böhmens angenommen, ohne die Genehmigung und den Rath des Königs von England abzuwarten. Es kam ihm zugleich auch der Befehl zu, dies dem König anzuzeigen und ihm dabei ein zugesandtes Schreiben des Kurfürsten zu überreichen. Dieses Schreiben übersandte Dohna zuerst. Da es aber vom kurfürstlichen Secretair in deutscher Sprache abgefaßt war, so kamen der König und seine Räthe auf die Vermuthung, nicht der Kurfürst, sondern Dohna selbst habe das Schreiben abgefaßt und dazu ein Blanquet des Kurfürsten benutzt. Diese völlig ungegründete Annahme und der Umstand, daß sein Eidam ihn erst wegen Annehmung der Krone um Rath gefragt und sie nun dennoch ohne seinen Rath angenommen, hatte den König mit solcher Erbitterung erfüllt, daß er den Grafen bei einer von diesem erbetenen Audienz lange Zeit wie ganz unbeachtet im Garten stehen ließ, während er den erst später angekommenen sardinischen und spanischen Gesandten Zutritt gestattete. Dem letztern ließ er ein neues Schreiben an den König von Spanien überreichen, worin er abermals erklärte: England habe mit der böhmischen Sache durchaus nichts zu schaffen; er habe seinem Schwiegersohn genug abgerathen; jetzt, da er nicht gefolgt, sei es seine Sache, seine Handlungen zu verantworten.

Graf Dohna ging währenddeß im Garten auf und ab, wie er sagt, „mit Scham und Verdruß.“ Endlich wurde er in eine Galerie gerufen, wo sich der König mit mehren seiner Räthe befand. Kaum war er eingetreten, so fuhr ihn dieser mit rauhen, barschen Worten an, beschuldigte

ihn geradezu einer unverantwortlichen Unredlichkeit in Betreff des erwähnten deutschen Schreibens und fügte dann hinzu: Wenn man seinen Rath mit Ernst begehrt hätte, so würde man ihn ja wol haben abwarten können; nun aber sehe er, sein Eidam habe sich übereilt und ihm als seinem Vater die gebührende Ehrerbietung mit Erwartung seiner Meinung nicht erwiesen, und so möge er nun sich selbst helfen, wie er könne. Dohna entschuldigte zwar seinen Herrn so viel als möglich damit, daß die böhmischen Stände, um nicht Zeit zu verlieren, seine unverzügliche Entscheidung verlangt hätten; allein der König ließ sich dadurch nicht beruhigen und entließ den Grafen ohne weitere Antwort. Endlich fand am 26. September noch eine letzte Audienz in Gegenwart des Sohns des Königs Karl und des Herzogs von Buckingham statt, worin Dohna an die Vorgänge bei seiner letzten Anwesenheit in England und an die Bedingungen erinnerte, die damals der König in Betreff seiner Unterstützung gestellt, an welche sich der Kurfürst bisher auch gehalten und wonach er gehandelt habe. Allein der König antwortete darauf nichts von Bedeutung; er trug dem Grafen nur auf: „Er solle nach seiner Rückkehr dafür sorgen, daß ihm, dem Könige, die Fundamenta der böhmischen Stände, worauf sie ihre Wahl gegründet und was zur Beweisung diene, daß sie eine rechte Sache hätten, aufs allererste zur Hand gebracht und überschickt würden." Darauf verabschiedete er den Grafen, jedoch auf eine milde und ehrenvolle Weise. [55])

Dohna reiste über Calais und Laon nach Sedan, wo er dem ihm befreundeten Herzog von Bouillon, in dessen Familie der Kurfürst Friedrich, wie früher erwähnt, er-

zogen worden, einen Besuch abstattete. Der Herzog rieth ebenfalls, der Kurfürst möge sich, wenn er die böhmische Krone auch schon angenommen habe, mit der förmlichen Krönung nicht zu sehr übereilen.[56]) Während aber Dohna dort noch verweilte, überbrachte ein Postreiter aus Heidelberg ein Schreiben des Kurfürsten an den Herzog mit der Nachricht: der Kurfürst habe sich, durch eine Auffoderung nach der andern von den böhmischen Ständen gedrängt, entschließen müssen, möglichst bald mit seinem Hofe nach Böhmen abzugehen. Dohna beschleunigte jetzt seine Rückkehr nach Heidelberg. Hier angelangt, fand er Alles wegen des bereits erfolgten Abgangs des Hofs in großer Trauer, besonders Friedrich's Mutter, die Kurfürstin Luise Juliane, die vergebens ihren Sohn mit Thränen gebeten, das gefährliche Geschenk der Königskrone zurückzuweisen und nun in bangen Sorgen über die Schritte ihres Sohnes auf einer so schlüpferigen Laufbahn sich nicht trösten konnte, sodaß sie bedenklich erkrankte. Selbst der Kurfürstin, Friedrich's Gemahlin, die ihr England mit trockenem Auge hatte verlassen können, hatte der Abschied von Heidelberg viele Thränen gekostet.[57])

Nach kurzem Aufenthalt eilte Dohna nach Böhmen, wo er den Kurfürsten nun als König mit dem ganzen Hofstaat auf dem Schlosse Wischerad in der Nähe von Prag fand und ungeachtet des niederschlagenden Bescheids aus England sowol vom Könige als von dem dort ebenfalls anwesenden Fürsten von Anhalt sehr huldvoll empfangen wurde. Ersterer ließ ihm noch am Tage seiner Ankunft durch den Oberstkämmerer Herrn von Ruppa den goldenen Kammerherrnschlüssel überbringen. Auch die Königin gab ihm Beweise ihrer freundlichen Gesin-

nung; doch macht Dohna bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: „Die königliche Prinzessin hat unter andern auch den Mangel gehabt, daß sie immer zu viel mit Hunden und Meerkatzen umgegangen ist.“

Er wohnte am 4. November der mit vielem kostbaren Gepränge vorgenommenen Krönung des Königs in der Domkirche zu Prag bei und am 7. November auch der der Königin.[58]) Man hat es nachmals bemerklich gefunden, daß an seinem Krönungsfest der König bei Tafel die Krone auf dem Haupte gehabt, weil sie ihm aber zu schwer geworden, habe er sie neben sich auf die Tafel setzen lassen. Viele Aufmerksamkeit erregte bei dem Feste der kostbare Kleiderschmuck des Grafen Erdödy, den der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen, dieser Erbfeind von Oesterreich, als Gesandten zur Begrüßung Friedrich's geschickt hatte[59]). Dieser Fürst, nach der ungarischen Krone lüstern, hatte vorzüglich auch Friedrich zur Annahme der böhmischen Krone ermuntert, sich bereits in Mähren mit dem böhmischen Kriegsvolk unter den Grafen von Hohenlohe und Thurn vereinigt und nachdem er sich in Oberungarn schon fast aller festen Plätze bemächtigt, war er in Oestreich eingedrungen und stand in denselben Tagen, als Friedrich in Prag gekrönt wurde, beinahe vor den Thoren von Wien.

Der glanzvolle Krönungstag zu Prag war aber der Höhepunkt von Friedrich's trügerischem Glücksstern und seit diesem Tage schon begann sein Niedergang. Wie Kaiser Ferdinand seine Hoffnung auf die Liga, so setzte Friedrich die seinige auf den Beistand der Union. Sie hatte bereits vor der Kaiserwahl die Waffen ergriffen, um eine Reiterschar, die aus den Niederlanden Ferdi-

nand zugeführt werden sollte, zu zerstreuen. Um sich jedoch ihrer Hülfe noch fester zu versichern, berief er die Unirten zu Anfang December auf einen Unionstag nach Nürnberg und begab sich selbst dahin. Außer einem englischen Gesandten und dem Grafen Dohna waren von den vornehmen Herren nur wenige, die dem König in seiner Begleitung folgen konnten, weil, wie der Letztere sagt, wegen des nassen, kalten und stürmischen Wetters ihre Pferde nicht mitzukommen vermochten. So zog Friedrich nicht wie ein König, sondern kaum wie ein Graf in einem sehr geringen Geleite in Nürnberg ein, wurde jedoch von den bedeutend zahlreich dort versammelten Fürsten mit königlichen Ehren empfangen. Er fand sich indeß in seiner Hoffnung bald sehr getäuscht, denn theils waren die Mitglieder doch nicht in solcher Zahl anwesend, um einen gemeinsamen Beschluß zu fassen, theils zeigte sich bei den Anwesenden wenig thatkräftige Entschlossenheit und Einsicht, ebenso wenig auch lebendige Theilnahme für seine und die böhmische Sache. Friedrich stellte ihnen zwar vor: lasse man die Böhmen sinken, so komme die Reihe an alle übrigen Protestanten; man müsse den günstigen Augenblick, wo Fürst Bethlen Gabor gegen den Kaiser in den Waffen stehe, benutzen, um Abstellung aller Beschwerden, gleiche Besetzung der höchsten Reichsgerichte und andere Foderungen, die man früher gestellt, jetzt durchzusetzen. Allein bei den meisten Mitgliedern der Union, mehr zum Frieden geneigt, fanden diese Vorstellungen keinen Eingang und man kam endlich in dem Beschlusse überein: „Friede sei dem Kriege vorzuziehen; wenn jedoch einer oder der andere, insonderheit der jetzige König von Böhmen vornehmlich in seinen deutschen Erblanden

angegriffen werde, wolle man ihn nicht ohne Hülfe lassen und in Betreff Böhmens wolle man allenthalben gute Obacht halten."

Mit diesem untröstlichen, für ihn als König nichtssagenden Beschluß kehrte Friedrich am 16. December mit seinem geringen Gefolge nach Prag zurück, wo er englische Gesandte fand, die ihm die Misbilligung seines Schwiegervaters bezeugten, daß er, ohne seinen Rath abgewartet zu haben, die Annahme der Königskrone übereilt habe. Nicht viel tröstlicher aber standen die Sachen in Böhmen selbst. Dohna (auf dessen Bericht als den eines am Hofe lebenden Augenzeugen wir uns hier allein beschränken wollen, weil es nicht in unserer Absicht liegt, eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte dieser Zeit zu geben) spricht sich über die damaligen Verhältnisse in Böhmen also aus: „Man hat damals immer fleißig Rath gehalten über die schweren Sachen der Zeit; aber besser man hätte mehr Freigebigkeit und weniger Sorge in Haussachen bewiesen, denn ich habe wohl erfahren, daß verständige Leute nicht die geringste Ursache all ihres Unglücks dem Geiz und der Kargheit zugeschrieben. Des Königs Volk wurde nicht bezahlt und fing bald an sich sehr zu beklagen. Die böhmischen Stände, von denen wenig oder keine Bezahlung erfolgte, wollten dies Alles dem Könige aufbürden; dieser aber wollte mit der Bezahlung auch nichts zu thun haben, sondern nur besondere Regimenter, die er durch den Herzog von Weimar, den jungen Fürsten von Anhalt und andere anwerben lassen, besolden. Der ältere Fürst von Anhalt hielt auf eigene Kosten besondere Truppen und hatte dabei das Generalcommando in Böhmen, opferte Alles der böhmischen Sache auf

und hat Land und Leute, Gemahl und Kinder in die Schanze geschlagen, sodaß es wol nicht zu verwundern, wenn er hernach andere Rathschläge gefaßt und nicht allein mit Kurpfalz und dem König von Böhmen alle Correspondenz abgeschnitten, sondern sich auch ganz zum Kaiser gewandt. Aus dem Mangel an Bezahlung aber und aus der Unordnung bei den böhmischen Truppen ist späterhin alles Unheil entstanden. Die Compagnien wurden schwächer, die Befehlshaber unwillig, das ganze Lager verdrossen und mehr zu Aufruhr als zum Dienst oder Kämpfen geneigt. Die Böhmen meinten, sie hätten genug gethan, daß sie einen König erwählt; der möge nun zusehen, wie er sich und das Volk erhalten könne. Die beiden Generale aber, die Grafen von Hohenlohe und von Thurn hatten nicht allein kein Vertrauen zueinander, sondern einer haßte den andern und einer redete dem andern übel nach. Der von Thurn war bei dem Volke geliebt, sonderlich bei den Böhmen und Mähren, weil er die Sprache kannte und nebst seinem Sohn unter ihnen geboren und erzogen war. Der von Hohenlohe hatte mehr Ansehen bei den Deutschen und Niederländern im Lager und ging dem von Thurn vor, weil ihm der Vorzug gegeben worden, welches zwar der von Thurn geschehen lassen, aber wie gern er es gesehen, kann Jeder denken. Die Landoffiziere, deren in allem elf waren, sieben vom Herrenstand und vier von der Ritterschaft, hatten auch die Erfahrung und den Eifer nicht, der zur Sache nöthig, und erinnere ich mich, daß, als ihnen einmal zur Bezahlung des Kriegsvolks nicht allein mit baarem Geld, sondern auch mit Kleidern, Tuch, Schuhen u. dgl. von wohlhabenden Kaufleuten annehmliche Vor-

schläge geschahen, einer von ihnen, den man für den Verständigsten gehalten, dies Alles abwies, also daß man sah, diese guten Leute hatten zwar die Hand an den Pflug gelegt, wiesen aber Alles auf die Seite, denn sie hatten mit halbem Gelde geistliche Güter an sich gebracht, wollten wol Krieg führen, jedoch ihre eigene Mittel und Schätze dabei nicht angreifen. Unterdessen lebte man am Hofe zu Prag in Saus und Wohlleben und ließ den General Fürsten von Anhalt sich mit dem unwilligen und unbezahlten Kriegsvolk plagen und abmatten. Ich für meine Person hatte zwar die Ehre, daß seine königliche Majestät mich in ihren Geheimen Rath berufen ließ, wo ich denn den angelegensten Geschäften beigewohnt habe und bei dem Könige und der Königin in Gnaden gewesen; aber ich konnte die Gefahr, in der wir alle waren, doch nicht ganz ermessen."

Im Januar 1620 trat Friedrich, um sich die Huldigung leisten zu lassen, eine Reise nach Mähren und Schlesien an, auf der ihn Dohna begleiten mußte. Er machte jedoch auch hier wenig erfreuliche Erfahrungen. Ueberall fand er laue Gemüther, die Aemter mit Menschen ohne Kenntnisse, ohne Erfahrung und Ansehen besetzt, die wichtige Stelle des Oberlandeshauptmanns von Mähren in den Händen eines heftigen, unbesonnenen und unwissenden Mannes, der überdies dem Trunke ergeben, ein wüstes, ruchloses Leben führte. In Brünn angelangt, beschloß der König an die dort versammelten Generale und Stände eine Ansprache zu halten. „Als nun Se. Majestät", so berichtet Dohna, „eines Morgens bereit war, die Herren anzureden und ich bei ihm im Gemach allein, hat Se. Majestät versucht, die Rede auswendig mir vor-

zusagen, ob er auch Alles wohl behalten. Hierauf hat er die gemeldeten vornehmen Herren mit einer so guten, angenehmen und auf diese Zeit accommodirten Rede angesprochen, daß sie solche nicht genug loben konnten. Allein die mährischen Herren sahen bei der Annehmung des Königs nur auf die äußerlichen Dinge, auf die Union, des Königs von England Verwandtschaft, auf der Staaten Bündniß und hingen ihm nur so lange an, als sie glaubten, er habe englische Unterstützung zu erwarten. Jeder sah nur auf seinen Nutzen, hoffte auf Belohnung vom Könige und die evangelisch waren, auf Gelegenheit, den Päpstlichen etwas abzuzwacken, um sich groß zu machen."

Aus allen diesen Verhältnissen erkannte Friedrich immer mehr, daß er, um sich in seiner Stellung zu behaupten, fremde Hülfe suchen müsse. Er hoffte immer noch auf Unterstützung von seinem Schwiegervater und rechnete auch noch auf den Beistand des Fürsten von Siebenbürgen. Er beschloß von Brünn aus an Beide Gesandte zu schicken. Bethlen Gabor hatte, wie bereits erwähnt, im Anfange November des vorigen Jahres seine Truppen, mit denen des Grafen von Thurn vereinigt, bis in die Nähe von Wien vorrücken lassen, dann sich aber unerwartet von Thurn getrennt, und nachdem er mit dem Kaiser einen Waffenstillstand abgeschlossen, war er nach Oberungarn zurückgezogen. An Friedrich's Hof erregte dies großes Befremden; Niemand begriff, was den Fürsten zu diesem Verfahren bewogen habe. Manche schrieben es dem Mangel an Lebensmitteln oder einem Verluste zu, den Bethlen's Anhänger Ragoczi von den kaiserlich gesinnten Ungarn erlitten hatte. Graf Dohna fand den Grund darin, daß der Fürst, mit Friedrich un-

zufrieden, es besonders übel aufgenommen habe, daß ihm dieser, da er ihm doch den Grafen Erdödy zur Gratulation gesandt, nicht einen Gegengesandten zugeschickt habe, was er als eine Ehrenkränkung angesehen. „Außerdem", fügt er hinzu, „gab es am kaiserlichen Hof Leute, die des Fürsten Natur und seine Räthe kannten und mit Geschenken und Verheißungen zu gewinnen gewußt, sonderlich weil er von Natur zum Geiz geneigt und auch wohl gesehen hat, daß er bei uns wenig zu erlangen, vom kaiserlichen Hofe aber großen Nutzen und Freigebigkeit würde zu erwarten haben." Ob Friedrich die versäumte Höflichkeit jetzt noch nachholen oder vielleicht auch einem förmlichen Friedensvertrag des Fürsten mit dem Kaiser vorbeugen wollte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Er beschloß, wie erwähnt, von neuem seine Hülfe anzusprechen und übertrug die Gesandtschaft dem Grafen Dohna.

Noch in strenger Winterzeit bei heftiger Kälte trat dieser sogleich von Brünn aus die Reise nach Ungarn an. Die ungarischen Magnaten, meist Reformirte, nahmen ihn überall sehr freundlich auf. Vor allen zeichnete sich durch Gastfreundschaft der ungarische Palatinus Graf Thurso auf dem Schlosse Besiercze in der Gespanschaft Trentschin [60]) aus, wo er einen wahrhaft fürstlichen Hofstaat hielt. Er beschenkte den Grafen mit einem kostbaren Pelz und rieth ihm auf seiner Reise durch Ungarn seiner eigenen Sicherheit wegen seine deutsche und französische Kleidung abzulegen und sich nur im ungarischen Pelz ohne Kröse und Ueberschläge sehen zu lassen. Auf seiner Reise über Rosenberg, Leutschau und Esperies fand Dohna überall, daß man nicht dem Kaiser, sondern dem Fürsten

Bethlen Gabor und den Ständen Gehorsam erzeigte und überall sprach man von jenem mit höchster Achtung, Stolz und Begeisterung, nannte man ihn als Oberherrn von Ungarn, Hungariae et Transsylvaniae Principem, welchen Titel er sich auch selbst beilegte; allenthalben priesen ihn die ungarischen Großen als den tapfersten Kriegshelden und erzählten von seinen 42 Schlachten und Gefechten, denen er beigewohnt habe. Am 20. Januar kam Dohna in Kaschau an, wo der Fürst damals seine Hofhaltung hatte. Nachdem er ihm seine Ankunft gemeldet, wurde er am folgenden Tage zur Audienz gerufen und in einem prächtigen Staatswagen mit sechs weißen, mit rothem Sammet bedeckten Pferden, begleitet von 500 in Blau gekleideten Schützen von der Leibgarde, in das fürstliche Schloß abgeholt. „Nachdem ich", so berichtet Dohna, „dem Fürsten meine Reverenz bezeigt, brachte ich Lateinisch meine Werbung an, zuerst einen Glückwunsch, dann die Einladung zur Gevatterschaft bei einem Sohn, der dem König geboren war, und endlich wegen Hülfe und Beistand in der böhmischen Sache. Der Fürst hatte in seinem Gemach Niemand mehr bei sich als seinen Bruder Graf Stephan, einen andern Herrn, der seiner Gemahlin Bruder und ein Papist war, und seinen Kanzler, seines Glaubens ein Arianer, durch welchen er mir in lateinischer Sprache antworten ließ, mit Erbietung, von den Sachen ferner noch mit mir zu deliberiren und zu communiciren, wie auch nachmals geschah. Er ließ mich darauf nicht allein an seiner runden Tafel mit sich essen, sondern auch in seine Kammer kommen, wo er theils selbst in lateinischer Sprache, theils durch seinen Hofprediger Petrus Alointus, wenn ihm das Latein zu schwer

wurde, mit mir vernünftig discurirte." Der Fürst sprach viel und gerne von seinen zahlreichen Schlachten und schilderte dabei auch die vornehmsten ungarischen Magnaten, namentlich besonders den päpstlich gesinnten Esterhazy, den er aber sehr schmähte. Dohna erfreute sich während seines Aufenthalts am fürstlichen Hofe großer Auszeichnung und wurde täglich beim Fürsten zur Tafel geladen. Seine Wohnung hatte er bei dem erwähnten reformirten Hofprediger, der in Heidelberg studirt hatte und in der ungarischen Kirche in großem Ansehen, wie auch bei dem Fürsten in hoher Gunst stand. Bei seinem Abschied am 26. Februar erhielt er vom Fürsten als Ehrengeschenk einen mit Türkissen besetzten türkischen Säbel.

Ueber den Erfolg seiner Gesandtschaft hat Dohna nichts weiter mitgetheilt. Sie hatte auch keinen wesentlichen Einfluß auf Friedrich's fernere Schicksale. Auch der an den König von England abgesandte Bevollmächtigte fand dort keine Aussicht zur Hülfe und ward am Hofe auf eine Weise aufgenommen, daß fast jede Hoffnung schwinden mußte. [61]) In Frankreich endlich, wohin sich Friedrich ebenfalls um Beistand gewandt, schwankten die Meinungen und Ansichten der einflußreichsten Männer in der Sache hin und her. Während der ihm befreundete Herzog von Bouillon dem Könige Ludwig XIII. vorstellte: es handele sich in den böhmischen Unruhen keineswegs, wie der Kaiser irrig behaupte, um die Religion, sondern weit mehr um politische Rechte; man müsse daher auch nicht den Kaiser unterstützen, sondern durch Vermittelung zum Abschluß eines billigen Friedens wirken, stimmte dagegen der kluge Minister der auswärtigen Angelegenheiten Jeannin dafür: man müsse das Gleichge-

wicht zwischen beiden Parteien in Deutschland zu erhalten suchen, keiner den vollen Sieg in die Hände spielen; wenn aber die protestantischen Fürsten keine billigen Friedensbedingungen annehmen wollten, müsse man dem Kaiser Hülfe leisten.

Sonach stand es mit der Hülfe für Friedrich's Sache im Auslande traurig genug. In Prag folgten bald nach Dohna's Rückkunft und nachdem im März auch der König von seiner Huldigungsreise aus Schlesien zurückgekehrt war, ein Freudenfest nach dem andern und Hofvergnügungen aller Art, wie der König und die Königin sie liebten. Nachdem noch im März (1620) besonders wegen Aufbringung der zur Besoldung des Heeres und zur Unterhaltung der Grenzfestungen erfoderlichen Geldmittel ein Generallandtag in Prag gehalten war, wo unter Anderm auch ein Bündniß zwischen Böhmen und den incorporirten Landen einer, und dem Königreich Ungarn andererseits mit dem vom Fürsten Bethlen Gabor gesandten Grafen Thurso abgeschlossen wurde, fand zuerst die feierliche Taufe des am 27. December 1619 gebornen Prinzen Ruprecht mit großem Aufwand statt. Der genannte Graf, der seines Fürsten Pathenstelle dabei vertrat, übertraf fast alle anwesenden Fürsten durch seinen überaus glänzenden, reichen Schmuck. Dann folgte Dohna's Hochzeit mit der Gräfin Ursula von Solms im königlichen Schloß, an welcher auch der König, die Königin, der Herzog von Lauenburg, der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, Herzog Wilhelm von Weimar, Fürst Ludwig von Anhalt, des Königs Bruder Pfalzgraf Ludwig Philipp, der erwähnte ungarische Magnat und der ganze übrige Hof theilnahmen. Auch dieses

Fest war ebenso glänzend als freudevoll. Wenige Tage darauf wurde unter allerlei Festlichkeiten des Königs ältester Sohn Heinrich Friedrich zum böhmischen Thronfolger designirt oder, wie sie es nannten, als Crekanetz, Erwarter oder Expectant der Krone angenommen. Da dem König zuvor gemeldet wurde, die Stände würden ihm dies persönlich anzeigen, so erhielt Graf Dohna den Auftrag, dem erst sechsjährigen Prinzen an die Hand zu geben, was er bei der Feierlichkeit zu sagen und zu antworten habe. So konnte man unter Festlichkeiten und rauschenden Vergnügungen am Hofe fast ganz vergessen, welche drohende Gefahren aus schweren Gewitterwolken bevorstanden und wie ernst die Zeit mahnte. Weit bedenklicher, als es am Hofe zu Prag geschah, erwogen die Verhältnisse der Zeit die Räthe des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, als sie ihm riethen, von einem Bündniß mit dem Könige von Böhmen und der Union abzustehen. „Die Kaiserlichen, die Baiern, die Spanier, die Italiener ziehen sich zusammen; Bethlen Gabor zieht sich zurück; die Böhmen sind schwach und unlustig. Was nun bei solcher Beschaffenheit von Ihro königlichen Würden in Böhmen für Hülfe erfolgen kann, das redet das Werk an ihm selbst. Die Union hat nie Nutzen geschafft, auch hat sie selbst genug zu schaffen mit der Liga. Die Staaten selbst haben ebenfalls mit sich zu thun. Dänemark und Frankreich haben nie etwas thun wollen. England hat sich durchaus schlecht gegen den Tochtermann bezeigt; welch Vertrauen soll also der Kurfürst auf den König von Böhmen setzen?"

Graf Dohna hatte mit seiner jungen Gemahlin einen Theil des Frühlings und den Sommer hindurch auf sei-

nen Gütern in der Oberpfalz gelebt. Erst im August nach Prag zurückgekehrt, ward er zum Oberkammerherrn ernannt. Aber schon zog das drohende Ungewitter immer näher heran. Ohne uns jedoch auf eine genauere Schilderung einzulassen, wie der wilde Kriegssturm über Friedrich's Haupt zu seinem Verderben herantobte, wollen wir uns auf die Darstellung der Ereignisse beschränken, über welche uns Graf Dohna als Augenzeuge Bericht gibt. „Der kaiserliche General Bouquoi rückte mit der östreichischen Armee vor und man erhielt Nachricht, daß das kaiserliche Lager sich näher nach Prag heranziehe. Dies bestimmte den König Friedrich mit seinen Truppen aus Prag aufzubrechen (am 28. September) und den Oestreichern entgegenzugehen. Er begab sich zunächst nach Cochowitz auf das dortige schöne Schloß. Hier erhielt er Nachricht, daß sein Lager in der Nähe sei. Da sandte er mich an den Obergeneral Fürst Christian von Anhalt, um zu ermitteln, wo am füglichsten eine Vereinigung der Armee zu bewirken sei. Ich habe zwar an einem Orte Stenkwitz das Lager im Fortziehen angetroffen, aber den Fürsten nicht so bald sprechen können, weil das Lager groß und der Zug zwei Meilen lang war. Erst gegen Abend habe ich den Fürsten gefunden und bin dann in der Nacht zum König zurückgekommen. Wir brachen nun auf, haben uns aber von unserm Troß ganz verirrt, sodaß der König in der Nacht in einem Dorfe bleiben mußte, und da sein Bette und anderes Geräthe nicht bei der Hand war, mußte er sich behelfen, wie er konnte. Nachdem wir darauf bei Stenkwitz ins Lager gekommen, zogen wir weiter und kamen am 9. October mit dem Lager nach Rokizan. Die böhmischen

Landoffiziere wollten nichts Anderes hören als von Sieg und verlangten, man solle doch schlagen. Man hat da lange gelegen. Am 21. October sind wir mit dem Könige und unserer Reiterei durch viele Wälder, Berge und Thäler nach dem feindlichen Quartiere geritten, um dem Feinde einen Einfall zu thun, haben aber den Weg verfehlt und mußten unverrichteter Dinge wieder zurückziehen. Der Zustand unsers Lagers und die große Macht des Feindes, der auf eine Stunde von uns lag, waren Ursache, daß wir unsere Schanze wohl wahrnehmen mußten. In unserm Lager aber hatten wir böse Bezahlung; daher kam es, daß man Niemand strafte und weil keine Strafe erfolgte, wurde das Volk muthwillig. Hingegen hielt der Feind in seinem Lager strengen Gehorsam und war mit Waffen gut versehen. Unsere Reiter warfen oft die Waffen aus Feigheit und Ungeduld weg; die kaiserlichen aber waren gut armirt und uns überlegen."

„Bald darauf ging der König nach Prag zurück und ich mit ihm. Er begab sich aber kurz nachher wieder ins Lager bei Rakonitz näher bei Prag und ich wiederum mit ihm. Da war der Feind schon ganz nahe bei uns, sodaß unser Volk mit ihm zu scharmützeln anfing. Wir hatten unsere Stücke auf einer Höhe und gaben Feuer auf das feindliche Volk. Am 29. October schickte mich der König nach Prag, um mit den königlichen Landoffizieren dort wegen der Provision und der nöthigen Geldmittel zur Bezahlung der Truppen zu verhandeln, zugleich aber auch um die Königin zur Abreise nach Schlesien zu bewegen, weil die Gefahr täglich überhand nehme, der Feind sich mit aller seiner Macht der Stadt Prag nähere und diese sperren könnte. Allein die böh-

mischen Stände wollten die Königin nicht abreisen lassen und sie selbst ward auch unwillig, daß von einer Flucht die Rede sei."

Ueber die Ereignisse nach der Schlacht bei Prag gibt uns Dohna folgenden Bericht: „Am 8. November geschah die Schlacht vor Prag, da unser Volk die Flucht ergriffen. Der König war eben hinaus nach dem Lager geritten, kam aber bald wieder zurück, weil er schon am Stadtthor den Verlust vernommen. Ich war etlicher Geschäfte halber im Schlosse geblieben. Da kam des Königs Stallmeister Obentraut und zeigte mir an, daß ich der Königin anzumelden hätte, daß sie sich hinüber in die alte Stadt über das Wasser in sichern Verwahrsam begeben solle. Die Königin aber wollte sich dazu nicht bewegen lassen. Bald darauf kamen der König, der Fürst Christian und alle die Herren ins Schloß und man zog nun hinüber in die alte Stadt, der Hoffnung, daß man da sicherer sein könnte. Die Nacht über ritt ich oft zum Fürsten Christian und auch oft zum König. Krone und Scepter wurden diesem in die alte Stadt gebracht, der sie den Landoffizieren wiedergab. Des Morgens (9. Nov.) zogen wir von Prag aus nach Nimburg hin an der Elbe. Da wurde über den Verlust der Schlacht viel discurirt. Hierauf kamen wir nach Jaromierz. Daselbst wollten die Soldaten des Königs Rüstwagen und Schatz anhalten, um sich ihre Bezahlung zu verschaffen. Man mußte ihnen eine Schrift ausfertigen, daß sie in Breslau Geld erhalten sollten; deswegen lag man einen Tag still. Hernach reisten wir nach Glatz. Die Königin und der ganze Hof haben den großen Schrecken mit vieler Standhaftigkeit ertragen, auch hat jene nie ein ungeduldiges Wort

hören lassen, obgleich sie auf der Reise sehr großes Ungemach ausgestanden. Weil sie aber in ihrer letzten Zeit ging, hat man für gut geachtet, sie solle nach der Mark Brandenburg oder auf Halle zu ihrer Base ziehen, um da ihr Kindbette abzuwarten. Mir wurde anbefohlen, der Königin aufzuwarten. Man gab uns 60 Reiter zu."

„Am 17. November zogen wir weiter nach Breslau zu, wo wir wohl empfangen und logirt wurden. Dann ging die Fahrt in großem Schnee auf Neumarkt, Liegnitz, Polkwitz, Beuthen, Grünberg und Krossen nach Frankfurt a. d. O., wohin ich überall vorausgeschickt und Alles so bestellt hatte, daß wir ziemliche Herberge fanden. Nach Berlin hatte ich, weil der Kurfürst und die Kurfürstin damals in Preußen waren, an die Räthe geschrieben, mit der Bitte, daß die Königin zu Küstrin eine Wohnung haben möchte, um ihre Kindbette da abzuwarten. Man schlug es zwar gar höflich ab; aber ich ließ ein deutsches Schreiben in der Königin Namen an die Räthe abgehen, wie daß Ihre königliche Majestät nicht anders könne, sondern ziehe gerade auf Küstrin zu. Dies geschah auch, also daß wir am 8. December zu Küstrin wohl ankamen, wo die Räthe durch etliche Abgeordnete die Königin willkommen heißen und ihr allerhand gute Beförderung thun ließen. Der König hielt sich noch einige Zeit in Breslau auf, kam dann ebenfalls nach Küstrin und fertigte den Grafen von Hohenlohe ab auf Dresden zu ziehen. Fürst Christian von Anhalt zog nach der Mark Brandenburg."

Am 6. Januar 1621 gebar die Königin einen Sohn, den Prinzen Moritz, bei dessen Taufe auf dem Schlosse zu Küstrin der Herzog Johann Ernst von Weimar, der

den König von Prag aus bis hierher begleitet, Taufzeuge war. Graf Johann Albrecht von Solms vertrat die Pathenstelle des Herzogs Ulrich von Holstein. Einige Tage nach der Taufe reiste der König nach Braunschweig und Holstein, der genannte Graf, sein Großhofmeister, begleitete ihn. Graf Dohna hatte wenige Tage darauf in Rittersdorf, eine Tagreise von Küstrin, eine Zusammenkunft mit dem Fürsten von Anhalt, der es damals sehr tadelte, daß König Friedrich seinem Rathe nicht gefolgt sei, in Schlesien zu bleiben oder dahin zurückzukehren, um sich dort zu behaupten. Die Königin blieb in Küstrin noch bis Anfang März. Dort erschien bei ihr ein von ihrem Vater, dem König Jakob an sie abgefertigter Gesandte, Eduard Villers, ein Bruder des Herzogs von Buckingham.

Ein Bruder des Grafen Dohna nämlich, der sich in London aufhielt, hatte in Verbindung mit mehren, der Sache des Königs Friedrich günstig gesinnten Männern hohen Ranges am dortigen Hofe lange Zeit durch alle möglichen Wege und Mittel versucht, den König zu einer Unterstützung seines Schwiegersohns durch eine ansehnliche Geldsumme zu bewegen. Allein eine römisch-spanisch-gesinnte Partei, die den König umgab, an deren Spitze der spanische Gesandte und einige ihm behülfliche Agenten standen, hatte bisher auf Jakob einen so mächtigen Einfluß geübt, daß er nicht zum Entschluß hatte kommen können, eine Sache zu unterstützen, die er nach seinen Grundsätzen gleich anfangs gemisbilligt. Ja, es gelang sogar den geheimen Agenten dieser Partei, daß fast unter den Augen des Königs eine Geldcontribution für den Kaiser zu Stande kam. 62) Mittlerweile waren von der

Gegenpartei ohne des Königs Theilnahme auch Unterstützungsgelder für Friedrich gesammelt worden, nur hatten sich ihrer Uebersendung fort und fort Schwierigkeiten und Hindernisse entgegengestellt. Nun hatte aber von Breslau aus sowol der König Friedrich selbst in einem eigenhändigen Schreiben an seinen Schwiegervater, als auch Graf Dohna in mehren Briefen an seinen Bruder und einige Freunde den traurigen Verlauf der Dinge in Prag geschildert. Dies machte endlich auf Jakob's starre Seele Eindruck. Ein vertrauter Freund Dohna's schrieb ihm darüber aus London gegen Ende December: Er komme soeben von Hof, wo Dohna's Schreiben aus Breslau angelangt und alle Wohlgesinnte dadurch sehr erfreut worden seien, daß wenigstens der König Friedrich nebst den Seinigen sich gerettet. Des Königs Handschreiben an seinen Schwiegervater, an den Prinzen Karl und andere Herren hätten bei diesen viel Gutes bewirkt. Die Absendung des Geldes sei nun auch mit solchem Eifer betrieben, daß es damit richtig geworden und in wenigen Tagen werde ein Abgeordneter deshalb abgesandt werden. Der Prinz, der Marquis von Buckingham und einige Andere hätten sich in der Sache besonders eifrig und thätig bewiesen. Es ist in dem Schreiben von 50,000 Pf. St. die Rede, „die blos und lediglich dem König zu Hand kommen sollen.“

Bald nach der Ankunft des englischen Gesandten beschloß die Königin Anfangs März nach den Niederlanden abzureisen und nahm ihren Weg über Berlin und Braunschweig, wo sie nur kurze Zeit verweilte. In Holland angelangt, wählte sie das Städtchen Rhene zu ihrem Aufenthalt. Graf Dohna blieb noch eine Zeitlang

in Küstrin, weil er nicht wußte, ob der König seine Dienste ferner noch bedürfe. Er unterhielt auch einige Zeit noch eine fleißige Correspondenz mit ihm und begab sich hierauf nach Preußen zu seinen Verwandten. [63]) Damit endigt sein vieljähriges Hof- und Gesandtschaftsleben.

Er schließt sein darüber geführtes Tagebuch mit der Bemerkung: Die böhmischen Stände hätten sich immer noch Hoffnung gemacht, König Friedrich werde durch Hülfe der Niederlande und Dänemarks, sowie durch den Beistand des Herzogs Christian von Braunschweig, der Markgrafen von Baden und Jägerndorf, des Fürsten von Siebenbürgen u. a. wieder auf den böhmischen Thron kommen. Man habe gemeint, diese Fürsten würden dazu acht Heere ins Feld stellen. Da er aber damals mehren vornehmen Böhmen den Rath gegeben: sie sollten sich nach Schweden wenden, dort würden sie Hülfe finden, so komme ihm dies wie eine Prophezeiung vor, die nachmals in Erfüllung ging.

Anmerkungen.

1) Namentlich bei Vimory unfern von Montargis am 27. October und zu Anneau bei Chartres am 24. November.

2) Commentaire historique de la vie de Mr. Christofle de Dohna, S. 22, 23.

3) Er sprach den Eindruck, den Nürnberg auf ihn machte, damals in folgenden Versen aus:

Qua non Germanis est ulla celebrior oris,
Seu leges spectes et sancti iura senatus
Et sic unanimi viventes foedere cives,
Sive tot artifices claros aequandaque Parisiis
Ingenia et varios juvenumque senumque labores.

4) Ayant recognu que sa conscience étoit combattue sur quelques points de Theologie heißt es im Comment. histor., S. 40.

5) Schmidt, Geschichte von Frankreich III, 369.

6) Wladislaus, der Sohn des Grafen Heinrich von Dohna, und Otto, ein Sohn des Grafen Wenceslaus von Dohna, hatten keine höhern Aemter. Karl Hannibal, ein Sohn des Grafen Abraham von Dohna, war kaiserlicher Kammerherr und Kammerpräsident in Schlesien.

7) Schmidt, Geschichte Frankreichs, III, 335 fg.

8) Am 27. December 1594. Schmidt a. a. O., III, 309.

9) Im Commentaire histor. de la vie de Mr. Christofle Vicomte de Dohna, S. 61, heißt es über Fürst Christian v. Anhalt: Ce Prince étoit en une haute estime et avoit beaucoup de creance parmi les Princes Allemands, soit à cause de la force de son esprit, soit à cause de sa valeur militaire, s'etant acquis une reputation rare en divers exploits etc.

10) Le roi se montroit fort joyeux et content de le voir, avec beaucoup de caresses.

11) Daru, Histoire de Venise, XV, 120.

12) In dem Schreiben hieß es: Der Graf sei nach Venedig gesandt, per certi affari concernenti alcuni danari di Francia.

13) Dohna sagt: S. Al. a sola è stato lo stromento che il dio hà adoperato a questa Dieta ultima di Regensburg o Ratisbona per rompere i disegni del papa e di Giesuiti, e per unire i Principi dell' Imperio.

14) Er nennt ihn Principe dell' Imperio letteratissimo, prudente, che hà avuto il generalato di due exerciti, e disceso di famiglia antichissima, la quale ebbe già due Elettorati, quello di Sassonia e quel di Brandenburgo insieme.

15) Daru, XVI, 15, 22.

16) Dohna sagte: Fin'ora i principi d'Alemagna essere stati disuniti, ma da poco tempo in quà essersi talmente accordati che sene potera sperare ogni bon frutto. La piu sana e gran parte di detti Principi essere deliberata, se il Papa tentasse di pervenir per forze all' intento suo, di opporvisi in effetto. La Republica potra pensare se in questo proponimento desidera concorrere e congiugnersi co detti principi. La segretezza essere necessarissima a questo negozio.

17) Adelsheim oder Alsheim, eine kleine Stadt in der Unterpfalz.

18) Der König fügte dann hinzu: En effect le choc de ces deux Chefs à la tete de leurs bataillons y fut hardi, et leurs marques de leur courage parurent de part et d'autre. Le Baron enfonça le casque du Duc de Mayenne d'un coup de pistolet, et eut le front frisé d'un coup reciproque de la main du Duc. Der Niederlage der Deutschen bei Vimory am 27. October 1587 haben wir schon oben erwähnt. Vgl. Schmidt, Geschichte Frankreichs, III, 223.

19) Häberlin, Neuere Deutsche Reichsgeschichte, XXIII, 121.

20) Nur in einem Auszug gibt das Gespräch auch der Comment. histor., S. 74—76.

21) Der König meint den Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel. Rommel, Geschichte von Hessen, VI, 299—300.

22) So ist der Name in Dohna's Tagebuch geschrieben. Vermuthlich ist Jean Paul Lescun gemeint, ein französischer Edelmann und Rath zu Pau, ein eifriger Reformirter und Vertheidiger der Freiheiten seines Vaterlandes Bearn, damals durch seine Schriften berühmt und unter Ludwig XIII. enthauptet.

23) Schmidt, Geschichte Frankreichs, III, 374.

24) Der Vortrag des Fürsten bei Londorp Acta publ., S. 53.

25) Bredenbend, sonst ein festes Schloß im Kreise Jülich des Regierungsbezirks Aachen, an der Roer, war von Truppen des Erzherzogs Leopold besetzt und schon im Nov. 1609 belagert. Häberlin, Neuere Deutsche Reichsgesch., XXIII, 168, 173.

26) Fürst Christian erzählte dem Grafen Dohna selbst, que le Roi lui avoit montré au Louvre la chambre, en laquelle il avoit été caché la nuit du massacre parmi cinq cadavres étendus à terre et baignez dans leur sang.

27) Näheres über diese Sache theilt Dohna nicht mit. Bezieht sie sich vielleicht auf die berüchtigte Ohrfeige, die der Kurfürst bei einem Trinkgelage dem Pfalzgrafen gegeben haben soll? Diese fällt nach gewöhnlicher Annahme freilich erst ins Jahr 1613 und Menzel, Deutsche Geschichte, VI, 59, bezweifelt sie.

28) So stark gibt Dohna die französische Hülfe an. Pfister, Gesch. der Deutschen, IV, 411, hat 14,000 Mann; ebenso Häberlin a. a. O., S. 175.

29) Londorp Acta publ., S. 100—101.

30) Vgl. Häberlin, Reichsgeschichte, XXIII, 432 fg.

31) Wie Dohna sich ausdrückt: Hinc rixae et sermocinationes iracundiae et ludibrii plenae, uti solent ubi „madidi fratres spumantia pocula siccant“.

32) Die Herzogin de la Tremouille sagte zu Dohna: Mr. de Bouillon nous mande qu'il rencontre des difficultés grandes en ce mariage, accusant les Ambassadeurs, qui traitent avec defiance, croyez que si cela se fait, l'on en doit avoir gré à Mr. de Bouillon.

33) Menzel, Geschichte der Deutschen, VI, 45—46, 129 fg.

34) Die verhängnißvolle (aber wie eben erwähnt, bezweifelte) Ohrfeige beim Trinkgelage zu Düsseldorf soll Anlaß zu diesem

Schritt des Pfalzgrafen gegeben haben. Vehse, Geschichte des preuß. Hofs, I, 69.

35) Dohna sagt in seinem Bericht: qu'Ancre gouvernoit tout absolument, que tout le Conseil étoit espagnolizé.

36) Dohna sagt selbst: J'ay bien aperçu que l'on parloit partout de cette ceremonie du chappeau par la ville.

37) Vous ne nous traitez que comme votres sujets.

38) Vgl. Rommel, Geschichte von Hessen, VI, 176—177.

39) Londorp Acta publ., S. 350.

40) Ceste maladie estoit alors fort ordinaire es cours d'Allemagne. La pompe y estoit exorbitante, les entreveuës des Princes chargeantes, la depense prodigieuse, les exces estrangers introduits.

41) Londorp a. a. O., S 358.

42) Daru, XVI, 39 fg.

43) Daru, XVI, 73; Leo, Geschichte Italiens, V, 613.

44) Der Herzog war Sully's Schwiegersohn.

45) Vgl. auch Londorp, Acta publ., S. 376 fg.; Khevenhiller, Annal. Ferdin., IX, 220 fg.

46) Virgil Aen., XII, 20.

47) Bei Virgil: Consulere.

48) Bei Virgil: metuentem.

49) Khevenhiller, Annal. Ferdinand., IX, 209.

50) Londorp, Acta publ., S. 661.

51) Dieser Gesandtschaft wird auch in Briefen des Camerarius an den Fürsten von Anhalt erwähnt, bei Londorp S. 699.

52) Lorsqu'il disoit cecy, il commençoit à étre un peu echauffé du vin.

53) Vehse, Geschichte des preußischen Hofs und Adels, I, Vorr. S. XI, führt die merkwürdige Notiz an: Die Herzogin von Orleans (Charlotte Elisabeth) geborene Pfalzgräfin schreibt: „In meines Groß Herr Vaters des Königs in Böhmen Historie hat man gesetzt, daß meine Groß Frau Mutter die Königin in Böhmen aus purer ambition dem König ihrem Herrn keine Ruhe gelassen, bis er König worden, welches kein Wort wahr ist. Der

Prinz von Oranien, so des Königs in Böhmen Frau Mutter-Bruder war, hatte alle die Sachen angesponnen."

54) Südwestlich von London.

55) Dohna sagt: Il me dit adieu d'une manière fort douce et honnête.

56) Dies stimmt mit Raumer, Geschichte Europas, III, 387, nicht ganz überein. Dohna sagt jedoch vom Herzog: Il conseilloit extremement, que l'on ne ce precipitat pas, mais que l'on renvojat le coronement le plus qu'il ce pouvoit.

57) Dohna sagt: J'apris qu'il c'etoit rependu bien de larmes au depart de Heidelberg et que meme la Princesse royale qui n'avoit pas pleuré en quitant l'Angleterre ni du depart en la suite de Prague, n'en avoit pas été exemté alors.

58) Dohna gibt diese Tage an; ebenso bei Raumer a. a. O., S. 388. Pfister, Gesch. der Deutsch., VI, 443, hat den 2. Nov.

59) Londorp, S. 729.

60) In Dohna's Bericht nennt er das Schloß Bietsch oder Biese.

61) Man lese darüber die interessante Mittheilung in Raumer's Briefen aus Paris, II, 295.

62) Es heißt in einem Schreiben des Grafen Dohna aus London vom 13. Nov. 1620: Deja regardez l'on a osé faire contribution ici pour l'empereur contre les enfans propres du Roi. O que c'est un plaisir d'être spectateur de celà. Eh bien depugnandum est.

63) Er war zuletzt Gouverneur zu Oranien, starb am 13. Juli 1637 und hinterließ 12 Kinder, 7 Söhne und 5 Töchter.

Die Erweckten im protestantischen Deutschland

während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders

die frommen Grafenhöfe.

Von

Friedrich Wilhelm Barthold.

Zweite Abtheilung.

Erstes Capitel.

Konrad Dippel des Alchymisten Schicksale in Berlin. 1707. — Verbindung mit dem Grafen August von Wittgenstein. — König Friedrich's I. letzte Heirath. — Fall des Oberhofmarschalls. 1711. — Der Todesprophet zu Harzgerode. — Eine falsche Gräfin Wittgenstein. — Steigender Glanz der Stolberg-Wernigerode. — Pietistische Händel am Hofe zu Korbach (Waldeck). 1711. — Rath Becker. — Die freien Gemeinden zu Büdingen. — Das Haus Reuß. — Der Hof Heinrich's XXIV. — Graf Henkel. — Die Reform Heinrich's II. Reuß zu Ober-Greiz. — Heinrich's XI. Jugend. — Heinrich XXIX. zu Ebersdorf. — Die Grafen von Promnitz. — Der Hof zu Sorau. — Haustragödien. 1730.

Dr. Spener war am 5. Februar 1705 in Berlin gestorben und hatte sein bescheidenes Grab hinter dem Altare seiner lieben St. Nicolaikirche gefunden. Dem vertrautesten seiner anwesenden Jünger, dem Freiherrn von Canstein, eröffnete der Scheidende nochmals seine gläubige Hoffnung auf künftige bessere Zeiten, in einer Weise, welche der Seelenfreund versichert, „niemand in der Welt mittheilen zu können, sondern mit sich ins Grab zu nehmen." [1]) Beklagenswerth sind die Menschen, welche einer besseren Zukunft, einer Vervollkommnung

des menschlichen Zustandes hienieden, nicht entgegensehen; darum wollen wir nicht richten, wenn selbst Spener, befangen in der Anschauung seiner Zeit, die bevorstehende Veredlung zu äußerlich chiliastisch ausmalte, wie der Freiherr anzudeuten scheint. Die Hoffnung auf das herrliche Reich war und blieb ein stilltröstender Glaubensartikel aller seiner Anhänger, nur in verschiedener Auffassung der Zeit und der Umstände; die Bekehrung der Juden galt als Vorbedingung, weshalb diese bedenkliche Angelegenheit immer wieder in den Vordergrund nicht einer politischen, sondern einer religiösen Zukunft gerückt ist. Horch suchte das Hauptmoment der Erfüllung im Mahomedanismus; andere betrachteten Ludwig XIV. als den Antichrist. Jung Stilling, der Gläubigsten einer, wollte die Vorzeichen des nahen Reiches „besonders in den Erweckungen allenthalben und den vielen Männern, die zum Erwachen aufriefen", erkennen; dahin zählt er, zwischen 1725—1750, außer Francke, Zinzendorf, auch Konrad Dippel, Petersen nebst Frau, Hochmann, Peter Poiret, Friedrich Rock, Joh. Heinrich Haug, die Verfasser der berleburger Bibel[2]), von denen später noch Einiges zu sagen ist. Als „Babel" nicht fallen wollte, verschoben die Erklärer der Apokalypse den Anfang des Reichs über die französische Staatsumwälzung hinaus und sahen, nach Bengel's scharfsinniger Berechnung, mit freudig-banger Erwartung dem Jahre 1836 entgegen.

Der Tod versöhnte die erbitterten Feinde des unzweifelhaft frommen Mannes so wenig, daß Professoren von Rostock, wie Dr. Fecht, im Jahre 1708 ihm die Seligkeit abstritten, den Buchstaben B. (Beatus) vor seinem Namen tilgten und sich nicht entblödeten, öffentlich die

Gnade eines so glaubensvoll Gestorbenen vor Gott zu bezweifeln. [3]) Sündlicher Hochmuth der Art blieb leider aber auch einem weniger entarteten Pietismus nicht fern.

Die Gemeine der Erweckten in Berlin, unter Leitung Johann Porst's (geb. 1668 gest. 1728), im Jahre 1713 Nachfolgers des Propstes und Herausgebers des alten Berliner Gesangbuches, mochte, außer dem frommen Gardegeneral Natzmer, dem zweiten Gatten der Mutter Zinzendorf's, dem Grafen von Wartensleben, dem Freiherrn von Canstein, nur wenige Glieder der höhern Stände zählen, ungeachtet er seit 1705 Privatandachten in seinem Hause eröffnet; da kam Konrad Dippel angewandert, verstärkte sie in der Stille, übte auch wol auf die vorübergehende Herrschaft derselben am Hofe Einfluß aus. Friedrich's I. Prachtliebe, der kostspielige Antheil am spanischen Erbfolgekriege, der Staatshaushalt des Ministers Kolb von Wartenberg machten andere Finanzoperationen höchst wünschenswerth, als Graf August von Wittgenstein, Ritter des schwarzen Adlerordens, Generaldirector der Domainen, Oberdirector des Salz- und Münzwesens, Oberberghauptmann u. s. w. aus eignem Kopfe ersinnen konnte. Fehlt uns gleich Nachweisung der Quellen, so behaupten wir dennoch, daß des frommen Goldkochs Flucht nach Berlin mit der Finanznoth des Hofs in Verbindung stand. Konrad Dippel, aus der Wetterau dem hochbetrauten Generaldirector der Finanzen und des Münzwesens empfohlen, richtete in einem prächtigen Hause sich ein, unterhielt den Umgang mit den Frommen auch als Schriftsteller und laborirte inzwischen, unter des Grafen Vorschub, auf den Stein der Weisen. Zwar fand er diesen nicht, der zur Zeit der schmählichsten

Ohnmacht des Königsstaats, als Karl XII. ohne Weiteres im nahen Sachsen sich einlagerte (September 1706), erwünscht genug gewesen wäre, wol aber nebst einem animalischen Oele, als Unterpfand für das Aurum potabile, das Berliner Blau. Allein sein Glück war auch in der Königsstadt nicht von Dauer; wir sehen ihn, so geheimnißvoll seine Geschichte in Berlin ist, im Jahre 1707 verhaftet. Einige behaupten, auf Anstiften seiner hessischen Gläubiger, was sehr unwahrscheinlich, Andere wegen des schlechten Erfolgs seiner Kunst, was wir nicht glauben, da der gebietende Oberhofmarschall sein Gönner blieb; gegründeter scheint uns, daß Dr. J. Mayer in Greifswald dem Gegner ein Bein unterschob. Der öffentliche Ankläger des Pietismus hatte warnend seine Stimme erhoben, weil verlautete, hallesche Schriften hätten zur Berückung schwedischer Soldaten im sächsischen Lager Eingang gefunden. (1706.) Dippel schrieb so derb gegen „den schwedischen Theologen", daß König Karl durch seinen Gesandten in Berlin des Handels sich annahm und der eingeschüchterte Hof schwach genug war, den Finanzverbesserer einstecken zu lassen. Zwar machte schon nach acht Tagen die Bürgschaft seines Gönners ihn wieder frei; indessen müssen andere Umstände eine zweite Verhaftung gedroht haben, sodaß Democritus für gut hielt, in Verkleidung als schwedischer Offizier (etwa Frühling 1707) durch die Flucht sich zu retten.[4]) Wie der Abenteurer zu Markt Hohen-Leuben und Köstritz im Reußischen Schutz und ehrenvolle Aufnahme finden konnte, wird uns der Zustand der reußischen Grafenhöfe deutlich machen; daß der Oberhofmarschall, den Betrug des Goldmachens überhaupt erkennend, den

frommen Clienten plötzlich verfolgt habe, glauben wir um so weniger, als die bodenlose Verschwendung und verkehrte Finanzkunst kaum ein Jahr später (1708) den goldgierigen Hof die Beute eines italienischen Prahlers, des Neapolitaners Don Dominico Caetano, Conte de Ruggiero, werden ließ, des Mistrauens Friedrich Wilhelm's, des Kronprinzen, ungeachtet. Erst die heimliche Flucht des Italieners öffnete die Augen des Königs und der Minister und brachte den Betrüger an den Galgen (August 1709). [5]) Aber auch des Oberhofmarschalls und Gönners der Pietisten schmählicher Sturz blieb nicht aus. Um dem wachsenden Ansehen des scharfblickenden Thronerben entgegenzuarbeiten, beschloß die Günstlingspartei, vor andern Graf August, dem Könige eine dritte Frau zuzuführen. Schon 1705 war die philosophische Königin, die Verehrerin Leibnitz', gestorben, zu deren Bestattung der Oberhofmarschall 200,000 Thaler in Rechnung setzte. Da bereits die Herzogin von Sachsen-Zeitz auf eine zweite Vermählung hingewiesen, erklärte der Oberhofmarschall, jene Prinzessin habe „in Folge göttlicher Eingebung" so geredet. Nach verschiedenen andern Vorschlägen ward man einig, Sophie Luise, Tochter des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Grabow, dem Witwer zuzuführen. Die Angelegenheit ordnete sich schnell; der Graf von Wittgenstein reiste nach Schwerin zum regierenden Herzoge, welcher das Ehebündniß Namens des Königs per procuram vollzog. Am 28. November 1708 langte die neue Königin in der Residenz an, von einem Hofstaat empfangen, welchen der Oberhofmarschall im Interesse seines Hauses gebildet hatte. Seine Schwiegermutter, die schon bejahrte Gräfin Charlotte Luise, Witwe

des Grafen Friedrich Wilhelm zu Vallendar, geborne Gräfin von Leiningen-Hartenburg, unter lockenden Erbietungen aus der einsamen Wetterau herbeibeschieden, wurde Oberhofmeisterin; August's Schwägerin, wir wissen nicht, ob die Gemahlin Heinrich Albert's von Wittgenstein, oder Anna Augusta, welche wir als Zeugin bei jener merkwürdigen Katechisation Dilthey's und der Exegese des Hohenliedes zu Saßmannshausen trafen, oder endlich die jüngste Schwester seiner Frau Concordia, Gräfin Charlotte — wurde Dame d'atour. Sechs Gräfinnen erhielten die Stellen als Ehrendamen; keine derselben war jemals am Hofe gewesen. Die Oberhofmeisterin selbst hatte niemals die Wetterau verlassen, als um die Frankfurter Messe zu besuchen; stolz, wie nur eine Reichsgräfin, doch immer mehr geeignet, zu Wetzlar als zu Berlin eine Rolle zu spielen.[6]) Aber ungeachtet der glanzvollsten Feste sah man Trauer auf dem Gesichte des Neuvermählten, welche der Ehe nichts Gutes weissagte. Die Königin, am Hofe ihres Bruders wegen etwas freier Lebensart bescholten, gedachte den Leumund durch eine ganz entgegengesetzte Weise zu stillen, und, daheim schon äußerlich im strengen Lutherthum erzogen, wurde sie durch ihre neue Umgebung eine entschiedene Pietistin, wie man es, in Folge unklarer Auffassung, zu bezeichnen liebte. Pöllnitz, damals noch sehr jung, mißt einem Fräulein Grävenitz, einer nahen Verwandten der berüchtigten Maitresse Herzog Eberhard Ludwig's von Würtemberg, die Bekehrung bei; wir glauben indessen mit größerm Rechte annehmen zu dürfen, daß die Gräfinnen von Wittgenstein der Königin zum Muster dienten. Sophie Luise's Andacht wuchs, als Johann Porst

ihr Seelsorger wurde, und auch Francke der frommen Herrin näher trat. Der leichtfertige Hofmann, Baron von Pöllnitz, begeht jedoch eine grobe Lüge, indem er behauptet, Francke, das „Haupt der Pietisten", habe durch seine Trugkünste (patelinage) der schwachen Frau sich bemächtigt; „vom frühen Morgen an habe man ihr Vorgemach durch Francke, den sie eigens aus Halle berufen, und durch Porst, den Beichtvater, belagert gefunden, sodaß die Antichambre eher einem Kloster als dem Zugange zu einer großen Königin glich." „In ihren Apartements hörte man nichts als Gebete, Gesang und Predigt", sowie „Aeußerungen des ketzerischen Hasses gegen die Reformirten, der sie so unnatürlich erfüllt habe, daß sie sogar an der Seligkeit andrer Bekenntnißverwandten zweifelte." — Als sie einst im Streite mit dem Könige, dem solcher Parteieifer höchlichst misfiel, auch des Gemahls künftiges Heil in Frage stellte und derselbe entrüstet fragte: wie würden Sie mich, den Verdammten, denn nach meinem Tode nennen, da Sie nicht sagen dürften, der selige König? erwiderte sie, nach einigem Besinnen, „der liebe verstorbene König." Friedrich, mit Recht erbittert über so frömmelnde Lieblosigkeit, gab eine scharfe Antwort und wandte ihr den Rücken, befahl aber zur Stunde, der Grävenitz aus Berlin, dem Dr. Francke nach Halle zurückzugehen; Porst erhielt die Weisung, sich nicht ferner in Glaubenscontroversen mit der Königin einzulassen. — Die Hauptsache in des geschwätzigen Kammerherrn Erzählung [7]) mag wahr sein; aber Dr. Francke hat die Residenz zwischen 1698 und 1713, als Friedrich's I. Exequien gefeiert wurden, nicht betreten. [8])

Inzwischen die angebliche Pietistin allmälig in Geistesverwirrung versank, trat der längst vorbereitete Sturz beider Günstlinge Friedrich's, des Oberhofmarschalls und des ersten Ministers, Kolb von Wartenberg, ein. Schon nach dem harten Winter und der Pest von 1709 beschuldigte man den Grafen von Wittgenstein, durch seine Nachlässigkeit in Verwendung der Mittel den Tod von 200,000 Menschen in Preußen herbeigeführt zu haben. Zu den Gegnern beider Favoriten gehörte auch Graf Christoph zu Dohna, welcher seit 1703 wiederum auf seinen Gütern lebte und mehr als einmal seinem Groll gegen die „modernen Pharisäer [9]) Luft machte. Nicht ohne Grund hegte deshalb die Schwiegermutter des Oberhofmarschalls gegen den Grafen den Verdacht, heimlich am Falle desselben zu arbeiten. [10]) Uns geht die Untersuchung nichts an, ob ungesetzliche Verwendung öffentlicher Gelder [11]) durch den Finanzminister, vom Kronprinzen zu den Ohren des getäuschten Königs gebracht, oder, wie ein neuerer Geschichtschreiber aus archivalischen Quellen darthun will [12]), verderbliche Maßregeln des Staatshaushalts überhaupt, den Grafen August stürzten; genug, im December 1710 ward derselbe durch eine Abtheilung Grenadiere in seinem Hotel verhaftet, ihm folgenden Tages der Orden des schwarzen Adlers abgefordert und ihm vor seiner Abführung nach Spandau nicht einmal gestattet, seiner Schwiegermutter, der Oberhofmeisterin, einige Worte zu schreiben. Der Gefallene bewies übrigens mehr Fassung, als man erwartet hätte, nannte sich vor dem tobenden Volke einen treuen Diener des Königs, und fügte sich seinem Schicksal, welches ihn nach fast halbjährigem Verhaft (Mai 1711), um 80,000 Thaler

gestraft, auf sein ödes Schloß in der väterlichen Grafschaft zurückführte. Seine Gemahlin Concordia hatte er (Juni 1709) in Berlin begraben. Mehre strenge Edicte, welche im April 1711 „wegen des fanatischen und naturalistischen Unwesens“ und gegen die Conventikel zu Halle ergingen [13]), scheinen mit den Veränderungen in Berlin nicht außer Verbindung. Des Königs Glück mehrte sich eben nicht nach der Entfernung beider Minister; Christoph zu Dohna [14]), vom Jahre 1711 wieder in Gunst am Hofe, war zwar noch so glücklich, ein böses Misverständniß zwischen Vater und Sohn auszugleichen; aber der Gemüthszustand der Königin wurde immer gefährlicher. Ein Ausbruch der Melancholie der unachtsam Bewachten schreckte den kränklichen Herrscher, welcher in der plötzlichen Erscheinung der Halbwahnsinnigen die „weiße Frau“, die „Todesverkünderin“ der Hohenzollern, zu erblicken glaubte [15]), in dem Grade, daß er sechs Wochen darauf (24. Februar 1713) starb.

Als Seitenstück zu solchem Ereignisse, um noch stärker zu beweisen, wie die religiöse Aufgeregtheit der Zeit kindische Gespensterfurcht und mystischen Glauben an Offenbarung nahe vermittelte, erwähnen wir, in welcher Art ein paar Jahre früher ein Fürst von Anhalt zu Tode geängstigt wurde. Wilhelm, geb. 1643, erst mit einer Gräfin Solms-Laubach, dann mit einer von Nassau-Dillenburg vermählt, residirte in dem heitern Städtchen Harzgerode, erbaute und schmückte Kirchen, erfuhr noch im Jahre 1707, als schwere Krankheit ihn heimsuchte, die Liebe seiner Unterthanen, welche mit Gebet zu den Gotteshäusern strömten [16]), und gab, so viel wir wissen, nicht Anlaß, ihn als bösen Gebieter zu

bezeichnen. Ob er zu den Frommen gehörte, ist nicht gesagt; aber in den Bergstädten des Harzes herrschten schon seit 1703 „Irrthümer, Spaltung, Separatismus" weshalb erneute strenge Edicte gegen Privatandachten ergingen und die kurhannövrische Regierung sogar strafbar erachtete, „wenn ein Paar Bergleute unter sich Betstunde hielten." Auch im Anhalt-Zerbstischen eiferte im März 1709 ein Edict „gegen die von andern Orten eingeschleppten fanatischen Lehren." [17]) Dessenungeachtet that Emanuel Philipp Paris, reformirter Prediger zu Harzgerode, der Welt eine dreimalige Erscheinung des Herrn kund; zuerst eine nächtliche Stimme, die aus hellem Feuer am 22. November 1709 dem Angstvollen geboten, seinem Fürsten zu sagen: „seine Zeit sei da, wenn er nicht der Gewaltthat und Ungerechtigkeit seines gottlosen Raths steure; strafe er das Böse, so sollten ihm noch 14 Jahre zugelegt werden." Niemand von den Hausgenossen des Predigers habe etwas vernommen, er dagegen alsbald dem Fürsten Solches hinterbracht. Sieben Tage darauf habe die Stimme drohender zu ihm gesprochen, und noch acht Tage Frist gestattet, ihren Befehl auszuführen. Am hellen Nachmittage des 7. December sei auf der Studirstube des Predigers der „Herr persönlich in schöner Gestalt, flammenden Haars, in weißrothblauem Kleide" erschienen, habe sich als Anfang und Ende zu erkennen gegeben, ihm in bevorstehender Verfolgung Rettung verheißen. „Ich will Dir helfen aus der Hand der Tyrannen, ich bin es, der den Fürsten den Muth nimmt; ich will den Gottlosen einen Becher des Grimms einschenken" u. s. w. Auf dem Boden liegend, habe der so hochgewürdigte Sünder gelobt, sein Leben zur Beför-

derung seiner und seiner Zuhörer Seligkeit anzustellen." Am 14. December 1709 war der 65jährige, kränkliche Fürst todt. Eine Reihe von Schriften erschien, theils die Offenbarung als göttlich anerkennend, theils sie als Trug verwerfend. [18]).

Dem so schmählich gestürzten Oberhofmarschall mochten daheim die Verhältnisse seiner Familie wenig behagen; seines regierenden Bruders Heinrich Albrecht anstößige Armuth war bekannt; seine älteste Schwester Amalia irrte mit ihrem Separatisten umher und lebte noch im Jahre 1718 zu Rotterdam; Anna Sophia, an Castell vermählt, ward erst 1719 Witwe; Magdalena Luise, im Jahre 1708 mit Johann Constantin Hoffmann verheirathet, starb im Jahre 1724. Graf August schloß eine zweite Ehe mit Albertine Amalie von Leiningen-Westerburg, und endete, mit Dippel bis zu dessen Tode in nahem Verkehre, sein unruhiges Dasein, aus beiden Ehen Kinder hinterlassend, im Jahre 1735, nachdem Heinrich Albrecht, obgleich dreimal vermählt, ihm schon im Jahre 1723 kinderlos vorangegangen. Gedeihlicher stand es im Hause Berleburg: Graf Kasimir, in Milde, Duldung, auch kameralistischer Klugheit den Isenburger nachahmend, heirathete erst im Jahre 1711 eine Tochter des Grafen Ferdinand Maximilian von Isenburg-Wächtersbach und nach deren frühem Tode im Jahre 1716 Esther Maria Polyxena, Tochter des Grafen Johann Wilhelm von Wurmbrand, der, lutherisch geboren, im Dienste des Kaisers, zur römischen Kirche übertrat und Reichshofrathspräsident wurde, bekannt aus J. J. Moser's Schicksalen. Den Grafen Kasimir werden wir später in seinen christlichen Liebeswerken betrachten.

Uebrigens schien die Rolle einer Gräfin von Wittgenstein, die in Religionsskrupeln oder sonstigen Herzensnöthen die Welt durchschweift, eine so gewöhnliche und auskömmliche, daß sie auch wol zu betrüglicher Nachahmung lockte. Wenigstens erschien im Jahre 1740 im Kapuzinerkloster zu Thal-Ehrenbreitstein eine Gräfin des Namens, getrieben vom Drange, katholisch zu werden, und deshalb dem elterlichen Hause entflohen. Die Zutraulichkeit der jugendlichen Abenteurerin, Empfehlungen und Zeugnisse aus der Gegend von Boppard, wohin eine alte Magd, als Gehülfin der Flucht, sie geleitet, ihre Kunstfertigkeit in weiblichen Arbeiten, ihre strenge Sittlichkeit verschafften ihr ehrenvolle Aufnahme und Unterricht im Kloster. Nur Graf Johann Wilhelm zu Vallendar, später katholisch und Minister, Oberhofmarschall und Oberst der Leibgarde des Kurfürsten von Trier, ein etwas brutaler Herr, zeigte sich ungläubig, schalt die Bekehrte eine Lügnerin und drohte sie fortpeitschen zu lassen. Als Mistrauen auch auf anderswo eingezogene Nachricht erwachte, wurde die Gräfin krank, wirkte Wunder an dem Muttergottesbilde nahe ihrem Bette, fiel in Verzückungen und entfloh endlich auf den Rath des P. Dominicus. Zu Ober-Lahnstein gastlich beherbergt, machte sie sich auch dort nebst mehren Kleinigkeiten unsichtbar, ward dann wieder an der Mosel mit eindringlichen Briefen vornehmer Damen erblickt und ließ wenigstens die Klosterbrüder den Betrug nicht bezweifeln [19]). Die wir das excentrische, ungeregelte Geistesgepräge der damaligen Gräfinnen von Wittgenstein aus andern Beispielen und dabei ihre große Zahl kennen, möchten aus diesen Angaben nicht unumstößlich schließen, sie sei eine Falsche gewesen.

Ueber das Geschlecht Stolberg-Geudern hatte inzwischen mannichfacher Segen sich ergossen. Graf Christian Ludwig, der Gemahl Christina's von Mecklenburg, war im Jahre 1710 gestorben und zugleich mit seinem Bruder Ernest die Ilsenburger Linie erloschen. Der Erstgeborne, Christian Ernest, theilte darauf mit seinen Brüdern; Friedrich Karl bekam Geudern, wo auch die alte Fürstin blieb; Heinrich August erhielt Schwartza in Thüringen; die Schwestern waren ebenbürtig vermählt, die eine an den belobten Grafen Friedrich Ernst von Solms-Laubach, den Kammergerichtspräsidenten, die andere an den Vetter, Just Christian zu Stolberg-Roßla; die dritte an Ernst Kasimir von Isenburg-Büdingen. Graf Christian Ernst zog auf den Harz zurück, empfing die Erbhuldigung (1710), ordnete günstig die dynastischen Verhältnisse mit der Krone Preußen (1714) und schlug seinen Sitz, als Stammvater eines noch blühenden Geschlechts, in Wernigerode auf. Dorthin folgten ihm alle frommen Einrichtungen des Mutterhauses: er verschönerte nicht allein kunstsinnig das alte Bergschloß, legte Gärten und Lusthäuser an, vergrößerte die Stadt; er baute auch Kirchen und Kapellen, Waisenhaus und Hospital, gründete eine kostbare Bibliothek, namentlich mit einer vollständigen Bibelsammlung, und machte seine Residenz zur Pflanzschule und zum Muster des Pietismus in reinerer Auffassung. Von König Friedrich Wilhelm ausgezeichnet, zum Ritter des schwarzen Adlerordens geschlagen, schloß Christian Ernest sich jedoch inniger an das geistes- und blutsverwandte königliche Haus in Dänemark und bereitete dort den Gliedern seines Geschlechts ehrenvolle Wege. Seine Wahl zur Gattin traf im Jahre 1712

Sophia Charlotta, die Tochter jenes Grafen Johann Anton von Leiningen-Westerburg, der wir mit ihrer Mutter in seltsamen Kreisen begegnet sind. Wir wissen nicht genau, durch welchen Anlaß die Angehörigen des Hauses Leiningen-Westerburg getrieben wurden, die junge dreizehnjährige Waise Johann Anton's dem Stillleben und der mütterlichen Pflege in Holland zu entziehen. Sophie Charlotte selbst erzählt in der merkwürdigen Geschichte ihrer Seelenführung, „ihr sei das einfältige-schlechte Leben allezeit das liebste und angenehmste gewesen", und sie erinnerte sich der Jahre ihrer Privaterziehung noch spät mit Sehnsucht. Doch sei sie fast mit Spieß und Stangen aus ihrem damaligen Elemente unter unzähligen Thränen geholt und genöthigt worden, ihrer Frau Mutter den Rücken zu wenden, mit der Aussicht, sie nie wieder zu sehen. Auf kurze Zeit nach Frankfurt in das Haus einer ungenannten Dame geführt (im Jahr 1708), mußte das arme Kind selbst seine Magd, die ihm die Mutter mitgegeben, verlassen, um mit „unbeschreiblichem Widerwillen" an einen Hof zu gehen. Und dieser Hof, vor dem die junge Gräfin erbangte, war kein anderer als der unserer frommen Freundin Spener's, der Fürstin von Geudern! Christina's stillgemüthlicher, einfacher Pietismus erschien anfangs der unter enthusiastischem Verkehr des Mutterhauses erkrankten Seele ihrer Pflegetochter eitel und weltlich und sie konnte in der gewiß keineswegs frivolen Gesellschaft auf Schloß Geudern „ihre vorigen vergnügten" Zeiten nicht vergessen. So weit war in wenigen Jahren unter den geschilderten Einflüssen Horch's, Hochmann's, auch des Misverstandes Arnold'scher Schriften, Spener's ursprüngliche Unterweisung entartet, daß man das schwärmerisch-trauernde Kind

eine Pietistin nannte, von ihr „Störung“ und „Unordnung“ im Hause fürchtete und sie fast zwangsweise anhielt, mit dem „honetten“ Leben sich zu befreunden. Der Armen Hoffnung, dem Bruder, welcher in Halle studirte, ihr Herz ausschütten zu dürfen, an ihm eine Stütze zu finden, schwand, indem derselbe auf der Universität starb, und so nun unter steter Angst und Gewissenspein, aus Scham „rechtschaffenen Frommen“ überall ausweichend, ergab sich Sophie Charlotte der Noth, d. h. der standesgemäßen Geselligkeit des Stolberg'schen Hofs. Ausgezeichnet durch leibliche Vorzüge und gewiß auch in ihrer religiösen Ueberreiztheit durch die verständige Pflegerin erkannt, ward sie mit dem Erbgrafen vermählt, zog mit ihm nach Wernigerode und gebar zwölf Kinder, von denen jedoch der größere Theil früh starb. In banger Seelentrauer, ohne den Trost innerer Genugthuung, so untadlig ihr Leben, so heiß ihr Gebet, voll Selbstvorwurf über ihren gelassenen, pflichtmäßigen Antheil am Weltleben, rang sie noch viele Jahre hindurch, bis im 33. Jahre ihres Alters die Gastpredigt eines Magisters Z. einen Strahl in die verzweifelnde Seele warf und ihren unsäglich bittern Bußkampf beendete (1728).[20])

Mit rührender Offenheit, aber zur Pein eines Lesers, welcher solche Zustände nicht kennt und sie doch nicht als Selbstquälerei zu schelten vermag, hat die Gräfin ihre Herzensgeschichte, dergleichen Spener's einfach gläubiger und heller Seele fremd war, in ihrem Tagebuche berichtet. Merkwürdig bleibt, daß Sophie Charlotte's Gemahls, mit dem sie in inniger Liebe bis über die goldene Hochzeit hinaus vereint war (bis 1762), mit keinem Worte bei so schmerzlichen Leiden Erwähnung geschieht. Graf Christian

Ernst's gesunde praktische Frömmigkeit, wie sie sich dem ausgebildeten Herrnhuterthume abneigte, mochte auch die beängstigende Lehre vom Bußkampfe misbilligen.

Wol schon vor der Heirath der Tochter hatte die Witwe des Reichskammerpräsidenten einen Herzensbund mit einem Bürgerlichen geschlossen, als dessen Gattin sie im glänzenden frommen Wernigerode lebte; vielleicht hatte gerade diese Verbindung die Trennung von ihrer Tochter im Jahre 1708 herbeigeführt. Der Dr. Bierbrauer ward ihres Eidams Bergrath und Leibmedicus; sie gebar ihm noch mehre Kinder und starb, 72 Jahr alt, im Jahre 1745.[21])

Um die Zeit als der Hauptzweig der Stolberge aus der Wetterau auf den Harz zurücksiedelte, ereigneten sich Dinge in der Grafschaft Waldeck, welche einen mächtigen Einfluß auf kirchliche Duldsamkeit im mittleren Deutschland, zum grellen Gegensatz harter Verfolgungsprincipe in andern Theilen, ausübten. Als Land-Kanzlei- und Consistorialrath war Otto Heinrich Becker — wir wissen nicht woher — im Jahre 1700 in den Dienst des Grafen Friedrich Anton Ulrich, jenes Gegners des halleschen Pietismus, nach Korbach berufen worden. Den Anlaß zu Mishelligkeiten, die so unbedeutend an sich, dennoch weithin wirkten, gab der Conrector zu Korbach, Johann Heinrich Marmor, welcher den Superintendenten durch Aeußerlichkeiten während der Communion, durch Austheilung verdächtiger Bücher an die Schüler geärgert hatte. Beim Begräbniß des Oberpfarrherrn (Januar 1710) erschien darauf von der Muse eines Hofbeamten, Karl Gottfried von Rauchbar auf Lengefeld, ein Leichengedicht, dessen Anfang sehr feindlich gegen die Neuerer lautete:

„Die Kirche Gottes ist mit tausend Noth umgeben, Die Wölfe haben sich im Schafsstall einquartirt, Es will fast Jedermann der Wahrheit widerstreben, Durch falsche Prediger ist nun die Welt verführt. Der Wiedertäufer List, der Quäcker Träumereien, Der Chiliasten Schwarm und Böhmens Schwindelgeist Beginnt zu dieser Zeit sich wieder zu erneuen, Der Pietisten Rott', so jetzt mit Macht einreißt, Die ist's, die alle dies zur Welt aufs neu gebieret, Durch ihre Schleicherei und falsche Heiligkeit. Die ist's! die Gottes Haus in tausend Unglücke führet Und Belials Geschmeiß in Jonä Acker streut!" Als nun Rath Becker, empfindlich getroffen, ein Gegencarmen veröffentlichte, beschwerte der Edelmann sich beim Grafen wegen des Pasquills, worauf die Regierung dem Autor nachforschte, das Gedicht confiscirte und eine hohe Geldstrafe auf Austheilung eines Exemplars setzte. Becker, nicht eingeschüchtert, bezeichnete darauf in l'Esprit egaré de monde, „Verkehrtes Urtheil der Welt in geistlichen Dingen", Herrn von Rauchbar als Anfänger; Streitschrift folgte auf Streitschrift, deren eine, von Marmor verfaßt, die günstigste Censur der Theologen zu Gießen erhielt. Nicht ungereimt hatte der Schulmann zu äußern gewagt, „dem weltlichen Arme stände keine Macht über die Gewissen, selbst Irrgläubiger, zu." Da donnerte unter dem 23. Juli 1711 ein gräfliches Edict gegen alle Abweicher von der C. A. und drohte mit Landesverweisung; Marmor kam in Verhaft, sollte die Buße für die bei ihm gefundenen Exemplare des Gedichts gegen Rauchbar zahlen, entwich aber, sowie auch Rath Becker das Weite suchte. Die Sache gedieh bis ans Kammergericht zu Wetzlar, und

ward auf Befehl der hohen Landesobrigkeit im Jahre 1712 in der sogenannten Historia pietistica Waldeccensis veröffentlicht, voll Schmähungen und Verleumdungen gegen Becker und zumal gegen Marmor's Sittlichkeit. Der Hader zog sich an Universitäten; die Facultät in Rostock, vom Herrn von Rauchbar, dem neuen Kanzleirathe, gewonnen, beschuldigte die gelehrte Schwester in Gießen selbst des Ungehorsams gegen den eigenen Landesherrn, unsern mehrfach geschilderten Landgrafen von Darmstadt, „der jetzt der Meinung sei, die sogenannten Pietisten nicht allein aus der Nachbarschaft, sondern auch im ganzen römischen Reiche auszurotten. Darum sei um so unverantwortlicher von den Herren Theologen in Gießen, des Herrn Grafen von Waldeck eigene Schulbediente in ihrem Widerspruch gegen ihren Herrn zu unterstützen." Mit solchen Ereignissen schied vollends das Haus Waldeck, im Enkel des letzten Rappoltstein, Friedrich Anton Ulrich, im Jahre 1711 reichsfürstlich geworden, aus der Reihe der frommen Grafenhöfe; doch die religiöse Bewegung blieb im Volke, zumal im Pyrmont. Inzwischen der Krieg sich noch bis ins Jahr 1717 hinzog [22]), hatte der Exulant Becker den fähigsten Mann gefunden, um sein Duldsamkeits- oder Gleichgültigkeitsprincip in äußerer Religiösität überraschend zur Geltung zu bringen. Becker begab sich nach Büdingen zum Grafen Kasimir und zu dessen Gemahlin, Schwester Christian Ernst's von Wernigerode; schon im Frühling 1712 vernahm die staunende deutsche Welt eine Erklärung des Grafen vom 29. März, kraft welcher er „allen Denjenigen, so zu Büdingen neu anbauen wollten, außer andern Privilegien eine vollkommne Gewissensfreiheit versprach, und Niemand

sich etwas besorgen sollte, der sich etwa zu einer andern Religion bekennte, oder entweder aus Gewissensskrupel oder aus Ueberzeugung sich zu gar keiner äußeren Religion hielte, dabei aber doch äußerlich ehrbar, sittsam und christlich lebte.“ [23]). Eine solche Sprache war in Deutschland, das sich seit dem Westphälischen Frieden der Gewissensfreiheit rühmte, nie gehört worden. Der donnernde Wiederhall jener ersten leisen Stimme Spener's in seinem „Herzlichen Verlangen“, welchen schon Arnold, Dippel und Andere zum schrecklichen Getöse für das Ohr der Orthodoxen und Verfechter der symbolischen Bücher verstärkt hatten! Zwar erhob der Reichsfiscal, von Waldeck aus gereizt, Klage gegen die gräfliche Declaration, „als wider des Reichs Grundsatzungen“, und erging am 17. Juni ein kaiserliches Kammergerichtsmandat, welches den Grafen Kasimir zu einer Buße von zehn Mark löthigen Goldes, zum Widerruf seines Edicts und auch zur Cassirung der sectirischen Schriften Becker's verurtheilte. Allein der Freund der Gewissensfreiheit, nahe verwandt mit dem Präsidenten des Gerichts, dem Grafen von Solms-Laubach, schien nicht abgeschreckt; nicht allein wurde das Land Büdingen mit seinen öden Schlössern und Colonien bis zum Jahre 1744 die gleichzugängliche Zufluchtstätte aller Separatisten, Exulanten, Inspirirten, Herrnhuter u. s. w., sondern Rath Becker hatte wenige Jahre darauf den Muth, ein ähnliches Asyl zunächst für verfolgte Anhänger Spener's und Francke's in einem andern Theile Deutschlands zu eröffnen. Die Wohlthat solcher Unternehmungen für das arme gehetzte Volk ermißt Jeder, welcher die religiöse Hartnäckigkeit des deutschen Gemüths und die Reihe von Verbannung drohenden Edicten kennt, welche von allen

größeren Regierungen seit Ende des 17. Jahrhunderts auch gegen die harmlosesten Liebhaber häuslicher Erbauung erschienen. [24])

Jenes zweite Gebiet der Thätigkeit Becker's war des h. R. Reichs Voigtland, die Herrschaft der Heinriche Reuß. Von der großen Gemarkung, zwischen Böhmen, Franken, Thüringen, dem Osterlande und dem Erzgebirge, in alter Zeit durch den Voigt des Reichs unmittelbar verwaltet und darum das Voigtland genannt, war im Laufe der Jahrhunderte den Nachkommen der ersten erblichen Beamten nur ein geringerer Theil als Eigenthum geblieben, während das Kurhaus Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, die Ernestiner in Thüringen ringsum bedeutende Stücke abrissen. Die alten Voigte des Reichs, schon im 11. Jahrhunderte bekannt, und übereinstimmend den Namen Heinrich führend, hatten früh sich getheilt; der Zweig von Plauen, seit der Kurwürde der Wettiner Inhaber des Burggrafthums Meißen und gefürstet, starb in der Hauptlinie im Jahre 1572 aus. Aus ihr stammte jener unerschrockene Komptur von Schwetz, Heinrich, der die Marienburg nach der Schlacht von Tannenberg rettete und, zum Hochmeister des deutschen Ordens erwählt, von den undankbaren Brüdern entsetzt, in der Gefangenschaft zu Lochstädt im Samlande starb (1429). Der Letzling des Zweigs genoß im schmalkaldischen Kriege und unter Kaiser Ferdinand I. hohen Ansehens. Die jüngere Plauensche Linie, von der das jetzige Gesammthaus stammt, spaltete sich, den dunkeln Beinamen Reuß (Ruthenus) annehmend, nach dem Erlöschen früherer Abzweigungen, im 17. Jahrhundert in die zwei noch bestehenden Hauptäste, die älteren und

jüngeren Reuße. Zur Zeit als die „Heinriche Reuß, Grafen und Herren von Plauen", in die Gemeinschaft der großen „frommen Grafenfamilie" eintraten, um 1690, gab es von der älteren Linie zwei Häuser, Ober-Greiz und Unter-Greiz; von der jüngeren das Geraische, Schleizische und Lobensteinische; zum Schleizischen gehörte das abgesonderte Köstritzische; zum Lobensteinschen das Ebersdorfsche. Um genealogische Sicherheit festzuhalten, da jene merkwürdige Ueberlieferung, daß alle Glieder des Geschlechts Heinrich hießen, beobachtet blieb, verabredete man im Jahre 1668, jede der beiden Hauptlinien, die ältere und jüngere, sollte ihre Glieder für sich zählen, und mit der Nummer bezeichnen; die ältere ging bis C; die jüngere bezeichnet den Erstgebornen in jedem neuen Jahrhundert mit I, und zählt dann fort bis zum Ablauf desselben. Für gemeinsame Angelegenheiten beliebte man ein Seniorat, welches der älteste regierende Herr als „des ganzen Stammes Aeltester" führte, während ihm der Aelteste der andern Linie zur Seite trat. Was das Volk betrifft, so war dasselbe aus dem Slaventhume germanisirt, und von der wendischen Zeit oder wendischen Colonien nur noch eine Zahl slavisch benannter Oertlichkeiten, Flüsse u. s. w. geblieben. Die dichtwohnende Bevölkerung auf den rauhen Bergen und in den Thälern, durch welche die weiße Mulde, die weiße Elster und die Saale hinrauschen, lebend von Bergbau, Viehzucht, Holzarbeit, weniger vom Ackerbau, besonders aber vom Garnspinnen und Zeugweben, offenbarte seit alter Zeit einen so entschieden germanischen Ahnungs- und Aberglauben, als fast kein anderer Theil unseres Vaterlandes. Eine Menge von romantischen Sagen,

Spukgeschichten, bedeutsamen Märchen, von Erscheinungen und Gesichten erhielten die Gemüther der ärmlichen, fleißigen Bewohner jener Gegenden vom Fichtelgebirge herab bis über Saalfeld, in das Koburgsche und Schwarzburgsche hinaus, in jener bangen, der Verbindung des Irdischen mit dem Uebersinnlichen immer dunkel gewärtigen Stimmung, welche nebst hinlänglicher Lebensmühe, den gedeihlichsten Boden für Religionsschwärmerei schuf. Von keinen andern deutschen Städten als von Hof, Saalfeld und sonst voigtländischen erzählt man so Schauerliches von Geisterkirchen, Todtentänzen, Bergmännlein, Koboldén, Moosweibchen, Abenteuern der Wehmütter mit Nixen, wilden Jägern und allerart Gespenstern, zumal von versunkenen Schätzen und deren Hütern. Johann Salomon Semler's (geb. zu Saalfeld 1725) Jugendgeschichte ist voll so spukhafter Eindrücke;[25]) darum war denn seine Vaterstadt zu unserer Zeit auch so angefüllt mit unheimlichen Separatisten, daß ihn ein Grauen anwandelte, so oft er vor einem Hause vorüberging, wo dergleichen Leute Gichtel's, Tuchtfeld's oder Böhmens Schriften lasen.[26]) Und dennoch war Saalfeld dabei noch der Sitz eines Fürsten, der am spätesten das ausgebildetste System des strengsten Pietismus bis an sein Ende (1744) übte. — Unheimliches, Gespenstisches haben wir auch von Ober-Greiz zu berichten.

Die Heinrich Reuße beider Hauptstämme während Dreiviertel des 17. Jahrhunderts, zum Theil Kriegsleute untergeordneten Ranges, hatten nichts Ausgezeichnetes. Gegen das Ende des Jahrhunderts gebot in Ober-Greiz Heinrich VI. kursächsischer Generalfeldzeugmeister, geb. 1649, gest. 1697; von seiner zweiten Gemahlin stammte

Heinrich II., geb. 1696; er residirte auf dem obern Schlosse, gebaut auf einem Felsberge; im untern Schlosse, im halben Besitz der Stadt, wohnte Heinrich XIII., geb. 1672 und seit 1697 mit einer Tochter des letzten Grafen von Stolberg-Isenburg vermählt. Von der jüngeren Hauptlinie geht uns die Geraische, vertreten durch Heinrich XVIII., geb. 1677 und im wohlgebauten Gera, wegen seiner Schönheit „Klein-Leipzig" genannt, wohnend, nicht näher an. Heinrich XI. in Schleiz, geb. 1669, später des ganzen Stammes Aeltester, war — wie Heinrich III. von Lobenstein, der Gatte einer Gräfin von Leiningen-Westerburg — außerhalb der eigentlichen pietistischen Bewegung geblieben; dagegen traten in den Mittelpunkt derselben die Häuser Köstritz und Ebersdorf. Heinrich XXIV., jüngerer und später des ganzen Stammes ältester Reuß, im Jahre 1681 als der jüngste Sohn Heinrich's I. Grafen zu Schleiz geboren, erzogen zu Gera und fromm unterrichtet von einem treuen Hauslehrer, wurde nach des Vaters Tode von seinem zu Schleiz regierenden Bruder und Vormund, Heinrich XI., im Jahre 1695 auf die Akademie nach Wolfenbüttel, in Gesellschaft von Prinzen und jungen Seigneurs, geschickt, sammelte vortreffliche Kenntnisse und durchreiste im Jahre 1698 Frankreich und Italien unter Leitung zweier nachher berühmt gewordener Männer, des Hofmeisters von Rheinbaben und Gottfried Ernst's von Wuttgenau, dessen nähere Bekanntschaft, als des namhaftesten unter den frommen Generalen des Jahrhunderts, wir noch aufsparen. Aus der Fremde heimgekehrt, sah Heinrich XXIV. im Jahre 1701 noch den Hof zu Berlin, den Reichstag zu Warschau und studirte dann in Königsberg fleißig die Rechte.

Zugleich ritterlich und galant gebildet, folgte er dem Kriegerberufe, diente unter dem Römischen König Joseph selbst als Freiwilliger vor Landau (1702) und in Ungarn; als er aber noch vor Landau lag „gewann er, obgleich christlich erzogen, durch einen rechtschaffenen Mann die Ueberzeugung, daß er noch kein Christ sei.“ Ernstlicher nachdenkend und mit andern „Verehrern und Bekennern des Herrn“ verbunden, verließ er, nach dem ungarischen Feldzuge, den Kriegsdienst als am ernstlichen Christenthum hinderlich, und beschloß, durchaus umgewandelt, sich allein dem Nutzen seiner Unterthanen und der Sorge für sein ewiges Heil zu widmen. Eine Gemahlin gleicher Gesinnung fand er an der Tochter des schlesischen Freiherrn, Hans Christoph von Promnitz, Maria Eleonora Emilia, die er im Jahre 1704 heirathete und sich im abgetheilten Erbe, dem schönen Pfarrdorfe Köstritz an der Elster, niederließ. Anton Friedrich Büsching, Heinrich's XXIV. erwärmter Biograph, dem wir bisher gefolgt sind [27]), vertheidigt den Grafen, „der oft nach Halle ging, mit den dortigen frommen Theologen Umgang hatte und einige ihrer gottseligen Gewohnheiten und Uebungen nachahmte“, gegen die Bezeichnung eines frommen Sonderlings und Kopfhängers; es thut jedoch desselben christlicher Gesinnung, seiner Duldung gegen Absonderer und seiner herzlichen Gottesfurcht, die sich von der Frühe des Tages an mit Gebet und Bibellesen, Niederschreibung seiner Betrachtungen bethätigte, seiner Liebe zu andächtigen Gesprächen, die selbst die Tafelzeit ausfüllten, zur erbaulichen Lecture, die sein vorlesender Kammerdiener selbst beim täglichen Ausritt nicht unterlassen durfte, keinen Abbruch, wenn wir quellenmäßig melden, daß

Konrad Dippel, im Jahre 1707 anstößig genug aus Berlin entflohen, in Köstritz und in Hohen-Leuben Zuflucht und Hochschätzung fand, ehe der Alchymist sich zum medicinischen Studium nach Holland begab. Vertraulichkeit der edelsten Pietisten selbst mit Männern wie Dippel, erklärt sich aus dem Bewußtsein Aller, daß auch bizarre Erscheinungen der Art aus dem gemeinsamen Ideenmittelpunkte hervorgingen. Züge aus Heinrich's XXIV. Leben werden wir, als maßgebend, mit dem Gesammtbilde der frommen Grafenhöfe später verweben, und hier noch erwähnen, daß er beim Einmarsche Karl's XII. in Sachsen durch persönliches Erscheinen im schwedischen Lager Schutz und Sicherheit für die reußischen Herrschaften erwirkte und ihm Schlesien im folgenden Jahre die Gnadenkirchen vorzüglich mit verdankte. Ein günstiges Geschick hatte ihm einen ehrenwerthen, gleichgesinnten gräflichen Nachbar zugeführt, Erdmann Heinrich Grafen Henkel, Freiherr von Donnersmark, welcher, als wichtige Ergänzung unseres Gegenstands, bald seine Stelle finden wird.

Heinrich X. jüngerer Linie, geb. 1662, Erbe eines kleinen aber artigen Besitzes mit Pfarrort und Schloß Ebersdorf und dem Bergstädtchen Hirschberg, hatte, wie wir wissen, im November 1694 Erdmuth Benigna, die gepriesene fromme Tochter Johann Friedrich's von Solms-Laubach und Benigna's von Promnitz, geheirathet und seinem heranwachsenden Geschlechte, namentlich Heinrich XXIX., geb. 1699, Benigna Maria, geb. 1695, und Erdmuth Dorothea, geb. 1700, das lauterste Gepräge des schwiegerälterlichen Hauses aufgedrückt. In vertrautester Freundschaft und Seelenübereinstimmung mit dem

frommen Vetter in Köstritz, Heinrich XXIV., war er durch ihn in eben so innige Verbindung mit dem Nachbar, Grafen Henkel, sowie mit den Theologen in Halle gelangt. — Die Grafen Henkel stammen von einem deutschen Geschlechte in der früh germanisirten ungarischen Gespanschaft Zips, denen Kaiser Sigismund einen adeligen Wappenbrief ertheilte, worauf sie von ihren Besitzthümern, Bethlehemsdorf, Leutschau und Donnersmark, den letztern Namen sich beilegten. Aus Ungarn nach Oestreich und Schlesien übergesiedelt und unter Leopold I. zu Reichsgrafen erhoben, theilten sie sich auf ihren schlesischen Herrschaften in mehre Zweige; ein Haus blieb römisch-katholisch; Elias Andreas auf Oderberg, Protestant, zog mit seiner Gemahlin, Barbara Helena, Freiin von Malzan, aus Furcht, daß nach ihrem Tode der kaiserliche Hof sich ihrer Kinder bemächtigen und die Jesuiten sie zu ihrer Kirche erziehen würden, im Jahre 1691 von Oderberg nach Pölzig bei Altenburg, das der Graf aus seiner Frau Mitgift gekauft hatte. Noch in Schlesien war Erdmann Heinrich, im Jahre 1681, nebst mehren Geschwistern geboren, von denen zwei, Wenzel Ludwig und Helena Constantia, mit dem gräflichen Hause Solms zu Baruth sich verschwägerten. Erdmann Heinrich, in Pölzig fromm erzogen, besuchte im Jahre 1698 die Universität Leipzig und sammelte ungewöhnliche gelehrte Kenntnisse. Nach Brauch adliger Jugend voll Lust zu ritterlichen Uebungen, auch zu Tanz und Spiel, riß er sich jedoch plötzlich, wahrscheinlich nach kurzem Verkehr mit Halle, von so weltlichem Hange los und beobachtete fortan jene Strenge auch gegen unschuldige Vergnügungen, die wir als Kennzeichen des echten Pietismus festhalten

müssen. Solche Standhaftigkeit eines jungen Herrn erregte die Verwunderung von Sectirern und Inspirirten, daß sie den Helden, wiewol umsonst, sich zu eigen zu machen strebten. Nach dem Tode seines Vaters (1700) durchreiste er die Hauptländer Europas, entschloß sich jedoch, seine erworbenen Geistesschätze nicht in Staats-, Hof- oder Kriegsdiensten zu verwenden, sondern kaufte von seiner Mutter, die zu ihrer Tochter nach Baruth zog, das Rittergut Pölzig, vergrößerte dasselbe ansehnlich, in ländlichem Stillleben und dem gottseligen Verkehr mit den halleschen Theologen verharrend, sowie im Verhältnisse gegenseitiger Ermunterung zum Wege des Heils mit beiden Grafen Reuß, deren Residenzen, Ebersdorf und Köstritz, wenige Stunden von seinem Wohnorte entfernt lagen. Im Jahre 1714 vermählte sich Erdmann Heinrich mit einer Gräfin Solms zu Sonnewalde, verlor aber die zärtlich Geliebte schon im Jahre 1717 und im Jahre 1720 auch seinen einzigen Sohn. Seine Tochter erzog im Vaterhause eine Frau von Montbel, Witwe oder geschieden von einem portugiesischen General, einem Verschwender und dabei so barbarischen Gatten, daß er seiner Frau, der Feindin aller weltlichen Eitelkeit, mit ihrer Bibel, in Folio, eine Rippe entzweischlug.[28]) Das Jahr 1711 bot den Herzensfreunden von Köstritz und Pölzig Gelegenheit, ihre Liebe dem Sohn des hingeschiedenen Dritten ihres Bundes zu erweisen. Graf Heinrich X. zu Ebersdorf starb und Heinrich XXIV. von Köstritz, Vormund des zehnjährigen Heinrich XXIX., brauchte kaum zu sorgen, daß nicht Erdmuth Benigna's Sohn aus der Art schlüge. Weitern Raum ihrer Thätigkeit bot ihnen die Erziehung Heinrich's II. von Ober-Greiz, der, schon seit 1697 durch

den Tod des Feldzeugmeisters Heinrich VI. verwaist, bis zur Mündigkeit der Obhut Heinrich's XXIV. übergeben war. Obgleich 16 Jahre jünger als Erdmann Heinrich und der Vormund, gesellte sich doch Heinrich II. dem ernsthaftesten Werke, das zwar unter seinem Namen allein bekannt wurde, aber der Beihülfe jener ältern Freunde nicht entrathen konnte. In Ober-Greiz hatte Dr. Johann Petersen, der unermüdliche Apostel eines schwärmerischen Pietismus, Aufnahme gefunden, und auch jener vertriebene Rath aus Waldeck, Becker, der Miterbauer der freien Gemeinde in Büdingen, wirkte am Hofe Heinrich's II. mit gleichgesinnten Flüchtlingen, nicht um nach engem Zuschnitt Spener's die kleine Hausgemeinde zu befestigen, sondern die erste deutsche Landeskirche im Sinne des ausgebildeten Pietismus zu stiften. So erschien denn im Jahre 1717 ein Ausschreiben Heinrich's II., „wie und welcher Gestalt er zur gründlichen Besserung des wahren Christenthums und Abstellung der Hindernisse desselben in seinen Landen durch Gottes Gnade einen Anfang machen wolle;“ und sogleich trat die neue Schöpfung vollständig ins Leben. Die Oberleitung erhielt Rath Becker; Petersen verrichtete Ministerialien; ein Vertheidiger der Lehre über die Wiederbringung aller Dinge wurde als Pfarrer berufen; ungefügige Geistliche erhielten Entlassung; in Greiz erschienen Bücher im Druck, welche von den Gegnern fanatische, naturalistische Lästerschriften gescholten wurden. Sogleich erhoben sich die Ankläger, tadelten heftig die Verordnungen, welche den Predigern unter anderm einschärften, „Tanzen und Spielen zu verbieten, und ungehorsame Gemeindeglieder als Unchristen vom Abendmahl, der Gevatterschaft und kirchlichen Acten

auszuschließen." „Keiner Obrigkeit stände zu, die Lehrer zur Herrschaft über die Gewissen der Zuhörer zu nöthigen; zu beklagen sei, daß man wirklich Unterthanen, welche auf Hochzeiten getanzt, durch die Prediger den Kirchenbann angekündigt habe, wenn sie nicht gelobten, den Tanz zu meiden." — An Gegenschriften fehlte es nicht; die Anhänger des neuen Regiments beschuldigten die Tadler, als reizten sie die Unterthanen zur Rebellion gegen den Landesfürsten. Ein aus Zeulenroda vertriebener Diaconus warnte beweglich seine frühere Heerde nicht allein vor der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, von der Erlösung des Teufels, vom Aufhören der ewigen Höllenstrafen und vom tausendjährigen Reiche, sondern auch vor der Laienpredigt und andern, echt Spenerschen Meinungen und Ansichten. Dagegen mußte der Abgesetzte sich vorhalten lassen, auf der Kanzel dem Laster der Trunkenheit das Wort geredet zu haben, indem er geäußert: „falls man nicht bestialisch söffe, sondern nur zuweilen im Trunk zu viel thue, könne Gott es wol leiden." Ungeachtet solche Anfechtungen, die so weit gingen, daß man gräflicherseits sich gemüßigt sah, Schriften voll lästerlicher, ungereimter Beschuldigungen auf dem Markt zu Greiz durch den Scharfrichter zu verbrennen[29]), schritten die Reuße in ihrem, gewiß wohlgemeinten, aber übertriebenen, das Freie wieder knechtenden Reformationseifer fort, und ahnten nicht eine Feindin ihres Werks in der jungen Frau, Sophia Charlotta, Tochter des Grafen Johann Caspar von Bothmar, im Jahre 1715 an Heinrich II. vermählt. Mitten unter der heißesten Arbeit und dem Federstreite mit allen Gegnern der neuen Kirche raffte ein etwas geheimnißvoller Tod den 26jährigen Grafen

Heinrich II. (27. November 1722), und nach einem halben Jahre auch seinen Erstgeborenen Heinrich XI. hin, sodaß nur Heinrich XI., ein Kind von acht Monaten, blieb, dem nach gegenseitigem Testamente der drei Herzensfreunde die beiden Ueberlebenden als Vormünder Vaterstelle vertreten sollten. Sieben Jahre später erschien, wahrscheinlich in Hamburg, ein berüchtigtes Buch: „Verzeichniß allerhand pietistischer Intriguen und Unordnungen in Lithauen, vielen Städten Deutschlands, Hungarn und Amerika durch Jo. Jererym Wiburgensem“, welches unter einem Wuste von schmälichen Beschuldigungen als bekannt erzählte, was im obern Schlosse zu Greiz „das durch den jungen Grafen mit Pietisten besetzt sei“, geschehen. „Es habe aber der liebe Gott bald darein gegriffen und die Eingedrungenen, namentlich Becker, gestraft. Es sei nämlich dem jungen Grafen von weitem ein Schatzgräber recommandirt, der in seinem Schlosse — wahrscheinlich mit der Wünschelruthe — eingeschlagen und auf eine steinerne Treppe gestoßen. Solcher nachgrabend, sei man vierzehn Stufen tiefer zu einer eisernen Thüre gelangt, die folgenden Tags eröffnet werden sollte, aber nachts sei der Schatzgräber durchgegangen. Als der Graf folgenden Tags die Thüre öffnen ließ, habe man in einem Gewölbe nichts gefunden, als ein Todtengeripp, worüber der junge Herr sich so entsetzt, daß er sich niederlegte und starb. Auch Becker wird krank und stirbt, wiewol Andere sagen, nur zum Schein; in einem Sarge des Nachts beigesetzt, habe er sich lebendig wegführen lassen und die Witwe mit seiner Habe das Weite gesucht. Bei höchster Strafe dürfe in Greiz niemand davon reden. [30])“ So fabelhaft diese Erzählung klingt,

so vereinigt sich doch das Schatzgraben mit dem Charakter der frommsten Zeitgenossen, die auch an irdische Bescherung durch Gottes Gnade glaubten. Wir werden den ausbündigsten der spätern Pietisten, Herzog Christian Ernest von Saalfeld, in derselben frommen Begierde belauschen. Ferner ist auffallend, daß nichts von der Todesart des jungen Grafen, dessen Witwe alsbald als entschiedene Gegnerin beider Vormünder auftritt, verlautet; leicht können böse Dünste in dem Gewölbe ihn, den obenein Aufgeregten, getödtet haben, was die Vormünder im Interesse aller Betheiligten verschweigen zu dürfen glaubten. — Als nun jenes Buch, verfaßt von Sebastian Edzard, Professor und gelehrten Antipietisten in Hamburg, solche Dinge der Welt kund that und abgünstige theologische Journale das Ereigniß von Ober-Greiz als wahr gelten ließen, eiferte die Vormundschaft und des Hauses verpflichtete Diener in Druckschriften dagegen und setzten zuvörderst beim gefügigen Magistrate der Reichsstadt durch, daß der Büttel jenes Pasquill „des gott- und ehrvergessenen Concipienten", welcher fremde und die ihm von Gott vorgesetzte Obrigkeit verunglimpft, auf dem „ehrlosen Blocke" verbrannte. Eine peinliche Anklage erging gegen den Verfasser, der, schon früher verwarnt wegen seiner Lästerschriften, am 21. Januar 1733 verurtheilt wurde, unter anderm, „weil er fremde Regierungen taxirt, ausheimische nicht beglaubigte und erwiesene Vorfälle in böslicher Absicht mit hiesigen verglichen, aus gemildertem Rechte seines Amts auf drei Jahre entsetzt zu werden, für diese Zeit sein Einkommen zu verlieren, eine Buße von 3000 Mark zu bezahlen, obenein bei schwerer Ahndung verwarnt, irgend etwas

ohne obrigkeitliche Erlaubniß in Druck zu geben." [31]) — Unter nicht ganz erfreulichen Umständen genossen die Vormünder solche Genugthuung. Ihr Mündel, Heinrich XI. von Ober-Greiz, statt unter ihren Augen zu Köstritz oder Pölzig, ward zu Dresden bei seiner Großmutter, der General-Feldzeugmeisterin, während seiner ersten Kinderjahre erzogen; als diese im August 1732 starb, wollte Sophia Charlotta, des Knaben Mutter, ihn nicht den Händen der „pietistischen" Vormünder lassen, gab sich als Mitvormundin an, und brachte die Angelegenheit vom dresdener Geheimen-Rathscollegium nach Wien. Heinrich XXIV. und Graf Henkel, theils besorgt um das Seelenheil des ihnen vom Vater Anvertrauten, theils weil sie fürchteten, das Kurhaus werde die Lande Heinrich's XI. nicht als Reichslehen, sondern als sächsisches betrachten, hielten für nöthig, sich gleichfalls an den Kaiser zu wenden. Graf Henkel bewachte das Mündel in Dresden, wo ihrerseits die Mutter ihr Kind durch Soldaten vor Entführung zu hüten suchte. Heinrich XXIV. eilte mit seinem Hofrath von Geusau nach Wien. Ungeachtet ersterer in Dresden die einflußreichsten Minister gewonnen und selbst den Kurprinzen von seinem Rechte überzeugt hatte, wirkte die kaiserliche Entscheidung doch erst soviel, daß Graf Henkel mit dem Knaben ausfahren durfte, was er denn benutzte, um den Erben von Ober-Greiz unvermuthet nach Köstritz zu bringen. [32]) Die Gräfin-Mutter heirathete bald darauf einen Grafen zu Erbach. Auch des unruhigen Treibers, Becker's, erledigt — von dessen Ende nichts verlautet, dessen einziger Sohn aber um die Mitte des Jahrhunderts in Wernigerode als Hofrath diente, den väterlichen Ruhm in dem Grade

erneuernd, daß Salomon Semler's Frau, als Nichte desselben, und Nösselt's Gattin, als Enkelin, höher geachtet wurden [33]) — begannen die Vormünder geräuschloser ihr Amt und übten dasselbe 20 Jahre hindurch, bis 1743, mit solchem Erfolge, daß der mündig gewordene, später gefürstete, Erbherr Schule, Kirche und Finanzen in bester Ordnung überkam, und bald darauf mit der Tochter seines väterlichen Freundes, Konradina Eleonora Isabella, sich vermählte. Weniger unruhvoll war Heinrich's XXIV. Vormundschaft für Heinrich XXIX. von Ebersdorf (bis 1720), in dessen Gebiete das kirchliche Wesen im Sinne Spener's und Francke's gedieh, bis die enge Verbindung des Grafen mit seinem Schwager Ludwig von Zinzendorf und mit Herrnhut mancherlei Zerwürfnisse hervorrief. Folgereicher noch als durch kirchliche Neugestaltungen wirkte Graf Heinrich XXIV. durch seine Gabe, junge Herren zu erziehen, weshalb wir denn mehr als einen Sproß erlauchter Häuser vom Hofe zu Köstritz mit dem Gepräge eines musterhaft frommen Grafen werden scheiden sehen.

Die bedeutende Rolle, welche die Grafen von Reuß im Kirchlichen an Kursachsens südwestlichem Saume und in Thüringen mit besonderem Segen dauernd durchführten, übernahm am nordöstlichen Ende desselben, in der Niederlausitz, nicht zu eigenem Glücke, das gräfliche Haus Promnitz. Während jene, ihm vielfach versippt, noch Maß hielten, scheint die „Erweckung" die Promnitze so gewaltig und seelentrübend ergriffen zu haben, daß das ganze Geschlecht darüber in kaum zwei Menschenaltern zu Grunde ging. — Den Briefadel ausgenommen, rühmt sich fast jede in Schlesien angesessene adelige Familie, daß ihre Ahnen in der Mongolenschlacht (1241)

mitgefochten hätten oder gefallen wären; so auch die Promnitze, obgleich Todtenlisten und genaue Chroniken aus Herzog Heinrich's II. Tagen nicht vorhanden sind. Sicherer ist, daß die Promnitze — ein Dorf ihres Namens liegt bei Meißen — im 15. Jahrhundert im wall- und grabenbewehrten Schlosse Weichau, Fürstenthums Glogau, ihren Sitz hatten, aber erst im 16. Jahrhundert zu historischer Bedeutung aufstiegen. Balthasar von Promnitz, Bischof von Breslau und Fürst von Neisse, ein kluger, duldsamer Herr, hatte dem römischen Könige Ferdinand I. zum Türkenkriege große Summen vorgestreckt und erhielt dafür die Freiherrnwürde für sein Geschlecht und erblich die Herrschaften Sorau und Triebel in der Niederlausitz (1558). Testamentlich theilte der Kirchenfürst seinen reichen Besitz, zu dem auch die Herrschaft Pleß durch Kauf gekommen, unter Sohn und Neffen seiner beiden Brüder: Seyfried erhielt Sorau und Triebel, Wenzel die oberschlesischen Güter (1562). Ueber die nächsten Erben ist nicht eben Charakteristisches zu bemerken: der lutherischen Lehre zugewandt, hatten sie, so wenig als ihre Ahnen zu den Hussiten, Bezug zu Kaspar von Schwenkfeld, zu Abraham von Frankenberg, Jakob Böhme; sie gehörten auch nicht zu den modisch-gebildeten, großmüthigen Gönnern des „Boberschwans", sondern waren nur reiche, tapfere schlesische Cavaliere, aus landständischem Freiheitseifer und frommer Ueberlieferung Verfechter des Protestantismus, immer bereit zur Aufnahme flüchtiger Pfarrer aus dem kaiserlichen Schlesien. Des Hauses Reichthum hatte der Bischof gegründet; weltlichen Glanz erlangte Sigismund Seyfried, geb. 1595. Landstand der Krone Böhmen, zeitgemäß gebildet auf weiten Reisen, treu den

Habsburgern unter den Stürmen des dreissigjährigen Krieges, seit 1622 Landvoigt der Niederlausitz, im Jahre 1652 durch Ferdinand III. zum Reichsgrafen erhoben, vereinigte er wiederum Pleß mit seiner Linie, und starb, belobt auch wegen seines andächtigen Wandels, im Jahre 1654. Von drei Frauen hinterließ Sigismund Seyfried Söhne und Töchter: seinen Erstgeborenen Erdmann I., welcher die Gesammtherrschaft Sorau erbte, und Ulrich, der in Pförten seinen Sitz nahm; als ihre Schwester kennen wir bereits die fromme Benigna, Gräfin zu Solms-Laubach-Wildenfels; eine zweite, Bibiana, vermählte sich als Witwe eines böhmischen Dynasten, mit Rudolf Friedrich, Herzog von Holstein-Norburg und erhöhte das fürstliche Ansehen ihres Geschlechts, indem ihre Tochter Elisabeth Sophia Maria im Jahre 1710 den regierenden Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel heirathete und die entferntesten Grafenhäuser verwandten Sinnes mit ihren hochfürstlichen Angehörigen in geistlichen Verkehr brachte. So gewann denn auch das stille Landstädtchen der Niederlausitz Sorau, in nicht gar fruchtbarer, doch lustiger Gegend, ein stattlicheres Ansehen, prangte vor dem großen Brande im Jahre 1684 mit 17 Thürmen, mit seinem hochgegiebelten Schlosse, schönen Zier- und Thiergärten, modischen Anlagen; denn die Reichsgrafen machten „einen großen Staat", gediegener als die armen regierenden Herren in der Wetterau. Graf Erdmann I., auch in der „Musica arcana" und in der Mathematik erfahren, ein guter Soldat, starb glaubensvoll schon im Jahre 1664, obwol er am Hofe des Kaisers Neigung für die römische Kirche verrathen. Sein unmündiger Sohn, Balthasar Erdmann,

wuchs heran unter der Vormundschaft seines Oheims, Ulrich's zu Forsta und Pförten, aus dessen viel bewegtem Kriegerleben sich Spuren jener Art trübsinniger Beschaulichkeit nachweisen lassen, welche in seiner Schwester Benigna von Solms als freudiges Gottesvertrauen sich gestaltete. Schon wie er im Jahre 1654 zu Gießen studirte, wo man den vornehmen Studiosus mit dem Rectormantel geschmückt, träumte er vom schwarzgesiegelten Briefe, der ihm den Tod seines Vaters verkündigte; zwei Stunden darauf langte der Trauerbote wirklich an! Exulirte Pfarrer aus dem Saganschen Fürstenthume hatten ihn veranlaßt, drei evangelische Grenzkirchen zu bauen; da ergriff ihn der Zweifel, ob er mit gutem Gewissen ein Gotteshaus gründen könnte, weil er als Kriegsmann Blut vergossen? Erst David's Beispiel, das sein Superintendent ihm zur Beherzigung anführte, vermochte ihn zu beruhigen. Ein Bibelspruch, den er kurz vor seinem Ende zufällig aufschlug, offenbarte ihm seinen Tod, der auch im Jahre 1695 erfolgte. Sein Neffe, Balthasar Erdmann, erkor sich im Jahre 1682 Amalia Agnes, Gräfin Reuß zu Schleiz, die Tochter Heinrich's I. jüngerer Linie und Schwester unseres Heinrich XXIV.; zwei Jahre darauf verödete eine Feuersbrunst fast die ganze Stadt Sorau, bis auf das Schloß. Gegen Ende des Jahrhunderts ward auch Sorau in die pietistischen Händel gezerrt, von denen man bisher nichts gewußt, obgleich man später vor der Stadt im Walde eine Wolfsgrube zeigte, in welcher Magister Böse andächtige Zusammenkünfte gehalten haben sollte. Dieser Magister, mit Dr. Schade, dem Amtsbruder Spener's bei St. Nicolai in Berlin, gesinnungsverwandt, regte im Jahre 1697

das evangelische Ministerium der Herrschaft Sorau durch seine Lästerung auf den Beichtstuhl, „den Teufels Stuhl und Feuerpful“, durch die neue Lehre vom Gnadenziele, durch chiliastische Predigten, durch Hausandachten in dem Grade auf, daß es in einer Bittschrift an den Reichsgrafen um Abwehr des Verdachtes der falschen Lehre Spener's und des Pietismus inständigst anhielt. Der Beschuldigte verharrte bei seiner Ansicht, predigte, „daß unter hundert Communicanten kaum zwei das Sacrament würdig genössen“, und trieb es durch spöttische Angriffe so weit, daß der Graf eine Untersuchung verhängte. So wiederholte sich im kleinen Sorau das unleidliche Gelärme großer deutscher Städte; das Oberconsistorium verurtheilte die Irrlehren des Diaconus Böse, der, gebeugt, im Jahre 1700 starb, wenigstens im Grabe vom neuen Superintendenten Lucius, einem aus Ungarn verjagten Pfarrer, nicht durchaus als Mitglied der lutherischen Kirche verstoßen. Eine gefährliche Feuersbrunst desselben Jahres soll den „lieben, frommen Seelen“ zu besonderer Genugthuung gereicht haben. — Noch zeigte sich im gräflichen Hause keine Spur späterer Kopfhängerei; als eine junge Gräfin im Jahre 1701 starb, wurde in der Leichenrede sogar ihres „zierlichen Tanzens“ erwähnt. Graf Balthasar Erdmann verblich im Jahre 1703 und ward mit einer Pracht und Umständlichkeit des Ceremoniels bestattet, im Gefolge zahlreicher Grafen, Cavaliere und Damen bis aus dem Voigtlande her, welche den Reichthum und die fürstengleiche Geltung des Geschlechts bezeugten [34]). Mit Erdmann II., geb. 1682, und Friedrich, geb. 1683, deren älterer die Herrschaft Sorau, der jüngere Halbau als Erbe erhielt, kam es zum gänzlichen

Umschwunge der Gemüther, obgleich ihnen noch im Jahre 1706 von Weißenfels her ein Gegner des Pietismus, dem Dr. Mayer an Zorn ähnlich, in der Person M. Erdmann Neumeister's als Oberhofprediger, Superintendent und Haupt der Stadtkirche bestellt ward. Mitten unter den Schrecken des nahenden Krieges, der Flucht des sächsischen Heeres aus der Fraustadter Niederlage, dem Durchzuge der Schweden, bereitete diese Wandlung sich vor, auch wol nicht ohne Antheil der Verwandten in Köstritz, obgleich die Gräfin Mutter von alter Art nicht ließ. Graf Erdmann hatte zum Hofmeister auf seiner Reise durch Europa nach des Vaters Wahl einen Mann bekommen, der, später zu hohen Kriegsehren aufgestiegen, der „fromme General" überhaupt genannt wurde und religiöse Richtung wol nicht erst im hohen Alter sich aneignete. Gottfried Ernst von Wuttgenau, im Jahre 1673 geboren, aus einem neuadligen Geschlechte im Herzogthume Oels, wohin Strömungen der neuen kirchlichen Ideen irgendwie sich verloren, that sich schon auf der Universität Jena als Lieblingsschüler des berühmten Mathematicus Weigel in der Mechanik und andern mathematischen Künsten hervor, ward aber in Folge einer blutigen Studentenrauferei mit Offizieren, selbst schwer verwundet, aus der Hochschule vertrieben (1697). Kleineren Höfen durch seine Geschicklichkeit empfohlen, hatte er, wie wir wissen, schon den jungen Grafen Heinrich XXIV. durch Italien und Frankreich begleitet (1698), als ihm ein ähnliches Verhältniß vom Hofe zu Sorau geboten wurde. Wir machen darauf aufmerksam, wie innig die deutsche Familie der Nachfolger Spener's sich verschwisterte und wir in ihrem weitern Kreise immer auf

dieselben Individuen treffen. Wuttgenau sah mit seinem jungen Herren nochmals die Hauptstädte der modernen Bildung und lenkte nach der Heimkehr die Wahl Erdmann's II. auf die Prinzessin Anna Maria von Sachsen-Weißenfels, Tochter des Herzogs Johann Adolf, welche Verbindung, vieler Schwierigkeiten ungeachtet, am 16. Juni 1705 durch ihn zu Stande kam. Nach wichtigen Diensten, die er dem Grafenhause während der schwedischen Durchzüge geleistet, suchte der Strebsame, dem das Commando der reichsgräflich promnitzschen Schloßtrabanten nicht zusagte, eine höhere Laufbahn, und fand sie in Italien unter der Fahne des Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Oberbefehl des Erbprinzen Friedrich. Wir werden dem kaiserlichen General später als andächtigem Verehrer Francke's wieder begegnen, und verfolgen zunächst die „geheimnißvolle Erweckung" der Grafen von Promnitz. Als im Herbst 1707, nach der kaiserlichen Bestätigung jenes Vertrages, welcher den evangelischen Schlesiern die Gnadenkirchen und unverkümmerten Genuß der Gewissensfreiheit zusicherte, Karl's XII. Heer durch Niederschlesien zog, versammelten sich, aufgeregt durch den Gottesdienst der schwedischen Regimenter unter freiem Himmel, überall Haufen von Kindern und beteten und sangen in geschlossenen Kreisen. Dieser Trieb zum Beten verbreitete sich durch das ganze Land; überall sah man betende Kinder, deren Andacht, ob wahr oder scheinbar? gerührten Zuschauern als Wirkung des heiligen Geistes, Zweiflern als Teufelstrug erschien. [35]) Solches Wunder in der Nähe zu prüfen, machte Dr. Petersen, immer wanderlustig, um seine Ideen zu verbreiten, sich auf, reiste unter dem Namen eines Magisters Wilhelmi durch die sorauische

Herrschaft und andere Orte der Lausitz und Schlesiens, gewann Eingang bei den jungen Grafen, in welchen langverhaltene schwärmerische Neigung, die wir an andern Gliedern ihrer Familie wahrnahmen, vorbereitet oder plötzlich? zum Durchbruch kam, aber mehr in Form trübsinniger Kopfhängerei, ungesunder Herzensbangigkeit, peinvoller Bußkämpfe, denn als freudiges Gottvertrauen und erquicklicher Lebensmuth sich zu erkennen gab. Wie weit Dr. Petersen, dessen Einfluß wir auch in Ober-Greiz nachgewiesen, der jungen Grafen sich bemächtigt, lehrt, daß, als Neumeister, der vernachlässigte Oberhofprediger, zwei Predigten vom „Kindergottesdienst und Dr. Peters Irrthümern" gegen dessen Schrift: „Macht der Kinder in den letzten Zeiten", voll Anklagen gegen des Verführers Umschleichen im Lande drucken ließ, der seelenbezwingende Wanderer eine „Freimüthige Anrede an den hochgeborenen Reichsgrafen von Promnitz-Sorau, wegen des Erdmann Neumeisters, darin er als ein Lügner und Verleumder überführt wird", veröffentlichte."[36]) Neumeister gab das Spiel zwar so bald nicht verloren, mußte aber endlich das Feld räumen und verlegte den Sitz seines Grimms gegen die Pietisten und Alles, was ihnen verwandt, nach Hamburg. — Bald nun verstummte auf dem Schlosse zu Sorau harmlose Freude und adelige Geselligkeit, wie die Vorfahren sie geliebt; nur die öde äußere Pracht blieb, welcher der abartende Pietismus nicht entbehren konnte, zumal Graf Erdmann, seines Standes wegen, am Hofe König Friedrich August's I. in Staats- und Kriegsämtern stieg. Seiner Mutter Amalia Agnes, so sehr sie den Sohn liebte, gefiel diese neue Frömmigkeit nicht; sie vermählte sich wiederum

im Jahre 1711 an Friedrich, Herzog von Sachsen-Dahme, albertinischer Linie, der auf Schloß Drehna in der Niederlausitz seinen Sitz hatte, ward schon im Jahre 1715 wieder Witwe und erlebte noch viel Tragisches in ihrer Familie. Ihr zweiter Sohn, Friedrich, zu Halbau residirend, höchst unglücklich in der Wahl seiner Gattin, Helena Mariana Charlotta, Tochter des Grafen Georg Friedrich von Tenczin zu Steinau in Oberschlesien, starb, von dem bösen Weibe zu Tode geärgert, kaum 28 Jahr alt, im Jahre 1712, einen Sohn, Balthasar Friedrich, und eine Tochter, Agnes Maria Friederika, als unmündige Kinder hinterlassend. Die Witwe, ganz untüchtig zur Erziehung, dem Trunk ergeben, voll lächerlichen Aberglaubens, liederlich, heirathete vier Jahre darauf (1716) den Grafen Johann Alexander von Kallenberg auf Muskau, machte sich aber alsbald durch Unsittlichkeit dem Gemahl so verdächtig, daß unter Umständen, so schamlos wie sie nur irgend am Hofe August's geschehen konnten, die Scheidung ausgesprochen wurde. Inzwischen behielt die Gräfin ihre Tochter erster Ehe bei sich in Oberschlesien, während ihr Sohn unter der Aufsicht der Großmutter heranwuchs. Unterrichtet durch einen Ungenannten von der dortigen Wirthschaft und aufgefordert, das arme Kind zu retten, verabredete die Herzogin mit ihrem Sohne, dem frommen Grafen auf Sorau, den Plan, ihre Blutsverwandte mit List der unnatürlichen Mutter zu entreißen. Der passendste Mann zu solchem Unternehmen schien Karl Gottlob von Nüßler; der kluge, kecke Sohn eines herzoglich-lobkowitzschen Leibarztes zu Sagan, geb. im Jahre 1700 und später bekannt aus König Friedrich Wilhelm's I. despotischer Baugeschichte, war er der religiösen Spannung, welche

grade zu seiner Zeit auf Universitäten unter den Cavalieren herrschte, ziemlich fern geblieben. Nach lockerer Jugend und manchen Abenteuern durch seine Mutter im Jahre 1722 der alten Herzogin von Sachsen-Dahme empfohlen, waltete er als Hofcavalier unter vielartigen Obliegenheiten, diplomatischen und juristischen, am bizarren, doch ehrbaren Hofe der alten Dame zu Drehna, und verfaßte am Abend seines Lebens, guten Humors, Denkwürdigkeiten, dergleichen wir leider nicht mehre über deutsche Gesellschaftszustände jener Zeit besitzen. Ueber den Sohn der Herzogin, den Grafen zu Sorau, berichtet er, „daß derselbe jährlich einige mal mit Gemahlin und Töchtern die Mutter auf Schloß Drehna besuchte; so oft nun der herzogliche Hofcavalier dem Grafen morgens aufwartete, fand er ihn mit seinem Cavalier im knienden Gebete, und mußte sich entschließen, gleichfalls niederzuknien. Gemeinhin fragte ihn dann die Herzogin: hat Er auch knien müssen? und setzte wol hinzu: ich habe meinen Sohn Erdmann recht lieb; allein er muß nicht verlangen, daß ich täglich einige Stunden mit ihm beten soll, denn das würde mir, da ich zu corpulent bin, viel zu schwer fallen.“ Graf Erdmann vermied zwar auch in Gesellschaft selbst den Schein weltlicher Eitelkeit, allein seine jungen Töchter tanzten gern, und wenn der Vater im Bette war, tanzten sie noch ein paar Stunden, indem Nüßler die Musikanten zusammenbrachte. Die alte Herzogin warnte vor Verdruß, falls der Vater die nächtliche Lustbarkeit erführe; allein das junge Volk ließ sich nicht stören. Christian Ernest von Stolberg-Wernigerode, welcher später eine jener Gräfinnen Promnitz seinem Erben Heinrich Ernest zur Gattin erkor, noch mehr

unsere liebe Selbstquälerin Sophia Charlotta, möchten an so ungehorsamem Treiben Anstoß genommen haben. — Unser Hofjunker Rüßler lehnte den Antrag der Entführung auf kaiserlichem Boden klüglich ab und ein junger, wohlgestalteter Franzose, Le Fevre, Hofmeister Balthasar Friedrich's, ward an seiner Stelle, mit stattlichen Kleidern, Bedienten und Geld versehen, auf das Abenteuer ausgeschickt. Geschmeidig wußte er auf Schloß Steinau Eingang zu gewinnen, erregte zwar bald den Verdacht der Argwohnvollen, hatte jedoch den Muth, das gräfliche Kind in der Frühe des Morgens entführen zu lassen, das glücklich der dankbaren Großmutter überliefert wurde. Allein der Franzose verspätete sich auf der Flucht; die wüthende Mutter setzte alle Mittel in Bewegung, um der Entlaufenen habhaft zu werden, Gold, katholischen Fanatismus, die Drohung, sich und alle Welt zu erschießen. Mit Steckbriefen verfolgt und vom katholischen Kammerdiener der Gräfin zu Neumarkt bei Breslau ereilt, gemishandelt, durfte der Aermste es noch für ein Glück halten, nicht unmittelbar in die Hände der Grausamen zu gerathen, sondern für's erste als Gefangener des Stadtraths bewacht zu werden. Vergeblich bemühten sich die Herzogin und Graf Erdmann ihn zu befreien; die Gräfin von Kallenberg, nach Breslau gekommen, machte aus der Entführung eine Religionssache, trat der Kaiserin ihr Mutterrecht ab und bat sie, ihre Tochter nach Gutbefinden einem katholischen Herrn zu vermählen. So erging denn von Wien der Befehl an den Grafen Promnitz, schlesischen Vasallen, die Entführte bei 6000 Ducaten Strafe in kurzer Frist nach Breslau zu stellen; als diese verstrich, steigerte sich die Strafsumme bis auf 18,000 Ducaten.

In der Angst seines Herzens beschwor der Bedrohete seine Mutter fußfällig, sich zu fügen. Nüßler rieth die Sache an das Corpus evangelicum nach Regensburg zu bringen; aber Furcht vor dem Geldverlust gab den Ausschlag, und in Zuversicht, das Kind werde wenigstens nicht der unnatürlichen Mutter überliefert werden, reiste die Herzogin im Herbst 1721 mit ihrem Hofstaate nach Breslau. Zwar erwirkte Graf Promnitz durch Nüßler's diplomatische Vermittlung, daß die Buße auf 2000 Ducaten gemindert wurde, aber die Großmutter vernahm aus dem Munde des bewegten Oberamtsdirectors, Grafen Schafgotsch, daß ihre Enkelin unwiderruflich nach Wien geschickt werden müsse, „zum Verderben Leibs und der Seele." Einziger Trost blieb der Gebeugten ein evangelisches Fräulein, in dessen Geleite die junge Gräfin, unter Thränen ermahnt, vom lutherischen Glauben nicht abzufallen, die Reise in die Kaiserstadt antrat. Was die Familie bang geahnet, erfüllte sich: die junge Gräfin mußte sich dem Religionswechsel bequemen, und starb, an einen Grafen Althan verheirathet, bald vor Gram. — Ungesättigt in ihrer Rachgier, setzte das böse Weib in Steinau durch, daß ihr der eingesperrte Franzose preisgegeben wurde; lebendig bei Wasser und Brot eingemauert, soll er noch bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. als halb verwesete Leiche, geistesblöde, gelebt und unmittelbar nach der Herausnahme aus dem lebendigen Grabe gestorben sein. Aber die Strafe traf bald die Frevlerin. Von ihren eigenen Unterthanen des verdächtigen Verkehrs mit preußischen Offizieren beschuldigt, vom kaiserlichen General Neipperg als Landesverrätherin nach Neisse geschleppt, kam sie dort im Grimm und Elend um. Eine Feuersbrunst

verzehrte das gräfliche Schloß zu Steinau beim Durchzug der Preußen (1741).[37]) — Das waren die ersten Acte der Promnitz'schen Haustragödie, deren Katastrophe wir noch erzählen werden. Kein Wunder, daß Graf Erdmann, obgleich Ritter des weißen Adlerordens, Cabinetsminister, den sündhaften Hof in Dresden mied, und obgleich er auf eigne Kosten zum Prunklager bei Zeithain (1730) eine Freicompagnie warb, später sogar ein Regiment Reiter, solchem Treiben persönlich sich fern hielt.[38]) Rühmend müssen wir noch erwähnen, daß der wohlgesinnte Herr verfolgter Geistlicher thätig sich annahm. Als die kaiserliche Regierung in Schlesien, sonst ehrlich in buchstäblicher Bewahrung des Altranstädter Vertrags, nach dem Vorgange lutherischer Landesherren, jeden Verdacht des gehaßten Pietismus in Schlesien nachsichtslos verfolgte, und ein Prediger zu Glauche bei Oels, in Nachahmung der halleschen Schöpfung, unter Vorschub der Grundherrschaft, zweier Herren von Kessel, im Jahre 1720 erst ein Witwen- und Waisenhaus durch fromme Spenden hergestellt und dann zu einer Erziehungs- und Lehranstalt, ähnlich dem Pädagogium Francke's, erweitert hatte, erging im Jahre 1727 ein kaiserlicher Befehl an das Oberamt zu Breslau, dem Herzog von Oels so unbefugte Concessionsertheilung nachdrücklich zu verweisen, das Institut aufzuheben, der Grundherrschaft eine Buße von 1000 Ducaten aufzuerlegen, die Geistlichen und Lehrer aus dem Lande zu schaffen. Die Schließung der Anstalt erfolgte sogleich, und nach herzrührendem Abschiede wanderten der Prediger Mischke, mit sechs Präceptoren, die Witwen und Waisen, mit Bündelchen, ihrer Straße. Graf Erdmann gewährte der Mehrzahl der Exulanten

großmüthige Aufnahme in Sorau und verlieh dem einen Geistlichen eine Predigerstelle. Ein Prediger Steinmetz, der einige Jahre später gleichen Sinnes in Teschen ein Waisenhaus gegründet hatte, wurde nebst andern, des Pietismus verdächtigen, Amtsbrüdern im Jahre 1730 des Landes verwiesen. [39]) Steinmetz von Halle aus nach Baireuth empfohlen, erhielt später einen gedeihlichen Wirkungskreis als Abt von Klosterberge von Magdeburg. So genoß der bedrängte Protestantismus in Schlesien denn doch einige Frucht der Erweckung unserer Grafen, die selbst darüber verkümmerten. Dürfen wir dem Pasquillanten Edzardi trauen, so muß um 1725 die „pietistische Wirthschaft“ in Sorau arg gewesen sein. „Die Schwärmer, wenn sie ihren Raptus bekamen, bissen um sich, wie die Hunde, schlugen und schrien die Leute an.“ [40])

Zweites Capitel.

Die pietistischen Generale in Berlin. — Friedrich Wilhelm I. — Kurze Herrschaft des Pietismus am Hofe zu Berlin. — Christian Wolf. 1723. — Das pietistische Pfingstfest. 1727. — Martyrtod des Dr. Mayer. — Der fromme Hof in Dargun. 1732. — Die Frommen in Stuttgart. 1720. — Die Herzogin und Graf Henkel. — Dr. Hauber. — J. J. Moser. (1733.) — Die Häuser Ortenburg, Wolfstein und Kastell. — Die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach. — Fromme Aussichten in König Friedrich's IV. von Dänemark letzten Jahren. — Regierungsantritt Christian's VI. (1730.) — Frühe Verbindung Dänemarks mit den frommen Grafenhöfen.

Der Thronwechsel in Berlin im Jahre 1713 hatte die Verhältnisse des dortigen kleinen Kreises andächtiger

Seelen nicht geändert. König Friedrich Wilhelm I., sein landesherrliches Bischofsrecht streng übend, zeigte sich anfangs nur unduldsam, wenn er die Grundlehren des Christenthums, in welchen beide protestantischen Confessionen mit der katholischen Kirche übereinstimmten, gefährdet glaubte; obgleich er, durch Widerspruch gereizt, harte Behandlung Geistlicher für gerechtfertigt hielt, die bei unschuldigen, aber durch Gewohnheit lieb gewordenen Aeußerlichkeiten eigensinnig beharrten. Mit sich einig im staatlichen Gesichtspunkte, erlitt aber die leichtbewegliche innere Ueberzeugung des leidenschaftlichen Selbstherrschers im Laufe seines Lebens mehr als eine Umwandlung und macht das Urtheil über seine Religiösität befangen. In Stunden des Unmuths und Zorns war er im Stande, den Fundamentaldogmen seines väterlichen Bekenntnisses den Krieg anzukündigen, wenn dieselben seiner Stellung als Regent, ja seinen persönlichen Liebhabereien entgegentraten. So bietet denn für Unparteiliche sein kirchliches Walten Anstoß genug, und beeinträchtigt das Lob seiner Frömmigkeit, die mehr aus einem dunkeln Gefühle, oft aus irriger Anschauung des Augenblicks, aus überreizter Stimmung hervorging als aus lebendigem, klarem Bewußtsein. Zum Glück gab es in Berlin treffliche Prediger, wie Roloff und zumal Johann Gustav Reinbeck, seit 1709 durch Porst berufen, einer der gemäßigten Schüler Halles, welche übereilte Entschlüsse des jäh zufahrenden Königs, wenn auch nicht ganz abzuwenden, doch zu mildern verstanden. Den Pietisten mehr wegen ihrer gesellschaftlichen, freudenscheuen Absonderung und Kopfhängerei, als wegen des innern Grundes ihrer Lehre abgeneigt, duldete er die Hausandachten, deren vornehme

Glieder wir kennen. Ihre Zahl war auch nach einer vorübergehenden krankhaften Hinneigung des Königs unter Hofbeamten und Militairs nur um ein paar namhafte Glieder gemehrt, als der gottselige Karl Hildebrand von Canstein, noch erfreut durch das Gelingen seiner Bibelanstalt, im August 1719 starb.[41]) Dr. Francke, welcher seit dem Jahre 1713 nicht in Berlin gewesen, war von Halle noch herbeigeeilt, um den Freund im letzten Kampfe zu stärken. Das Vermögen des Unbeerbten, durch seine Mildthätigkeit und das Bibelwerk bereits vermindert, fiel, soweit der Erblasser darüber verfügen konnte, dem Waisenhause in Halle zu, dessen Verwalter jedoch nicht hohen Vortheil bekennen wollten, da z. B. das Kupferbergwerk im Waldeckschen, erst später in Ausbeute gesetzt, mäßig rentirte.

Aus der Zahl hoher Offiziere nennt David Faßmann[42]) „zum Beweise, daß Gottesfurcht und Frömmigkeit mit jenem Stande wohl bestehe", fünf: den Herrn Feldmarschall Reichsgrafen Hermann von Wartensleben, an der Grenze von Paderborn und Lippe geboren (1650), dem Bekehrungseifer des Bischofs Ferdinand von Fürstenberg glücklich noch entrissen, und nach langjährigen unsteten Diensten im Hessischen, unter Frankreichs Fahnen, unter Oestreich, der Reichsarmee, dem Herzog Friedrich von Gotha, spät im Jahr 1702 als Generalfeldmarschall für Preußen gewonnen; ein Adept in Gesellschaft Wittgenstein's, nahm er im Jahre 1723 wegen Altersschwäche seinen Abschied und starb im Jahre 1734, nicht bezeichnet als einer der Ankläger Christian Wolf's. Ferner den Generalfeldmarschall Georg Abraham von Arnim (starb 1734) und den General von Gersdorf; endlich noch Natzmer, zu derselben hohen Würde auf-

gestiegen, und einen, wenig bekannten, Major von Staudacher, im Regimente des Fürsten von Dessau in Halle, der also aus dem Borne der Frömmigkeit unmittelbar geschöpft haben kann, „so eifrig, daß er Soldaten seiner Compagnie, die nicht wohl im Christenthum unterrichtet, auf seine Kosten alle desfalls nöthige Information ertheilen ließ". Uebergangen ist von Faßmann, dem Schalke, Karl Hildebrand von Löben, ein geborener Neumärker (1661), nahe verwandt dem Geschlechte in der Lausitz, welches durch die Ehe des jungen Grafen von Sachsen, Moritz, Aurora's von Königsmark und König August's würdigen Sohnes, eine traurige Berühmtheit erhielt (1713). Zwar wird in Pauli's prunkhafter Biographie nur des „Helden, Generallieutenants des Fußvolks", nicht seiner ungewöhnlichen Frömmigkeit erwähnt [43]); wir haben aber aus einer Thatsache geschichtlichen Grund, ihn dem Feldmarschall von Natzmer anzureihen. Um aus gedruckten Nachrichten die Liste der gottseligen Generale Friedrich Wilhelm's zu vervollständigen, führen wir noch den Herrn von Massow an, dessen Name in eigenthümlicher Weise in des Königs jovialer Tafelgesellschaft verewigt blieb. Weil er auf Zureden Schienmaier's, eines später wegen seines Pietismus aus Stettin vertriebenen Pastors und thätigen Freundes J. J. Moser's, verschworen, mehr als ein halbes Maß Wein bei Tische zu trinken, und Friedrich Wilhelm ihn deshalb für „einen Mucker" hielt, nannte man die „verjüngten" Bouteillen, für welche er unter den weniger scrupulösen Gästen, beim üblichen Umfragen „nach mehr", seine Stimme gab, dem Obersten zu Ehren, „eine Massow". [44])

Mit größerm Rechte würden wir die Burggrafen von

Dohna, Alexander (starb 1718) und Christoph, nebst ihren Vettern und Neffen den andern frommen Feldmarschällen anreihen, hätten nicht beide zeitig — Christoph schon 1716 — in das Landleben nach Preußen sich zurückgezogen; und wäre zumal nicht erst unter den Söhnen Christoph's (starb 1733) jene Gemüthsumwandlung in Folge hallescher Freundschaft hervorgetreten, deren wohlthuendes Bild uns Büsching zeichnen wird. Glänzend gestalteten sich auch die äußern Verhältnisse der preußischen Burggrafen. Als im Jahre 1711 die Linie ihrer katholischen Vettern in Schlesien, Besitzer der freien Standesherrschaft Wartenberg, mit Karl Hannibal ausstarb, wurde den Brüdern Alexander und Christoph — Jean de Ferassières war bei Denain 1711 gefallen — durch Kaiser Karl VI. das reiche Erbe zugewiesen. So theilten sich denn die Dohna-Vianen in die Häuser Schlodien-Wartenberg und Schlobitten, neben dem ältesten Zweige Dohna-Reichertswalde, zu welchem auch Dohna-Karwinden gehörte. Besonders Karl Florus, Burggraf zu Dohna auf Schlodien, geb. 1693, Sohn Christoph's des Memoirenschreibers und Friederika Maria's von Dohna-Vianen, galt als Muster eines vornehmen Patriarchen, eine Eigenschaft, welche die Glieder der Familie durch Wechselheirathen oder durch Ehebündnisse mit unzweifelhaften Gesinnungsgenossen zu einem bleibenden Gepräge sich zu eigen machten.

Im Jahre 1723 feierten die Frommen am Hofe zu Berlin und die halleschen Theologen, unter denen Dr. Lange der thätigste, einen Triumph, welchen aufrichtige Verehrer gern aus den Jahrbüchern tilgen möchten. Christian Wolf, Professor der Mathematik, Physik und Philosophie in Halle, von Zeitgenossen wol über Gebühr als tiefer

Denker gepriesen, reizte durch seine Vorträge über die Harmonia praestabilita und Anderes, was mit den lutherischen Dogmen vom Unvermögen des Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit nicht im Einklange stand, seine theologischen Amtsgenossen in dem Grade, daß jene Männer, im Widerspruche mit dem innersten Gehalte des Spenerianismus, den Glaubenseifer und den starken Arm ihres strengen Gebieters in Anspruch nahmen; freilich nachdem auch schon der Philosoph seinen Einfluß auf den Minister von Prinzen zu Gunsten seiner Sache nicht vergeblich angewandt hatte. Aber die Theologen wußten ihre Minen tiefer zu graben; anstatt den gelehrten Untersuchungscommissarien neigte der König sein Ohr den beiden Generalen Natzmer und Löben, die in Halle sich mündlich unterichtet hatten, und diese wußten den jähzornigen kirchlichgesinnten Herrn so schlangenklug an der schwachen Seite zu packen, daß er am 8. November 1723 den schrecklichen Cabinetsbefehl unterzeichnete, welcher den Philosophen seines Amtes entsetzte und ihm bei Strafe des Stranges binnen 48 Stunden Halle und die königlichen Lande zu räumen gebot. Jene bewährten Militairs hatten nämlich dem calvinischen Soldatenkönige verständlich gemacht, wie gefährlicher Anwendung auf das Leben die Lehre von dem vorherbestimmten Einklange menschlicher Gedanken mit dem göttlichen Willen unterliege; denn könnten die Menschen einmal nicht anders handeln, als im voraus von Gott bestimmt sei, so sei auch ein Deserteur nicht straffällig. Der König liebte sonst den Feldmarschall Natzmer nicht, ungeachtet er dessen Verdienste anerkannte; als Kronprinz hatte er einmal etwas herb über des Generals Sparsamkeit gespottet,

und auf die Frage, für welchen Zweck er denn spare, die spitze Antwort hören müssen: „Um nicht gezwungen zu sein, Ihnen je zu dienen!“ Fast wäre es damals zum Degenzücken gekommen, hätte nicht Natzmer gesagt: „Obgleich nicht geeignet, sich mishandeln zu lassen, wisse er doch, was er dem Blute seiner Herren schuldig sei.“ [45]) Heimliche Abneigung gegen den Rathgeber so wenig als Standhaftigkeit bei seinem reformirten Glaubensbekenntnisse hinderten die Befolgung jener Ansicht und die zornige That, welche Friedrich Wilhelm später über alles gern zurückgenommen hätte. Der verjagte Philosoph fand an der hessen-kasselschen Universität ehrenvolle Wirksamkeit. Unerwiesen ist, daß Dr. Francke die unchristlichste Schadenfreude über den häuslichen Jammer des Flüchtenden auf der Kanzel geäußert habe. [46])

Aber König Friedrich Wilhelm blieb nicht stehen und fast gewann es den Anschein, als werde das geräuschvolle militairische Hoflager zu Potsdam mit einem stillen patriarchalisch-frommen Grafenhofe in Wusterhausen enden. Ueberhaupt war der Schluß des dritten Jahrzehnds des 18. Jahrhunderts, aller Verfolgungen ungeachtet, die siegreiche Periode „des thätigen Christenthums“. Bereits im Januar 1727 hatten preußische Edicte den Druck und Verkauf von Büchern mit atheistischen Principien bei lebenslänglicher Karrenstrafe verboten; der König, erschüttert durch den Tod seines Schwiegervaters, Georg I. (11. Juni 1727), gereizt durch häusliche Zerwürfnisse über die englische Wechselheirath, beunruhigt durch die Wirren der Politik, kränklich in Folge anstrengender Jagden, Reisen, sowie der gewaltigen Mahlzeiten und Trinkgelage, zu denen General Seckendorf verleitete,

verfiel in Hypochondrie und Schwermüthigkeit. Friederike Sophie Wilhelmine, Friedrich Wilhelm's spitzzungige Tochter, erzählt, nachdem sie die „fréquentes débauches" ihres Vaters berichtet: „Herr Francke, famoser Pietist und Gründer des Waisenhauses zu Halle, trug nicht wenig dazu bei, die trübsinnige Stimmung des Königs zu verstärken. Er verdammte alle Vergnügungen, die er überhaupt verdammlich fand, selbst die Jagd und die Musik. Man durfte von keiner andern Sache reden, als von Gotteswort; jede andere Unterhaltung war verboten. Er (Francke) übernahm immer die Leitung des Gesprächs bei Tafel, wo er, wie in einem Klosterspeisesaal, das Amt des Vorlesers verwaltete. Der König hielt uns alle Nachtmittage eine Predigt; sein Kammerdiener stimmte einen Gesang an, den wir alle sangen; wir mußten die Predigt mit gleicher Spannung anhören, als wie von einem Apostel. Zuweilen wandelte mich und meinen Bruder die Lust zu lachen an und wir konnten uns oft nicht halten. Dann aber belud man uns mit allen Flüchen der Kirche; wir mußten sie mit zerknirschtem und bußfertigem Gesichte hinunterschlucken, das wir mühsam erheuchelten. En un mot, ce chien de Francke nous faisoit vivre comme les religieux de la Trappe. Solches Uebermaß von Frömmelei erzeugte im Könige noch abenteuerlichere Gedanken. Er entschloß sich, der Krone zu Gunsten meines Bruders zu entsagen und sich mit der Königin und seinen Töchtern nach Wusterhausen, mit Vorbehalt von nur 10,000 Thaler jährlich, zurückzuziehen. Dort, fügte er hinzu, werde ich zu Gott beten, und die Feldwirthschaft besorgen, während meine Frau und meine Töchter der Hauswirthschaft sich annehmen."[47])

Wollen wir nun auch nicht leugnen, daß Dr. Francke, geehrt von Friedrich Wilhelm, einigen Einfluß auf ihn ausübte, so lügt doch die Königstochter in Betreff der unmittelbaren Einwirkung des unbequemen Sittenpredigers auf das häusliche Leben der Königsfamilie so arg auf jenes Kosten, als bei anderer Gelegenheit der Kammerherr von Pöllnitz. Seitdem Francke beim Tode des Freundes Canstein in Berlin gewesen, hat er die Residenz nicht wieder betreten; ja, zur Zeit, als die Prinzessin „ce chien de Francke" sie als Bruder Lector langweilen läßt, war er überhaupt nicht mehr unter den Lebendigen. Dr. Francke starb, wie er gelebt, am 8. Juni 1727 zu Halle, acht Tage nach Pfingsten; schon im Vorsommer 1726 bedenklich krank, hatte er sich zuletzt noch nach Pölzig bei Altenburg, zu unserm Grafen Henkel (Juni 1726) geschleppt und dann Halle nicht mehr verlassen. [48])

Wie dem aber auch sei: Friedrich Wilhelm war im Jahre 1727 ein Pietist von der strengsten Observanz und beharrte in so aufgeregter Stimmung mehre Jahre. Als man die Privatandachten des lutherischen Predigers Schubert in Potsdam, desselben, welcher, früher Hofprediger in Ebersdorf, das Lied: „Schmelz, mein Jesu, Dich und mich Doch in eins zusammen" in einer Schrift: „Ein mit Christo in uns zusammengeschmolzener Christ", beredsam vertheidigt hatte, bei ihm zu verleumden gedachte, begab sich der König unerwartet in die Versammlung, hörte zu und sagte dann: „Ihr könnt ruhig fortfahren, ich finde nichts Anstößiges." Noch im Mai 1729 hatte Schubert des Königs Ohr und saß wol stundenlang am Bette desselben in tiefem Gespräche. [49]) Auf einem

Besuche im Schloß Ebersdorf erzählte Schubert: als einst an des Königs Tafel eine Bande Komödianten um Erlaubniß zu spielen anhielt und verschiedentlich davon gesprochen wurde, habe der König ihn gefragt: „Schubert, was sagt Er dazu?“ Er habe geantwortet: „Er prüfe sich eben, wenn er in der Komödie stürbe, vor Gottes Thron käme und gefragt würde: Schubert, wo kommst du her? ob er Freudigkeit hätte, zu sagen: Aus der Komödie.“ Der König hatte darauf mit großem Affect gesagt: „Nein, in der Komödie mag ich auch nicht sterben; man solle die Leute abweisen.“ Ein andermal sagte Schubert bei königlicher Tafel — wahrscheinlich als Friedrich Wilhelm wieder rückfällig wurde —: „Es gehe dem Herrn Jesu mit manchen Seelen, wie einem Jäger mit einem Stücke Wild, es werde angeschossen, aber er bekäme es doch nicht; und das Wild gehe doch zu Grunde.“ Der König äußerte sich bedenklich; aber die Religionsspötter am Hofe drehten es zum Gelächter.[50])

Die empfindlichste Erfahrung von des Königs Sinnesänderung machten die Berliner zu Pfingsten 1727. Seit undenklicher Zeit war das „liebliche Fest“ für Bürgersleute und die niedere Bevölkerung die lustbringende Spitze des ganzen sauren Jahres, indem mehre Tage hindurch in Genüssen mancherlei Art das Schützenfest gefeiert, der „Schützenplatz“ gehalten wurde, als letzte Erinnerung der heidnischen Frühlingsfeier und der ritterlichen Maigrävenspiele aus den Tagen bürgerlicher Wehrhaftigkeit. Zwar hatten freudenscheue Theologen schon früher nicht nur an der Begehung der Volkslustbarkeit während der Festtage Anstoß gefunden, sondern auch gegen den Zielvogel auf der Stange geeifert,

in irriger Ansicht, als bedeute er die Taube des heiligen Geistes und sei das Fest aus der Zeit heidnischer Verspottung des Christenthums auf die spätere Zeit übertragen; in Folge so ergrübelter Rüge war, an Stelle der ursprünglichen, sinnvollen Frühlingsboten, das Bild des Adlers getreten; jedoch war in den preußischen Residenzen seit dem Großen Kurfürsten der Jubel nicht beeinträchtigt. Wie sich nun gedachten Jahres Berlin zum bunten Feste anschickte, erging, vier Tage vor Pfingsten, am 28. Mai, eine Cabinetsordre an den Magistrat, wodurch vorerst auf das nachdrücklichste verboten wurde, in diesem Jahre auf den Schützenhöfen zu schießen, spielen und tanzen, und auch sonst Spielleute zu dulden, „allermaßen der König alles liederliche und üppige Wesen abgestellt wissen wollte". [51]) Als Handwerker, welchen der Verkehr auf den Schützenplätzen reichlichen Absatz ihrer Waaren bot, in einer Bittschrift bitterlich klagten, ließ Friedrich Wilhelm, dessen Waidmannsvergnügen selbst ja den Frommen als verdammlich galt, sie abschläglich bescheiden, worauf in der ganzen Provinz Brandenburg die Schützengilden aufgehoben wurden und die Bürger bis auf Friedrich's II. Regierungsantritt der altherkömmlichen Lust beraubt blieben. Wol niemals früher trabte der berliner Bär in seinem silbernen Halsgeschmeide so trübsinnig einher als in den Tagen solchen Zwangspietismus lautlos blieb es auf Schenken und Tanzböden; denn Stadtdiener und Streifwachen verjagten die Musikanten.

Allmälig aber gewann bei zurückgekehrter Gesundheit des Königs naturderber Sinn wieder den Sieg über die Gemüthsverdunkelung; Böhmer's, Professors in Halle, Betstunden entlockten ihm die Aeußerung: „Es

wäre lauter Heuchelei, er halte nichts davon." Amadei Kreuzberger's „Tägliche Andacht" wurde wol Morgens angefangen, aber nicht ausgelesen, wie das verrätherische Buchzeichen, nicht von der Stelle rückend, vorwitzigen Kammerdienern, zur eigenen Strafe, kund that. [52]) Im Jahre 1737, als das tolle Wesen mit den Hofgelehrten und Vorlesern im Tabackscollegium längst den Gipfel erstiegen — schon im Jahre 1731 war Gundling unter kirchlichem Gepränge in einem Sarge nach Form eines Weinfasses, zum nicht geringen Anstoß der Geistlichkeit, bestattet worden —, lautete es aus des Königs Munde: „Moser ist auch so ein Heuchler wie der Schienmayer" [53]), der etliche Tage zuvor in Ungnade gefallen. Der Prediger an der Jerusalemskirche zu Berlin, G. H. Fuhrmann [54]), welcher in seinem Hause Erbauungsstunden gehalten und sie wider des Königs Geheiß fortsetzte, mußte zur Strafe in die Pfarre nach Heiligenbeil wandern; widerspruchsvolle Befehle wegen der Komödien in Universitätsstädten ergingen; früher streng verboten, mußte das Spiel jetzt, bei hoher Pön; selbst von Dr. Lange gestattet werden, wie auch schon Spener im Jahre 1703 das Aergerniß nicht bannen konnte. Ja, den knapp-besoldeten Collegien in Berlin gebot eine strenge Ordre des Königs schon im Jahre 1732 Komödienbillets zu lösen, damit nach der Reihe täglich einige Beamten die sonst leeren ersten Plätze füllten. So schlug die kurze Periode eines kränklichen Pietismus am preußischen Hofe um, während jedoch der gottesdienstliche Sinn Friedrich Wilhelm's blieb, so wie das Verbot, Wolf's Schriften zu lesen. Die Bücher Konrad Dippel's, der nie sein Ansehen unter den gläubigsten Verehrern der Gemüths-

religiosität, auch nicht durch die frechsten Angriffe auf die Grundlehren des protestantischen Glaubens verscherzt, bedrohte im Jahre 1735 Confiscation; wer sie einbrachte, sollte 2000 Thaler zahlen, oder im Falle des Unvermögens mit der Karre abverdienen![55]) Unter fruchtlosen Mühen des Königs, die scheue Philosophie in seinen Staat zurückzulocken, starb, ziemlich vereinsamt, der Feldmarschall von Natzmer am 13. Mai 1739. Aus Friedrich Wilhelm's letzten Lebensjahren werden wir in der Begegnung mit dem bizarren Religionszweifler J. C. Edelmann ein verändertes Gemüth hervorblicken sehen.

So lange Männer wie Dr. Mayer und Fecht als Generalsuperintendenten an der Spitze der Landesuniversitäten standen und über den strengen Edicten wachten, blieben Schwedisch-Pommern und Mecklenburg vom Pietismus unberührt, obgleich in der Hauptstadt Stockholm unter Adel und Bürgern Versammlungen von Erweckten zeitig Aufsehen erregten. Als aber der „deutsche Fiskal" gegen die gehaßte Neuerung im Jahre 1712 gestorben, sehen wir auch die Landeshochschule von der allgemeinen Bewegung ergriffen. Das Lebensende des berühmten pommerischen Theologen war aber die Folge von Umständen, die wir andeuten müssen, um den vielgescholtenen Mann als Märtyrer seiner Ueberzeugung und in der ganzen Stärke seines starrsinnigen Charakters zu schildern. Als die deutschen Provinzen Karl's XII. nach der Schlacht von Pultawa vom Angriffe seiner verbündeten Gegner bedroht wurden, und man zumal der Russen als Feinde gewärtigte, erging ein Befehl der Regierung an alle Prediger, im Kirchengebete sich der Form zu bedienen: „Gott möge den Moskowitern einen Ring in die Nase legen und ein

Gebiß ins Maul, daß sie mit Schimpf den Weg zurückgehen müßten, den sie gekommen wären." Wie nun im August 1711 der Einbruch wirklich erfolgte und furchtsame Pfarrer von ihren Gemeinden liefen, blieb nicht allein der Generalsuperintendent muthig bei seinem Amte und bewillkommete nicht einmal den König August, als derselbe in Greifswald einrückte, sondern ließ sich auch durch nichts schrecken, jenes Gebet öffentlich abzulesen, obgleich die Drohung verlautbarte: man werde Priestern, die solches thäten, Riemen aus dem Rücken schneiden, sie in ewiges Gefängniß abführen. Die Barbarei, welche Peter's I. Heer anderwärts übte, rechtfertigte allerdings solche Furcht. Nach der Ankunft des Königs von Dänemark vermochten die Bitten des Consistoriums wenigstens soviel, daß der Unerschrockene ins Lager hinausfuhr, um das Abbrechen etlicher Dorfkirchen abzuwenden; doch lehnte er die Einladung beider Könige zur Tafel ab und kehrte „ungegessen" heim. Der abtrünnige Kurfürst von Sachsen sowol als der König von Dänemark hatten Grund, das Haupt der lutherischen Rechtgläubigkeit zu schonen, welche sich so nachsichtig gegen die Schwächen der Gekrönten bewies; begierig, den Mann kennen zu lernen, suchten August wie Friedrich IV. im December 1711 ihn in seinem Hause selbst auf, verweilten in des Doctors Bibliothek, welche, als mit „der höchsten Zier, viermal" mit dem Bildnisse Karl's XII. prangte. Ungeachtet beide Könige ihm melden ließen, sie würden in die Predigt kommen, falls er das Gebet gegen die Moskowiter unterdrücke, und ungeachtet hohe Generale und Hofbeamte ihn auf das Verderben aufmerksam machten, das er dem ganzen Lande durch die Haltung desselben bereiten werde,

blieb Dr. Mayer standhaft: „er könne seine Unterthanentreue nicht brechen, sollte auch sein Haus und all das Seine darüber in Flammen aufgehen; Gott würde ihn stärken und er nur der Gewalt weichen.“ So fuhr er denn im Gebete sonntäglich fort, als im Januar 1712 die Truppen des Zaren die Stadt besetzten und russische Generale und Cavaliere ihm ankündigten, jene Gebetformel zu meiden, wofern er sich und die Stadt nicht in unwiederbringliches Unheil stürzen wolle. Auch da noch auf sein Gewissen und seine Pflicht sich steifend und die Bitten der angesehensten heimischen Beamten abweisend, fügte er sich nicht sowol der unausweichlichen Maßregel, mit Gewalt von der Kanzel in russische Verbannung geschleppt zu werden, als den Folgen einer bedenklichen Leibesunpäßlichkeit, die dem so im Innern bestürmten ältlichen Manne schon Sonntags vorher unter der Predigt zugestoßen. Nachdem er seinem Könige, der im fernen Bender wenig der Noth seiner treuen Pommern gedachte, diese Ereignisse in einem Briefe gemeldet, seine Amtsgewissenhaftigkeit ins gehörige Licht gestellt und zumal des vierfachen Bildes in seiner Bibliothek zu erwähnen nicht vergessen hatte, verließ Dr. Mayer Greifswald und starb wenige Wochen darauf (13. März 1712) in Stettin.[56]) Wir überlassen dem Leser das Urtheil über des Mannes Verhalten, das wol in späterer Zeit wenig Nachahmung finden möchte, und fügen nur hinzu: daß wir, nicht ohne Tadel des unzeitig und fruchtlos gesuchten Märtyrthums und einer versteckten Eitelkeit, eine gewisse Seelengröße nicht verkennen. Mayer's Nachfolger im Eifer gegen die Pietisten, der Professor und Pfarrer Dr. Johann Ludwig Würffel, bietet, bei

derselben Strenge der Gesinnung, ein wunderliches Seitenstück zum Erzählten. Geboren zu Greifswald im Jahre 1678, wegen seines blöden Gesichts erst spät den Studien bestimmt, sog er auf den Universitäten Wittenberg und Rostock unversöhnlichen Haß gegen den Pietismus ein, folgte im Jahre 1707 dem Unstern seines Königs nach der Ukraine, flüchtete mit nach Bender, gerieth im „Kalabalik" (Bezeichnung des Kampfs Demirbaschah's gegen die Janitscharen und Tataren) in Sklaverei und erhielt, durch den englischen Diplomaten Jeffreys losgekauft, Pfarre und Professur in seiner Vaterstadt. Abgesetzt durch die ungnädige schwedische Regierung, wieder berufen durch den Dänenkönig (1716), haderte er mit Dr. Gebhardi, der die Sache der Pietisten vertheidigte, und war der königlichen Ungnade nahe, weil er in einer zu Kopenhagen entworfenen und gebilligten Kirchengebetformel die vollen Titel des dänischen Statthalters, des Generals von Dewitz, nach ihrem unschicklichen, schwerfälligen Kanzleistil, sowie eine pietistische Wendung abzulesen sich weigerte. Würffel trotzte in demselben Falle dem Befehl der von „Gott eingesetzten Obrigkeit", für dessen buchstäbliche Befolgung sein Vorgänger persönliche Wohlfahrt, Leben und das Heil einer ganzen Stadt, ja eines Landes, rücksichtslos aufs Spiel setzte. Unter dauerndem Zwiespalt mit Gebhardi's Partei starb Dr. Würffel im Jahre 1719. [57])

Im benachbarten Mecklenburg, das sich, Dank seiner kampfentschlossenen theologischen Facultät in Rostock, lange vor Pietismus bewahrt, bildete sich spät eine Pietistenhofhaltung unter dem Einflusse des verwandten Grafenhauses in Wernigerode. Auf dem Schlosse zu Dargun, einem ehemaligen Cistercienserkloster nahe der

Grenze Pommerns, mit einer merkwürdigen alten Kirche, residirte seit 1720 die Prinzessin Auguste, die unvermählte Tochter jenes davidischen Sängers Gustav Adolf und Schwester der Christiana von Stolberg-Laubach-Wildenfels, sowie der Königin von Dänemark, geb. im Jahre 1674. Auf ihr Gesuch empfahl ihr Neffe, der regierende Graf zu Wernigerode, ihr im Jahre 1732 zu erledigten Pfarren ihres Patronats einige Männer der pietistischen Schule, denen die fromme Dame alsbald den Vorzug vor ihrem Hofprediger einräumte, durch sie Erbauungsstunden im Schlosse abhalten ließ, und da der Zurückgesetzte ihr das Abendmahl verweigerte, ihn im Jahre 1735 von seinem Amte entfernte. Die Herzogin, so spät der neuen Richtung gewonnen, begründete den Schritt mit den Worten: „Sie sei nun durch Gott nach seiner überschwenglichen Gnade und Liebe den Weg der wahren Buße und des Heils geführt." Alsbald begannen die Rechtgläubigen auf Kanzeln und Lehrstühlen, sowie in Druckschriften gegen die Gefahr zu eifern, welche das Heil der Seelen in Mecklenburg bedrohe; auf dem Todtenbette ermahnten wol Pfarrer ihre Gemeinden flehentlich sich keinen dargunschen Prediger von der Patronin aufnöthigen zu lassen. Der ärgerliche Hader dauerte mehre Jahre und zog sich auch an die Universität Greifswald, wo Dr. Rusmeyer Erbauungsstunden hielt und die verbrüderten Darguner beredsam vertheidigte. Andere Arbeiter aus Wernigerode kamen auf denselben Weinberg, und so lange als die Prinzessin lebte (starb 1756), war ihr Witwensitz im äußersten deutschen Norden auf einer Seite verrufen und verlästert wegen des Pietismus, andererseits gepriesen und hochgeehrt. [58])

Um Personen und Verhältnisse zu einem Bilde zu vereinigen, in dessen Mitte nach Francke's Tode (1727) eine merkwürdige reiche Individualität alle religiösen Beziehungen des aufgeregten protestantischen Deutschlands verknüpfte und neu durchdrang, müssen wir zunächst nach der südlichen Hälfte unsers Vaterlandes uns wenden. Die Natur der Schwaben, besonders der Würtemberger, ist zu echt deutsch, daß sie nicht früh sollten dieselbe Unbefriedigtheit mit den kirchlichen Anstalten verspürt haben, welche der Wirksamkeit Spener's anderwärts die Gemüther eröffnete. So sahen denn die schwäbischen Städte gegen Ende des 17. Jahrhunderts nicht allein obrigkeitlich angeordnete Katechisationen in Spener's Sinne und Kreise häuslicher Andacht in ihren Mauern, Laienprediger, sondern auch die abirrenden Erscheinungen, Inspirirte, Träumer, Verkünder unmittelbarer Offenbarung Enthusiasten und Fanatiker aller Art, sowie in Folge derselben Abwehredicte und Anfeindung. Aber der Geist des Separatismus wuchs, ungeachtet der ernstlichen Bedrohung [59]), welche die Regierung im Jahre 1706 „gegen die anderer Orte ausgetriebenen und umvagirenden Leute' veröffentlichte. Glieder der Gemeinde von Memmingen, mit Schwärmern aus dem Elsaß verbunden, wanderten als „Inspirirte" aus ihrem Vaterlande. Der Führer des frühesten Zuges war E. L. Gruber; wegen gleicher Strenge bei Austheilung des Abendmahls, wie M. Schade in Berlin, im Jahre 1705 seiner Landpfarre entsetzt, hatte er erst in den isenburgischen freien Gemeinden Zuflucht gefunden, wo sich schwäbische Inspirirte unter ihm sammelten, und im Jahre 1715 „nach göttlichem Aufschluß, welcher auf Laubach oder Schwarzenau

lautete", die Gemeinde in Schwarzenau gegründet.[60]) Andere Ausgetriebene werden wir mit dem Jahre 1717 in Homrigshausen unweit Berleburg wiederfinden. Auffallend bleibt, daß die schwäbischen reichsunmittelbaren Herren das tiefere religiöse Bedürfniß nicht verspürten, welches anderwärts ihre Standesgenossen zu warmen Verehrern häuslicher Kirchlichkeit ausprägte. Die schwäbischen Reichsgrafen, im Gegensatz der wetterauischen und selbst der fränkischen, blieben kalt und theilnahmlos, sei es aus Leichtsinn, der in der Hofwirthschaft in Stuttgart und Ludwigsburg das unerreichbare Muster sah, oder daß sie politischen Druck weniger empfanden. Anders war es mit der freien Reichsritterschaft, welche so systematische Verfolgung durch die größern Landesherren erlitt und wegen ihres frühern Freiheitseifers von den Fürsten so gehaßt war, daß z. B. ein Oberhofprediger, wahrscheinlich zu Stuttgart, das Kirchenlied: „Komm, heiliger Geist, kehr bei uns ein", wegen des Verses: „Laß uns dein' edle Salbungskraft Empfinden und zur Ritterschaft dadurch gestärket werden"[61]), nicht singen lassen durfte! Dagegen suchte die treue Bevölkerung des Herzogthums Würtemberg unter dem unsäglichen Druck und der Schmach, welche Eberhard Ludwig, geb. 1676, über sie verhängte, religiösen Trost. Es begannen im Jahre 1708 die Zeiten, in welchen der Herzog, im Dienste einer gemeinen Buhlschaft, von Kirchlichkeit und Sitte, ja von allem fürstlichen Anstande sich lossagte und unter der Herrschaft des widerwärtigen mecklenburgischen Kebsweibes, der Grävenitz oder Gräfin von Würben, einer Verwandten jener anstößigen Pietistin am Hofe der letzten Gemahlin König Friedrich's I. von Preußen, und ihrer

Creaturen 22 schandbare Jahre verlebte. Fast mochte es scheinen, als wenn das Haus Würtemberg, vom gottseligen Christopher abstammend, damals seine Größe in einer Unsittlichkeit suchte, zu der wir nach Seitenstücken uns vergeblich in den Familien der Seleuciden, Ptolemäer und der verworfensten Imperatoren umblickten. Leopold Eberhard, geb. 1670, durch seine Mutter ein Urenkel des sittenreinen, frommen Admirals von Coligny, seit 1699 Herzog von Mümpelgard, trieb in thierischer Begierde die Verhöhnung nicht uralter Religionssatzungen allein, sondern auch von Natur eingepflanzten Abscheus vor Promiscuität aufs Unerreichbarste. Mit Anna Sabina von Hedwiger, einem angeblichen schlesischen Fräulein, seiner ersten Maitresse, die er mit ihren Brüdern in den Reichsgrafenstand erheben ließ (1702), seit 1696 verheirathet, trennt er sich (1700), um Henriette Hedwig, eines vermeintlichen Hauptmanns de L'Esperance Tochter, die er schon 1697 an einen gefälligen Herrn von Sandersleben vermählt hatte, als Kebse sich beizulegen. Die Kinder von Sandersleben, von ihm adoptirt und mit der Grafschaft Coligny beschenkt, bestimmte er den seinigen von der Gräfin Sponeck als Gatten. Gleichzeitig nahm er die jüngere Schwester Henriette Hedwig's, die ihm schon Kinder geboren, zu sich, heirathete sie im Jahre 1715 und knüpfte dann alle verschiedenartigen Bastarde, die Grafen und Gräfinnen von Sponeck und Coligny, die Barone und Baronessen von L'Esperance, mit väterlicher Sorgfalt durch Wechselheirathen aneinander! So unnatürlichem Gezüchte gedachte der Herzog sogar das Familienerbe zuzuwenden; aber als er im Jahre 1723 gestorben, erklärte der kaiserliche Reichshofrath diese Brut

fürstlicher Würde und Nachfolge unfähig, und sie verlor sich in Paris, das dadurch, „obgleich Kloake der ganzen Welt", dem Herzoge St.-Simon geschändeter erschien. War nicht, im Vergleich mit solcher Verworfenheit, selbst der geistesblödeste Pietismus ein Stand der Rechtfertigung und beifällig vor Gott und Menschen?

Nähere Schilderung eines so gebrandmarkten Fürstendaseins, dem, ständischer Verfassung ungeachtet, ein wackerer, frommer und liebenswürdiger Volksstamm als Beute verfiel, gehört nicht hierher; wir beleuchten nur die sittlichen und religiösen Gegensätze, welche jene Verspottung alles Heiligen und Rechten hervorrief. Eberhard Ludwig's verstoßene, beschimpfte Gemahlin, eine Prinzessin von Baden-Durlach, die Mutter des Erbprinzen, hatte im Gefühl ihrer Würde verschmäht, der Buhlerin das Schloß in Stuttgart einzuräumen und witfräulich in einem Landstädtchen zu leben. Johanna Elisabeth suchte und fand Ersatz für den Mangel ehelichen und weltlichen Glücks in ihrem religiösen Sinne und im Umgange mit trefflichen Verwandten. „Zur aufrichtigen und treuen Bekennerin des Weltheilands erweckt" durch den Hofprediger Gramlich, der den Muth bewiesen, der Maitresse die Aufnahme in das Kirchengebet zu verweigern, und in ihrem Entschlusse befestigt durch den Superintendenten Rieger, erzog sie zu würdiger Bestimmung ihrer Schwester Kind, Charlotte Marie Albertine, Tochter des Grafen Johann Friedrich von Leiningen-Dachsburg, auf Pattenberg unweit Dürkheim an der Hardt residirend, und Katharina's, Markgräfin von Baden-Durlach. Als Erdmann Heinrich Graf Henkel auf Pölzig, seit 1717 Witwer und seit 1725 ohne Erben, aus Familienrücksichten, um schlesische

Stammgüter nicht an die katholische Linie fallen zu lassen, eine zweite Gattin suchte, lenkte sich seine Wahl in der Stille auf jene Gräfin von Leiningen. Nach Stuttgart gereist, um die liebenswürdige Fromme persönlich kennen zu lernen, ward er von der fürstlichen Pflegemutter, welche seinen Zweck ahnen konnte, freundlichst empfangen und führte die junge Gemahlin im Herbst 1727 nach Pölzig heim. Besorgte der Gatte anfangs, daß der Gräfin, herzoglich erzogen und fürstlich ausgestattet, obgleich bei höchst mäßiger Mitgift, der Wechsel der Verhältnisse nicht gefallen würde, so war doch die Ehe gleichgestimmter Seelen überaus glücklich. Die junge Frau, welche einen Sohn, Johann Erdmann, und eine Tochter gebar, behagte sich im stillen Landleben und ordnete willig ihre Lebhaftigkeit dem sanften, gesetzten Wesen des Gatten, ihren unbedachten Wohlthätigkeitstrieb der Weisheit desselben unter. So schlang sich ein schönes Band der Religiosität und des Vertrauens um die Dulderin in Stuttgart und das zärtliche Paar in Pölzig; auf Bitten der Herzogin, die im Jahre 1733 den unwürdigen Gemahl verloren, reiste Graf Henkel im Jahre 1740 nach ihrem Lustschlosse Stetten, um ihre von treulosen Dienern zerrütteten Finanzen zu ordnen. Die gräfliche Familie wurde wie „Kinder" empfangen; der Haushalt gewann bald eine gedeihliche Umgestaltung, und dankbar erkannten die so Engverbundenen den Segen eines andächtigen Verkehrs. [62])

Dürfen wir den Witwensitz der geprüften Herzogin mit Fug in die Zahl der frommen Grafenhöfe aufnehmen, dergleichen es in jenem Lande nicht mehre gab, so gingen gleichzeitig aus den mittlern Ständen zwei Männer hervor, welche

unter allgemeinster Anerkennung in die erste Reihe der „Erweckten" gehören. Der ältere war Eberhard David Hauber, eines Predigers Sohn, geboren zu Hohenhaßlach im Würtembergischen im Jahre 1695. Früh fähig genug, um schon im Jahre 1709 die Universität Tübingen zu beziehen, zum Predigtamte vorbereitet, voll warmer Menschenliebe, glaubte der junge Magister doch erst im Jahre 1722 durch das gottergebene Verhalten eines sterbenden Mädchens zur Befestigung im „thätigen Christenthume" gelangt zu sein. Als Vicarius an der Stiftskirche in Stuttgart gewann Hauber die fromme Gunst der Herzogin, zu deren engerm Kreise er gehörte; aber eben diese Verbindung hinderte sein Fortkommen im Vaterlande; ein Professor erhielt die Bestätigung des Herzogs nicht, weil die Maitresse einen Schützling in Vorschlag gebracht. Da traf ihn, den Unzufriedenen, unerwartet der Ruf nach der Grafschaft Schaumburg (1726), den er, „weil er ihn nicht gesucht", als Wink der Vorsehung auffaßte, ungeachtet der Warnung vor dem bedenklichen Charakter seines neuen Gebieters, des Grafen Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe. Nicht ohne Bangigkeit in Stadthagen als Superintendent angelangt, wurde Hauber durch die Zuneigung und das Vertrauen beschämt, das ihm der verrufene Landesherr bewies. Zwar starb Friedrich Christian schon im Jahre 1728, aber sein Nachfolger Albrecht Wolfgang und noch mehr dessen Mutter, Johanna Sophie, die als Witwe aus England zurückkehrte und ihren Sitz in Stadthagen aufschlug, eine sehr eifrige Kirchgängerin und Beförderin religiöser Angelegenheiten, ersetzten ihm den Verlust. So bildete sich um Hauber [63]) in der Grafschaft Schaum-

burg ein durch erweckte Gesinnung verbundener Kreis, in welchem die Freiherren von Münchhausen, besonders der berühmte Premierminister in Hannover nebst seiner Gattin sich auszeichneten: eine Gemeinschaft des edelsten, maßhaltenden Pietismus, aus welcher Anton Friedrich Büsching das ehrwürdige Gesammtgepräge bis auf die Neige des Jahrhunderts in eine veränderte Welt treu übertrug. Doch wir haben zunächst den ältern Mann einzuführen, der durch seinen Landsmann Hauber dem Niedersachsen Büsching geistig nahe gerückt, unter den „erweckten" süddeutschen Gelehrten und Staatsmännern auch ohne seine Schicksale die verdienteste Berühmtheit erlangt hat.

Johann Jakob Moser, am 18. Januar 1701 zu Stuttgart aus einem Geschlechte geboren, das nach französischem Brauche der Zeit zur Noblesse de la robe gehört haben würde und in der That schon den Adel unter dem Namen Moser von Filseck und Weilersberg einmal geführt hatte, offenbarte eine so frühe Reife der Bildung und einen so ungewöhnlichen Fleiß, daß er, nicht begünstigt durch äußere Umstände, schon im 17. Jahre als Schriftsteller auftrat und sich in seinem 20. Jahre einer juristischen Professur für würdig erachtete. Dem jungen, kecken Gesellen willfahrte einer der Cabinetsminister Eberhard Ludwig's; Moser disputirte sich unerschrocken aufs Katheder; wie er jedoch des erwarteten Beifalls der Studirenden nicht theilhaftig wurde, ertrotzte er sich einen Regierungsrathstitel und reiste im Jahre 1721 arm nach Wien, um als Reichspublicist sein Glück zu versuchen. Aber so rastlos der junge Professor und Rath nach Beförderung strebte, verschmähte er, obwol hinsichts der Religion noch im „natürlichen Stande",

dieselbe durch Abschwörung des Lutherthums zu erkaufen; was er erhielt, war unter Umständen gar viel, eine kaiserliche Gnadenkette von Karl VI. und mancherlei Vertröstungen, mit denen er im Jahre 1722 nach Stuttgart heimkehrte, aber im Vaterlande als kaiserlich gesinnt keine Anstellung fand. Im Jahre 1724 wieder nach Wien gegangen, fand Moser Beschäftigung beim Reichs-Vicekanzler Grafen von Schönborn, gewann durch Arbeitsamkeit auch Eingang beim spröden Reichshofraths-Vicepräsidenten Grafen Wurmbrand, dem Schwiegervater unsers duldsamen Kasimir von Wittgenstein zu Berleburg, und ward, in Sorge um Brot für Weib und Kind, durch ein Gnadengeschenk des Kaisers einmal fast aus dem Verzagen gerettet. So blieb er noch in Wien, entsagte seinem herzoglichen Rathstitel, gewann an reicher Erfahrung im Umgange mit den höchsten Reichsbeamten, erblickte aber als ehrlicher, freimüthiger Protestant doch keine Hoffnung dauernder Versorgung. Im 25. Jahre als wirklicher Regierungsrath in Stuttgart angestellt, zeigte Moser Entschlossenheit und Umsicht, besonders in bedenklichen Religionsgeschäften, und lehrte inzwischen einmal wieder als Professor der Rechte in Tübingen, weil er nicht Lust hatte, in die neue Residenz Ludwigsburg hinauszuziehen. Da begannen die gefährlichen Anstöße seines Lebens, eben da er anfing ernstlicher über sein Christenthum nachzudenken; die Antwort Spener's auf die Frage eines „Naturalisten" beschäftigte seine wahrheitsuchende Seele. Vorlesungen und Schriften über das deutsche Staats- und das europäische Völkerrecht, voll kühnen Muths, obgleich ohne alle philosophischen Studien, erregten ihm den ersten Verdruß: man nahm herzoglicherseits seine

Scripturen in Beschlag. Schon sah er sich nach einem neuen Amte, einer Assessorstelle beim Reichkammergerichte zu Wetzlar um, zweifelte aber, eine dazu unerläßliche Eigenschaft zu erlangen, nämlich die Kunst „einen guten Stiefel zu trinken". In Wetzlar gegen andere Bewerber zurückgesetzt, legte Moser wegen gelehrter Verfolgung dennoch seine Dienste im Würtembergischen nieder, blickte nichtsdestoweniger muthig in die Welt. In seinem dreißigsten Jahre hatte der allerdings unruhige, empfindliche, derbdeutsche Mann mehr Wechsel äußerer Verhältnisse, Gefahren, Nachstellungen und Vereitelungen kennen gelernt, mehr gearbeitet als wenige in ihrem sechzigsten, und doch waren ihm die bittersten Hefen noch vorbehalten. Lange schon „zum Ernst im wahren Christenthum entschlossen" und nach den Vorstellungen anderer Zeit gewiß musterhaft fromm, betrachtete er später diese Jahre nur als „im gesetzlichen Zustande", als Gegensatz des „Gnadenbewußtseins", befangen.[64]) Noch als „geistlich todt", hatte er ohne warme Leidenschaft geheirathet; seine treffliche, gemüthvolle Frau ging ihm in religiösem Ernste voran und legte schon im Jahre 1729 zu Tübingen den Grund zu ihrem erweckten Zustande. Ohne Anleitung beteten beide Gatten eifrig miteinander, bemühten sich namentlich in Tübingen um den Verkehr mit andern Erweckten, reisten solchem selbst nach und eröffneten schon in Tübingen sonntägliche Erbauungsstunden, dergleichen seit dem Anfang des Jahrhunderts seltener geworden. Aber sie glaubten sich nicht genug zu thun, „noch der Erkenntniß ihres Herzens, der Sünde u. s. w. zu ermangeln", und schrieben es nur der göttlichen Barmherzigkeit zu, daß sie vor Irrwegen behütet wurden. Den-

noch befanden sie sich schon auf dem Standpunkte, in leiblichen Nöthen unbekümmert die Fürsorge und die „Hülfsstunde Gottes“ zu erwarten, weil ihnen im dringenden Bedürfnisse des Augenblicks mehr als einmal genau soviel unverhofft bescheert war, als sie gerade nöthig hatten. Solche Getröstung und solchen Glauben finden wir bei allen Jüngern Spener's; Wunder der Art im Leben jedes einzelnen, die zum Theil in der engen Bekanntschaft der gesammten stillen Gemeinde, in der thätigen, aufmerksamen Liebe Reicherer gegen Aermere, ihre Erklärung finden. Glücklich so gläubige Seelen, so lange sie sich vor Leichtsinn bewahren, der freilich oft genug, selbst in Naturen wie Jung-Stilling's, unter der Getröstung des unmittelbaren himmlischen Nothhelfers aufwuchert! Moser's Hausandachten in Tübingen, zahlreich besucht, entgingen noch jeder Rüge des frivolen Hofs. Um die Zeit als Eberhard Ludwig sein ungesegnetes Dasein beschloß, war Moser, obgleich noch immer mit sich unzufrieden, so vollkommen durchgebildet auch in allen gläubigen Schwächen der Schule, daß er das sogenannte „Däumeln“ (zufälliges Aufschlagen der Bibel) nicht unterließ und, wie wir noch erzählen werden, durch Orakelsprüche mit sogar namentlicher Beziehung auf seine dermaligen, ganz individuellen Verhältnisse überrascht wurde. Allein auch diese Auswüchse des Glaubens waren ihm trostbringend, als er mit dem Jahre 1733 in das mittlere, schicksalsvolle Drittheil seines Lebens trat und glänzend durch sein Beispiel bewährte, daß auch jener zahme deutsche Pietismus, sonst nur leidenden Gehorsam predigend, republikanischen Heldenmuth zu entwickeln im Stande sei.

Konnten wir unter den schwäbischen Grafen keinen namhaft machen, welcher der religiösen Zeitbewegung sich hingab, so bietet uns dagegen Ostfranken und selbst der bairische Kreis einige Familien, welche zumal durch Verzweigung über Deutschland hinaus höchst wichtig wurden: die verschwägerten Häuser Ortenburg, Wolfstein und Kastell. Ersteres, unweit Landshut begütert, aber zur wetterauschen Grafenbank gezählt, verdankte die neue Richtung, welche im wohlgeordnetem Kirchenwesen sich erkennen ließ, seiner Verwandtschaft mit den evangelischen Zinzendorfs. Die Herren von Wolfstein, uralten Herkommens, durch Kaiser Leopold zu Grafen erhoben, waren im Besitz der Herrschaften Pyrbaum und Ober-Sulzburg, in der Oberpfalz belegen. Graf Albrecht Friedrich, geb. 1644 und im Jahre 1666 mit Sophia Ludovika von Kastell-Remlingen vermählt, hatte Sophia Christiana zur Tochter (geb. 1667), welche im Jahre 1687 an Christian Heinrich, apanagirten Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach (Baireuth) verheirathet, mit ihrer Tochter die vollendete Frömmigkeit einen nordischen Königsthron besteigen sah, während ihr Sohn Georg Friedrich Karl den Heimfall der kulmbachschen Lande erlebte, ihr Bruder Christian Albrecht dagegen, erblos, dem Erlöschen des Hauses Wolfstein entgegenblickte. Ungewiß ist es, wo Sophia Christiana eine so dauernde Gemüthsumwandlung erfuhr.

Die Kastell stammen angeblich von Gotzbert, Grafen der Ostfranken in den Zeiten Pipin's ab, dessen Urenkel, als Grafen von Rothenburg urkundlich, nach den Hohenlohe das älteste Dynastengeschlecht in Franken und Erbschenken der Bischöfe von Würzburg sind. Ihre Stamm-

burg, im Bauernkriege zerstört, liegt auf dem Steigerwalde im Würzburgischen; in dem Flecken darunter residirte die Linie Kastell-Remlingen, während die zweite, Kastell-Rüdenhausen im Orte gleichen Namens auf dem Steigerwalde ihren Sitz hatte. Wolfgang Dietrich von Kastell-Remlingen, in zweiter Ehe mit Dorothea Renata, Tochter Maximilian Erasmus von Zinzendorf, vermählt und Schwager des vorletzten Grafen von Wolfstein, hatte neben mehren Söhnen Sophia Theodora zur Tochter, die, geb. im Jahre 1703, bald in der Mitte des erweckten Lebens zu Ebersdorf hervortreten wird. Das wichtigste der ältern Glieder dieser Familien, Sophia Christiana von Wolfstein, theilte mit dem fürstlichen Gatten, der anfangs zu Ober-Sulzburg, dann zu Schönberg in Franken, bis auf seinen Tod im Jahre 1708 zu Wäferlingen, einer Herrschaft im Halberstädtschen, die König Friedrich I. von Preußen dem dürftigen Vetter großmüthig eingeräumt, wohnte, demüthigendes Geschick, bis der fromme Kronprinz Christian von Dänemark ihre Tochter, Sophia Magdalena, im Jahre 1721 als Genossin des künftigen Thrones erkor, und die Mutter im Jahre 1722 unter glänzender Erbietung zum bleibenden Aufenthalt in Dänemark einlud. Vier Jahre darauf (1726) ward der Sohn der Markgräfin, Georg Friedrich Karl, geb. 1688, aus der Schule der Entbehrung zum regierenden Fürsten berufen, indem er nach seines Vetters, Georg Wilhelm's unbeerbtem Tode die, wenn auch tief verschuldeten, brandenburg-baireuthschen Lande ererbte. Sein Vorgänger sah aus seiner Ehe mit Sophia, der Tochter Johann Adolf's von Sachsen-Weißenfels und ungleichen Schwester der Gemahlin Erdmann's II., Grafen von Promnitz zu Sorau, nur eine Tochter, und hatte,

um die Nachfolge im hohenzollernschen Stammlande unbekümmert, von leichtsinnigen Weibern umgeben, nicht eben fürstliches Lob hinterlassen, so wenig als seine Witwe, die Albertinerin, welche, von der schmähsüchtigen Schwester Friedrich's des Großen, der Markgräfin von Baireuth, ziemlich als Messaline geschildert, in Erlangen ihren Hof hielt und, schon 50 Jahr alt, im Jahre 1734 Albrecht, Grafen von Hodit, jenes später so berühmte Original, heirathete. Das leichtfertige, genußsüchtige Leben zu Baireuth schildert uns der Baron von Pöllnitz aus dem Jahre 1720.[65]) Man spielte und trank nicht allein tüchtig; die anstößigsten Lustbarkeiten verbarg den Augen der Welt die Hermitage, ein phantastisch ausgeschmücktes Schloß, in welchem Markgraf Georg Wilhelm als Pater superior der Einsiedlermönche, zwölf an der Zahl, waltete, während die Einsiedlerinnen, unter der Markgräfin Aufsicht, gegenüber in besondern Cellen wohnten. Außerdem hatte jeder Bruder und jede Schwester des Ordens einen eigenen Pavillon, tief unter Bäumen versteckt, wohin sich Liebhaber der Einsamkeit nach der gemeinsamen Tafel zurückzogen und die verschiedenen Geschlechter sich das Gelübde des Stillschweigens durch gegenseitige Besuche erträglich machten, bis die Glöcklein des Superiors und der Superiorin, beantwortet aus sämmtlichen Cellen und Klausen, zur erlaubten Recreation riefen. So nahe die Vergleichung dieser Waldeinsamkeit mit den gleichzeitigen frommen Absonderungen in der Grafschaft Wittgenstein liegen möchte, so hatte doch der Pietismus daran keinen Antheil; es war die Variation irgend der verliebten Laune eines französischen Prinzen oder einer Prinzessin, etwa der Monpensier, zur Abwechselung sonst modischer Schäferspiele. Indem wir

noch hinzufügen, daß Georg Wilhelm eine förmlich titulirte Maitresse unterhielt, wird wol Niemand versucht werden, den Markgrafenhof den frommen Grafenhöfen beizuzählen, zumal, wenn er in den Denkwürdigkeiten der Schwester Friedrich's gelesen hat, auf welche schändliche Weise das Jugendglück der einzigen Tochter des markgräflichen Paares verrathen ward. [66])

Der Nachfolger, Georg Friedrich Karl, zeigte löblichen Ernst, die Lage des Landes zu verbessern, reiste einige Zeit in die Fremde, um am Hofhalt zu ersparen, und beobachtete in allem jenen kärglichen Zuschnitt des äußern Lebens, an welchem die Schwiegertochter, die Prinzessin von Preußen, seinem Sohne Friedrich im Jahre 1731 vermählt, so unbilligen Anstoß nahm. Unerfreulich war nur die Trennung von seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Holstein-Beck, von der er sich schon im Jahre 1716 zu Berlin hatte scheiden müssen. Des Markgrafen andere Schwester, mit ihrer Mutter an den dänischen Hof gezogen, hatte schon im Jahre 1723 einen Gatten an Georg Albert, Fürsten zu Ostfriesland, gefunden. Verwandtschaftsverhältnisse der Art zu anerkannt frommen Häusern, Dänemark, Kastell, Wolfstein, Zinzendorf, Ostfriesland, verfehlten ihre Rückwirkung auf Baireuth nicht, sodaß wir schon im Jahre 1730 den aus Teschen verjagten Prediger Steinmetz dort versorgt sehen. Gleichwol wurden dem Diaconus Haller zu Erlangen in einer sehr gemäßigt abgefaßten Consistorialverordnung die häuslichen Versammlungen und Betstunden untersagt (1733), sowie den Separatisten zu Neustadt an der Aisch, jedem Hausvater jedoch die Privatandacht mit den Seinen gestattet. [67])

Dagegen hatte sich plötzlich das Königreich Dänemark nicht allein als Freistätte aller, wegen abweichender frommer Gesinnung Verwiesenen aufgethan, sondern kam überhaupt als das ersehnte Land der Verheißung, als das Reich der Gottseligkeit zur gepriesensten Anerkennung. Elemente des erweckten christlichen Lebens zogen sich zwar schon durch die Anfänge der Regierung König Friedrich's IV.; allein die sündlichen Neigungen des überaus sinnlichen Herrschers, seine Prunkliebe, Kriegslust hatten zeitig unbehagliche Störung gewittert, und deshalb war schon im Jahre 1707 ein scharfes Verbot gegen die „fälschlich Erleuchteten“, gegen Hausversammlungen zur Verkleinerung des öffentlichen Gottesdienstse“ mit fiskalischer Drohung ergangen [68]) und mehrmals für die deutschen Herzogthümer erneuert worden. Seiner hartgeprüften Gemahlin dagegen, der Schwester der Fürstin von Stolberg-Geudern und Augusta's von Mecklenburg-Dargun, sowie seinem Bruder Karl durfte König Friedrich ihren andächtigen Verkehr nicht untersagen. Vielfache Fäden verknüpften dieselben mit den seelenverwandten Höfen in Deutschland; Prinz Karl war, unbekannt, ein großmüthiger Beförderer der Canstein'schen Bibelanstalt [69]), und die ostindische Mission eine frühe Frucht solcher Bestrebungen. Wahrscheinlich steht mit dem stillen Einflusse des Prinzen und der Königin in Verbindung, daß Konrad Dippel, nach misglückter medicinisch-theosophischer Praxis und wüster Verschwendung, berüchtigter durch neue antiprotestantische Schriften, im Jahre 1714 aus Holland entflohen, in Altona als dänischer Kanzleirath Unterkunft gewann. Doch hatte der Unruhige durch kecke Beschuldigung der vornehmsten Behörden in Holstein

diese Gunst bald wieder verscherzt; von neuem flüchtig, und in Hamburg auf Verlangen Dänemarks verhaftet, vor eine Commission gestellt, ward er als Verleumder im Jahre 1719 seines Titels entsetzt, seine Klagschrift von des Henkers Hand auf dem „ehrlosen“ Blocke verbrannt und er zu ewiger Gefangenschaft nach Schloß Hammerhuus auf Bornholm abgeführt, von wo, nach einer Reihe von Jahren erledigt, er wieder in der Mitte ehrfurchtsvoller Jünger auftreten wird. Erst mit dem höhern Lebensalter gelangte Friedrich IV. zu einiger Besinnung. Furcht vor der Hölle trieb ihn, der viele Jahre lang anstößiger als in der Doppelehe gelebt hatte, sich einige Wochen nach dem Tode der Dulderin Luise (März 1721) mit seiner Geliebten, der Gräfin Anna Sophia von Reventlau, trauen zu lassen. An Stelle der frühern Pracht und Vergeudung bemerkte man löbliche Sparsamkeit, doch leider auch schleichenden Einfluß des pfäffischen Bischofs Deichmann, der, im Bunde mit der ehemaligen Maitresse, zur eigenen Bereicherung schändliche Wirthschaft trieb und mit jener noch zur rechten Zeit den Kopf aus der Schlinge zog. Als im Jahre 1721 der wahrhaft fromm aufgewachsene Kronprinz Christian die Markgräfin heirathete und deren Mutter ihr nach Kopenhagen gefolgt war, harrten die Augen der gesammten vornehmen erweckten Welt auf die Todesstunde Friedrich's; straffer wurden die Fäden, welche das junge, hoffnungsreiche Paar mit den vielen Stolbergs, Solms, Reuß, Kastells, Zinzendorfs, Isenburgs bereits einigten. Endlich schlug die ersehnte Stunde am 12. October 1730; auf seinem Sterbebette in Gewissensangst, daß er dem Hause Holstein-Gottorp das Herzogthum Schleswig ge-

nommen, erhielt Friedrich auf die Frage: ob er es mit gutem Gewissen behalten könne? von seinem Beichtvater die allerdings gescheite Antwort: „Es komme darauf an, ob er es mit gutem Gewissen habe wegnehmen können; wann dieses sei oder nicht sei, so könne er es auch mit gutem Gewissen behalten oder nicht.“ [70])

Drittes Capitel.

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf in Verbindung mit allen frommen Grafenhöfen und Erweckten. — Das Reich der Gottseligkeit unter König Christian VI. in Dänemark. — Die Grafen von Lynar. — Ausgang der Grafen von Promnitz. 1744. — Dippel's Superlativ, Johann Christian Edelmann. Sein Aufenthalt in Berleburg. — Abenteuer desselben zu Potsdam am Hofe König Friedrich Wilhelm's I. 1739. — Tapfere pietistische Soldaten. Wuttgenau. — Der Feldprediger Seegebart bei Mollwitz. — König Friedrich II. Umschlag.

Mit reifer Ueberlegung haben wir den Einschlag unseres verschlungenen Gewebes bis hierher geführt, um einen Raum für die Schilderung eines Theils der Wirksamkeit des Grafen Zinzendorf einzuspannen, dem, nach Francke's Tode, die religiöse Bewegung der Zeit eigenthümliche Richtung und neue Impulse verdankte, sei es von ihm angezogen oder abgestoßen; der ferner als geistiger Mittelpunkt des erweckten Lebens der Vornehmen erscheint, ihrer Gesellschaft eine andere Färbung verlieh, und endlich auf seiner langen, unruhvollen Laufbahn die passendste Gelegenheit bietet, die hier und da uns entschlüpften Fäden der Erzählung wieder aufzunehmen.

Wunderbar persönlich gehen alle Bezüge auf ihn zurück, sowie äußerlich alles „im goldenen Zeitalter der Erwecktheit“ (1730—46) an den Thron des Königs von Dänemark sich anlehnt und dort seinen Stützpunkt aufsucht. Von vorn herein verzichten wir auf eine Charakteristik der innern Entwickelung des merkwürdigen Mannes, sowie auf die Geschichte seiner großartigen Schöpfung. Wie wir ihn betrachten als Endergebniß jener kirchlich-gemüthlichen Erregtheit, die ihm voranging, stellt sich uns auch das Herrnhuterthum als Spitze und Gipfel dar, in welche, den reinen Gemüthsboden nicht verlassend, doch social vereinzelt, Spener's Pflanzung hinauswuchs; zum Gegensatz jener Abartung, die, als gleichfalls demselben Boden entkeimt, aber dann genährt durch die üppigen Säfte eines sinnlich verirrten Mysticismus, wir in der Buttlar'schen Rotte erkannt haben. Diese dunkle Erscheinung mußten wir beleuchten; ausreichend vorhandene Darstellungen des Lebens Zinzendorf's und seines Wirkens überheben uns einer, hier zwecklosen Wiederholung bis auf Momente, die in unsere Aufgabe einschlagen.

Das Geschlecht, welchem Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf und Pottendorf, im Mai des Jahres 1700 zu Dresden geboren, entstammte, war vornehm von Vater und Mutter her, und schon deshalb gleichmäßig fromm, weil ursprünglich exulirt. Die Zinzendorf, als angesessen im Oestreich, Ober-Erlandjägermeister im Lande unter der Ens, schon unter König Ferdinand I. evangelisch, seit 1662 Reichsgrafen, wanderten der Gewissensfreiheit halber unter Ferdinand III. nach Franken aus. Unsers Grafen Großvater, Maximilian Erasmus, geb.

1633 und 1659 mit einer Fürstin von Dietrichstein vermählt, ließ sich auf Oberburg bei Nürnberg nieder; seine Töchter heiratheten in schon genannte bairisch-fränkische Grafenhäuser; seine Söhne gingen nach Kursachsen und erlangten hohe Würden. Auch die Gersdorfe, Nikolaus Ludwig's mütterliche Ahnen, hatte das Schicksal aus Böhmen nach Sachsen getrieben. Als unmündiges Kind verwaist, blieb Zinzendorf unter der liebevollen Pflege der Großmutter, jener frommen Landvoigtin, der Herzensfreundin Benigna's von Solms, da seine Mutter, wie wir sahen, im Jahre 1704 den General Natzmer heirathete. Unter dem Einflusse weiblicher Erziehung gewann schon der zarte Knabe eine so excentrische Richtung auf den Himmel, einen theologischen Ernst, den anders organisirte Seelen nicht begreifen können. Im Pädagogium zu Halle seit seinem elften Jahre erzogen, und von Francke in seiner früh selbständigen Denk- und Empfindungsweise keineswegs geschont, trug sich schon der Knabe, aller weltlichen Eitelkeit abgesagt, mit dem Gedanken, gleichjunge Mitschüler in Form von Ordensgesellschaften separatistisch „zum Dienste des Heilands" zu vereinigen. Eine wunderbare Zeit! Hundert Jahre vor dem Bunde politisch-schwärmerischer Jünglinge, ein einiges freies Deutschland auf den Hochschulen vorzubereiten, fanden sich im „löblichen Orden zum Senfkorn" hochadlige Knaben zusammen, die Weltlichkeit zu verschwören, Glieder bei Christo zu bleiben, die Heiden zu bekehren! Seit 1716 von seinen Vormündern, welche ihn auf adliger Laufbahn festhalten wollten, nach Wittenberg, dem Sitz der strengsten lutherischen Rechtgläubigkeit, geschickt, neigte er sich, ein „rigider Pietist", entschieden zur Theologie, trieb dabei „als nützlich auch

die adligen Exercitien", mied aber das Tanzen in Gesellschaft als Sünde, obwol er, „bei künstlichen Lectionen des Tanzmeisters und Bereiters den Heiland zu Hülfe nahm, um rascher die Schule durchzumachen". Ein kecker Versuch des achtzehnjährigen Jünglings, die frommen Hallenser und ihre Gegner in Wittenberg zu versöhnen, zerschlug sich schon am Abrathen seiner Mutter, bleibt aber ein Beweis, wie tiefer Ernst in der jugendlichen Seele wurzelte. Bereits blickten alle jungen Herren seiner Umgebung, von verwandter Sinnesart erfüllt, mit Ehrerbietung auf das Muster; mit bürgerlichen Studiengenossen hatte er kein Verhältniß. Standesgemäße Reisen führten ihn im Jahre 1719 erst nach Holland, überall in die Gesellschaft vornehmer Erweckten oder Erweckbaren aus verschiedenen deutschen Ländern; seine gewissenhafte Sittlichkeit widerstand, ungeachtet eines warmen Temperaments, jeder Verleitung. Schon in Amsterdam schloß er mit Heinrich XXIX. Reuß, dem Mündel unserer Bekannten in Köstritz und Pölzig, welcher unter der Führung auserlesener Hofmeister, eines Herrn von Bonin und Anton's von Geusau (geb. im Jahre 1695 zu Gandersheim, gottesfürchtig als Page bei der Aebtissin, einer Prinzessin von Braunschweig, dann unter Francke in Halle erzogen und seit 1716 Hofrath Heinrich's XXIV. Reuß zu Köstritz), die Reise eben angetreten [71]), einen Bund: „dem Heiland allein zu leben und zu dienen." Der Aufenthalt in Paris (1719—20) befestigte Zinzendorf's geistliche Grundsätze und erweiterte seinen Gedankenkreis; er lernte großgesinnte Katholiken achten, verkehrte mit Cardinälen und ausgezeichneten Religiosen, nicht ohne die hochstrebende Absicht, sie seiner Ueberzeugung zu

gewinnen; disputirte mit Erwärmung. Frauen zumal staunten den protestantischen Heiligen an, der nicht in der Oper oder in Ballsälen, sondern nur in der allerernsthaftesten Gesellschaft sich blicken ließ. Durch die Schweiz im Jahre 1720 zu seinen väterlichen Verwandten in Franken gelangt, jetzt nun schon ohne Hofmeister, dergleichen auch geistesreifern Seigneurs nicht fehlen durften, weilt er zu Kastell bei seiner Tante und erfreute sich der Gunst Sophia Christiana's, Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, der damals Dänemarks Thron noch fern stand. Eine erwachende Neigung zu seiner Muhme, der Gräfin Sophia Theodora von Kastell-Remlingen, verflocht ihn in den einzigen Roman seines Lebens, der einen unerwarteten, nicht ganz ungetadelten Ausgang nahm. Die junge Gräfin, fromm und einfach, erwiderte den Antrag des Vetters nach Mädchenart nicht gerade ablehnend, auch nicht bejahend. Zinzendorf nahm den günstigern Fall an, holte die Zustimmung seiner Großmutter in der Oberlausitz ein. Auf der Rückreise zu Heinrich XXIX., jetzt mündig und regierendem Herrn, nach Ebersdorf eingeladen, änderte er, für romantische Naturen unbegreiflich, den Leichtfertigen unzweideutig, religiös gespannten und liebefähigen Gemüthern dagegen verständlich, seinen Entschluß, und trat die, des Eheversprechens nicht geständige, Braut seinem Herzensfreunde, dem „Neunundzwanzigsten", ab, bereit, ihm das Theuerste, was er auf der Welt besäße, „um Jesu willen" zu überlassen. Bei so edelmüthigem Wettstreite spielte allerdings die junge Dame, um deren Besitz es sich handelte, nicht die wünschenswertheste Rolle; doch als sich Mutter und Bruder dem nicht unvortheilhaften Wechsel

fügten, gab sich auch die Empfindliche in Gottes Willen, und ward das Verlöbniß mit sinnvoller Feierlichkeit und im September 1721 die Vermählung vollzogen.[72]) Freudig, ein so schweres Opfer gebracht zu haben, über welches die Welt ungleich dachte — nicht so Graf Henkel und andere Gleicherweckten —, griff Zinzendorf den Plan Francke's, des seligen Freiherrn von Canstein, seines Verwandten, vornehme Stellung bei den hallischen Anstalten zu vertreten, mit Wärme auf. Francke war hocherfreut über solchen Ersatz; doch ahnete der Graf einen andern Beruf, und schloß seine Minderjährigkeit in Berlin bei der Mutter, die, bereits kopfschüttelnd über manches Beginnen des seltsamen Sohnes, die Bekleidung weltlicher Aemter mit dem frommsten Leben ganz vereinbar fand. Aller Orten, wo er weilte, andächtige Seelen um sich versammelnd, wich er schmerzlich dem Ansinnen der Verwandten, einem weltlichen Berufe zu folgen, doch mit dem Vorbehalte „Gott das Seinige nicht zu entziehen". Die Möglichkeit, im weitesten Gebiete seine frommen Träume zu verwirklichen, erschloß ihm die dänische Heirath der Tochter seiner hohen Gönnerin, der Markgräfin; schon auf dem Wege nach Kopenhagen zum Kronprinzen, dessen Oberhofmeister, Freiherr von Söhlenthal, ihm von Halle aus innig befreundet war, lenkte er auf Mahnung seiner Großmutter um, und begann im Herbst 1721 sein ziemlich müßiges Amt als Hof- und Justizrath in Dresden. Auch hier „suchte er alle Kinder Gottes, soviel er konnte, zusammen", doch mehr unter den Armen als den Reichen, erkaufte dann das Gut Bertholdsdorf bei Zittau, um selbständig patriarchalisch unter gewonnenen Seelen zu walten, und erkor als Gehülfin seiner Pläne die Gräfin

Erdmuth Dorothea, Schwester seines Freundes, Heinrich XXIX. und Enkelin Benigna's von Solms, mit der ihn der Hofprediger Schubert, jener spätere Hirt der Erweckten in Potsdam, am 7. September 1722 zu Ebersdorf vereinigte. In jenem Sommer war es, daß Christian David, der Handwerksgesell aus Senftleben in Mähren, seinen bedrängten Brüdern eine Freistatt des Gewissens zu bereiten, unter des Grafen Schutz im Walde von Bertholdsdorf den ersten Baum zum Bau von Herrnhut fällte. Den Verlockungen des Hoflebens ohne Kampf sich entziehend, sah Zinzendorf im December 1722 mit seiner Gemahlin bewegten Gemüths die Anfänge eines „neuen Kirchleins in der Kirche", heilig entschlossen, ohne Trenung vom augsburgischen Bekenntnisse die Grundgedanken Spener's auszuführen. Von jetzt an ließ es ihn in der Hauptstadt nicht ruhen, obgleich er dort nur unter Gleichgesinnten sich bewegte; zumal in Gesellschaft seines frühesten Freundes, des Barons von Wattewille aus der Schweiz. Noch fand seine geistliche Gastlichkeit und weltliche Fürsorge für die wachsende Zahl auswandernder mährischer Brüder keinen Anstoß in Prag oder in Dresden. Bereits entstand für das Bedürfniß der Gemeinde in Herrnhut eine eigene Buchdruckerei, und bildete die Verfassung sich aus, nicht ohne Widerspruch selbst der Frommen in Halle, auch nicht ohne Irrungen der Brüder selbst, welche zu beseitigen, Zinzendorf's Milde und Duldsamkeit sich gleich fähig erwies, als die Klugheit des vornehmen Weltmanns, die ersten aufziehenden Wolken zu zerstreuen. In Ebersdorf bei Heinrich XXIX., wo die neue Bibelausgabe eben erschienen, in Pölzig, bei den Solms auf Wildenfels und im weiten Kreise

der frommen Grafenhöfe, fand er überall Ermunterung und Förderung, selbst im fernen London, wo die Gräfin von Schaumburg-Lippe, vom Gemahl getrennt, mit ihm in gesegnete Verbindung trat. Endlich gelang ihm (1727) das äußere Band zu lockern, welches ihn immer wieder in Dresden festhielt; doch erst im Jahre 1732 schied er völlig aus dem lästigen Dienste. Jetzt begann die Schöpfung zu Herrnhut auch in ihrer schroffern Eigenthümlichkeit, nicht allein in Bezug auf Gesellschaftsverhältnisse und viel gerügte Sonderbarkeiten, sondern auch in ihrer Ascetik, welche jene wunderbaren Gemüther nie ermattete, herauszutreten. Boten aus der Brüderkirche wanderten in die Welt, zuerst nach Dänemark, wo Prinz Karl, des alten Königs Bruder, lebhaft seinen Antheil am gesegneten Unternehmen aussprach.

Als die letzte der unserer Aufgabe gehörigen, sah gleichzeitig das südliche Thüringen eine fromme Hofhaltung, deren Gepräge, dem Herrnhuterthume verwandter, als die geschilderten, schon von dem Heimatsboden, dem Voigtlande, Besonderes abspiegelte. In Sachsen-Saalfeld und -Koburg, der Ernestinischen Linie zuständig, regierte ein ungleiches Brüderpaar, Christian Ernest, geb. 1683, und Franz Josias, geb. 1697, Enkel Ernst's des Frommen von Gotha. Der Jüngere, ganz weltfürstlich gesinnt, liebte Prunk, geräuschvolle Festlichkeit, die Freuden der Jagd; der Aeltere, etwas geistesarm, in das engste Gemüthsleben zurückgezogen, war nicht allein durch jene peinvolle Reihe von Bußkämpfen, inneren Ringens nach Erleuchtung und Gnadenbewußtsein, der Zeugnisse der Wiedergeburt und „Versiegelung", zum Höhepunkte des damaligen, vielvermittelten Pietismus gelangt, sondern

hatte auch seinem, allerdings winzigen Hof- und Staatsleben die fremdartigste Häuslichkeit aufgenöthigt. Seit dem Jahre 1724 mit Christiana Friederika von Koß, der Tochter eines fürstlichen Stallmeisters, vermählt und von ihr und der Mutter derselben beherrscht, hatte Christian Ernest schon als Erbprinz Verehrung gegen Zinzendorf zu erkennen gegeben und ihn im Jahre 1727 zum Besuche inständigst eingeladen. Durch das „Loos“ bestimmt, dem in zweifelhaften Fällen der Graf zu folgen liebte, kam dieser über Jena und Rudolstadt, an welchen Orten es unter Gelehrten, Studenten, Bürgern und fürstlichen Personen nicht an Erweckten fehlte, nach Saalfeld, traf aber den erfreuten Prinzen erst in Koburg, entwarf auf dessen Begehren „einen Regierungsplan“, und reiste dann, zum Fürsten auf unbelauschter Fahrt „von Herzenssachen“ redend, mit ihm nach der Residenz. Unterwegs in Gräfenthal ermunterte sich die Gesellschaft mit lieblichen Liedern in der Kirche, wobei der Erbprinz die Orgel eigenhändig spielte. Auf dem Schlosse zu Saalfeld predigte der Gast über die „Tugend des wunderbaren Lichtspenders“ und erfreute die kranke Gemahlin des Wirths mit einem erbaulichen Liede; so tröstete er auch die Schwester desselben, die Fürstin zu Rudolstadt durch frommen Zuspruch.[73]) Bald nach dieser persönlichen Begegnung mit Zinzendorf, die so tiefe Spuren in Christian Ernest's Gemüth hinterließ, „daß er den Freunden des lieben Grafen erklärt, sich eher in Stücken zerreißen, als vom Herrn Jesu abbringen lassen“ zu wollen, trat er im Jahre 1729 seine Regierung nach jenes Grundsätzen an. Mangelte es gleich nicht in Saalfeld an geschickten und frommen Kirchenlehrern, dergleichen Johann Salomo

Semler's Vater, und an gelehrten Schulmännern, so wurde doch ein Fremder, ein vertriebener Schlesier, als Hofprediger, Beichtvater und Superintendent berufen; ein anderer Schicksalsgenosse erhielt das Hofdiaconat. Auch der alte Rector, ein gelehrter Bücherfreund und tüchtiger Laborant, der seinen „faulen Heinz" (den Ofen) nicht rasten ließ, fiel unbequem, weil er den Neuerungen in der Schule widerstrebte. Nach Früh-, Vormittags- und Nachmittagspredigt und Betstunde wurden alle Sonntage im Schlosse abendliche Erbauungsstunden gehalten, zu denen eine fürstliche Carrosse den Superintendenten abholte. Der herzogliche Speisesaal war mit Bänken und Stühlen und einer kleinen Orgel dazu hergerichtet, während man die daran stoßende Schloßkirche nicht benutzte. Die „Karavane" aus der Stadt, groß und glänzend, kam zeitig angewallt; steife Rangordnung blieb gebührlich beobachtet; neben dem „Proponenten" saß der Hof auf Canapés, Standes-Personen auf Bänken rechts und links, „schlechtere" standen. Auch Schüler besuchten diese erlauchten Betstunden; aber nicht sowol „geistliche Vereinigung" als allerlei weltliche Berechnung soll einen großen Theil der Versammlung gelockt haben, während die neuen schönen Liedermelodien Andere reizten, Wenigere jedoch, nach Semler's abgünstigem Urtheile, „Besserung verspürten". [74]) Männer von anerkannter Erwecktheit waren begreiflich willkommene Gäste zu Saalfeld; so J. J. Moser schon in Stuttgart eingeladen. Als er auf einer spätern Reise durch Saalfeld kam, ward der Bescheidene aus dem Wirthshause „ausgelöst" und im Schlosse einlogirt. Sobald der Bediente morgens gemeldet, der Gast sei aufgestanden, besuchte ihn der

Herzog im Schlafrock, schenkte selbst Kaffe ein und begann das „herzliche" Vergnügen. Der fürstliche Wirth fuhr ihn wol selbst neben seiner Gemahlin im Phaeton spazieren, speiste zu Nacht mit ihm allein im Cabinet; in Zusammenkünften mit den Vertrauten beteten beide Gatten gleich den Uebrigen, „aus ihrem Herzen kräftig und eindringlich".[75])

Die verheißliche Aussicht lockte scheinheilige Candidaten zu sicherm Brote nach Saalfeld, und tiefer ins Familienleben verwuchs die krankhafte Neigung, zur Gefährdung manches Seelenlebens. Prediger hielten über den Seelenzustand der Gemeindeglieder ein großes Stadtregister; die Vorsteher einzelner Erbauungsstunden hatten eben dergleichen Kalender eingeführt, daraus jeder seine Gemüthsverfassung während der ganzen vorigen Wochen hersagte. Semler's eigener Bruder erlag, da er die Stunde der „Versiegelung und den Durchbruch der Gnade" nicht verspürte, einer ungemessenen Traurigkeit, die an Wahnsinn grenzte. „Die saalfelder Frommen liefen Tag und Nacht im Walde umher, hielten Andacht im Mondenlichte, sangen die neuen Liederchen." Der Herzog gab zu solchem geistlichen Lustwandeln seine Wagen und die Bewirthung, „war auch wol selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilands willen öffentlich zu ehren". Man stellte jährliche Wallfahrten an Orte an, wo die Gnade fast sichtbar wohne; oft zog man nach Ebersdorf, dessen Bibel in Saalfeld am meisten gelesen, dessen Lieder dort am erbaulichsten gesungen wurden. Jung und Alt schien Jahre lang in ungeschwächt-verzücktem Zustande; denn die allgemeinern Privaterbauungsstunden verengerten sich

noch auf sogenannten „Herzensstunden“ für wenig Engverbundene; in mancher Gegend der Stadt gab es soviel Kapellen als Häuser; reihenweis beteten Männer und Frauen, Knaben und Mädchen „laut aus dem Herzen, zur großen Verlegenheit derer, welchen die Gabe sprudelnder religiöser Gefühle oder — Wörter fehlte“. Der junge Semler, nach einigem Widerstreben vermocht, den „Herzensstunden“ sich anzuschließen, „weil dem Hof nicht gleichgültig sei, daß der Sohn des Archidiaconus unbekehrt bleibe“, misbehagte sich anfangs unter den eintönigen Beichten des Seelenfreundes nach Tagen und Stunden. Als er, durch die Gewöhnung fast trübsinnig, freudenscheu geworden, befestigt genug schien, bestellte man den Zug der Frommsten in ihrer Schülertracht, den blauen Mänteln, nach Hof ins Zimmer des Herzogs, der, allein sie empfangend, sie zum Sitzen einlud, mit jedem einzeln über den Zustand seines Herzens redete, und sie endlich, in länger als stündiger Audienz, kniend in seiner Gegenwart beten hieß. So kämpfte sich Semler durch die Schulzeit zur Universität, ohne der „Versiegelung und Kindschaft Gottes“ sicher zu sein; er blieb, so inbrünstig er die Lieder von Herrnhut und Ebersdorf sang, „unter dem Gesetze“. Bei gewaltsamen Bestrebungen verfielen auch wol schlichte Bürger in Teufelsanfechtung; der Aberglaube wucherte umnachtend wieder auf; der Hof, der Superintendent und andere angesehene Personen stellten sich ein, um Zeugen eines Koboldsspuks zu sein, der in der großen Stube der Mädchenschule bei hellem Tage sein Wesen trieb. Schatzgraben, das Suchen des Steins der Weisen, des Lebensbalsams ging mit der Frömmigkeit Hand in Hand; im Schlosse labo-

rirte ein Kammerdiener im besondern Gewölbe auf fürstliche Kosten; unter den Bürgern gab es manchen treufleißigen Laboranten, nur keinen Adepten. Noch 20 Jahre später entdeckte das spähende Auge Semler's, als er jene unheimlich-liebe Klosterkirche seiner Vaterstadt umwandelte, im Innern Bergleute, welche auf die Anweisung eines Dominikaners nach Schätzen gruben und nur noch der Ankunft des Geisterbanners harrten! Die Kosten bestritten die fürstlichen Bewohner des Schlosses. So verdüsterten, nicht durch Spener's und Zinzendorf's unmittelbare Schuld, die Gemüther im obern Saalthal und blieben es, auch als Herzog Josias nach dem Tode des überfrommen „gefangenen" Bruders (1745) durchgreifend eine andere Hof- und Staatswirthschaft angeordnet.

Auf Zinzendorf zurückkehrend, über den selbst die frommsten Frauen, wie die Herzogswitwe in Wolfenbüttel, die Enkelin Babiena's von Promnitz, schon nicht mehr einig werden konnten: finden wir den Rastlosen, so oft die „Arbeit" in Herrnhut es gestattete, mit seiner Familie und einem demuthvollen Geleite von Brüdern und Schwestern auf jährlichen Wanderungen „botschaften", die ihn im Jahre 1728 wiederum durch die erweckten Kreise der Universität Jena und aus Dr. Buddeus wohlthuendem Verkehre — der Landesfürst Wilhelm Heinrich zu Eisenach war nicht für die häusliche Andacht — nach Weimar führten. Hier, auf der weiland reimreichen Wilhelmsburg, dem Sitze des gekrönten Palmenordens, war eine Wandlung der Gemüther im Sinne der benachbarten Höfe nicht unmerklich.[76]) Mit großem Ansehn waltete dort jener ehemalige Reisehofmeister der Reuße und Erdmann's von Promnitz (1699—1704), jetzt be-

rühmter kaiserlicher General, Freiherr von Wuttgenau, ein entschiedener Anhänger Spener's und Francke's. Im spanischen Erbfolgekriege, auf Lombardiens und Brabants Schlachtfeldern in des Erbprinzen von Hessen persönlichster Nähe, im Kampfe gegen Karl XII., im lehrreichen Umgange mit dem Chevalier Follard, unter den blutigen Siegen Eugen's bei Belgrad, in Neapel und Sicilien gegen die Spanier, zuletzt vor Messina (1719) als tapferer und wissenschaftlicher Oberst bewährt, vielfach verwundet, zum General im kaiserlichen und hessischen Dienste aufgestiegen, war Wuttgenau — merkwürdig genug — auf einer diplomatischen Sendung nach Petersburg im Jahre 1724 „durch einige Zufälle und verschiedene fromme Personen“ zur Einkehr in sein Gemüth getrieben und auf der Rückreise in Halle durch Francke selbst so kräftig erweckt worden, daß er, in vertrautem Briefwechsel mit den Hallensern bis an seinen Tod, gleichen Ruhm als frommer, denn als tapferer General hinterließ. Beide Eigenschaften verstand Eugen von Savoyen zu würdigen. Als während der gepriesenen Vertheidigung Philippsburgs durch Wuttgenau (1734) der Husarengeneral Petrasch zum Reichsfeldherrn äußerte: „jener wäre ein braver Soldat, wenn er nur nicht vom Andachtsteufel besessen wäre“, erwiderte der Prinz mit Verweisung so frecher Rede: „er wünsche noch mehr so frommer Generale zu haben.“ [77]) Wol ist es bedeutsam, daß der deutsche General an einem wegen wüster Zechgelage und toller Narrenwirthschaft verschrienen Hofe, dem des Zaren Peter I., erwecklichen Verkehr antreffen konnte; aber die deutschen Auswanderer nahmen die religiöse Richtung, die sie daheim empfangen, in die Fremde

mit; Hauslehrer und Prediger aus Francke's Schule verstärkten dieselbe; in Petersburg fand Büsching schon im Jahre 1749 häusliche Erbauungsstunden und eine besondere Gemeinde erweckter Brüder. [78]) Das Einzige, was die deutschen Vornehmen in Rußland, nicht ohne Affectation, wie der Feldmarschall Münnich, von heimischer Sinnesart treu bewahrten, war ihre kirchliche Färbung. Die russischen Ostseeprovinzen ohnehin blieben auch in dieser Beziehung dem deutschen Einflusse offen.

Eingeladen durch den General, welcher während des kurzen Friedens in Weimar bei alten Freunden gern weilte, zumal bei seinem Jugendgenossen, dem Geheimenrathspräsidenten von Rheinbaben, hoffte Zinzendorf den neuen Regenten, Ernst August, in gleicher Weise für „die Sache des Heilands" zu gewinnen, als den Vetter in Saalfeld. Allein der weltlich-prunkhafte Sinn dieses Ernestiners, dessen militairische Hofhaltung uns Pöllnitz bizarr genug beim Jahr 1729 beschreibt [79]), widerstrebte einer sittlichen Reform. Zwar hätte er den Grafen gern in seine Dienste gezogen; aber auf die Anmuthung desselben: „dem Herrn auf den Knien nachzukriechen", antwortete er: „man müsse nur den Kopf nicht hängen." [80]) Desto gesegneter war Zinzendorf's Umgang mit erweckten Personen am Hofe und in der Stadt.

Zu Gera bei Heinrich XXV. Reuß hatte er die Freude, mit dem zufällig anwesenden Kronprinzen von Dänemark, mit dessen Gemahlin und Mutter „von dem zu reden, dessen sein Herz voll war", vom Reiche Christi, welches der fromme Thronerbe zu fördern gelobte, sowie auch das junge Paar zu Ebersdorf den alten Bund erneuerte. Schwärzer schon zogen die Wolken gegen sein

Werk auf und darum trat er enger mit Gleichgesinnten, wie mit Graf Henkel und dessen Schwiegermutter, der Herzogin in Stuttgart, zusammen. Sowie die verfolgten Prediger in Schlesien, Steinmetz, den auch er dem Markgrafen empfahl, und andere, einen thätigen Vertheidiger an Zinzendorf fanden, verdankte auch ein Schwärmer nach Hochmann's Gepräge, Victor Christoph Tuchtfeld, ihm seine Befreiung aus dem Friedrichshospital in Berlin, in welches der ungnädige König den abenteuerlichen Gassen- und Waldprediger seit Jahren eingesperrt hielt. Im Jahre 1730 legte der Graf, des Gedeihens seiner Pflanzung sicher, sein Gemeindevorstandsamt nieder und umfriedigte den stillen Gottesacker am Hutberge, den auch jetzt wohl der Religiös-gleichgültigste nicht ohne Seelenbewegung betritt. [81])

Dasselbe Jahr leitet uns an der Hand des Reisenden auf einen bekannten Boden, den unsere Erzählung ein Vierteljahrhundert früher unter häßlichen Eindrücken verließ, ins Wittgensteinsche. Hier hatte Graf Kasimir zu Berleburg im Geiste unbeschränkter Duldung, gleich dem Nachbar in Büdingen, seit 1714 allen verfolgten Separatisten und von den herrschenden Kirchen sonst Abwendigen, wie jenen Schwaben, eine Freistatt eröffnet, und zu Berleburg, wie zu Schwarzenau und Homrigshausen, lebten zerstreut, nicht ohne Hader, kleine Religionsgesellschaften unter verschiedenen Häuptern. In der gräflichen Residenz selbst war der Mittelpunkt vielfacher literarisch-theologischer Thätigkeit und ein Kreis denkwürdiger Menschen vereinigt. Johann Friedrich Haug arbeitete mit geistesverwandten Gehülfen an einem großen Bibelwerke, welches in weitläufigen Anmerkungen, gleichsam als Codex, die ver-

führerischen Ansichten und Lehren der Madame Guyon, Poiret's, der Bourignon, Jakob Böhme's und anderer „Fanatiker" zusammenfaßte und zwischen 1726—42 in acht Folianten als Berleburger Bibel ausgegeben und vielfach verbreitet, jene Lehren unter der leseeifrigen niedern Bevölkerung nicht aussterben ließ. Hofprediger der lutherischen Gräfin, jener Tochter des abtrünnigen Reichshofraths-Vicepräsidenten von Wurmbrand, war M. J. F. Struensee aus Ruppin, durch Zinzendorf aus Halle empfohlen, dann seit dem Frühling 1732 Pfarrer bei St.-Ulrich in Halle. Er heirathete die Tochter eines bei allen Frommen hoch angesehenen Separatisten, des fürstlichen Hofarztes Dr. J. S. Karl, Herausgebers der „Geistlichen Fama" [82]), spätern k. dänischen Justizrathes und Leibmedicus; aus dieser Ehe ging im Jahre 1735 jener Johann Friedrich Struensee hervor, der, im Pädagogium zu Halle erzogen, durch die anstößigen, tragischen Verwickelungen seines Lebens den Beweis gab, daß düsterer Schulzwang späterhin nicht selten furchtbar sich räche.

Bald darauf kam auch Tuchtfeld, der Schützling Zinzendorf's, als Prediger an den Hof des Grafen Kasimir; die auffallendste und markirteste Erscheinung blieb dagegen — Christianus Demokritus, unser Konrad Dippel, den wir zuletzt im Kerker auf Bornholm gelassen haben (1719). Des seltsamen Mannes Kenntnisse, seine sociale Gewandtheit hatten ihm dort bald mildere Behandlung verschafft; er laborirte, besuchte als Arzt Kranke, schrieb eine antiquarische Abhandlung über Götzenbilder, die man auf der Insel ausgegraben, und erwirkte nach siebenjähriger Haft im Jahre 1726 seine Freiheit durch die Fürbitte der Kronprinzessin von Dänemark, wol nicht ohne An-

regung der stillen Verehrer des Gefangenen, deren Zahl, selbst unter Geistlichen, „der Schule weiland Valentin's von Trotzendorf, Rectors in Goldberg, gleich kam". Ein Zufall führte den Erlöseten, statt nach Deutschland, auf schwedischen Boden, auf welchem, aller strengen Edicte ungeachtet, Schwärmer und Erweckte unter den höhern Ständen sich bemerklich machten. Aus dem Hause eines gläubigen Anhängers zu Christianstadt an den Hof zu König Friedrich I., dem frühern Landgrafen von Hessen und Tröster Dr. Horch's, beschieden, sollte der berühmte Arzt den alternden Wollüstling, auch dessen Todesart an den Regenten von Frankreich erinnert [83]), entweder von wirklicher Krankheit heilen, oder dem Ungesättigten durch Wunderbalsam die schwindenden Kräfte wiedergeben. Als die schwedische Geistlichkeit solche Einladung erfuhr, drang sie auf ungesäumte Entfernung des Religionsspötters; aber der Adel, eifersüchtig auf seine Rechte und Dippeln geneigt, widersprach, und in Person holten zwei Reichsgrafen den gefeierten Gast nach Stockholm (1727). Vom Könige und der Königin, von allen vornehmen Pietisten bewillkommnet, verehrt, in seinen Schriften bewundert, ja, wie es hieß, sogar zum künftigen Erzbischofe von Upsala bestimmt, gefährdete der Unruhige seine glänzende Stellung bald, theils durch Theilnahme an den Parteien des Reichstags, theils durch eine Schrift voll lästerlicher Behauptungen gegen das Verdienst Christi. Anfangs schützte ihn die Ritterschaft und selbst Dr. Berzelius, Bischof von Gothenburg; endlich setzte dennoch der Klerus im December 1727 einen Ausweisungsbeschluß wider ihn durch, dem er voll Unlust sich fügte. Im März 1728 finden wir den Unsteten

zu Kopenhagen, im Ansehen selbst bei Hofe und den höchsten Personen; denn schon neigte sich das Leben Friedrich's IV. zum Ende. Dippel mochte jedoch zu voreilig Zeichen einer neuen Zeit erkannt haben, spannte seine Erwartung zu hoch, weshalb er unbefriedigt Dänemark verließ (September 1728), hier und da in Niedersachsen, zu Lauenburg, Lüneburg, Celle und Goslar, bei Anhängern sich verborgen aufhielt, aber, aufgespürt durch den Grimm der Geistlichkeit gegen ihren frechen Verräther, besonders des Superintendenten in Klausthal, auf Befehl der Regierungen von Hildesheim und Hannover im December 1729 ausgewiesen wurde. So gelangte der Verfolgte, kirchlich und bürgerlich Geächtete, nach einem unsteten Vierteljahrhundert wieder in die Wetterau, und genoß von nun ab im Wittgensteinschen „das schon so manchem müden Wanderer in Betracht seines Gewissens Ruhe gewährt", den Abend seines Lebens.[84]) Bis zum Mai 1730 weilte Dippel auf Schloß Wittgenstein bei seinem alten Gönner, dem weiland Oberhofmarschall Grafen August, der im Jahre 1723 seinem kinderlosen Bruder Heinrich Albert im Besitz gefolgt war; dann ging er nach Berleburg unter den Schutz des Grafen Kasimir, „um in Gesellschaft seiner Freunde, stiller Forscher Gottes", seine Tage zuzubringen. Doch wir lernen diese „stillen Forscher" und Dippel's Lebensabend am geeignetsten durch Zinzendorf kennen.

Graf Kasimir's Oberforstmeister, ein Herr von Kalckreuth, hatte, von einem Besuch in Herrnhut heimgekehrt, seinem Gebieter jene Zustände so reizend geschildert, daß dieser, dem Gründer ähnlich an Stand, Gesinnung und Wirksamkeit, unsern Grafen inständigst nach Berleburg

einlud. Zinzendorf folgte im August 1730 solcher Aufforderung um so lieber, als seiner Fähigkeit, Seelen einer gewissen Färbung, alles Haders ungeachtet, unter einem allgemeinen Bande zu vereinen, ein erwünschter Spielraum sich aufthat. Mit einigen Gemeindeältesten, nach frommer Einkehr an allen erweckten Höfen unterwegs, in Lichtenstein bei den Schönburgen, in Greiz, wo jener Vormundschaftsstreit über Heinrich XI. noch schwebte, über Ebersdorf, das ihm doppelt zu eigen war, über Lobenstein, Saalfeld, Jena, Weimar, wo bei Hofe weniger zu hoffen stand, Erfurt, Gotha, langte er Anfang September in Berleburg an, um in reger Verbindung mit dem regierenden Grafen das Versöhnungswerk unter den störrigsten Seelen, selbst jenen schwäbischen Inspirirten, zu beginnen. In Berleburg kam es unter so überwallender Bewegung der Versammelten, daß selbst jüdische Familien um Zutritt baten, am 14. September zum Abschluß. In Schwarzenau waltete er am 15. September 18 Stunden hindurch so klug und liebevoll unter den Inspirirten, sonst ämsigen Strumpfwirkern und Handwerkern, daß sie ihre Unordnung und Trennung aufgaben, einen geistlichen Inspector anerkannten und seit 16 Jahren das Abendmahl wieder kirchlich empfingen. Dreiundzwanzig Artikel, unter den Separatisten zu Berleburg und 15 unter den Schwarzenauern vereinbart, sollten eine Gemeinschaft sichern, die „bloße Uebereinstimmung der Meinungen und Formen, ohne Aenderung der Herzen" als schädliche Sekte erachtete [85]), aber ohne feste Grundlage bald wiederum zerfiel.

An den Mühen zu Berleburg, die spröden Separatisten herrnhutisch zu vereinigen, wie Graf Kasimir sehnlichst

wünschte, betheiligte sich willig der alte Feind der Kirche, Dippel, seit längerer Zeit im Briefverkehr mit Zinzendorf und durch dessen persönliche Bekanntschaft so umgewandelt, daß er mit Thränen ihn seiner Liebe versicherte, seine Versündigung an Christi Verdienst öffentlich bereuete und den Grafen für sich in einer Weise gewann, die diesem bald den herbsten Tadel der mehr rechtgläubig Frommen zuzog. Zinzendorf erklärte später, den Reuigen nicht recht verstanden zu haben; erst als Martin Dober, Töpfer seines Handwerks und Helfer an der Gemeinde zu Herrnhut, nach Berleburg (1731) kam und Zinzendorf's „lieben Gast“, den „theuren Mann“, der noch brieflich gelobt hatte, „alle Verhinderung des Teufels, der Welt und des Fleisches, wie Simson seine Stricke zu zerreißen“, schärfer geprüft, brach der Graf mit dem „heidnischen“ Verfasser der „Demonstratio evangelica“ für alle Zeit. Aus der Versammlung zu Berleburg durch den heiligen Eiferer hinausgewiesen, auch mit Dr. Karl und dem Hofprediger Struensee zerfallen, warf sich Christianus Demokritus mit aller Energie wieder auf seine alten, berüchtigten Ideen, „rasete“ noch in mancher Schrift gegen die „Religion“, gedachte in seine Heimat Darmstadt zurückzugehen, ward aber, im März 1734 in „Geschäften“ auf Schloß Wittgenstein zum alten Gönner, dem weiland Oberkammerherrn in Berlin, berufen, am 25. April todt in seinem Bette gefunden. Es hieß, rachsüchtige Feinde hätten ihm Gift beigebracht: im tollsten Uebermuth hatte er noch im Mai 1733 ein Manifest ausgegeben, welches Alles, was von seinem Tode vor 1808 gehört werden würde, für Lüge erklärte; also muß der Besitzer des Wunderbalsams sich ein bescheidenes

Lebensalter von 135 Jahren prophezeit haben. J. Chr. Edelmann, welcher im Jahre 1737 aus Berleburg mit müden Beinen über die Berge zu des „ehrlichen Dippel" Sterbeort wallfahrtete, erfuhr von sicherm Munde, daß er an einem Steckflusse gestorben und im Laasphe, unterhalb des Schlosses, begraben sei. Der „Barbier", welcher die Leiche secirt, versicherte dem neugierigen Forscher, er glaube, daß Dippelius niemals einem Weibe beigewohnt habe. [86]) Des merkwürdigen Mannes Schriften erschienen, mit seinem Bildniß versehen, zum zweiten male in Berleburg 1747 in drei Quartbänden. Auch als Dichter war er bekannt; ein von ihm verfaßtes Kirchenlied: „O Jesu, siehe drein und hilf mir Armen siegen!" ging in verschiedene Gesangbücher über. [87])

Gleich unfruchtbar auf die Dauer erwies sich die Vereinigung, welche Zinzendorf, rastlos in Werken der Sühne, in einem noch wunderlichern Kreise wetterauischer Schutzgenossen gegründet zu haben wähnte. Ein Schreiben des Vorstands der sogenannten „Inspirirten-Gemeine" lockte ihn nach Himbach im Büdingischen, auf jenen classischen Boden ungeregelter Kirchlichkeit dicht bei Marienborn, der verrufenen Hexenbrandstätte Lindheim und der öden, traurigen Ronneburg. Haupt jener Schwärmer war Friedrich Rock, ein Sattler von Handwerk, aber von geistlicher Herkunft im Würtembergischen; geb. im Jahre 1678, war er in Berlin als Gesell in Folge einer Krankheit zum ernstlichen Vorsatz gekommen, dem weltlichen Sinne zu entsagen. Nach Stuttgart im Jahre 1702 zu den dortigen Erweckten zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1707, auf Anklage der Geistlichkeit, Landes verwiesen, arbeitete dann als gräflicher Hoffattler in Ma-

rienborn und erhielt im Jahre 1714 die Gabe der Inspiration. Dieser Friedrich Rock, eine sehr merkwürdige Seelenerscheinung, die noch ein halbes Jahrhundert später Jung-Stilling den sichersten Vorgängern des nahen tausendjährigen Reiches beigesellte, war gewiß kein Betrüger; einfach, bescheiden, ohne Ziererei, der Belehrung zugänglich, „dabei in Gemeinesachen und Seelenführung sehr erfahren". Auch den Grafen, welcher den „Gnädigen Herrn" noch nicht verbannt hatte, Du nennend, erfüllte Friedrich Rock mit Ehrfurcht, so widerlich diesem die „Aussprache" desselben (die Inspiration unter krampfhafter Verzuckung und pythischer Verdrehung des Kopfs) erschien. Noch ohne verwerfendes Urtheil über das „Geheimniß" eines so „theuren Gefäßes", wählte Zinzendorf den Propheten, obgleich einen abgesagten Gegner der Wassertaufe, zum Taufzeugen seiner eben geborenen Tochter, und unterhielt brüderlichen Umgang mit ihm bis ins Jahr 1736. Zwar kam es damals zu einem Bunde der Brüder zu Herrnhut und Himbach; aber auch dieses Werk, wie das zu Berleburg, Schwarzenau und Homrighausen [88]), zerfiel schon im nächsten Jahre, besonders durch die separatistische Störrigkeit des Dr. Karl und des Pfarrers Groß in Frankfurt, der, seit 30 Jahren von der Kirche getrennt, die Spaltung der separatistischen Gemeinen in der Wetterau unterhielt. Die geistlichen Abenteuer J. Ch. Edelmann's werden uns leibhaftig in jene seltsame Gesellschaft führen.

Dagegen that die eben erfolgte Thronbesteigung Christian's VI. (October 1730), die der Wanderer, über Ebersdorf heimgekehrt, in Herrnhut erfuhr, die Hoffnung auf Verwirklichung lieber Träume auf. Es ist nicht

zu leugnen, daß Zinzendorf und seine Freunde den ausschweifenden Gedanken hegten, eine kirchlich-sittliche Gesellschaftsverfassung, wie sie die Kirchlein Spener's im Kleinen darstellten, und an frommen Höfen, wie sie zu Saalfeld und bei den Reußen ins Leben getreten, nach großem Maßstabe herrnhutisch auf das durchaus deutsche Königreich Dänemark zu übertragen. So breite Grundlage die pietistische Bewegung in deutschen Gemüthern gewonnen und an so vielen kleinen Höfen sie die Gesammterscheinung durchdrang, so wenig stand von protestantischen Staaten ersten Ranges, Sachsen, Preußen, Hannover, Schweden zu erwarten; ja, je tiefer die Richtung in die untere Bevölkerung eindrang, um so ernstlicher war Abwehr selbst in reichsfürstlichen Gebieten, wie z. B. noch Pfalzgraf Christian III. zu Zweibrücken, der Enkel von Rappoltstein, kurz vor seinem Tode (1734) alle strengen Verordnungen gegen Privatandacht, Pietismus und Separatismus, die er im Jahre 1716 thatsächlich zu Bischweiler widerrufen, erneuerte.[89]) Seines Sohnes und Nachfolgers Christian IV. Uebertritt zum Katholicismus und die von dessen Neffen erlangte Kurwürde ließ vollends jene Frühsaat auf dem linken Rheinufer verkümmern.

Wie freudig blickten nun alle Frommen auf die Sonne, welche im Norden aufging! Ihr blieben, obgleich in einer Hauptsache enttäuscht, einige Geschlechtsfolgen hindurch die Augen aller unserer Grafen und erweckten Theologen, Aerzte und Rechtsgelehrten zugewandt. Am frühesten pilgerten die Stolberge, Castell-Remlingen, die Reuße und Isenburge in das Land der Verheißung und trugen zwar weltliche Ehren und Gnaden, Elefanten- und Danebrogsritterketten, Kammer-

herrnschlüssel, Statthalterschaften, ansehnliche Amtmannswürden davon, erwärmten ihr Herz auch an der persönlichen Gottseligkeit des Herrscherpaares; allein ihre idealen Traumbilder zerrannen in der unabänderlichen Wirklichkeit. Das erfuhr zumal Zinzendorf, der vieljährige „herzliche Bekannte" des dänischen Hofs und Verwandte einflußreicher Frauen. Nicht um eine weltliche Ministerstelle zu erlangen, sondern begierig nach einem Stande, „in einem ganzen Königreiche Gutes zu schaffen und vieler Tausend Seelen Heil zu fördern", machte er sich im April 1731 unter der Beistimmung der ganzen Gemeine auf den Weg, sah sich in der dänischen Residenz nahe dem Königspalast einlogirt, merkte aber bald, „es herrsche nur Dämmerung, ungewiß ob zum Licht, oder zur Finsterniß". Sowie in der königlichen Familie, gab es viel Erweckte unter der Geistlichkeit und den hohen Beamten, aber auch viele Halbherzige. Zu den ersten gehörte der Oberkammerherr Karl von Plessen, der ihn bei der höchsten Herrschaft einführte, welche ihm die gnädigste Gesinnung bewies, aber zu lästig nur mit Ehren überlud. Neider, auch wol sehr einsichtsvolle Männer, fürchteten Zinzendorf's, des Fremden Einfluß. Ein ausschließlich weltliches Amt, ein Ministerium, widersprach seinem Sinne; ein Plan, „für seinen Heiland etwas zu thun und Seelen zu gewinnen", d. h. wol, ohne amtliche Stellung als Rathgeber des Königs auf sittliche und gesellschaftliche Neugestaltung des Reichs herrnhutisch zu wirken, scheiterte; die Kette des Danebrog, die ihm zur Krönungszeit Christian VI. selbst umhing, schlug der Enttäuschte nur auf ernstliche Mahnung seiner alten Freundin, der Markgräfin, nicht aus. Entschlossen, durch kein Amt in Dänemark, das

ihm so wenig genugthat, sich zu binden, nahm Zinzendorf erst zu Friedrichsburg persönlich und zu Schleswig mehrmals schriftlich und in einer letzten Audienz vom Könige und der Königin Abschied, und langte über Stadthagen, Wolfenbüttel und Wernigerode, an welchen Orten er mit der Witwe zu Schaumburg-Lippe, mit der Herzogin Witwe Elisabeth Sophia Maria, besonders aber mit dem Grafen Christian Ernest betete und „erweckte Versammlung bei großer Munterkeit“ hielt [90]), im Juli 1731 zu Herrnhut wieder an, der Hoffnung beraubt, durch die Großen für sein Werk zu wirken. Verbreitete sich gleich das Gerücht, Zinzendorf sei der Königsfamilie mit seinen Zumuthungen lästig gefallen, so bezeugte doch, wie wir zusammenfassen wollen, die Haltung Christian's VI. während seiner sechszehnjährigen Regierung, in wie weit er des Grafen Rathschläge zu Herzen genommen. Eine Reihe von Gesetzen, zum Theil mit barbarischen Strafbestimmungen, hatte den Zweck, Religiosität und Moral mit Gewalt ins Leben zu führen. Solchen Misbrauch der Macht konnte die sittliche Zerflossenheit, welche seit Christian's IV. Regierung um sich gegriffen, allenfalls entschuldigen, nicht rechtfertigen. Man bedenke, daß die Zahl der königlichen Bastarde hof-statistischen Unterschied erheischte. Güldenlöw hießen sie in der ersten, Daneskjöld in der zweiten Generation [91]); die letztern waren Zinzendorf's fromme Freunde von Utrecht her. Des Königs einflußreicher Beichtvater und Seelsorger, der deutsche Oberhofprediger Blum, verleitete den des besten Zweckes sich bewußten, aber schwachen und unselbständigen König zu Gewaltthaten und argen Misgriffen. Ihm zur Seite stand Dr. Karl, jener starrsinnige Separatist aus

Berleburg, jetzt Leibarzt Christian's VI., ein Mann von solcher Bedeutung in der frommen Welt, daß man sein Bildniß im Cabinet regierender Grafen, wie Heinrich's XXIX. zu Ebersdorf, antraf, und J. J. Moser, der des berühmten Günstlings zu Kopenhagen Person nie gesehen, aber im Traum erblickt hatte, nicht wenig staunte, dieselben Züge am Portrait zu erkennen! [92]) Ein Edict Christian's VI. vom Jahre 1733, welches die „sogenannten Pietisten" gegen Schelten und Verlästerung auf Kanzeln schützte und die Uebertreter mit hoher Geldstrafe, auch mit Amtsentsetzung bedrohte [93]), dürfte nur löblich dünken; aber der spätere Befehl, jeder, welcher der Morgen- oder Nachmittagspredigt nicht beiwohnte, solle um Geld büßen, bei wiederholter Verachtung des Gottesdienstes auch wol an den Pranger gestellt werden; die strenge Controle über das Betragen der Soldaten, und im Jahre 1738 das Gebot an alle königliche Beamte, Aeltern, Hausväter und Gastwirthe, die Begeher von „Zungenverbrechen", Gotteslästerung, Fluchen, ungeziemender Scherze, Misbrauch des göttlichen Wortes anzuzeigen und die Strafbestimmungen über unterlassene Anzeigen, „konnten doch nimmer wahre Religiosität, sondern nur Heuchelei, Scheinheiligkeit oder Gemüthsverdüsterung zur Folge haben". Unchristlich, ja unmenschlich, im germanischen Europa unerhört, war das Gesetz, welches den eines Mordversuchs Ueberführten zu neunwöchentlicher Auspeitschung und ohne Gnadenstoß von unten auf gerädert zu werden, verurtheilte! Daß Schauspielern, selbst unschuldigen Marionetten, Seiltänzern und dergleichen, das gottselige Reich versperrt blieb, versteht sich von selbst. Des Hofes ernste Haltung und

die reinere Sittlichkeit der höhern Stände, das treffliche Schulwesen, freilich auf leibeigenen Dörfern, die Sorgfalt für einzelne Wissenschaften verbreiteten den Ruhm des frommen Kronenträgers auch im religiösgestimmten Auslande; aber Dänemarks politische Ohnmacht wurde zum Spott durch die Rathschläge pietistischer Geistesblödigkeit, und sterbend (1746) hinterließ der gottselige König statt eines gefüllten Schatzes, den er selbst von seinem Vater überkommen, eine drückende Schuldenlast!

Aus der Zahl frommer deutscher Berühmtheiten, welche auf den lockenden Dienst in Dänemark blickten, nennen wir J. J. Moser, den Zinzendorf's Empfehlung gleichwol nicht förderte, da ihm ein anderer zur Leitung des Kronprinzen vorgezogen wurde. Erwünschter ging es dem Grafen Heinrich XXIV. Reuß, indem nicht allein dessen Söhne, Heinrich XII., Kammerherr und Gardecapitain, Heinrich VI. Oberhofmeister der Ritterakademie zu Soröe und Amtmann zu Soröe und Ringstedt wurden, sondern auch dessen Schwiegersohn, wie wir erfahren werden, zu bedeutenden Staatswürden emporstieg. Ja, selbst Erdmann Heinrich Graf Henkel konnte in höhern Lebensjahren der Versuchung nicht widerstehen, seinen Patriarchensitz in Pölzig bei dem unsichersten Hoffnungsschimmer zu verlassen und der Verfügung des frommen Königs seine Person zu einer Stellung anheimzugeben, die gerade in ihrer Unbestimmtheit den Träumern besonders erwünscht war. Auf einen Wink Christian's VI. reiste er im Jahre 1734 über Baruth, Kloster-Bergen, wo bereits Steinmetz im Jahre 1733 als Abt eine reiche Wirksamkeit gefunden, nach Wernigerode, dessen Graf, als regierender Herr sonst seine Unabhängigkeit bewahrend,

gleichwol dem hohen königlichen Verwandten — ihre Mütter waren ja Schwestern — nach Bremen und Oldenburg entgegenging. Alle Freunde des Grafen Henkel waren der Meinung, einen dänischen Dienst nicht auszuschlagen, der ihm Gelegenheit zur Förderung des Christenthums gewähre. Christian VI. beschied den zu Wernigerode Harrenden durch Graf Christian Ernest zu sich nach Altona; schon kleinmüthig begab dieser sich nach Hamburg, wo er seinen Freund aus Köstritz, Heinrich XXIV. traf, mit ihm in Altona der dänischen Majestät aufwartete, und obgleich gnädigst empfangen, in einer besondern Audienz sich bald überzeugte, daß ihm die gehoffte „Wirksamkeit für den Heiland" in Dänemark so wenig beschieden sei als dem Grafen Zinzendorf.

In mehr weltlicher Thätigkeit treffen wir am Hofe in Kopenhagen Ludwig Friedrich Grafen von Castell-Remlingen, Ludwig Kasimir Grafen von Isenburg-Büdingen, Ernest Kasimir's ältesten Sohn, Heinrich VI. Reuß, Heinrich XII. Reuß; und anfangs als Kammerherrn, Rittermeister der Leibgarde zu Pferde Christian Günther zu Stolberg-Stolberg, geb. 1714, bald in steigender Geltung als Amtmann zu Bramstedt, zu Segeberg, seit dem 25. December 1744 Gemahl einer Verwandten der Königsfamilie, merkwürdiger noch als Vater des gefeierten Dichterpaars Christian und Leopold Friedrich. Wol verwandtschaftliche Rücksicht hatte schon im Jahre 1733 Friedrich Karl, Grafen zu Stolberg-Geudern, den später von Kaiser Karl VII. im Jahre 1742 gefürsteten Großvater der Herzogin von Albany, jener Muse Vittorio Alfieri's, zum Ritter des Elefantenordens erhoben, dessen Ernest Kasimir Graf von Büdingen, der Schutzherr freier Ge-

meinden, erst im Jahre 1738 gewürdigt wurde; Heinrich Ernest, Erbgraf von Wernigerode und Schwiegersohn des trübsinnigen Erdmann Grafen von Promnitz-Sorau, sehen wir zeitig, wie andere seiner Sippen, mit dem Danebrog geschmückt, vermissen aber in der Reihe der Ritter so entschieden frommen Verdienstes den ältesten Sohn der Fürstin von Geudern, Christian Ernest, den Träger des schwarzen Adlerordens. Auch Johann Sigmund Schulin, als armer Candidat aus Franken eingewandert, stand schon in einflußreichem Amte.

Wurde vielen deutschen Grafen nur ein Orden als weltliche Anerkennung ihres frommen Sinnes zu theil, wenn es an wünschenswerthen Aemtern fehlte, so trug beides davon: Rochus Friedrich, Graf zu Lynar, mit dem wir die Reihe der frommen Grafenhöfe schließen, nur Weniges über die Abstammung des Geschlechts hinzufügend. Die Lynar, ein Zweig der alten ghibellinischen Guerini in Toscana, eine friedliche Flachsblüte im Schilde führend, waren unter Katharina von Medici erst nach Frankreich, dann durch Rochus Guerini im Jahre 1569 nach Deutschland übergesiedelt. Als entschiedener Hugenotte und Gemahl einer Hugenottin, Anna de Montot, zum Pfalzgrafen Johann Kasimir nach Heidelberg gekommen, bahnte er sich durch seine Kenntnisse des Festungsbaus und der Geschützkunst den Weg nach Dresden, Kassel, Dessau und im Jahre 1578 endlich nach Berlin. Berühmt wegen seiner Kriegsbauten, namentlich zu Spandau, vertrauter Rath des Kurfürsten Johann George, so eifriger Beobachter der politischen und kirchlichen Wirren, daß neue Zeitungen aus Frankreich, neue Bücher, wie die „Discours“ von La Noue, ihm zuerst zur Kunde gelangten,

streng in kirchlichen Dingen, obgleich kein Feind des Zechgelags und ein Liebhaber des modischen Kartenspiels, des „Primirens“, jovial, leutselig, Gönner und Anhänger Leonhard Thurneissen's, des weltberufenen kurfürstlichen Leibarztes, der in den Räumen des Grauen Klosters in Berlin laborirte, Kalender druckte und Talismane zum unbezweifelten Schutze gläubiger Kriegsleute anfertigte, starb der „wälsche Graf“ hochangesehen im Jahre 1596. Sein Sohn Johann Kasimir, schon ein ganzer Brandenburger, während der Vater, besage seines Tagebuchs, im wunderlichsten Deutsch sich übte, heirathete klug die reiche Tochter Lambert Distelmayer's, berühmten kurfürstlichen Kanzlers, die nach des Gatten Tode im Jahre 1621 die Herrschaft Lübbenau im Spreewalde kaufte; durch ämsigen Erwerb vergrößert, kam das schöne Besitzthum an den frommen Enkel, Sigmund Kasimir, und den Urenkel, Friedrich Kasimir, geb. 1673, dem seine Gemahlin Eva Elisabeth, Gräfin von Windischgrätz, zwei ungleiche Söhne gebar, Moritz Karl (geb. 1702) und Rochus Friedrich, geboren zu Schloß Lübbenau im Jahre 1708. [94]) Verkehr mit den benachbarten erweckten Häusern der Solms zu Baruth und Sonnewalde, der Promnitze zu Sorau, bestimmte die Mutter, im Jahre 1716 verwitwet, ihren jüngern Sohn im Jahre 1724 dem Grafen Heinrich XXIV. Reuß zu Köstritz anzuvertrauen, welcher als frommer und standesmäßer Erzieher junger Herren bei allen seelenverwandten Höfen eines hohen Ruhms genoß. Graf Rochus Friedrich, bereits durch die Mutter gottesfürchtig erzogen, befestigte sich in solcher Gesinnung nach dem Beispiele Heinrich's XXIV., bezog im Jahre 1726 mit Heinrich VI., dem ältesten

Sohne zu Köstritz, unter des Herrn von Geusau Leitung die Universität Jena, wo Rambach bereits dem Jünglinge einen Band Predigten widmete, studirte dann noch in Halle (1720) besonders Theologie und alte Sprachen mit solchem Eifer, „als wolle er Doctor und Professor werden". Aber ihm war eine andere Bahn vorgezeichnet, zu welcher überwiegend fromme Ausbildung weniger zu befähigen scheint. Nach einer kurzen Umschau in Dänemark (1730) und in Schweden durch den weltklugen Grafen Heinrich XXIV. zu Staatsgeschäften und zur Diplomatie bestimmt, damit die erweckte Partei in Dänemark auch auf solche Wirksamkeit sich stütze, durchreiste er erst mit Heinrich VI. Reuß, unter Geusau's bewährter Führung, die Hauptstädte Europas, und ward dann im Jahre 1733 mit seinem jungen Gefährten als Kammerherr bei Christian VI. angestellt. Indem der Graf zu Lynar Eifer, Fleiß und Geschicklichkeit in Staatsgeschäften bekundete, erhielt er im Jahre 1734, eben als Graf Henkel unbefriedigt aus Altona heimkehrte, bereits mit einem Gehalte von 4000 Thalern unmittelbaren Staatsdienst und wurde, nachdem er im Mai 1735 zu Köstritz mit Sophia Maria Helena, der Tochter seines väterlichen Freundes Heinrich's XXIV., sich vermählt, als außerordentlicher Gesandter nach Stockholm geschickt, um in Verein mit Frankreich der Obergewalt Rußlands im Norden entgegenzuarbeiten. Gleichwol stellte es sich während der langen diplomatischen Laufbahn des Grafen zu Lynar heraus, daß auch bei persönlichem Ehrgeize, vielfachen Kenntnissen und nicht gewöhnlichen Verstandeskräften *vorwaltend* pietistische Frömmigkeit eine großartige, selbständige Diplomatie hemme, ja unmöglich

mache, indem die Grundsätze, das Reich der Gottseligkeit als höchstes Ziel zu fördern, Verwerfung von Mitteln bedingen, deren rücksichtslose, kühne Anwendung die politischen Erfolge verbürgt und sichert. Daß damit nicht gesagt sei, ein Diplomat dürfe auch die unsittlichsten Mittel nicht scheuen, um gerade durch sie seine Zwecke zu erreichen, daß der Gebrauch solcher Mittel selten dauernde, nie ehrenvolle Vortheile erlange, zeigt unsers Grafen Bruder mit schlagendem Beispiele. Graf Moritz Karl, der „schöne Lynar", in anderer Schule als zu Köstritz gebildet, ward im Jahre 1741 vom Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen nach Petersburg geschickt, um in Verbindung mit dem Marchese di Botta die Regentin-Großfürstin Anna zu vermögen, das preußische Bündniß gegen ein sächsisch-östreichisches aufzugeben. Der schöne, äußerer Pracht holde Diplomat wußte die Liebe der sonst indolenten Großnichte Kaiser Peter's I. bis zu solcher Leidenschaft anzufachen, daß sie nicht allein eheliche Pflicht und sittliche Rücksicht aus den Augen setzte, sondern in vollständiger Selbstvergessenheit die eigene Gefahr und die Bedrohung ihres Sohnes, Iwan III., nicht ermaß. Statt treu seiner Sendung, für die Herrscherin zu wachen, sie zu warnen, ließ Graf Lynar sich einschläfern und fügte sich, bei weitem schimpflicher einem Manne als ähnlichenfalls einem Weibe wie der Grävenitz bei ihrer Heirath mit dem Titulargatten, dem Plane seiner kaiserlichen Geliebten, die vertraute Hofdame derselben, Baronesse Juliane von Mengden zu heirathen, um noch bequemer das anstößige Verhältniß fortzusetzen. Lynar, verblendet durch sein Glück, eilte, von der Titularbraut hohe Summen entlehnend,

nach Dresden, um dort seinen Abschied einzuholen, den er begreiflicherweise ohne Säumen erhielt. Auf der Rückkehr schon bis Königsberg gekommen, erfuhr er dort die Schreckenskunde, Elisabeth Petrowna habe die Iwanowna, die ungewarnte, gestürzt. Beschämt nach Sachsen heimgegangen, konnte Graf Moritz Karl zwar von Weltklugen nicht getadelt werden, daß er nach 20 Jahren einer im Elende gealterten Braut das Gelübde der Scheinehe nicht hielt; aber ehrenvoll war es sicher nicht, daß er die Gläubigerin abwies, weil sie sein Schuldbekenntniß nicht aufzuzeigen vermochte, und erst, als ein Zufall die Urkunde an den Tag brachte, unter Katharina's II. Regierung, gezwungen, das Capital ohne Zinsen zurückzahlte.

Sehen wir hier eine unfromme, unsittliche Diplomatie beschimpft und unglücklich, so erblicken wir gleichzeitig die dänische fromme Diplomatie verspottet und erfolglos, diesmal freilich noch ohne des gottseligen Grafen Antheil, dem erst später „durch den heiligen Geist beschieden war", feindliche Heere, gleich einem zweiten Josua die Sonne, aufzuhalten. Der schwedische Bauernstand, geneigt der Wahl des dänischen Kronprinzen zum Nachfolger Friedrich's I., zog aus Dalekarlien, einige Tausend Mann stark, im Jahre 1743 auf Stockholm, seine Wahl zu behaupten. Dänische Unterstützung mit Geld und Rath hätte das Unternehmen, eine zweite Union von Kalmar, gesichert; aber der Hofprediger Blum stellte Christian VI. vor, „wie ohne Blutvergießen solches nicht ausgeführt werden könne, und vor Gott unverantwortlich sei, einer Krone wegen Menschenblut zu ergießen". Der fromme König folgte dem Bedenken; die Dalekarlen, ohne Geld, ohne einen staats-

klugen, beherzten Anführer, büßten mit ihrem Blute einen Anschlag, zu welchem sie ursprünglich dänischerseits angeregt waren.[95]) Vorher schon, im Jahre 1740, hatte Graf Rochus Friedrich, abberufen aus Stockholm, wo er wenigstens beim alten Wollüstling Friedrich sich beliebt gemacht, mit dem Danebrogorden einen Sitz im Obergerichte zu Gottorp und die wichtigste Amtmannsstelle in Holstein, das Amt Steinburg mit trefflichen Einkünften erlangt, in welchem der sonst steifceremonielle gräfliche Hofmann durch Leutseligkeit die Zuneigung der reichen Marschbauern gewann.

Haben wir angedeutet, daß der „wahre Pietismus" oder „die Pietät", von welcher jener nur eigenthümliche Ausdrucksweise, nicht eben glücklich in der Diplomatie dieser verdorbenen Welt sich gerire, so erfuhr Deutschland um dieselbe Zeit, daß, unter bestimmten Maßgaben, der zweifelloseste Pietismus einen General fähig erhalte, durch die tapfersten Thaten sich ewigen Ruhm zu erwerben. Die Geschichte bietet zwar kein Beispiel, daß ein Feldherr, außerhalb der herkömmlichen Weise fromm, in Feldzügen, auf Schlachtfeldern die geniale Sieghaftigkeit eines Friedrich's II. oder Napoleon bewiesen habe, und am wenigsten würde Gustav Adolf einzig zu jenen Zweien gehören, hätte er die Pietät der Schule Spener's sich angeeignet. Aber sicher bleibt: wo einem wahrhaft gottesfürchtigen General das Einhalten einer gemessenen, von genialer Selbstbestimmung unabhängigen, Wirksamkeit obliegt, wie etwa in einer belagerten Festung, kann solche Pflicht nicht unverbrüchlicher, heiliger geübt werden. Diese Behauptung bewährte unser Freiherr von Wuttgenau, Francke's und der hallischen Theologen geschworener Anhänger.

Nach wechselndem Verweilen am Hofe zu Weimar, Dresden und auf seinen Gütern in Schlesien, im Herbst des Jahres 1729 mit Florentine von Buttlar, einer Muhme der verschollenen Dr. Leanderin oder Barchfeld, verheirathet, ging er im Jahre 1730 als kaiserlicher Generalfeldwachtmeister nach Italien, befehligte beim Ausbruch des Krieges um die polnische Königswahl (1733) erst in Schlesien und erhielt dann an Seckendorf's, des frühern Gesandten in Berlin, Stelle als Generalfeldmarschalllieutenant das Obercommando der Reichsfestung Philippsburg. Unermüdliche Arbeit Tag und Nacht, Aufwendung seines eigenen Geldes, setzte das rheinische Bollwerk, ungeachtet Wuttgenau's heftiger Klagen beim Reichstage zu Regensburg an Kriegsmitteln und Garnison verwahrloset, in den Stand, dem Marschall Herzog von Berwick und seinem starken Heere die Stirn zu bieten. Jener Stuart selbst und eine große Zahl französischer Offiziere fielen während der Belagerung; erst am 18. Juli 1734, weder durch die Reichsarmee noch durch die Preußen entsetzt, eröffnete unter ehrenvoller Capitulation Wuttgenau dem Marschall von Asfeld die Feste, hochgeehrt auch von Ludwig XV., welcher den Deutschen seinen Befehlshabern zum Muster empfahl. Dankbar erkannten auch die Stände in Regensburg die Verdienste des Freiherrn, dem nur ein energischeres Kriegshaupt zu wünschen gewesen. Mantuas Vertheidigung gegen innere und äußere Feinde lag dem kaiserlichen Generalfeldzeugmeister zunächst ob; im Jahre 1736 die Oberaufsicht sämmtlicher Festungen in den habsburgischen Erblanden. Aber schon auf dem Wege nach Ungarn erkrankte Wuttgenau nahe bei Stuhlweissenburg und starb im December 1736,

noch im Grabe vom Kaiser hochgeehrt. Unser frommer General, galant und prachtliebend im Aeußern, haßte den Trunk, nicht so das Spiel, schon vor seiner Erweckung; später „alles üppige und ruchlose Weltwesen“. Freund der Wissenschaften, auch des Sprachstudiums, verlieh er persönlichen und militairischen Vorzügen doch erst durch seinen Eifer für das „thätige Christenthum“ die tiefere Bedeutung.

Ein Seitenstück zu dem tapfern pietistischen General bietet aus derselben Zeit die freiwillige Tapferkeit eines pietistischen Predigers, des Feldpredigers J. F. Seegebart. Dieser wackere Mann, geb. im Jahre 1714 im Magdeburgischen, auf den halleschen Anstalten gebildet, stand während des ersten schlesischen Krieges als Feldprediger beim preußischen Infanterieregiment Prinz Leopold von Anhalt-Dessau und bethätigte die Gesinnung seiner Schule unter allen Vorkommnissen seines Berufs, wie uns das vorliegende Tagebuch desselben an vielen Stellen lehrt. Als in der Schlacht von Chotusitz (Czaslau), 17. Mai 1742, der linke preußische Flügel in unordentliche Flucht gestürzt wurde, trug der Muth und das persönliche Beispiel des Predigers nicht wenig zur siegreichen Wendung bei. Der Bescheidene erzählt selbst in einem Briefe an den Professor Dr. J. D. Michaelis in Halle: „Er habe sich für seine Person bei dieser Action auch etwas exponirt, wenigstens soviel, als man immer von seines Gleichen erwarten könne. Zu Anfang sei er zwar an dem Orte, wo es am hitzigsten zuging und so hitzig als es in der Welt nur möglich ist, hinter seinem Regimente geblieben, wo die Kanonen- und Musketenkugeln über seinen Kopf gleichsam regneten. Als aber das Regiment retirirte und

zum Theil mit feindlicher Cavalerie und Grenadieren vermischt war, sei er spornstreichs hin und wieder durch dasselbe gejagt und habe den Burschen und Offizieren beweglich und recht ernstlich zugeredet, sich wieder zu setzen und sich zu fassen. Einige waren mit lautem Ja bereit und willig, wurden aber von der andringenden Macht verhindert, kamen doch wieder zu stehen, und das ganze Regiment sagte (auch der Prinz in Gegenwart aller Prinzen der Armee, als er ihn den Tag nach der Bataille vor dem Hauptquartiere sprach, sagte es mit vieler Grazie), er hätte Vieles dazu beigetragen. Die Kugeln flogen ihm so dicht um den Kopf, als wenn man in einem Schwarm sausender Mücken steht, doch habe Gottlob ihn keine, nicht mal den Roquelor verletzt." Seine Lebhaftigkeit trieb ihn aber noch zu mehren Wagnissen an; denn er sammelte einige Schwadronen Cavalerie, die in Confusion waren, vom linken Flügel, brachte sie in Ordnung, daß sie in seiner Gegenwart die feindliche Cavalerie angriffen und zurückschlugen. Er war so dreist, daß er sich zu General und Obersten machte, sie bei der Hand faßte und im Namen Gottes und des Königs bat, ihre Leute wieder zu sammeln. Er brauchte allerlei Beredsamkeit und man folgte ihm in allen Dingen. Zu seiner Verwunderung wurde sein kleiner Fuchs von den schweren Pferden nicht zertreten; es schien, als wenn alles vor ihm auswiche und Platz machte. Er that und redete als ein Feldmarschall und bemerkte augenblicklich die Wirkung seiner Zureden und Vorstellungen an der Leute Geberde und Gehorsam. Sein Gemüth war Gott ergeben und in guter Fassung. Selbst noch eine Viertelmeile vom Schlachtfelde sammelte er einen großen Haufen fliehender

Cavalerie vom linken und rechten Flügel, was ihm nach großer Mühe endlich gelang, und führte sie zurück, bis auf das Schlachtfeld, wo sie auch sogleich dem Feinde nachging und ihn verfolgte. Diese Cavalerie, welche auf seine Vorstellung wieder zu agiren anfing, war über 20 Schwadronen stark. Ihn däuchte nicht etwas gethan zu haben, was seinem Amte unanständig wäre. „Ein wahres Mitleiden mit den Verjagten und Verfolgten und die starke Impression von seinem Amte als Feldprediger habe ihn dazu vermocht; habe er zu viel gethan, so habe er es Gott und dem Könige gethan.“ „Die Sache“, fährt Seegebart fort, „ist beim Könige, der Generalität, ja der ganzen Armee bekannt geworden, und redete man in den ersten Tagen selten von dem Siege, den uns Gott gegeben, daß man meiner nicht gedachte. Wenn ich ein Narr wäre, so hätte ich die beste Gelegenheit mich aufzublasen gehabt. Der König hat mir durch den Prinzen ein sehr gnädiges Compliment machen und mich versichern lassen, ich sollte die beste Pfarrstelle in allen seinen Landen haben, wozu der Prinz hernach hinzugesetzt: wenn das nicht geschähe, so wolle er mir die beste in seinem Fürstenthume geben; denn ich hätte in der Bataille nicht nur wie ein Prediger, sondern auch wie ein braver Mann gethan.“ 96)

Ungeachtet das Gerücht nicht unwahrscheinlich ist, Friedrich habe dem Feldprediger solchen Schlages eine Hauptmannsstelle angeboten, und ungeachtet unser tapferer Pietist zum Lohn schon im Sommer 1742 die ansehnliche Pfarre in Exin bei Brandenburg erhielt, wo er, mit dem Lobe eines wahrhaft frommen und treuen Seelsorgers und betriebsamen Landwirths, schon im Jahre 1752 starb,

bleibt es merkwürdig, daß der gekrönte Sieger, wo er von der Schlacht bei Chotusitz spricht, nicht nur nirgends Seegebart's erwähnt, sondern ihn selbst absichtlich ignorirt. Jene außerordentliche That des preußischen Feldpredigers, oder vielmehr des „Unbekannten“, bildete, geschminkt und entstellt, das Tagesgespräch. Jordan erwähnt deshalb in einem Briefe vom 27. Mai 1742 an den König jenes räthselhaften Ereignisses von dem „Unbekannten“, der ohne seinen Namen zu nennen, verschwunden sei; worauf Friedrich II., vielleicht in einer Art von Schamgefühl, daß ein bespöttelter Schwarzrock zum Siege beigetragen, am 5. Juni antwortete: Die Geschichte vom Unbekannten sei eine reine Fabel. Ein Postmeister habe dazu Anlaß gegeben, welcher, beim Gepäcke sich befindend, im Kampfe mit den andern mehr Sicherheit zu finden glaubte, als allein bei dem Gepäcke zu bleiben.“ [97])

Würde dieselbe That von einem gewöhnlichen Feldprediger in den preußischen Heldenkriegen berichtet, so würden wir sie nicht berühren; indessen als von einem Geistlichen des ausgeprägtesten halleschen Pietismus ausgegangen, mußten wir ihrer erwähnen, um anzudeuten, daß ein Kriegsheer, aus frommen Soldaten jener Art gebildet, selbst wenn ihnen des Kampfes Gegenstand nicht klar wäre, in militairischer Thätigkeit gewiß nicht zurückstände.

Unserm Zinzendorf dagegen blieb die Anerkennung, das Gute auch nur gewollt zu haben, von vielen Seiten hartnäckig versagt. Bemüht, die Gräflichkeit ganz abzustreifen, sah er sich durch die Ordenskette noch mehr gefesselt. Die Klagen der kaiserlichen Regierung über das

Hinüberziehen ungefügiger Unterthanen verursachte die erste kurfürstliche Commission in Herrnhut; der bald darauf erfolgte Befehl, seine Güter zu verkaufen, dem er durch Ueberlassung seines ganzen Besitzthums an seine Gemahlin zuvorgekommen, wies ihn zuerst aus der Heimat in die Fremde. Durch die Facultät in Tübingen (März 1733) mit dem Zeugniß ausgerüstet, daß die mährische Brudergemeinde in Uebereinstimmung mit der evangelischen Lehre verharre, und nach Sachsen zurückgekehrt, genoß der Pilger eine kurze Zeit mildere Behandlung von dem neuen Landesherrn. Um sein langgenährtes Vorhaben, in den geistlichen Stand zu treten, endlich ausführen zu können, reiste Zinzendorf unerkannt nach Stralsund, unterzog sich einer strengen theologischen Prüfung vor dem dortigen freigesinnten Stadtministerium (April 1734) und überbot alle frühern Beispiele reichsgräflicher Standesentäußerung, indem er, getäuscht in seinem Gesuche um eine protestantische Prälatur in Würtemberg, im December 1734 zu Tübingen sich in die Reihe der Predigtamtscandidaten aufnehmen ließ. War es ein Rest, nicht der letzte, angeborener Standesvorurtheile oder kluge Absicht, das Schroffe seines Uebergangs zu mildern: bei seiner ersten Predigt erschien er in schwarzem Sammetkleide mit langem Mantel und Ueberschlag, Ordensband und Stern, durch einen Heiducken geleitet, auf der Kanzel. Jetzt fehlte ihm nur noch die bischöfliche Weihe, um den Böhmen und Mähren als rechter Oberhirt zu gelten. Solches Hinderniß hinwegzuräumen, gelang ihm später in Berlin zunächst durch die Verbindung und den Einfluß seines Stiefvaters, des alten Feldmarschalls von Natzmer. Ehe jedoch Daniel

Ernst Jablonski, der Oberhofprediger des bei religiösen Neuerungen so mistrauischen Königs Friedrich Wilhelm, im traditionellen Besitz der bischöflichen Weihe, ihm nach nochmaliger Prüfung und Hebung der letzten Bedenken die Ordination ertheilte (Mai 1737), war Zinzendorf wiederum nach Kopenhagen gereist, theils um Beschuldigungen gegen seine Gemeine zu entkräften, theils weil er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, mit Beistand des frommen Christian VI. seinen Ideen eine größere Wirksamkeit zu erringen. Als die kühle Aufnahme des Herrschers, dem ein Königthum nach dem Muster Saalfelds nicht zusagen durfte, ihm endlich die Ueberzeugung gewährte, daß dort für sein Werk nichts zu gewinnen stehe, gab er (Januar 1736) den Danebrogorden, „den man ihm nicht zum Gebrauch auf der Kanzel verliehen", in schicklicher Weise in des Königs Hand zurück, durchpilgerte, für seine bedrohte Gemeine eine Stätte friedlicher Rast zu erspähen, die deutsche Welt, Holland und England, selbst einen Theil Rußlands und wählte, als der lang erwartete Schlag, seine Verbannung aus Kursachsen, gefallen (März 1736), den classischen Boden kirchlicher Duldung, die Wetterau, zum Sitz der Pilger- und Hausgemeinde und zum Mittelpunkte einer immer weiter sich verbreitenden Thätigkeit.

Hier lassen wir die Erzählung der äußern Lebensmomente Zinzendorf's im Zusammenhange fahren und schildern nur noch in einzelnen Zügen den sonderbarsten aller frommen Grafenhöfe. Das Ländchen zwischen der Nidder und Kinzig, den Grafen von Isenburg-Büdingen-Wächtersbach- und Meerholz zuständig, das Gut Lindheim, Eigenthum des Freiherrn von Schrautenbach, das schmucke, räumliche

Schloß Marienborn, die wüste, verrufene Ronneburg, am Eingange des Vogelsberges, blieb bis zum Jahre 1747, dem Ende des sächsischen Exils, die Zuflucht des Rastlosen, wohin er und seine Gattin, ihm gleich an Reisemuth und Unternehmungseifer, immer wieder aus Westindien, dem britischen Nordamerika, aus dem Verkehr mit den Wilden jenseit der Blauen Berge zurückkehrte. Nie war der Pilger allein, immer umgeben von einer Zahl treuer Brüder und Schwestern, welche mit Demuth und gänzlicher Entäußerung des Selbstwillens dem Bischofe, dem Grundherrn, dem leiblichen Versorger nachfolgten, oder seiner an gebotener Stelle harrten. Er und Dorothea Erdmuth, Hausvater und Hausmutter des Pilgervolks, wirthschafteten weislich; wer noch etwas Eigenes hatte, sorgte selbst für Kleidung und geringere Bedürfnisse; wer nichts besaß, dem wurde geholfen. Trat im Stammsitze Herrnhut neben der Herzenssache löblicher Broterwerb und kluge Berechnung äußerer Vortheile schon sichtlicher hervor, so waren Tage, Wochen und Monate der Haus- und Pilgergemeine in weltlicher Indolenz nur dem christlichen Zwecke gewidmet. Fehlte es dem Grafen nicht an Einladung ins Hanauische — wo Johann Reinhard, seinem Bruder Philipp Reinhard im Gesammtbesitze im Jahre 1712 gefolgt, aber schon im Jahre 1736 erblos starb, und nach Hessen-Darmstadt, wo Landgraf Ernst Ludwig, der erste weltliche Förderer des Pietismus, nach langjähriger Lauheit und Erkaltung im Jahre 1738 eine Versorgungsanstalt für neubekehrte Protestanten gestiftet hatte, jedoch bald (1739) nach der Feier seines Regierungsjubelfestes, 70 Jahr alt, das Zeitliche verließ —, von der Wetterau, dem geheiligten Boden der Duldung,

mochte Zinzendorf sich nicht trennen. Selbst Ebersdorf, wohin das stärkste Band der Familienliebe und innere wie äußere Gleichartigkeit des kirchlichen Lebens ihn zog, fesselte ihn nicht dauernd, nur auf Synodalversammlungen. Und wie war die Ronneburg beschaffen, die ihm Ferdinand Maximilian II., Graf von Isenburg-Wächtersbach, Gatte einer Stolberg-Geudern, als Sitz zuerst antrug? Unwohnlich, verfallen, auf einem rauhen Berggipfel, die Behausung einer Menge geistig und leiblich Elender, erschien das verwünschte Schloß selbst Christian David gegen sein Grönland zu ungemächlich. Und hier nun, wo dreißig Jahre früher Hochmann, verfolgt und ausgestoßen, nicht lange dauern konnte, wo auch Dippel nur in der gefährlichsten Zeit sich barg, unter Bettlern und dem Auswurf der Gesellschaft, dem gewiß nicht schwarzenauische und saßmannshausische Elemente der Unsittlichkeit fehlten, entschloß sich die „treue Magd des Heilands", Dorothea Erdmuth, die zarte, verwöhnte Enkelin Benigna's von Solms, mit ihren Kindern zu wohnen; diese Oede, als umhege sie eine geheime Zauberkraft, besuchte ihr Gemahl immer wieder zuerst, so oft er von Englands, Hollands, Preußens Hauptstädten heimkehrte. Doch war die Gräfin schon im Spätherbst 1736 nicht durch das unsagliche Ungemach, sondern durch die Störrigkeit der alten Bewohner gegen frommen Zumuthung der Brotspenderin von der Ronneburg nach dem gastlichen Frankfurt getrieben worden. Als heiterer Aufenthalt bot sich der Familiengemeine darauf Schloß Marienborn mit räumlichen Sälen, Kirche und der nahen Pflege Eckardshausen, welche Graf Karl Friedrich von Isenburg-Meerholz ihr vermiethete; für einen Theil der Pilgergemeine er-

kaufte (1738) der neue „Ordinarius", verschmähend, unter bindendem Reverse, wie sein Stiefvater, der Feldmarschall, zu Dresden erwirkt hatte, in Herrnhut zu weilen, von Ernst Kasimir ein Stück Landes nahe bei Büdingen, wo denn, wetteifernd mit Herrnhut, als fester Brüdergemeindeort Herrnhaag für zehn Jahre erblühete. Doch sollte, gerade zum Beginn eines neuen Umschwungs der öffentlichen Meinung, das gute Vernehmen auch mit dem Grundherrn gestört werden. Ernst Kasimir's Geburtstag beging die neue Pflanzung am 23. Mai 1740, noch „treu-gehorsam unterthänig", einen Glückwunsch in Versen, den Zinzendorf gedichtet, überreichend. Zum Lobe unseres alternden Freundes hieß es darin: [98]) „Wie die liebe Obrigkeit Ihres Schwerdtes Schneide Von der Angelegenheit Des Gewissens scheide, Herr! das haben weit und breit Auf der Erden-Stätte Weder eine Obrigkeit, Noch derselben Räthe, Völliger als Du, erkannt Und mit mehr Vergnügen: Seelen ruhn in Deinem Land, Als in einer Wiegen."

Als bemerkenswerthe Vorzeichen einer neuen Zeit heben wir hervor, daß Vornehme nur sparsam der geistigen Bewegung gewonnen wurden, während Spener's erstes Jüngergeschlecht ausstarb, und Söhne und Enkel frommer Väter bereits sich ihr entfremdeten. Nur der welke Stamm der Promnitze trieb, nicht ohne die künstliche Wärme von Herrnhut, einen grünen Zweig, der aber früh verdorrte. Balthasar Friedrich, Graf von Promnitz auf Halbau, geb. im Jahre 1711 aus jener Ehe des Bruders Erdmann's II. auf Sorau mit der bösen Gräfin von Tenczin auf Steinau, der Zögling Nüßler's und des unglücklichen Le Fevre, hatte leichtsinnig

die Welt durchreist, war jedoch auf der Fahrt nach Cadix auf dem Mittelmeere in die Gewalt von Piraten aus Algier gefallen und als Sklave verkauft worden. In so traurigem Zustande kam er zum Nachdenken über sich selbst, bereute seine Sünden und beschloß ernstlich „Gott wohl zu gefallen, wenn er seine Freiheit wiedererlange". Vom holländischen Consul in Algier um 3000 Dukaten losgekauft, begab er sich über Holland in seine Herrschaft Halbau, gerieth aber, wegen der Nachfolge in Pleß, mit seinem Oheim Erdmann in Streit, welcher, seit 1731 Witwer von der sächsischen Prinzessin, seit 1733 wieder vermählt mit einer Gräfin von Reuß-Lobenstein, im Jahr 1736 mit Graf Henkel von Pölzig das Reich „einer Heirath willen" durchzog, und als Erben seiner Reichthümer zwei Söhne, Johann Erdmann, geb. 1719, und Seyfried, geb. 1734, noch vor sich sah. Zum Verfolg des Rechtshandels nach Breslau gegangen, lernte Balthasar Friedrich hier die Witwe von Malzan, Anna Christina Sophia, geborene Gräfin von Erbach-Fürstenau, kennen, welche, sehr begütert, dabei liebenswürdig und verständig, bereits fürstliche Bewerber abgewiesen, aber durch des jungen Promnitz hagestolzes Wort: „wer ruhig, zufrieden und gottselig leben wolle, müsse nie heirathen", so gereizt wurde, daß sie sich, um die Ausnahme zu erweisen, fast selbst als Gattin antrug. Nach schneller, zärtlicher Erörterung ward die Gräfin im Jahre 1737, zur Freude der alten Herzogswitwe auf Drehna, Gemahlin des „frommen und rechtschaffenen", erst sechsundzwanzigjährigen Mannes, der dann die Verbindung mit Zinzendorf, die er gleich nach seiner Befreiung brieflich angeknüpft, persönlich verfolgte, den Herrnhutern, nach Ero-

derung Schlesiens, großmüthig sein Schloß Burau und sein erkauftes Gut Neudietendorf bei Gotha zur Ansiedelung aufgab, während der Abwesenheit des Ordinarius in Pennsylvanien, bei den Irokesen, mit brennendem Eifer die Syndikatsgeschäfte der Brüder am neuen Hofe zu Berlin und anderwärts betrieb, aber erst im Frühling 1743 den Grafen Zinzendorf, „dem sein Herz längst zueigen“, in Amsterdam von Angesicht kennen lernte. Wegen anscheinender oder wirklicher Eingriffe und Uebergriffe in die Machtbefugniß des Ordinarius herb getadelt, jedoch seines redlichen und frommen Gemüthes halber zum vertraulichen Mitarbeiter aufgenommen, fuhr der junge Graf von Promnitz, R. K. Majestät Wirklicher Geheimerath, königl. polnischer und kurfürstl. sächsischer Reiteroberst, fort, das Beste der Brüder zu fördern. Zu Neisse hörte er durch Nüßler mit inniger Rührung die Kunde vom verwüsteten Schlosse zu Steinau, die ihn schmerzlich an seine unglückliche Mutter erinnerte; sprach mit dem Leichtsinnigen, jetzt preußischem Regierungsbeamten, so „warm über Gottes weise und väterliche Vorsehung, und ermunterte ihn so nachdrücklich zur Dankbarkeit gegen den Heiland, daß jener den Eindruck lebenslang behielt“. Eben prüfte Graf Zinzendorf, aus dem ungastlichen Rußland verwiesen, die neuen Pflanzstätten in Schlesien, und weilte, Herrnhut näher, mit seiner Familie und der Pilgergemeine im räumlichen Schlosse Burau, von ihm Gnadeck benannt (Februar 1744), als die Zeitung einlief, der Besitzer sei am 2. Februar zu Erbach selig verschieden. Graf Balthasar Friedrich war zum Besuch seiner Verwandten nach Franken gereist, mit der sicheren Ahnung, „der Heiland werde ihn bald in Gnaden zu sich nehmen“. Auf

den Tod des Bruders dichtete der Bischof eine Ode voll Anerkennung der frommen Verdienste des Abgeschiedenen, aber auch nicht ohne Tadel unbefugter Thätigkeit. Daß Balthasar Friedrich's Witwe der Gesinnung ihres Gatten treu geblieben, wagen wir nicht zu behaupten; dagegen spricht die Heirath, welche sie im Jahre 1751 mit einem Grafen von Kospoth, ihrem ehemaligen Pagen, einging, der ihr Vermögen sehr verminderte. Auch die Herrschaft Halbau fiel darauf dem Oheim zu, dem alternden Grafen Erdmann II. auf Sorau; sein Sohn zweiter Ehe war bereits verstorben; der der ersten Ehe (geb. 1719) obgleich unter der Führung eines hochbetrauten Zöglings aus Köstritz, Ernst Heinrich von Poser, schien aus der Art zu schlagen. Ein tragisches Geschick raffte kaum ein Jahr nach dem Neffen den frommen Oheim hinweg. Auf dem Schlosse Sorau oder auf der Reise dorthin ermordeten ihn am 7. September 1745 ungarische Husaren. [99]) Seine zweite Tochter, Maria Elisabeth, die Gattin Heinrich Ernest's von Stolberg-Wernigerode, schon im Jahre 1741 gestorben, vererbte dem Vater ihres Kindes bekannte Güter im schlesischen Gebirge; seine ältere Tochter, Anna Friederika, brachte ihrem Gemahl, August Ludwig, Fürsten von Anhalt-Köthen, ein Anrecht auf die Herrschaft Pleß zu; sein Sohn, Johann Erdmann, trat die unter kursächsischer Landeshoheit liegenden Besitzthümer an das Kurhaus Sachsen, die schlesischen Güter an den Neffen, Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen, gegen einen Vorbehalt von 24,000 Thalern Jahrgeldern ab, lebte anfangs in der Stille zu Merseburg, dann in Wien und starb, als der Letztling des Hauses Promnitz, achtzig Jahre nach dessen Erweckung. [100]) Agnes Sophia

endlich, Erdmann's II. jüngste Tochter, der Gemüthsrichtung des Vaters treu, vermählte sich im November 1747 zu Bertholdsdorf, unter dem Segen des Ordinarius, mit Heinrich XXVIII. Reuß jüngerer Linie, dem dritten Sohne des Neunundzwanzigsten zu Ebersdorf (geb. 1726), der, ein eifriger Förderer des weitverzweigten Herrnhuterthumes, erst an der Neige des Jahrhunderts (1796) aus der Welt schied.

Verengte ein trübes Familiengeschick den Kreis erweckter Grafen im östlichen Deutschland, wohin Spener's Lehre am spätesten gedrungen, so war es dagegen der Unbestand des menschlichen Gemüths, veränderter Wille, was gleichzeitig auf dem ältesten Boden, in der Heimat des Pietismus, einen Umschlag drohete. Wir fassen aber die Ereignisse in der Wetterau zusammen mit den Lebensmomenten eines merkwürdigen Mannes, der jetzt die geschilderte Welt berührt. Alle bisher von der lutherischen Rechtgläubigkeit so bitter gehaßten Feinde des Bekenntnisses, Kirchenregiments und der Geistlichkeit hatten nur in philosophischer oder mystischer Selbsttäuschung sich auf den Standpunkt des Zweifels, der Verneinung christlicher Grundwahrheiten, versetzt und galten deshalb als freche Gottesleugner, obgleich selbst Dippel, dem Boden des Glaubens nicht untreu und leicht, wie durch Zinzendorf, auf ihn reuig wieder zurückgeleitet, den tiefer Eingeweiheten als „erweckt", als sicherer Vorbote des Tausendjährigen Reichs anerkannt blieb. Sie waren eine Art kecker theologischer Poltrons, im Innern voll germanischer Ehrfurcht und Scheu vor dem Göttlichen, welche nur leidenschaftliche Gereiztheit, Rechthaberei und Verlästerung der Gegner zu verzwei-

selten Angriffen trieb. Wir möchten so furchtsame Naturen ebenso Verächter des Göttlichen nennen, als jener brandenburgische Reiteroberst in Kleist's „Prinzen von Homburg" ein Empörer gegen den Landesherrn, den Kurfürsten war, der sich vermaß „an der einen der drei Locken, die man silberglänzig auf seinem Schädel sieht", den Trotzigen gemach zur Pflicht zurückzuführen.[101]) Mehr schon der Schule eines modernen, philosophischen Deismus verwandt, aber himmelweit von einem Diagoras und französischen, englischen Leugnern und Religionsspöttern entfernt, war Johann Christian Edelmann. Von vorn herein gesellten wir ihn schon deshalb den zahmern Versuchern bei, da er in unsern Kreis eintrat und ihn nie verlassen konnte, obgleich die relative Unerhörtheit seiner Ideen, der scharfe, bissige Humor seines Ausdrucks ihn dem Fluche des frommen Deutschlands als die persönliche Ausgeburt der Blasphemie übergab. Wir halten es für eine wissenschaftliche Gunst, daß in diesen Tagen die Selbstbiographie des merkwürdigen Mannes im Druck erschienen ist[102]), ein Buch, das uns vom Standpunkt des geistlichen Abenteurers, welchen rastloser Forschergeist, die Wahrheit zu prüfen, in alle Winkel der Erweckten führte, die wunderlichsten Erscheinungen betrachten läßt. Zugleich erkennen wir in diesem Zeitspiegel wiederum den wunderlichsten Gesellen selbst, dergleichen die spätere Welt nicht aufzuweisen hat. So verschieden in Darstellungsweise und an künstlerischem Werthe, ergänzen sich doch Stilling's Jugend und Edelmann's Leben, und sind beide unserm Gegenstande unentbehrlich. Edelmann hat sein anziehendes Buch als erläuternden und berichtigendem Commentar gegen J. H. Pratjens Nach-

richten über ihn in den Jahren 1749—52 verfaßt, um eine gründlichere Kenntniß seiner Person und seines Strebens zu verbreiten. Wir blicken hier gleichsam in einen gläsernen Bienenkorb und verfolgen die geheimsten Bewegungen einer so eigenthümlich organisirten Seele, ihre Arbeit, ihre Noth, ihre Verirrung in unergründliche Abwege. Im Jahre 1698 am 9. Juli zu Weißenfels geboren, an dessen winzigem Hofe sein Vater, aus der Oberlausitz stammend, ein unbescholtener Pagen-Informator, Kammermusicus und später Secretair zu Sangerhausen war, bildete sich Edelmann daselbst, dann (1715—17) zu Lauban und zu Altenburg zur gelehrten Laufbahn vor, die er im Jahre 1720 unter dem frommen Franz Buddeus zu Jena begann. Seine häuslichen Verhältnisse waren so ärmlich, daß der gute Sohn selbst seinen darbenden Vater unterstützen mußte. Seine erste Disputation (1724) ließ nicht den „Herostratus" erwarten, „der sich einen Namen machte, indem er Feuer an den Tempel Jesu geworfen". Wahrscheinlich hat er später auch Thomasius gehört, wie ergrimmten Gegnern seine „spöttische" Schreibart kund thun wollte. Aber selbständiges systematisches Denken, freien Forschersinn, dergleichen man in Kursachsen noch nicht kannte, verrathen seine Collectaneen, eine Encyklopädie religiös-philosophischer Begriffe, die er schon im Jahre 1715 auf der Schule zu Lauban anfing, unter allem Wechsel seines Wanderlebens bis 1759 fleißig fortsetzte. Büsching besaß diese Zeugnisse denkenden Zweifelsmuths, nicht weniger als 1309 Seiten in Folio. [103])

Aeußere Umstände führten den Candidaten ohne Magistertitel im Jahre 1725 nach Niederöstreich in eine pro-

testantische Familie, zum Grafen Hector Wilhelm von Kornfeil, in deren Mitte er glückliche Jahre verlebte und auch mit katholischen Stiftsgeistlichen harmlos umging. Nach 1728 trat der eifrige Predigtamtscandidat in gleichem Verhältniß beim Grafen Auersperg ein. Ohne Anstoß zu gewähren, predigte er in Wien, und kehrte um 1731 nach Sachsen zurück. Als Hauslehrer eines Predigers im Erzgebirge öffnete sich zuerst unserm Denker „das Geheimniß der Bosheit des geistlichen Ordens", und erkannte er, „ein Wiedergeborner", daß er nicht mit gutem Gewissen in denselben treten könne. Schriften Arnold's und Dippel's, „seiner ehrlichen Brüder", vermochten noch nicht seinen Glauben an die Bibel zu erschüttern, „welche nur durch die Auslegung der Menschen zum Quell der Irrthümer würde". Zu Dresden in der Familie des Grafen von Callenberg, welche in religiös-dunkler Beziehung zu den frommen Promnitz, zu Zinzendorf stand, wie denn Muskau, der Sitz Johann Alexander's, geschiedenen Gatten der Witwe von Promnitz-Halbau (Tenczin), „wegen pietistischen Unwesens verrufen" war, kamen Edelmann's Zweifel zum Durchbruch; er fühlte den Beruf, seine Ansichten über die Heilige Schrift in den „Unschuldigen Wahrheiten" (1735) der Welt mitzutheilen.[104]) Daß die Ruchlosigkeit des Spötters nicht so ganz ungeheuerlich gewesen, schließen wir aus dem nahen Verhältnisse zu Zinzendorf, der ihn nach Herrnhut einlud. Anziehend sind die Beobachtungen, die der Gläubige in jener Umgebung anzustellen Gelegenheit fand. Dem Verlangen des „im Herzen bewegten Gastes", nach Dippel's Vorbilde Arzneiwissenschaft zu studiren, wollte oder konnte der Graf nicht Vorschub leisten, was er späterhin schmerz-

lich bedauerte.[105]) Eine Zeit lang war Edelmann in Herrnhut „ein Närrlein“, und „ließ sich mit anderen Närrlein vom Bruder Ludwig am Stricke herumleiten“. Nicht friedlich geschieden, schrieb er später „Christus und Belial“, voll bittern Spottes gegen das Herrnhuterthum und den öffentlichen Gottesdienst überhaupt, den er, nicht eben geschmackvoll in der Wahl seiner Ausdrücke, „Zusammengeläufte“, das Singen „ein Katzengeschrei“, die Lieder „Zechlieder“, zum großen Aergerniß der Geistlichkeit, nannte. Sowol abenteuerliches Suchen nach Wahrheit, als eine unmittelbare Einladung jenes Oberhaupts der Separatisten in Frankfurt a. M., Andreas Groß, und Johann Friedrich Haug's, Uebersetzers der berleburgischen Bibel, an dem Werke theilzunehmen, lockte ihn aus der unheimlichen Hauptstadt Sachsens. Im Juni 1736 reiste der unruhige Sonderling, unter heitern und ernsten Abenteuern, die aber sämmtlich eine pietistische Färbung tragen, über Leipzig, Naumburg, Gotha, nach Frankfurt, der Freistätte aller im Gewissen Beirrten, und fand bei jenem Pfarrherrn der regellosen Kirche die wärmste Aufnahme. Bruder Groß machte den Verfasser der „Unschuldigen Wahrheiten“ mit den bedeutendsten Separatisten verschiedener Stände bekannt, und verkehrte mit ihnen wie im Stande der Unschuld. Auf einer zahlreichen Mainfahrt badeten Männer und Frauen nackt, fast unter den Augen der verschiedenen Geschlechter; sangen aber auch, auf Anstimmen des Bruder Groß, „mit Freudenthränen“ das schöne Lied: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren“, ohne daß die Gesellschaft auf andern Schiffen, „so begeistert von Liebe und Wein sie war“, sich über solche Andacht moquirt hätte. Solche

Freiheit gefiel zumal dem scheuen Sachsen; er athmete freier, und ging getrost seiner Bestimmung entgegen, so bang es ihn befangen wollte, als er sich Berleburg, dem Sitze und der Hochschule separatistischer Grübelei, näherte. Auch freute er sich, Schwarzenau zu sehen, „von dem er so viel in Sachsen gehört hatte, indem er alles mit dem Namen Pietist für besser hielt, als der Orthodoxen".

Jener Witwensitz der Gräfinnen lag so angenehm in einem, mit lustigen Bergen und Wäldern umgebenen Thale, zwischen welchem die Eder und andere frische Bächlein durchflossen. „Ehe die Fremden allda sich anbauten, nämlich die von allen andern Orten vertriebenen Pietisten, die dort (1736) eine völlige Gewissensfreiheit genossen, müssen die gräflichen Witwen nicht besser als in einer Einöde gelebt haben, da nichts als das Schloß und ein paar Hüttchen zu finden waren. Damals aber hatte sich der Ort von allerhand Arten Menschen, die etwas Besseres suchten, recht fein angebaut und war für Leute, welche die Stille liebten, recht lustig da zu wohnen. Die wenigsten Häuser lagen zusammen, und es war zu verwundern, daß die, so einzeln lagen, eine ziemliche Zeit von Räubern nicht geplündert wurden. Sie fanden sich aber, als sie merkten, daß wohlhabende Leute unter ihnen waren, wirklich ein, und sind nachher sehr übel mit ihnen verfahren." Neben den Inspirirten war auch eine Menonitengesellschaft hieher versprengt worden. Wie der Reisende in dem Walde zwischen Schwarzenau und Berleburg die Höhe des mittelsten Berges erreicht hatte, begegneten ihm etliche Prophetenkinder von den sogenannten Inspirirten. Des Fremdlings wunderliche Begriffe von diesen Leuten wurden bald berichtigt. Sie

sahen nicht so fürchterlich aus, als er sich daheim vorgestellt.

Aeußerlich freundlich von dem Bibelübersetzer Haug empfangen, einem aus Strasburg vertriebenen Pietisten und „halben Märtyrer“, machte der Sachse sich an das Werk, als dessen Seele eigentlich Bruder Groß, zugleich auch der Verleger, waltete; er arbeitete fleißig, aus Grundsatz nur nicht, wie man gewünscht, an der Fortsetzung von Reitz „Historie der Wiedergebornen“. Allein Bruder Haug's Unbilligkeit, dem Mitarbeiter die äußern Bedingungen zu erfüllen, die kaufmännische Seite des umfassenden Unternehmens, änderte bald das Verhältniß und trieb den unbefriedigten Wanderer schon nach einem Jahre in andere, verwandte Kreise. Noch wie zu Anfang des Jahrhunderts und später zu Stilling's Zeit war Wittgensteinsche mit den nahen gräflichen Gebieten die bunte Musterkarte vornehmer und armer Separatisten. Auf Schloß Hayndchen im Dillenburgischen, einem Herrn von Fleischbein gehörig, hielten sich die Anhänger der Frau von Guyon und der Mademoiselle Bourignon auf, eine besondere Art von „Heiligen“ unter den Separatisten. Dieser kleinen Familie „Götze“ war Herr von Marsay, auf welchem der Geist beider Heiligen ruhete. Ihn verehrte blindlings besonders das Fleischbein'sche Paar, nebst Kindern und Eidam, ein Herr von Prüschenk.

Zunächst wurde der Seelenprüfer mit Tuchtfeld, der aus dem berliner Hospital als Nachfolger Struensee's zum Hofprediger der lutherischen Grafen berufen war, bekannt, fand aber wenig Anziehendes an dem „verwilderten Predigtgeiste“. Tägliche Versammlungen in Berleburg hielt ein Herr Seebach, das Haupt der Socinia-

ner, gleichfalls aus Berlin vertrieben. Unter seinen Anhängern zeichnete sich der Hofmeister der jungen Herrschaft des Erbgrafen Ludwig Franz aus. Im Frühling 1737 suchte unser Wanderer die Spuren des letzten Erdenwallens Dippel's auf Schloß Wittgenstein auf, wie wir schon erzählt haben. Die Ostermesse zu Frankfurt bezog der gelehrte Mitarbeiter des Bibelwerkes für Herrn Haug in Gesellschaft des Bruders desselben, Buchbinders und Buchhändlers, und einiger Inspirirten, „eines Apothekers, eines Bortenwirkers und eines Schusters, als der vornehmsten", und führte 7—8 schwerbeladene Karren „voll Gottes Wort" aus der Haug'schen Werkstatt auf den Büchermarkt. Der Kreis bedeutender Separatisten erweiterte sich der Bekanntschaft unsers Wahrheitsuchers zu Frankfurt, zu Offenbach, in Homburg; so rühmte er den 88jährigen Socinianer, Rath Fend auch als großmüthigen Helfer; aber nächst Bruder Groß in Frankfurt schätzte er doch am höchsten Herrn Kantz, Hofmedicus des Grafen Kasimir, also Nachfolger Dr. Karl's und gleich diesem in der „Theologie voll tiefer Einsicht". Vergeblich bemüheten sich Dr. Kantz und ein Herr Hoffmann, Kanzelist in Berleburg, ihren Freund Haug zur Billigkeit zu bewegen; die Bibelübersetzer schieden in Unfrieden. Ein Bäcker, der fast alle neuen kleinern Sekten durchwandert und endlich bei einem Schneider, dem Zweifler an der Besserungsfähigkeit der Menschennatur, Befriedigung gefunden hatte, nahm den sächsischen Diogenes in Kammer und Bette. Ein neuer Freund, Herr Ludolf, damals Informator des Sohnes jenes Oberforstmeisters von Kalckreuth, führte ihn endlich bei den „Inspirirten", jenen Abkömmlingen der Memminger Eru-

lanten, welche sieben Jahre früher Zinzendorf vergeblich herrnhutisch bearbeitet, ein. Zu Homrighausen, einem ehemaligen Jagdhause des Grafen, eine Stunde von Berleburg, besuchte der Wißbegierige die Versammlung jener wunderbaren Gemeinde, die er als ehrliche, treuherzige, aufrichtige Leute und „in großen Stücken als Anhänger seiner Unschuldigen Wahrheiten“ schildert, und liebreiche Erwiederung seiner anfänglichen Zuneigung fand. Auch die Glieder der berleburger Inspirirtengemeinde erwiesen dem halben Proselyten alle mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt, der, wenn auch als „sprachloser Geist“, mit Andacht in ihren Versammlungen der Begeisterung harrte und mit ihnen der Ankunft ihres Propheten, Friedrich Rock's, entgegensah. Dr. Herrmann war seit Huber's Tod (1728) nur Vorsteher der Gemeinde zu Homrighausen, welche nebst der von Berleburg und Schwarzenau, kaum 50 Personen, meistentheils „gute Schwaben“ zählte. Der Hofsattler, zu Himbach selten zu Hause, da er wohl hundert größere und kleinere Reisen durch alle Gegenden Deutschlands und der Schweiz zurückgelegt hat, um sein Zeugniß vor Hohen und Niedern abzulegen, war aber herbeibeschieden, um sich der Vermehrung seiner Heerde durch „den stattlichen Schöps“ zu versichern, welchen Dr. Herrmann allein nicht bemeistern konnte. Jedoch gar häßlich endete der kurze Seelenbund Edelmann's mit den Freunden der innern Offenbarung. Bereits mit dem Gemeindevorsteher im Streit über das „laute Gebet“, hatte er, leiblich erkrankt, „in wahrer Höllenangst“ die Ankunft des Propheten erwartet, wehrte sich aber auf feierlicher Versammlung (16. März 1738) als Abfälliger so muthig gegen die Verweise, die ihm die Obern der Brüder er-

theilten, und schlug, nach seiner eignen Behauptung, die falschen Geister so entschieden aus dem Felde, daß er, unter fürchterlichen Drohungen der Ergrimmten, von ihnen schied.

Freilich weltlich unklug hatte der Mittellose seine Helfer von sich gescheucht und mußte, da er nicht Schulden machen wollte, sein Dasein wochenlang mit Wasser und Brod hinfristen, bis er, ein anderer Paulus, sich entschloß, bei einem mit ihm abgefallenen Bruder das Bortenwirkerhandwerk zu erlernen. In so friedlicher Beschäftigung, fern von ängstigender Sektirerei, aber nicht ohne mystische Lecture, verflossen dem abtrünnigen Paare glückliche Tage; zumal wenn sie Sonntags idyllisch über Berg und Thal lustwandelten, wie Edelmann mit fast Stilling'schem Geiste beschreibt. Bald trieben jedoch die Spenden seiner Gönner den zufriedenen Handwerker vom Webestuhl wieder in das Geleise unseliger Zweifelsucht und prägte sich auch seine äußere Erscheinung als die eines geistlichen Phantasten aus. Weil die Inspirirten an Edelmann's „nettem Aufzuge" Anstoß genommen, wollte er ihnen zeigen, daß er in Verleugnung der Welt sie noch übertreffen könne. Er verwechselte sein modisches Kleid mit einem schlechten „Menonisten-Kittel", trug statt der Perücke sein eigenes Haar, stülpte sich statt des dreieckigen Hutes einen mit zwei Krempen auf den Kopf, warf die Manschetten bei Seite, und gefiel sich zumal im vollen Barte als ein kleiner Heiliger, ganz nach dem Bilde „der ersten Christen", wie Arnold's unvergessenes Buch sie schildert. Vorwärts auf der Bahn des „geistlichen Narren" lockte ihn zumal der Empfang eines Briefes von einem Unbekannten in Berlin, welcher

dem Forscher jede äußere Hülfe zur Verfolgung seiner theologischen Arbeiten verhieß und ihn inständigst zu sich einlud, damit er ihn persönlich kennen lerne. So entsagte denn Edelmann der Lebensart eines „Bortenwirkerjungen“, und ergriff seine „frühern Geschäfte mit erneuter Munterkeit“, aber auch mit dem bissigsten Humor, wie seine „Bereiteten Schläge auf der Narren Rücken“ darthun, eine Druckschrift, mit welcher er von den Inspirirten vollends Abschied nahm.

Apostolisch barmherzig, schenkte er wol frommen, verarmten Landstreichern, denen Graf Kasimir nicht immer gleich helfen konnte, Kleidung und Wäsche, was den frommen Herrn zum Wettstreite im Wohlthun antrieb, wie denn der schlechteste der Bettler selbst die Gräfin als Gevatterin begrüßen durfte. Als das „Nachbild des ersten Christen“ die Ostermesse 1739 in Frankfurt besuchte, um neue Druckschriften „zu vertreiben“, stutzten seine Gönner zwar über die fremdartige Erscheinung, wurden jedoch an dem Seltsamen nicht irre. Die Zahl seiner Nothhelfer wuchs in Frankfurt, Offenbach, Homburg unter Männern und Frauen, die zumal den Apostel reichlich unterstützten: nur Bruder Groß ward wendig. Nach Darmstadt eingeladen, „lernte er dort viele redliche Gemüther, denen seine Schriften anstanden, kennen“, kehrte mit dem Hofrath und Professor aus Jena, Dr. Schmidt, „der etlicher chemischer Angelegenheiten wegen“ mit Extrapost zum alten Landgrafen gerufen war, nach Frankfurt und, voll heiterer Erwartung einer philosophisch sorglosen Zukunft, zu seinem lieben Hausgenossen nach Berleburg zurück. Denn Geld floß ihm von allen Seiten zu; „es gewann das Ansehen, daß ihn Gott die Früchte seiner Arbeit

genießen lassen wolle." Am zuverlässigsten erwies sich „Bruder Benignus", jener geheimnißvolle Briefschreiber aus Berlin, ein wohlhabender Kaufmann auf der Brüderstraße, Namens Pinelli. Dringender zur persönlichen Begegnung eingeladen, theilte der bärtige Philosoph, dem zu Frankfurt im Kreuzgange des Doms als vermeintlichem Juden der Hut vom Kopfe geschlagen worden war, seinem Verehrer das Bedenken mit, in seinem fremdartigen Aufzuge mit der Post zu reisen, erhielt aber die Zusicherung hinreichender Mittel, um nach Belieben den weiten Weg zurückzulegen. In Frankfurt mit 64 Reichsthalern versehen, reiste der Abenteurer in einem bedeckten, mit Stroh bequem eingerichteten „Karren" gleich nach Pfingsten 1739 von Berleburg ab; doch nicht so geheim, als er beabsichtigt. Denn seine Feinde hatten seine Ankunft schon nach Berlin vorausgemeldet, und ein Quartier im Zuchthause wäre dem gefährlichen Gaste von der berliner Geistlichkeit bereitet worden, hätte er das Ziel seiner Fahrt erreicht. Unterwegs überall von alten und neuen Verehrern begrüßt, gelangte Edelmann ohne andern Anstoß, außer, daß man ihn in Münden mit einem Straßenräuber verwechselte und scharf verhörte, über Kassel, das braunschweigische Gebiet, Magdeburg, Brandenburg vor die Thore von Potsdam. Hier nun begegneten dem Vorsehungsgläubigen die merkwürdigsten Dinge, und behüteten ihn vor üblem Empfange in Berlin.[106]) Sein Schutzengel war König Friedrich Wilhelm I. An einem Freitagabend zu Anfang des Juni auf seiner „Krüppelfuhre" vor die Stadt gerückt, die er, wußte er des gefürchteten Königs Anwesenheit, vermieden hätte und über Spandau gereist sein würde, wies ihn

der wachestehende Grenadier mit den Worten: „O, mein lieber Jude, du kommst hier nicht herein!“ nicht unfreundlich zurück, führte ihn jedoch, voll Verwunderung, daß er kein Jude zu sein erklärte, zur Meldung in die Wachtstube. Nach kurzer Befragung durch die Offiziere, die eben zur Nacht speisten, über woher? über seinen Bart? mußte ihn ein Grenadier, in dem Aufzuge wie er war, aufs Schloß vor den König führen. Aus dem kurzen Gespräche unterwegs erkannte unser gewiß nicht wenig beunruhigter Scheinjude tröstlich in seinem martialischen Begleiter einen gemüthlichen Gichtelianer und ward nach kurzem Verhör durch die Herrn Offiziere der Schloßwache, die gleichfalls eben speisten, unverzüglich zum König geführt.

Wer von den Lesern nur einigen Antheil an dem Helden unserer Geschichte, der nichts weniger als ein böser Mensch war, empfindet, und die Launen des Königs, seinen leicht erregbaren Zorn, seinen bisherigen Widerwillen gegen jede ungewöhnliche phantastische Erscheinung, seine damalige Strenge gegen separatistische, andersgläubige oder starre Theologen erwägt, wer endlich den Humor des Tabackscollegiums kennt — wird mit Recht besorgt sein, wie es dem herausfodernden, kecken Philosophen vor dem Könige ergehen werde. Wir wissen außerdem, daß Friedrich Wilhelm durch politische Händel, auch wegen der Folgen gewaltsamer Werbungen damals verstimmt war, und daß seine tödtliche Krankheit sich schon ankündigte: alle diese Umstände ließen einen schlimmen Empfang oder mindestens rohe Verspottung eines geistlichen Abenteurers von so niegesehenem Gepräge erwarten. Aber es kam anders! Friedrich Wilhelm, im letzten Lebensjahre milder in kirchlichen Dingen, der Philosophie

zugänglich und duldsam wie nie, eben selbst gegen Zinzendorf's Streben persönlich nachsichtig, verdient unsere aufrichtige Bewunderung für die Art, mit welcher er den nicht überglücklichen Schwärmer behandelte. Er saß gerade am Fenster allein und rauchte Taback; seine Generale in Form eines Winkelmaßes um ihn herum, als Edelmann, unterwegs von gutmüthigen Begleitern gewarnt, ja dem Könige nichts zu verschweigen, ins Zimmer hineingeschoben wurde und einige Schritt von der Thür mit geziemender Verbeugung stehen blieb. Auf des Königs Ruf: „Kommt her!“ nahete er mit gebührender Ehrfurcht bis auf drei Schritte, beantwortete die Frage, woher? mit „von Berleburg aus der Grafschaft Wittgenstein“; die Frage, warum er den Bart wachsen lasse? mit den Worten: „Ich sehe nicht, warum sich ein Christ der Gestalt seines Heilandes zu schämen habe?“ „Ha“, sagte der König, „ihr werdet wol ein Wiedergeborener sein?“ Edelmann schwieg stille, da er des Königs unvernehmliche Aussprache nicht gleich verstand, bis die Generale die Frage wiederholten. Darauf Edelmann: „Nein, Ihre Majestät, dazu habe ich noch einen großen Sprung.“ Der König sagte: „Er hat Recht!“ und setzte hinzu: „da sollte Massow — unser bekannter Votant für die halbe Flasche — da sein!“ Wahrscheinlich hätte es bei Anwesenheit des wiedergeborenen Obersten, nach des Königs Meinung, eine theologische Hetzjagd gegeben. Statt dessen fragte der König weiter: „Geht Ihr in die Kirche?“ „Ihro Majestät, ich habe meine Kirche bei mir!“ „O“, sagte der König, „Ihr seid ein gottloser Mensch, Ihr seid ein Quäker!“ „Wir sind Narren um Christi willen!“ war die ernste Antwort, welche den Zweifler als Bibel-

gläubigen empfahl und glücklich vor dem Verdacht des Atheismus schützte. „Gehet Ihr zum Abendmahl?“ Antwort: „Wenn ich Christen finde, die sich, nebst mir, mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit, heut oder morgen oder wenn sonst, das Abendmahl mit ihnen zu halten.“ Nachdenklicher ob solcher Worte fragte der König nach einer Weile weiter: „Warum geht Ihr nicht in die Kirche, da wird es ja ausgetheilt?“ Mit steigender Keckheit antwortete der Philosoph: „O, Ihro Majestät, das halte ich nicht vor des Herrn Abendmahl, sondern vor eine antichristische Ceremonie! Es ist ja nicht einmal ein Abendmahl, sondern ein Morgen- oder Mittagsmahl.“ Hierauf sah der König seine Generale nach der Reihe an, und diese beobachteten allerseits die größte Stille.

Mit Recht fürchtete der freimüthige Bekenner, daß diese Aeußerung ihm „nicht ungenossen hinginge;“ aber Friedrich Wilhelm, wie betroffen durch so Unerhörtes, schien seine Aufmerksamkeit noch zu spannen und fragte endlich weiter: „Wovon lebt Ihr?“ „Aus der Hand Gottes.“ „Ja“, sagte der König, „ihr werdet fechten gehen.“ „Nein, Ihro Majestät, ich habe das nicht nöthig. Gott hat mir so viel gegeben, daß ich als ehrlicher Mann leben kann; sollte sich aber ja Mangel ereignen, so weiß ich auch, daß Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen wissen.“

Bisher war Friedrich Wilhelm nur ungewöhnlich duldsam und schonungsvoll gewesen, vielleicht weil eine solche Persönlichkeit eine stille Gewalt über ihn ausübte; was er darauf that, hatte wol Niemand erwartet. „Er wollte auch einer von diesen gutthätigen Christen sein“,

und sprach zu einem aus der Gesellschaft: „Gebt ihm 16 Groschen." Edelmann meinte anfangs, daß dieser Befehl einem Andern gelte, da noch mehre Leute im Zimmer waren, die der König zuweilen flüchtig ansah. Sogleich aber kam ein Offizier aus dem Nebengemache und legte ihm einen Franzgulden in den Hut. Der Philosoph, in seinem Selbstgefühl beleidigt, nahm erst die Gabe, nachdem er bei sich überlegt, daß die Verweigerung derselben ihm „einen Buckel voll Schläge" und noch unangenehmeres Tractement zuwege bringen könne; doch unterließ er vorher nicht die Aeußerung: „Ihre Majestät, ich bitte mir eine Gnade aus!" Der König: „Welche?" „Verschonen Sie mich mit der Gabe!" Etwas unwillig versetzte der König: „Warum, wollt Ihr mehr haben?" Jener sagte mit ehrerbietigster Verbeugung: „Nichts überall, Ihre Majestät, ich bitte unterthänigst, verschonen Sie mich damit, indem ich es nicht nöthig habe." In recht gutherzigem Tone wiederholte der König: „Ich schenks Euch in Gottes Namen." Um nun nicht den gnädigen König in einen zornigen zu verwandeln, war nicht länger Zeit zur Weigerung; Edelmann machte eine unterthänige Reverenz und sagte: „In Gottes Namen nehme ichs an!" Damit, wie es schien, wohl zufrieden, fragte Friedrich Wilhelm weiter: „Wo wollt Ihr hin?" „Nach Berlin, wenn es Ihre Majestät erlauben." „Nein, nach Berlin sollt Ihr nicht, sondern man soll Euch hier im schwarzen Adler ein Quartier anweisen."

Herrscherklug und menschlich wohlwollend war dieses Verbot des Königs, der den Mann für einen umschweifenden Apostel hielt, den er vor unausbleiblichen gesetzlichen Folgen solchen Auftretens als Bekehrer in seiner

Residenz nicht schützen konnte. Seinerseits wie vernichtet durch das Verbot, nach Berlin zu gehen, und der Zusammenkunft mit seinem Bruder Benignus, des Zweckes seiner ganzen Reise, zu verfehlen, äußerte Edelmann: „Bekehren sei ein Werk Gottes" und er hätte sich eingebildet, daß in Sr. Majestät Landen völlige Gewissensfreiheit sei. „Ja", sagte der König, „es soll Euch auch in Eurem Gewissen nichts gekränkt werden, aber nach Berlin sollt Ihr nicht kommen!"

Auf die Frage, zu wem er in Berlin wolle? hatte Edelmann seinen Bruder Benignus mit Namen genannt, den aber weder der König noch einer der Generale kannte und die Köpfe über den raren Freund schüttelten. Ungeachtet der Philosoph auf andere Fragen nach seinem Studio und der Bibel nicht eben so antwortete, „wie es vor orthodoxen Meistern und Gesellen hätte passiren können", merkte er dennoch, daß seine Antworten dem Könige nicht im Ernste zuwider seien; denn mit fast lachender Miene sagte dieser beim Abschiede: „Ihr seid ein gottloser Mensch, Gott bekehre Euch!" „Das wünsche ich Ew. Majestät auch", war die Erwiderung, worauf Edelmann, „nach ehrerbietigster Reverenz, aber ohne weitere Ceremonie", seiner Wege ging.

Rathlos, wie er dem redlichen Bruder sein Abenteuer sicher nach Berlin melden könne, da er mit der Post zu schreiben sich nicht getraute, fand der Verehrer der göttlichen Vorsehung einen leichten Ausweg, indem ein wandernder Goldschmiedsgesell, dessen schweren Ranzen er auf dem sandigen Wege zwischen Brandenburg und Potsdam auf seinen Karren genommen, und den er sonst

freundlich behandelt, andern Tages, wie derselbe hörte, der Reisende dürfe nicht nach Berlin, freiwillig zum Briefträger sich erbot. So erfuhr nun Bruder Benignus das unerwartete Hinderniß der Zusammenkunft und ward eingeladen, eilend nach Potsdam zu kommen.

Uebrigens vom Schlosse in den Schwarzen Adler vor dem Thore geführt, nachdem er, noch belästigt durch den Gulden, den wachhabenden Offizier um Rath angegangen, ob er die Gabe des Königs einem Dürftigern schenken könne? und bedeutet, daß solche Verschmähung ungnädig aufgenommen werden könne, das Geldstück seinem Wirthe, einem mühseligen Tagelöhner verehrt; war er hinterdrein über sein Betragen erschrocken und froh, daß seine hochmüthige Verweigerung ihm nicht mit Schlägen bezahlt sei. Ungestört harrte Edelmann in seiner vorstädtischen Herberge des Freundes aus Berlin, der aber, sonst so ungeduldig, räthselhaft nicht allein ausblieb, sondern nicht einmal antwortete, sodaß der Reisende am dritten Tage seinen Heimweg antrat. Zwei mal ließ der König fragen, ob er noch da sei? und wollte sogar beim Vorbeireiten den Fremden nochmals sprechen, blieb aber auch aus.

Ohne weitere Abenteuer nach dem stillen Berleburg zurückgekehrt, fand Edelmann einen Brief des Bruder Benignus mit zwei Dukaten und Aufschluß des Räthsels. Des Königs Verbot hatte den unklugen Philosophen vor der schmählichsten Behandlung bewahrt, die seiner in Berlin wartete. Der so Gerettete pries dankbar die Vorsehung, die sich seines anstößigen Bartes bedient habe, um ihn dem Schutzengel zuzuwenden. Denn ohne seinen Bart würde er als gewöhnlicher Reisender Potsdam

passirt und seinen lauernden Feinden in Berlin in die Hände gerathen sein!

Die Unterstützung anderer reicher Gönner, „als Freunde der Wahrheit", verschaffte dem Forscher nicht allein eine Fülle nöthiger literarischer Hülfsmittel, sondern auch ungestörte Muße zur Arbeit, und begünstigte noch obenein seine etwas eitle Neigung zur Wohlthätigkeit. Dennoch aber war die Wirthschaft, welche der Philosoph mit seinem neuen Stubengenossen, Bruder Erhard, einem Apotheker, den ihm Bruder Benignus aus Berlin empfohlen, fortführte, in hohem Grade einfach. Die Bartmänner schliefen auf Pfülen, die sie mit trockenem Laube und der Wolle des Distelsamens ausgefüllt hatten, genossen die einfachste Kost, spazierten einsam durch die Bergwälder und standen doch mit dem ausgedehnten Kreise ihrer Gläubigen in täglichem Briefwechsel. Die nächste Frucht der theologischen Studien Edelmann's war seine berüchtigte Hauptschrift „Moses mit aufgedecktem Angesicht", deren „erster Anblick" zu Frankfurt a. M. im Herbste des Jahres 1740 verstohlen gedruckt und nur durch allerlei Listen der unmittelbaren Confiscation entzogen wurde. „Juden und Christen ärgerten sich an diesem Werke, worin man Alles, was zum Nachtheile der Heiligen Schrift jemals erdacht war, beisammen fand, fast toll"; die spätere Zeit wollte darin kaum etwas mehr als kühne Zweifel über Mosis Autorschaft, eine nicht schulartige Kritik des Textes, Einwürfe gegen die göttliche Eingebung der Mosaischen Schöpfungstheorie und dergleichen Ruchlosigkeiten finden. Aber damals scheute selbst der liebe Graf Kasimir den Schein, daß er Dinge gutheiße, „die das gesammte Reich für religionsgefährlich angab", und

ließ die in Berleburg vorhandenen Exemplare auf seine Kanzlei liefern; auch Bruder Benignus konnte des Tadels sich nicht ganz erwehren.

So stand der furchtlose Forscher mit der Welt und „schüttelte immer vermessener an den Grundwahrheiten des geoffenbarten Glaubens", als der Herr über Leben und Tod am 5. Juni 1741 seinen gütigen Schützer, den Grafen Kasimir, heimrief, der bis dahin den stillen Sonderkirchlern ihre Verfolger fern gehalten. So bald jener die Augen geschlossen, hatte es mit der paradiesischen Freiheit in Berleburg ein Ende. Sein „unholder Sohn" erster Ehe, Graf Ludwig Ferdinand, geb. 1711 und seit 1739 Reichshofrath durch den Einfluß seines Stiefgroßvaters, des katholischen Reichshofrathspräsidenten, Grafen von Wurmbrand, hegte als Regent andere Grundsätze wegen der unumschränkten Duldung, und gab seinen Räthen und Rentmeistern Vollmacht, die Schützlinge höher zu besteuern. Der Zumuthung, zunächst pro receptione bedeutende Summen, 15 Thaler für den Kopf, zu entrichten und dann sich noch von den Frohnvoigten nach Belieben schätzen zu lassen, setzten die Bartmänner, Edelmann und der Adept, den Entschluß entgegen, mit Sack und Pack heimlich abzuziehen. Als neue Freistätte bot sich den Wanderern das Städtchen Hachenburg, auf dem Westerwalde, wo Georg Friedrich, Burggraf zu Kirchberg, geb. 1685, einer der Theilerben der eigentlichen Grafschaft Sayn, Hof hielt. Auf ihrem Ausfluge, um dort die gewünschte Ruhe zu sichern, kamen Edelmann und sein Bortenwirkermeister, der gleichfalls nicht länger in Berleburg bleiben wollte, durch das Nassau-Siegensche und berührten das Kirchdorf Hilchenbach, wo eben Wilhelm

Stilling's, des Schulmeisters, und Dortchens, der Tochter des vertriebenen Pfarrers, Söhnlein, der Mutterbrust entwuchs. Jener wackere Schöff von Hilchenbach, der den Pilgern sich anschloß und sie zutraulich über die rauhen Waldberge nach Hachenburg geleitete, bietet ein würdiges Seitenstück neben Vater Ebert! Auf dem Jagdschlosse unweit der Residenz sogleich vor den Burggrafen vorgelassen, und nach Anhörung ihrer Bitte um Duldung über die Zustände in Berleburg befragt, wurden die Pilger zwar durch die Gräfin, „welche von Edelmann's Schriften gelesen", hinlänglich katechisirt, erhielten aber dann den Bescheid: Leuten, die sich still und ehrbar aufführten, könnten sie wol bei ihnen Wohnung vergönnen. Mit Freuden kehrten beide, dem hohen Worte des Grafen ohne Schrift vertrauend, heim und bewerkstelligten zur Nachtzeit mit mehren Bauerkarren ihre Flucht aus dem Gebiete des unholden Grafen und seiner gierigen Rentmeister in einer so anstelligen Weise, daß sie fast nichts als ihr kleingespaltenes Brennholz zurückließen. Mit dem heitersten Behagen weiß Edelmann zu erzählen, wie er die Aufpasser betrog und durch das unwegsame arme Bergland im November 1741 wohlbehalten in der neuen Freistätte anlangte. „Als er jedoch auf die Höhe der wittgensteinschen Grenze kam, der Tag anbrach und er das tiefliegende Berleburg noch in düstern Nebel verhüllt sah, erinnerte er sich wehmüthig der guten Zeiten und der erwünschten Freiheit, die er unter der sanften Regierung des gütigen Grafen genossen, und konnte nicht leugnen, daß er diesen, obschon rauhen, doch so vielfach behaglichen Ort ungern verließ; denn nirgend fand er die unschuldige Freiheit und die ungezwungene Lebensart

Berleburgs wieder." Auch andere Separatisten, fleißige Fabrikanten wie die zu Schwarzenau, ergriffen damals den Pilgerstab, wandten sich zum Theil in die nahen nassauischen Gebiete, welche wie Nassau-Siegen-Dillenburg, nach dem Aussterben der verschiedenen Linien, alle an Nassau-Dietz (Oranien) gefallen waren. Schwäbische Familien fanden erst in Nordamerika Ruhe.

Die Bartmänner hatten anfangs nicht Ursache, den Wechsel zu bereuen. Bruder Erhard gewann als Wunderdoctor weiten Ruf; Edelmann, nachdem er, auf Anklage der dortigen Prediger, nochmals vom Grafen und der theologischen Gräfin examinirt war, setzte seine „Geschäfte" unter dem Schutze der gnädigen Herrschaft fort. Freilich eiferten die Hohenpriester aller drei Religionen, die zu Hachenburg „gangbar" waren, von den Kanzeln gegen den Aufenthalt der Versucher; immer war jedoch die Gräfin, wie erleuchteter als ihr Gatte, so auch duldsamer. Im Anfang des Jahres 1742 brach in der Grafschaft Sayn ein mittelalteriger Krieg zwischen dem Burggrafen und den Grafen von Wittgenstein aus, den wir, so ernst das Städtlein und Schloß von den letztern mit Hilfe kurpfälzischer Truppen, „freilich ohne grobes Geschütz", belagert wurden, zu unserer Befremdung selbst nicht in Adelung's dickleibiger „Pragmatischer Staatsgeschichte Europas vom Ableben König Karl's VI. an" erwähnt finden. Die Blockade dauerte sechs Wochen und die Forscher wurden zumal durch das nächtliche Werda! beim Röhrkasten vor ihrer Thür, aus dem die Mägde schöpften, ärgerlich belästigt. Die Pfälzer mußten endlich abziehen und der Burggraf hatte das Vergnügen, ein wittgensteinsches Commando aufheben zu können.

Bruder Erhard trennte sich inzwischen aus der philosophischen Haushaltung, um sich, wie einem göttlichen Berufe, der Pflege einer wunderlichen Kranken in einem benachbarten Hammerwerke ganz zu widmen; der speculative Vertrieb seiner Schriften und die großmüthige Sorgfalt seiner Anhänger ernährten das unermüdete Orakel aller Gewissensscrupel reichlich, doch ohne daß er seine Diogenes-Wirthschaft veränderte. Aber der Traum, sein Leben in Hachenburg zu beschließen, verschwand schon im dritten Jahre; rein äußerliche Umstände, der Verkauf seines bisherigen Wohnhauses und der Mangel eines passenden, trieben den Unsteten, welcher klüglich den Bart abgeschoren, eine wohlgemachte Perücke aufgesetzt und neu sich gekleidet hatte, im Jahre 1744 nach Neuwied. Ein wahrheitsfreundlicher gräflicher Mundkoch diente als Werkzeug der Vorsehung. Auf der ersten Kundschaftsreise nach der gastlich schönen Rheinstadt, wo Graf Johann Friedrich Alexander, geb. 1707, preußischer Oberkammerherr, mit der Tochter des burggräflichen Paares seit 1739 vermählt, der später auch den umhergehetzten Herrnhutern Zuflucht gewährte, seinen Sitz hatte, besuchten die Pilger, Edelmann, der anhängliche Bortenwirker und eine treue Schwester, einen Separatisten, welcher mit seiner Magd allein im Hünefelder Walde auf einer verlassenen Schmelzhütte wohnte.

Wir nehmen auch dieses Bild in unsere Schilderung auf, da uns Jung-Stilling's Dichtung die äußere Wahrheit verbürgt. Bruder Kinet wohnte in einer Gegend, wo Hase und Fuchs einander schon längst gute Nacht gegeben haben mochten und die mitten in Deutschland ein kleines Sibirien vorstellte. So einladend die Wildniß für Räu-

ber, lebte dennoch der gute Mann mit seiner Magd und zwei Ziegen in tiefster Ruhe und in der That recht gemächlich. Ein Kunstdrechsler von Profession verfertigte er Sachen, die der Bewahrung in fürstlichen Kunstkammern werth waren. Er bewirthete die Fremden mit zarter Freundlichkeit, den Einsiedlerumständen gemäß; Einfalt, Redlichkeit, Treuherzigkeit, Freiheit schienen ihre Residenz in dieser Wüste aufgeschlagen zu haben, Ruhe und Stille so glückliche Sterbliche zu bedienen und die ganze umliegende Natur eine Freude an dem Unschuldsstande dieses ehrlichen, alten Einsiedlers zu haben; obgleich er von keinem Kirchengehen und Sacramentiren etwas hielt. „Er war gar kein Feind von Menschen oder zulässiger Gemüthsergötzung; denn er liebte Musik, spielte eine gute Orgel, hatte aber in seiner Einsiedelei nichts mehr als eine Zither, mit welcher er uns einspielte, wenn wir zu Bett gegangen waren. Tags darauf geleitete er uns durch den Wald auf den rechten Weg nach Neuwied, das sich jenseit der letzten Bergkette des Westerwalds im paradiesischen Rheinthale öffnete", aber den Pilger weniger reizte als die Einsamkeit des Separatisten.

Der regierende Graf, andern Tags von Edelmann um Duldung angesprochen, bewilligte zwar dieselbe, wünschte jedoch, daß der Schützling sich der Händel mit der Geistlichkeit enthielt. Mit der Schilderung der ersten Einrichtung zu Neuwied bricht leider die Selbstbiographie ab, und wir sind deshalb genöthigt, aus den dürren Angaben bei Pratje, einem Wuste widerspruchsvoller Nachrichten, von Zeitungsartikeln und zerstreuten literarischen Notizen die Hauptereignisse aus des denkwürdigen Mannes Leben zusammenzustellen.

Den Grafen bewog sein Consistorium, vom Schützling ein Glaubensbekenntniß zu fodern. Aber jene geistliche Behörde, unbefriedigt mit Edelmann's mündlichen Aeußerungen, verlangte eine schriftliche Auseinandersetzung, die er im Juli 1745 dem Consistorium, dann dem Grafen selbst überreichte, und angelobte, dies Glaubensbekenntniß weder zu veröffentlichen, noch sonst unter die Leute zu verbreiten. Dennoch wurde der Inhalt desselben bekannt, was ihn veranlaßte, in einer umständlichern Schrift seine Ansichten darzulegen, wodurch er aber die Gnade des Grundherrn verwirkte. „Der Ungelegenheit überhoben zu sein, daß ihm und seinen Brüdern die aufgereizten Wespen um den Kopf schwärmen würden", auch wol in Sorge vor der Entrüstung des Grafen und vor dem nahen Reichsfiscal in Wetzlar, wich Edelmann aus Neuwied (1746) und irrte einige Zeit in Niedersachsen umher, zumal am Harze und im Braunschweigischen von Dippel's alten Anhängern gehegt. Dann finden wir ihn, nach häßlichen Zusammenstößen im alterthümlich-frommen Braunschweig, in Hamburg, in Glückstadt und Altona (1747), und endlich in demselben Berlin, wo kaum zehn Jahre früher die Verbreiter Dippel'scher Schriften mit der Karre bestraft wurden. Ueber Edelmann's Glaubensbekenntniß äußern wir nur, daß es in folgerechter Entwickelung, ohne „verschriene Frechheit", das System des ältern Rationalismus darlegt, welchem am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts die aufgeklärtesten Geister auf Kanzeln und Universitäten huldigten und dem wol noch jetzt eine große Zahl protestantischer Christen beipflichtet, wenn sie über religiöse Gegenstände überhaupt nachdenkt. Doch dürfen wir uns nicht

wundern, daß im Jahre 1746 unzählige Federn der giftigsten Art in Bewegung geriethen, und daß auf kaiserlichen Befehl das kaiserliche Büchercommissariat zu Frankfurt Edelmann's Bekenntniß und „andere ärgerliche und gottlose Schriften" am 9. Mai 1750 unter herkömmlichen Solennitäten durch des Scharfrichters Hand verbrennen ließ. Ferner müssen wir zum Verständniß des Gesagten hinzufügen, daß die Endschaft unbeschränkter Duldsamkeit an deren Sitz, in der Wetterau und im Wittgensteinischen, das Ende der Wirksamkeit Spener'scher Ideen überhaupt bezeugte, indem ja der Indifferentismus unserer frommen Grafen gegen dogmatische Abweichung gerade das „thätige Christenthum des Herzens" in Schutz nahm. Doch betrifft diese Veränderung weniger den Grafen von Neuwied, welcher nur das öffentliche Aergerniß vermeiden wollte; Johann Friedrich Alexander bereitete bald darauf dem aus der Wetterau verscheuchten Herrnhuterthume eine Freistatt in seinem Ländchen selbst; während Jung-Stilling's erster Kinderjahre lernen wir hier das Walten eines gottseligen jungen Paares kennen, das er, auf der Höhe seines Lebens (1789), als „bejahrte Greise wegen seiner Weisheit und Duldungsmaximen verehrte", und zumal mit der geborenen Burggräfin von Kirchberg vertraute religiöse Bekanntschaft anknüpfte. [107])

Entschiedener zu Ende ging es mit dem herrnhutischen Grafenhofe zu Saalfeld. Bis zum Jahre 1745 war es dort, nach Semler's Erzählung, wie Johann Martin Miller's, Verfassers des „Siegwart", Roman: „Karl von Burgheim", die Zustände in — schildert. [108]) Da starb (4. September) Herzog Christian Ernst kinderlos, und sein Bruder, Franz Josias von Koburg, schon längst

unzufrieden „mit der Wirthschaft in Saalfeld“, wo fürstliche Kellerei, Küche, jeglicher Vorrath, sogar die Münze, den Vorstehern der täglichen Erbauungsstunden zur Verfügung geblieben, machte durch seinen Geheimen Rath Gruner ihr auf einmal ein Ende. „Der Haushalt wurde eingezogen, unter Controle gestellt; Manche durften reisen, wohin sie wollten, und einen andern gutmeinenden Hof suchen; zumal man ernstliche Dienste nicht eben von Personen erwartete, die sich stets für krank hielten und Gottesfurcht als ein unsichtbares besonderes Geschäft ansahen, das alle andere, blos menschliche Arbeiten und Geschicklichkeiten nicht wohl neben sich stehen ließ.“ Gleich mit dieser öffentlichen Veränderung des Hofes war alle jene Andacht, Frömmigkeit, jenes Kopfhängen, Leisereden, Augenverdrehen auf einmal vorbei; es konnte nun Niemand sich damit äußere Vortheile verschaffen. Gewiß mit Uebertreibung tadelt Semler[109]) den frommen Hof seiner Jugendheimat; unter den Männern, welche jetzt Saalfeld verließen, befand sich auch der „gottselige Herr von Bogatzky“, ein Zögling Heinrich's XXIV. von Köstritz.

Auch das Land Isenburg-Büdingen erfuhr merkwürdigerweise gleich darauf eine Umgestaltung des öffentlichen Geistes, soweit dieser von der Regierung abhing. So lange Graf Johann Kasimir, einer der ältesten und treuesten Jünger Spener's, ungeschwächten Geistes waltete, genossen alle Separatisten seines Schutzes und erblühete Herrnhaag, der neue Brüderort. Schon im Jahre 1740 galt er für die fernsten Beziehungen als Mittelpunkt; J. J. Moser, in Ebersdorf mit den Reformen im Sinne Herrnhuts zerfallen, fand im Jahre 1749 „allda Alles

proper, artig; wer Geld hatte, konnte daselbst vergnügt leben"; später wollte der Abgünstige abscheuliche Dinge von dem sogenannten Schätzel, dem ledigen Bruderchore, vernommen haben. [110]) Die Ausweisung der Colonie war aber nicht sowol Folge innerer Entartung als äußerer verwickelter Umstände. Zinzendorf hatte mit den Grafen, zu Büdingen sowol als zu Meerholz, das beste Vernehmen unterhalten; doch konnte er seinen Sitz nicht in Herrnhaag selbst, sondern einige Stunden davon in Marienborn nehmen. Schon im Jahre 1741 bat er, beunruhigt durch böse Gerüchte über das „Brüdervolk", den Grafen von Büdingen als Obrigkeit eine Untersuchung anzustellen; der neue Vertrag (1743), welchen in seiner Abwesenheit die Brüder mit dem Grundherrn schlossen, veränderte bedenklich die Besitz- und kirchlichen Aufsichtsverhältnisse. Auch das Schloß Marienborn, das Zinzendorf bisher als Miether seines Vetters, des Grafen von Meerholz, inne hatte, stand jetzt auf unsicherm Boden, da der Besitzer dasselbe an einen reichen Gönner der Gemeinde, einen holländischen Kaufmann, im Jahre 1743 verpfändet hatte, weshalb der Ordinarius zwar gerathen fand, die Pfandschaft auf sich zu übertragen, nichtsdestoweniger aber im Jahre 1747 auf Verlangen des Grafen zu Meerholz in Herrnhaag seinen Sitz aufschlug. Im Laufe desselben Jahres erhoben sich Streitigkeiten zwischen der Pflanzung und dem sonst so nachsichtigen Grundherrn in Büdingen, der, furchtsamer als in Tagen, da Rath Becker ihm zur Seite stand, bedenklich wurde über die Aufnahme der verlästerten Brüder, und die Gäste nicht ungern scheiden gesehen hätte. Mistrauen zwischen den Brüdern, der gräflichen Kammer und dem

Grafen selbst, wucherte auf; jemehr der Horizont in Kursachsen und Preußen für die Pilger sich aufheiterte, desto trüber wurden die Dinge an der einst so ersehnten Freistätte. Eine Vermittelung vom 19. Januar 1748 stellte das Vertrauen zwischen Landesherrn und Unterthanen nicht her; selbst Graf Christian Ernest von Wernigerode, Schwager des Grafen von Büdingen, war, obgleich unverbrüchlich treu den Lehren seiner Jugend, dem Herrnhuterwesen so abgeneigt, daß er sich weigerte, auf Zinzendorf's Bitten die Beschuldigungen gegen die Brüder zu prüfen. Als nun am 25. October 1749 Graf Johann Kasimir von Isenburg-Büdingen starb und sein zweiter Sohn, Gustav Friedrich, Kammerherr und Oberst in dänischen Diensten, an Stelle seines schon im Jahre 1745 verschiedenen Bruders Ludwig Kasimir in der Regierung folgte, wies die Brüdergemeine des neuen Herrn Zumuthung, bei der Huldigung sich „eidlich von ihrem bisherigen Vorsteher Zinzendorf loszusagen“, entschieden ab. Um den Schein einer Verfolgung zu vermeiden, erbot sich der Ordinarius, eben in England weilend, im Januar 1750, „binnen drei Jahren alle jetzigen Einwohner Herrnhaags forzuführen“; allein ehe sein Schreiben einlief, erfolgte am 18. Februar der Befehl von Büdingen, „die Gemeinde solle sich entweder vom Grafen trennen oder binnen drei Jahren den Ort räumen“. Mit Mühe erlangte Zinzendorf, dem die frommsten Personen ihre Mittlerschaft verweigerten und wahrscheinlich selbst der regierende Graf von Wernigerode aus Widerwillen gegen das Herrnhuterthum entgegenarbeitete, daß die Verbannung seiner Brüder, welche anfangs den Weg Rechtens einschlagen wollten, nicht zu geräuschvoll vor sich

ging. Die Auswanderung, geleitet durch die Fürsorge der Obern, begann still und demüthig unmittelbar darauf; Sachsen und Schlesien, Holland und England, selbst Amerika nahmen die Pflanzer auf; französische Brüder fanden am Grafen von Neuwied einen großmüthigen Pfleger. Nicht wenig betroffen sahen Graf Gustav Friedrich und die Unterthanen desselben schon vor der gestellten Frist den blühenden Ort veröden. Achtunddreißig Jahre früher (1712) hatte Graf Johann Kasimir der staunenden Welt das Beispiel muthigster Beschützung verfolgter Sonderlinge gegeben; wenngleich jetzt zu Büdingen, Meerholz und anderswo in der Wetterau das scharfe Gepräge frommer Grafenhöfe verschwand, so drang tiefe religiöse Färbung der Gemüther dennoch unter den Enkeln wieder vor. Jung-Stilling, durch innern Beruf getrieben, die Bekanntschaft vornehmer Erweckten zu suchen, ward am Ende des Jahrhunderts des vertrauten Umgangs fürstlicher Abkömmlinge der Wittgenstein-Berleburgischen Familie gewürdigt; als „wahre Christen" verehrte er Wolfgang Ernst von Isenburg-Birstein und dessen Gemahlin, sowie Ernst Kasimir, Grafen von Isenburg-Büdingen, dessen Gattin und Schwägerinnen. Dem engeren Kreise von „erlauchten Stillingsfreunden" gesellte sich die Witwe des Grafen Josias von Waldeck, geborene Gräfin von Isenburg-Büdingen; merklicher aber blieb die Erwecktheit unter den niedern Classen der gewerbthätigen Bewohner jener Gegenden, des Herzogthums Berg, der Grafschaft Mark und Westfalens überhaupt bis an den Rhein hin verbreitet.

Von den Solmsschen Häusern traten die in der Wetterau erst in allmälig veränderter Richtung hervor, je

nachdem aus spröder Selbständigkeit die Neugestaltung der politischen Verhältnisse sie in die Dienste der Großmächte führte; Friedrich Ernst zu Laubach, Benigna's Erstgeborener, starb schon im Jahre 1725; sein Sohn Christian August bekleidete hohe Aemter unter Preußen; sein zweiter Bruder, Karl Otto zu Utph, erscheint als verständiger Freund Zinzendorf's; der dritte Sohn Benigna's, Heinrich Wilhelm auf Wildenfels, wandte sich auf erheirathete Güter in Schlesien; von seinen Söhnen finden wir Friedrich Ludwig als Schwiegersohn des Feldmarschalls von Münnich in den wirrsten Verhältnissen des Hofs zu Petersburg. Aber auch in der Laubachischen Linie bethätigte sich Verehrung gegen Spener noch spät als frommes Erbe. Dagegen schied der Form des äußern Bekenntnisses nach aus dem Hause Stolberg-Geudern die religiöse Tradition der Großväterzeit; Friedrich Karl, der zweite Sohn Christina's von Mecklenburg, Ritter des Elefantenordens, ward durch Kaiser Karl VII. im Jahre 1742 Reichsfürst und neigte sich dann auf die Seite Maria Theresia's; sein zweiter Sohn, Prinz Gustav Adolf, mit der Tochter des römisch-katholischen Fürsten Maximilian Emanuel von Hornes in den Niederlanden vermählt, focht für Habsburg und fiel im Jahre 1757 bei Leuthen. Seine Tochter, Luise Maximiliane Karoline (Aloysia), geb. 1752 zu Mons im Hennegau, dort katholisch erzogen, wurde durch Frankreichs Politik aus ihrer Abtei mit dem letzten unwürdigen Stuart verheirathet und begeisterte, von ihrem Gatten getrennt, die Muse Vittorio Alfieri's. Spät in Florenz gestorben (1824), endete die Gräfin Albany das Geschlecht der Fürsten von Stolberg-Geudern.

Aus allen diesen gleichzeitigen Veränderungen geht sichtlich hervor, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschlands geistigen und gesellschaftlichen Beziehungen ein Umschlag erfolgt war. Friedrich II. hatte den Thron bestiegen und unmittelbar unter seinem ersten Walten hörte die Duldung ungeregelter Andacht, selbstwilliger Kirchlichkeit auf, der titre de gloire frommer Grafen, sowie ein Ziel finanzieller Berechnung armer Landeshoheit und speculativer Rentkammern zu sein. Die Größe und der Drang politischer Bewegung, die Kämpfe, gaben den reichsfreien Grafen neue Impulse; entfremdet der stillen, genügsamen und gemüthvollen Patriarchalität ihrer Väter, scharten sie sich unter den Fahnen der kriegenden Parteien oder dienten, voll weltlichen Ehrgeizes und Thateifers, im Cabinet, bald auch angeweht von dem neuen philosophischen Geiste, der von Frankreich ausströmte. Die pietistischen Händel verstummten, welche unser Vaterland während der ruhmlosesten, ja der schmachvollsten Zeit von 1680—1740 in Bewegung gesetzt und doch wenigstens einen Raum für befriedigungslose, thatlustige Seelen offen erhalten hatten. Das Studium der Gottesgelehrsamkeit empfing eine neue wissenschaftliche Richtung, die zwar noch mit der Frömmigkeit nicht brach, aber allmälig jenes angstvolle Ringen nach dem Seelenheil auf Schulen und Universitäten in den Hintergrund drängte. So wandelte sich das Leben der höhern Gesellschaft um; nur im Volke dauerte, oft düster genug, der beschauliche Ernst fort, in welchen die gedrückten Gemüther seit Geschlechtsfolgen sich versenkt hatten. Als Friedrich II. Schlesien erobert und, unbekümmert um theologische Rechthaberei und Verketzerung, die Gewissens-

freiheit selbst Sektirern und kleinern Religionsgesellschaften gleichmäßig zugesichert, bedingte nicht länger persönliche Ueberzeugtheit kleiner Regenten die Duldung des Separatismus.

Schlesien sah durch Balthasar Friedrich's von Promnitz Eifer Brüdergemeinden schnell erblühen, und gerade als die häßlichsten Beschuldigungen auch von sittlicher wie gelehrter Seite gegen Zinzendorf's Schöpfung am lautesten sich erhoben, stellte man in Berlin nicht nur keine Untersuchung an, sondern lehnte sogar das eifrige Verlangen des Ordinarius nach gründlicher Prüfung als unnöthig ab, „weil auch Abweichung vom augsburgischen Bekenntnisse nicht weniger des Schutzes theilhaftig bliebe". Solche Vorgänge in Preußen, mehr noch der gepriesene Wohlstand Herrnhuts und der Reichthum an Geldmitteln, über welche der Ordinarius mit seinen Freunden zu gebieten schien, stimmten die indolenten Gemüther in Dresden um und beendeten die zehnjährige Verbannung des Grafen aus Sachsen. Zum Beweise seiner Ergebenheit gegen das Kurhaus versprach Zinzendorf dem geldbedürftigen Cabinet eine bedeutende Anleihe bei seinen Holländern, worauf ihm zum Unterpfand des Darlehns die Erbpacht des kurfürstlichen Schlosses und Amtes Barby, welches nach dem Erlöschen der herzoglichen Linie Weißenfels an das Kurhaus gefallen, zugewiesen wurde (1748). Jener Heinrich XXVIII. Reuß, welcher im Jahre vorher die jüngste Tochter Erdmann's von Promnitz, Agnes Sophia, geheirathet und diesen bedeutenden Namen mit der Brüdergemeinde vereinigt hatte, übernahm die Pachtung, half dem Aufschwunge dieses wichtigen Gemeindeorts und gereichte sein langes Leben hindurch, so

namentlich unter Zinzendorf's bedenklicher Finanzverwickelung in England im Jahre 1753, dem gesammten Herrnhuterthum zum segensreichsten Gedeihen. Bei so unerwarteter Förderung seines Werks in Deutschlands protestantischen Hauptstaaten, mit Ausnahme Hannovers, diesseit und jenseit des Weltmeers, auf beiden Halbkugeln der Erde, konnte Zinzendorf Herrnhaags Verödung wol verschmerzen, wenn nicht eben die Art der Austreibung aus der Wetterau selbst ihm wehe that.

Nicht allein fleißigen, treuen Unterthanen, die einer religiösen Sondergesellschaft angehörten, erwies sich Friedrich's II. hochsinnige Duldsamkeit; nicht minder erfuhren auch verscheuchte, gehetzte, gehaßte Freidenker, wie Edelmann, ungekränkte Sicherheit. Aus Hamburg und Altona, wo die wachsende Zahl seiner Anhänger ihm Unterstützung gewährt, vertrieb ihn im Jahre 1747 eine bissige Spottschrift gegen Joh. Christ. Harenberg, Inspector zu Schöningen und Propst des Klosters St.-Lorenz vor jener Stadt. Seine Freunde, großentheils Männer vom Degen, Offiziere im preußischen Heere, besonders auch Aerzte, hatten der Freimaurerloge zu Braunschweig zwei Exemplare seines Glaubensbekenntnisses für den regierenden Herzog und die Witwe zu Blankenburg geschickt, und der sonst nicht zu alterthümlich-fromme Herr, im Unwillen, den Propst zu einer Widerlegung des Frechen veranlaßt. Edelmann erwiderte mit dem „Evangelium St.-Harenberg's", welches, auch voll Angriffe gegen die lutherische Kirche, begreiflicherweise, wie sein Glaubensbekenntniß, in der rechtgläubigen Reichsstadt confiscirt ward. Der Verfasser selbst, nach Berlin gegangen, fand Unterkommen bei Bruder Benignus, jenem Kaufmann Pinelli,

reizte aber durch seine bloße Anwesenheit den Propst bei St.-Petri, Süßmilch, in dem Maße, daß dieser auf der Kanzel seine Gemeinde vor Verführung warnte und in einer Schrift selbst die Obrigkeit aufmahnte, die Unterthanen vor dem Prediger der Widerspenstigkeit zu behüten. Durch solche Wendung nicht wenig betroffen, da bürgerliche Gehorsamspflicht in Preußen am wenigsten angetastet werden durfte, suchte Edelmann, den die blinden Beichtkinder des ergrimmten Propstes mit Steinigung bedrohten [111]), das Weite, und schien bemüht, durch ein öffentliches Danksagungsschreiben den gestrengen Seelenhirten zu besänftigen. Obwol er in Berlin keine weitere Anfechtung von der Obrigkeit erlitt, vielmehr glaubwürdig der König erklärte: „man dürfe sich nicht wundern, daß er Edelmann freien Aufenthalt in seinen Ländern gestatte, da er viele andere Narren in denselben zu dulden sich genöthigt sähe" [112]), soll dennoch dem Neuerer, welcher, deutschschreibend, für das Volk gefährlicher schien, als die geschworensten Atheisten der französischen Akademie, ernstlich die Herausgabe von Schriften untersagt worden sein, die aber später in Berleburg im Druck erschienen. Wir finden den Unsteten im Jahre 1748 in Hamburgs Umgegend. Der leichtfertige Humor, im Jahre 1749 das Gerücht von seinem Tode durch Zeitungsartikel und Lobgedichte zu verbreiten und dabei der „Hauptpastores" nicht zu schonen, brachte Edelmann von neuem ins Gerede, indem ein Hochedler Rath zu Hamburg die betreffenden Nummern der „Neuen gelehrten Zeitung" am 15. August auf dem „ehrlosen Block" verbrennen ließ. Am Hofe zu Potsdam konnte freilich der „deutsche" Freidenker keinen Eingang gewin-

nen; dazu fehlte ihm französische Bildung, Witz und eine weniger barocke Erscheinung; doch fand er in Berlin, wo er seit 1749 bleibend seinen Wohnsitz aufschlug, Freunde und Gönner unter allen Ständen. So den Sohn eines wohlhabenden reformirten Predigers, Heimburg, auf dessen Meierhof bei Berlin er vor dem erhitzten Pöbel des Petrikirchspiels Sicherheit gefunden; so aus höchster Region den Markgrafen von Schwedt, Heermeister zu Sonnenburg und General, Friedrich Karl Albert, welcher, des gekrönten Vetters Neigung für französische Philosophen nachahmend, dem deutschen Denker ein Jahrgeld aussetzte und, aus Wohlwollen, die Exemplare einer Schrift wegnehmen ließ, die sein Schützling im Jahre 1749 außerhalb Berlins dem Druck übergeben. Voll Misgunst über den Frieden, dessen der gehaßte „Religionsspötter" in Preußen genoß, verbreiteten seine Gegner das Gerücht (1751): „er lebe vor Berlins Thoren in Elend und Verachtung verborgen, zumal aus Furcht vor den Juden, welche ihren heiligen Gesetzgeber am Verächter rächen wollten"; darum sei er in seinem Zimmer stets mit Pistolen und Mordgewehr bewaffnet. Man beschrieb seine närrische Tracht in Kleidung, Haar und Bart, seine ascetische Sonderbarkeit im Essen und Trinken, seine rohen oder cynischen Sitten. Dagegen aber wurde im Jahre 1754 in öffentlichen Blättern kund, daß Edelmann in einem angesehenen Hause am Wilhelmsplatze wohne (bei der Präsidentin von Osten), daß er den Markgrafen Karl, den Feldmarschall von Kalkstein sähe; „mit den Juden stände er besonders gut, weil er durch sie seine selten gewordenen Schriften verhandeln ließe". War er in der Wetterau unter Separa-

tisten und Inspirirten ein ascetischer „Geck" gewesen, hatte das Fleisch als Nahrung verschmäht und noch beim erzählten Auftreten zu Potsdam im bizarrsten Aufzuge sich gezeigt, so wich er, gewitzigt, längst nicht vom Gewöhnlichen, und galt als ein im Umgange artiger, bescheidener, verbindlicher Mann. So lebte Edelmann, seinen Grundsätzen, welche „Legionen" Anhänger, selbst unter Bauern gewonnen [113]), treu, bis in ein hohes Alter, und starb zu Berlin am Schlagfluß, am 15. Februar 1767. Seine Leiche ward, nach seiner eigenen Anordnung, von einigen seiner guten Freunde auf dem Kirchhofe vor dem halleschen Thore bestattet; die „Berliner Nachrichten" erwähnten des Hingeschiedenen mit gerechter Anerkennung. [114]) Daß in der preußischen Residenz religiöse Sonderlinge aller Art ein friedliches Dasein führen konnten, Anhänger Schwenkfeld's, Böhme's, Gichtel's, böhmische Brüder, Herrnhuter, lehrt die humoristische Sektentopographie der Stadt in „Sebaldus Nothanker". [115])

So brachte, im Umschwunge der Zeit, der philosophische Indifferentismus, entsprungen aus der Geringschätzung aller offenbarten Wahrheiten, in Preußen dieselben Erscheinungen hervor, als der religiöse Indifferentismus in der Wetterau, welchem Ehrfurcht vor dem, in jeder Weise des Separatismus stärkern göttlichen Elemente zu Grunde lag.

Viertes Capitel.

Die letzten frommen Grafenhöfe. — J. J. Moser und Reuß-Ebersdorf. — A. F. Büsching und Köstritz. — Donnersmark. — Lynar. — Dohna. — Uebergang.

Als im Osten und Westen Alles sich umgestaltete, dauerte religiöse Erwecktheit, die sie am Ende des 17. Jahrhunderts überkommen, ursprünglich oder umgemodelt, nur noch in einigen Grafenhäusern des mittlern wie nördlichen Deutschlands fort, was wir an den Lebensereignissen zweier ausgezeichneter Gelehrten, als der Vertreter einer Gesammtrichtung, für unsern Zweck, noch nachweisen wollen. J. J. Moser, unter dem Segen der Theilnehmer seiner Erbauungsstunden bewegt aus Tübingen geschieden (1734), sah sich an den Staatsdienst Herzog Karl Alexander's in Stuttgart gefesselt, welcher, unter bekannten Verhältnissen, die Unterthanentreue der Schwaben fast noch härter prüfte als sein Vorgänger. Mit ämsigem Fleiße waltete der Regierungsrath unter mannichfachen Staatsgeschäften bis 1736, gewissenhaft und mild, besonders in kirchlichen Angelegenheiten; Separatisten in Kirchheim, die „besten Bürger“, welche bei der Huldigung nicht schwören wollten, nahm er klüglich durch Handschlag in Pflicht; seine Hausandachten blieben auch in Stuttgart ungestört; ja, der Herzog schonte den ernsten Mann als dieser, bei Strafe einer vierteljährigen Gehaltsentziehung, auf den Hofmaskeraden mit seiner Familie zu erscheinen sich weigerte. Eine Berufung als Geheimer Rath, Universitätsdirector und erster Professor der Rechte an die Universität Frankfurt a. d. O. nahm er im Früh-

ling 1736 nicht ohne Bedenken an, so mislich ihn die Umstände der Heimat dünkten; fürchtete er doch einmal an der Tafel eines adeligen Geheimenraths in Ludwigsburg selbst Gift bekommen zu haben! Nicht ohne Schwierigkeiten vom Herzoge seines Dienstes entlassen und mithin überhoben, Zeuge der barbarischen Justiz am Juden Süß zu werden (um dessen Bekehrung der fromme Pfarrer Rieger vergeblich sich bemühte), fand Moser unleidliche Zustände an der verfallenen kur-brandenburgischen Hochschule, erlitt Verleumdung, den Schimpf der Zumuthung, gegen den lustigen Rath Morgenstern über die „Vernünftigen Gedanken von der Narrheit" zu disputiren, nöthigte aber selbst dem Könige und dessen Generalen, obgleich als Pietist verschrien, Hochachtung ab. Doch versenkten ihn so widerwärtige Verhältnisse in fast tödtliche Melancholie, in der ihn nur sein Christenthum, das „bleibende Zeugniß von der Vergebung seiner Sünden, des Gnadenstandes und der Kindschaft Gottes", dessen er im Jahre 1737 in einer Seelenverzückung theilhaftig wurde, aufrecht erhielt. Aus Würtemberg hatte er sich mit gesinnungsgleichen Hausgenossen versehen: sein unbekannter Freund Schienmaier versorgte ihn mit frommem Gesinde, und auch in Frankfurt mangelte es nicht an stillen, rechtschaffenen Seelen, mit denen er sich andächtig vereinte. Als er fast verzagte, in Berlin seine Entlassung zu bewirken, die er schon nach kaum zwei Jahren bang gefodert, erlangte er, ungewiß über seine Zukunft, seinem Schicksale sich wieder ergebend, nicht ohne Trost durch sein schwachherziges „Däumeln" in der Bibel, endlich das Erwünschte im März 1739 noch glimpflich genug. Ohne Bedauern drehete er einem Lande

den Rücken, wo der gewissenhafte Rechtsgelehrte „sich nicht unterfangen durfte", eine gerechte Privatsache gegen das Interesse der Regierung zu vertheidigen, sondern verpflichtet blieb, „das Gegentheil solide und mit gutem Scheine darzuthun". Zur Zeit ohne Brot, aber der deutschen Welt wegen seiner Kenntnisse, seines nie überbotenen Fleißes und seiner Rechtschaffenheit empfohlen, schlug Moser (1739) seinen Wohnsitz zu Ebersdorf im Voigtlande auf, wo es auf der Hinreise nach Frankfurt ihm und seiner Frau, des „schwarzen Brotes" ungeachtet, besonders gefallen. In Ebersdorf, unter dem vertrauten Umgange mit Heinrich XXIX. Reuß, mit dem gelehrten Heinrich II. zu Lobenstein und „sonstigen Standespersonen", mit Herzog Christian Ernst zu Saalfeld, mit den Henkel zu Pölzig, mit Köstritz, zumal mit der gottseligen, unvermählten Benigna Maria auf Pöttiga, Zinzendorf's Schwägerin, fand das schwäbische Ehepaar, bei geringem Vermögen, ohne alle Besoldung, Dasjenige reichlich, wonach sein Herz sich sehnte, und hielt die ersten sechs Jahre des dortigen Aufenthalts für die seligste und vergnügteste Zeit seines ganzen Lebens. Ein erweckter Würtemberger, M. Steinhofer, von seinem ursprünglichen Bestimmungsorte Herrnhut im Jahre 1734 nach Ebersdorf „überlassen", entsprach als Hofprediger vollkommen dem innersten Seelenbedürfnisse; Scharen „Kinder Gottes" waren in Ebersdorf versammelt, wohin die Verbindung mit Herrnhut ihre bessern Elemente, die der Freiheit, aber noch nicht jenen „Geistes- und Haubenzwang" verbreitet hatte, und wo noch freie Wahl den Austausch geistlicher Erfahrung bestimmte, noch nicht die starre Choreintheilung verschiedenartige Gemüther aneinan-

der fesselte. Zwar gab es Erbauungsstunden für die besondern Classen des Alters, Familienlebens und der bürgerlichen Gesellschaft; aber, außer der im alten ursprünglichen Sinne Spener's verfaßten Schloßgemeinde, noch eine unabhängige Pfarrgemeinde „voll evangelischer Freiheit". Das Gesinde, dessen Seelen- und leibliches Heil die Herrschaft redlich bedachte, war getreu und gehorsam; die Kinderzucht vortrefflich; das Leben bewegte sich, ohne Ueberfluß und Ueppigkeit, in der reinlichsten, wohlhäbigsten Weise; die liebevollste Theilnahme ließ angstvolle Sorge für die Zukunft und Noth nicht aufkommen. Auch Moser fand in Ebersdorf „einen so blühenden Zustand, daß er ihn den ersten christlichen Gemeinden gleichstellte". Vielfache publicistische und literarische Thätigkeit, Aufträge fürstlicher Parteien, staatsgeschäftliche Reisen an große Höfe, nach Berlin, Wien, Stuttgart, Antheil an den Wahlumtrieben für den unglücklichen Kaiser Karl VII., dann für Franz I., sicherten dem überall Brauchbaren seinen Unterhalt, und vermochten den sparsamen Hausvater ansehnliche ehrenvolle Berufungen abzulehnen. Da zog aber mit dem Jahre 1745 nicht von außen, sondern von innen ein Wettergewölk gegen Moser's Frieden auf. Unter der Pilgerschaft hatte das Herrnhuterthum seinen strengsten, von der Welt absondernden Charakter, mit jener Fülle anstößiger Tändeleien und mystischer Schwärmerei, welche dem gesunden Seelenleben Gefahr drohete, überkommen. Moser's Blick, praktisch-klar auch bei behaglicher Geistesumdämmerung, hatte Bedenklichkeiten über solche Entartung ruhigen Männern ausgesprochen und die Beistimmung selbst des Abtes Steinmetz erlangt; als er aber dem Grafen Zinzendorf, dem alten Bekannten von

Tübingen her, seine Zweifel schriftlich erörterte, erhielt er von dem gereizten, des Widerspruchs der Seinen ungewöhnten Ordinarius so unglimpflichen, hochtrabenden, beleidigenden Bescheid, daß selbst Gräfin Benigna Maria über die schnöde Abfertigung von Seiten des „vornehmsten Dieners des sanften Lämmleins" ihre Entrüstung aussprach (Januar 1745). Die Misverhältnisse steigerten sich, als der bisherige Hofprediger Steinhofer, von einer Synode in Marienborn zurückgekehrt, sein Predigtamt niederlegte und ungeachtet der „wehmüthigsten" Vorstellungen Moser's, als Lehrer der Gemeinde seinen Vortrag nach „herrnhutischem Geschmack" umänderte. Einst schon selbst aus der Abendmahlsgemeinschaft seiner sonst so theuern Seelenfreunde getreten, dann wiederum ihr zugesellt, ward Moser im innersten erschreckt, als im Frühling 1746 eine ungewohnte Gemüthsbewegung die ganze Gemeinde ergriff. Reden und Anstalten zur „Lammesgeschwisterschaft", endlich die Theilung der Gemeinde in drei Classen, nach dem Maße ihres Gnadenstandes und „ihrer Erfahrung des Blutes Jesu am Herzen", Moser's Verweisung in die Abtheilung der Hoffnungs*fähigen* gaben deutlich kund, daß man eine völlige Verschmelzung der eigenthümlich-pietistischen Kirchengesellschaft in Ebersdorf mit Herrnhut beabsichtige. Im ersten Frühling 1746 zu Neudietendorf und dann im Mai auf der Synode zu Zeyst unweit Utrecht hatten Heinrich XXIX. und seine Familie mit dem Schwager bereits über diesen Schritt sich verständigt [116]), in Folge dessen Steinhofer und der Gemeindeälteste die Umgestaltung unter den Gliedern einleiteten, ehe Zinzendorf's Anwesenheit in Ebersdorf selbst (November 1746) das „Friedens- und Lie-

beswerk“ zu Stande brachte. Der Ordinarius feierte, nach Einrichtung der Chöre und des gesammten Schematismus und geistlichen Haushalts solches Ereigniß durch ein „Denk- und Danklied des Hauses Ebersdorf“, wo Gottes Gnade schon so früh ein Häuflein erweckter Seelen zusammengeführt.[117]) Unser schwäbischer fromme Gast, bisher so glücklich unter Heinrich's XXIX. Herrschaft, ward empört[118]), als er Zwang und Bann wahrzunehmen glaubte, um die Ehefrauen, Witwen, Jungfrauen, die kleinen Mädchen zum Gebrauch der verschiedenen „Gemeinhauben“, des Stirnbandes mit besondern Farben, zu vermögen: gegen solches Ansinnen zumal sträubte er sich nebst Frau und Kindern. Aber erst als das Gemeindehaus sich erhob, die Brüdergemeinde von der des Schlosses und des Dorfes sich trennte, Helfer und Helferinnen, Pfleger und Pflegerinnen für alle Chöre anlangten, und ein Gedankenaustausch mit Abt Steinmetz und dem Grafen Christian Ernst in Wernigerode ihn in seinem Widerwillen bestärkt hatte, erklärte er, „einer Zinzendorf'schen Gemeindeverfassung keine Gewalt über sich und sein Haus zuzugestehen“. Unter inständigem Gebete um ein helles Auge in so ernster Sache hielt er noch aus, bis des Ordinarius persönliche Erscheinung in Ebersdorf, dessen „romanesques, abgeschmacktes, satyrisches Jubellied über das Ebersdorfische Jubiläum“, die ungöttliche Herrschaft über das Gewissen, das unerträgliche Papstthum, die knechtende Gesellschaftsverfassung, die klösterliche Einsperrung in die Chorhäuser einen so argen Eindruck auf ihn hervorbrachten, daß er seinen Widerspruch lauter kund that und deshalb am 17. Januar 1747 von der Abendmahlsgemeinschaft

ausgeschlossen wurde. „Der Strick ist entzwey und wir seynd frei!" rief der seltsam erregte Mann, der in Saalfeld die Berückung des geistesblöden Fürsten nicht erkannt, sogar belobt hatte. Ungewiß, wohin er sich wenden sollte, nahm er gleich darauf den Antrag des Landgrafen Friedrich Karl von Hessen-Homburg, als Geheimerrath und Chef der Kanzlei in dessen Dienste zu gehen, an (1747). Dem frühgealterten neunundzwanzigsten Heinrich gereichte die Umwandelung seines Hofs in eine Brüdergemeinde wenigstens nicht zum zeitlichen Segen; im Mai desselben Jahres mit seiner Erdmuth Dorothea zur Synode nach Marienborn, schon unter Todesahnung, gereist, starb er allda, noch nicht 48 Jahre alt, am 21. Mai, was Johann von Wattewille in der Morgenfrühe den bewegten Brüdern und Schwestern bekannt machte. [119]) Von den zwölf lebenden Kindern, welche die Gräfin von Kastell geboren, folgte ihm Heinrich XXIV. und bestätigte im März 1748 bei Zinzendorf's Anwesenheit die innige Verbindung Ebersdorfs mit Herrnhut; sein Bruder, der Achtundzwanzigste, ist es, dessen Hingebung an die Sache der Brüdergemeinde wir schon erwähnt haben. Auffallend bleibt, daß eines innern Verkehrs zwischen Köstritz, Greiz, Pölzig und Ebersdorf nicht ferner erwähnt wird.

Auch in Homburg fand Moser nicht die Wirksamkeit für seine Staatshaushaltsreformen, welche er im Interesse seines Herrn gewünscht hatte, und schied unbefriedigt schon nach zwei Jahren (1749), um in Hanau eine „Staats- und Kanzlei-Akademie" zu errichten. In der landgräflichen Residenz waren die Seelen am übelsten daran gewesen, indem „der finsterste Ort" für das Herz des

frommen Ehepaars nicht den allergeringsten Umgang bot. Nur an einer Inspirirtengemeinde fehlte es nicht. In Hanau sammelte er sich zum Troste wenigstens einige Erweckte, welche von den Exulanten aus Herrnhaag sich losgesagt; nur zu spärlich, als Moser, die Vermittelungsgesuche des bedrängten Ordinarius nicht einmal beantwortend, herüberzuziehen beabsichtigte. Im Jahre 1751 nahm der Unruhige das gefahrvolle Amt eines Landschaftsconsulenten in Würtemberg an, unter Karl Eugen's verrufener Regierung; alle Pläne des redlichen Vaterlandsfreundes misglückten bei dem Mistrauen ständischer Collegen, unter den Irrungen, welche bald zwischen den Ständen und dem despotischen Herrn ausbrachen, und führten den muthigen Vertheidiger altverbürgter Rechte im Juli 1759 auf länger als fünf Jahre in die Gefangenschaft nach Hohentwiel. „Unverzagt und ohne Grauen Soll ein Christ, Wo er ist, Sich stets lassen schauen!“ sagte der fromme Dulder aus der Fülle seines Herzens, als ihm sein Geschick kund wurde. Wir übergehen die Geschichte dieser unvergessenen Einkerkerung, die Barbarei, welche der Unschuldige erlitt, die sinnreichen Mittel, welche er erfand, um seinen rastlosen Geist zu beschäftigen. Wir erwähnen nur, daß die tiefgegründete Frömmigkeit, so phantastisch sie zuweilen erscheinen mag, den von aller Welt Abgeschiedenen nicht allein gegen Verzweifelung, Wahnsinn und einen frühen Tod bewahrte, sondern ihn sogar munter und vergnügt, wissenschaftlich und dichterisch [120]) fruchtbar erhielt, sodaß er der Zeit seiner Gefangenschaft nie mit Schmerzen, des Urhebers derselben nie mit Bitterkeit gedachte, das Erlittene vielmehr als einen Läuterungsproceß seines christ-

lichen Sinnes erkannte, die Gottes weise Absicht ihm auferlegt. Aber das schwächere Gefäß, Moser's Gattin, war unter solchen Stürmen gebrochen. Diese Frau, eine merkwürdige Seelenerscheinung, hatte schon während des zweiten Aufenthalts in Stuttgart sich der Gebetsgemeinschaft selbst ihres Gatten entzogen, wie denn überhaupt die Zinzendorf'schen Händel überall unter den Erweckten Spaltung und Mistrauen erregten. In Stuttgart mochte man nichts von gegenseitiger Aufdeckung der Herzensangelegenheiten wissen, hielt dergleichen Anmuthung für Seelenzwang; daher die beiden Gatten selbst aus Bengel's Erbauungsstunden fortblieben und ihr Umgang mit andern „wenig mehr bedeutete als liebreicher Verkehr im gemeinen Leben". Frau Moser starb aus Gram und aus Sehnsucht nach dem Jenseits im dritten Jahre der Gefangenschaft ihres Mannes. Die Briefe, welche sie unter so leidvoller Prüfung an jenen schrieb, lauten fast im begeisterten Tone alttestamentlicher Propheten, oder sind Jubel unter dem Kreuz, wie der ersten christlichen Blutzeugen. Ihre und Moser's Söhne, der hochbejahrt im Jahre 1785 starb, wurden berühmte Leute, den Aeltern ähnlich auch an religiöser Erwärmung.

Beharrlicher in den Eindrücken der ersten Lehrer und am wenigsten ausweichend nach der von Zinzendorf gebahnten Richtung, vielleicht eher der herrschenden Weise im Einzelnen wieder angenähert, verfloß der Lebensabend der andern Grafen Reuß und ihrer Zugehörigen, in deren Mitte uns A. F. Büsching einführt. Wir kennen bereits die Heimat und die Sinnesart, welche der Niedersachse, geb. im Jahre 1724, von geistlichen oder geistlich gesinnten Vorältern überkommen, sowie die sittlichen Verhält-

nisse des Landes. Seines Vaters ungeregeltes, bizarres Wesen, sein Schwanken zwischen frommem Drange und weltlichem Leichtsinn, seine Leidenschaftlichkeit und seine häuslichen Untugenden machten Büsching's Jugend unerfreulich. Kirchlicher Eifer dagegen, ehrbare Sitte, Lernbegierde und unermüdliche Arbeitslust erweckten und nährten die Schulmeister und Prediger, welche die Residenz von Lippe-Bückeburg vereinigte. So vor allem Hauber's gelehrter und religiöser Einfluß; seit seinen ersten Jünglingsjahren tauchte Büsching's Seele so tief und durchdrungen in den Geist des lautersten Pietismus unter, so wenig er selbst für einen Pietisten gelten wollte, daß ihm, dem durchaus Prosaischen, nur die Lyrik des Gemüths fehlte, um dem süddeutschen Moser, innerlich Dichter, so hart und unbeholfen, so geschmacklos seine Hunderte von gelehrten Büchern geschrieben sind, an die Seite gestellt zu werden. Längst in Hauber's und andern Erbauungsstunden ein freudiger Bekenner, „den Herrn lieben und verehren zu wollen", zählte Büsching doch erst vom 30. Januar 1741, an welchem er mit seinem Herzensfreunde Dilthey den Bundesvertrag urkundlich geschlossen, „sich durch nichts im Leben und Tode von herzlicher Liebe zu Gott und dem Streben nach Erkenntniß derselben scheiden zu lassen", den Anfang seiner Erwecktheit. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts zu Stadthagen befanden sich um das Jahr 1740 in so unbegreiflicher Erregung, daß sie, Sonntagabends aus Hauber's häuslicher Andacht entlassen, vor der Wohnung des verehrten Seelsorgers in Häuflein zusammentraten und einander fragten, ob nicht ihre Herzen gebrannt hätten, als er mit ihnen über ernstliche Führung ihres Christen-

thums geredet? Die meisten unter ihnen beharrten aller Orten, wohin sie nachmals kamen, unter allen Umständen und Verhältnissen, „in dem christlichen und himmlischen Sinne, den sie in erster Jugend angenommen". Früh erfuhr der ausbündig fromme Jüngling, daß die Gottseligkeit zu allem nütze sei, auch große Vortheile für das zeitliche Leben brächte. Durch seines Vaters Unwirthschaftlichkeit auf Spenden Anderer hingewiesen, und im Empfang derselben an eine Unbefangenheit gewöhnt, welche die Gabe des Fremdesten nicht als unerwünschte Verpflichtung auffaßte, sondern als Erweis unmittelbarer himmlischer Fürsorge und der allgemeinen Verbindlichkeit Reicher gegen dürftige Glieder der stillen Gottesgemeinde, ward der junge Büsching vielfach von frommen Personen beschenkt und befördert, besonders von der Gemahlin des berühmten Ministers von Münchhausen in Hannover. Am Hofe sahen sich die Erweckten dort freilich nicht begünstigt, so wenig als Separatisten und Freidenker. Die kurfürstliche Regierung dachte um die Mitte des Jahrhunderts noch wie zu Anfang desselben; aber das Volk und viele vom hohen Adel fühlten tief die neue Regung. Als im Jahre 1734 Verdacht geheimer Erbauungsstunden laut wurde, mußte eine Krämerin, weil sie beim Dingen des Käufers gesagt hatte: „Gott solle sie bewahren, mehr zu nehmen als ihr zukomme, sie beginge ja einen Diebstahl gegen das siebente Gebot", als arge Pietistin gelten, desgleichen ein Bürger, der in schwerer Anfechtung sich Morgens und Abends auf den Oberboden seines Hauses begab, um ungestört zu beten. Solche verrufene Frommen wurden auf dem Rathhause verhört; auf der Kanzlei warnte man beweglich gegen Schleicher, gegen

verdächtige Bücher, das Gift der Schwärmerei, und erinnerte an die frühern Edicte gegen den Pietismus.[121]) Als Büsching im Jahre 1742 auf seines Vaters Geheiß einen königlichen Küchenschreiber in Hannover besuchte und einer leckern Bewirthung ganz sicher war, ging auf einen Wink des sonst gastlichen Hofmanns die Magd mit Wein und Confect wieder hinaus, weil der aufrichtige Jüngling, so sehr ihn der Mund wässerte, nicht umhingekonnt hatte, auf die Frage nach Hauber's Wirksamkeit, nach den Erbauungsstunden und seinem Antheil an denselben, rühmend und bejahend zu antworten. Aber aller Abscheu der Beamten und Prediger gegen den Pietismus unterdrückte das Volksgemüth nicht; wir kennen aus Anton Reiser's unglücklicher Geschichte die wohlmeinenden Quäler, Handwerker und Musikanten in Hannover, die, zu einer vielverzweigten Gemeinde gehörig, jede harmlose Freude, jede kindliche Eitelkeit aus seiner Jugend verscheuchten. Ein geheimes Tagebuch, welches Büsching über die Vorgänge seiner Seele führte, zog den schwersten Zorn des Vaters über sein Haupt. Mit geringem Zehrpfennige versehen, aber zu Hannover von Hauber's vornehmen Beichtkindern getröstet, ging der erweckte Schüler, erbaulich wirkend, wo er nur sich zeigte, im Jahre 1743 auf die Schulanstalten in Halle, ward Baumgarten's eifrigster Zuhörer, mied angstvoll, auf „die traurigen, liebreichen Ermahnungen" adliger Gönnerinnen in Hannover, die Herrnhuterei, und bildete sich, „auch am Herzen und in der Erkenntniß des Heilands zunehmend", in wenigen Jahren zu einem musterhaften Studenten aus. Solcher Erfolg versöhnte den bösgelaunten Vater, den er im Jahre 1746 besuchte, eben als Hauber sich an-

schickte, einem Rufe zum Predigtamte nach Kopenhagen zu folgen. Ueber seine Jahre hinaus ernst gestimmt, schon in persönlichem Verkehr mit berühmten Gottesgelehrten, selbst Schriftsteller schon im Jahre 1747, kam der junge Theologe um diese Zeit in folgereiche Verbindung mit den frommen Reußen zu Köstritz. Einen Jugendfreund zu sehen, welcher am dortigen Hofe zwei junge Grafen von Schaumburg-Lippe-Bisterfeld, die Enkel jenes Verehrers Hochmann's, Söhne Friedrich Karl August's und der Tochter des Grafen Johann Christian von Solms-Baruth, war Büsching um Pfingsten nach dem Voigtlande gewandert. Vom Freunde dem Grafen vorgestellt, im Schlosse beherbergt, brachte er auf das gleichgestimmte gräfliche Ehepaar einen so überaus günstigen Eindruck hervor, daß Heinrich XXIV. sich ihm „als Rathgeber und geistlicher Vormund“ erbot und begierig war, die erbaulichen Bekanntschaften des jungen Gelehrten in Braunschweig und Hannover selbst aufzusuchen.[122]) Auch den gottseligen, gelehrten Rath und Hofmeister von Geusau gewann Büsching für sich. Nach der Rückkehr von der großen Reise mit Heinrich XI. (1742), deren Beschreibung uns Büsching als Beispiel, „wie junge fromme Herren zur Bereicherung ihres Wissens, Bewahrung guter Sitte und Stärkung ihrer Religion die große Welt sehen müßten“, gegeben, hatte der Vielbetraute den Grafen Heinrich XXIII., den dritten Sohn des Vierundzwanzigsten, nach Dänemark und auf die Ritterakademie zu Soröe, deren Oberhofmeister Heinrich VI. war, begleitet, die abweichenden Verhältnisse des Hofes Friedrich's V., jenes lobwerthen Mäcen des Sängers der „Messiade“ und Liebhabers unanstößiger weltlicher Lustbarkeit, der Komödien

Holberg's, selbst der Hofbälle, kennen gelernt. War gleich das religiöse Gepräge der Residenz Kopenhagen sich nicht mehr ähnlich, so blieb doch der dänische Hof- und Staatsdienst ein Ziel für das Streben deutscher Grafenhäuser, die, wie die Stolberg und Lynar, auf nordischem Boden neue, berühmte Sprößlinge trieben und die urgroßväterliche Gemüthsrichtung auf Spätenkel vererbten. Herr von Geusau, nach dem Voigtlande zurückgekehrt, selbst den Ernestinern in Weimar als Erzieher des Erbprinzen Ernst August Konstantin erwünscht, starb zu Köstritz im November des Jahres 1749. Wie bedeutsam er im Leben seinen Verehrern und Zöglingen erschienen, galt es diesen auch als neidenswerthe Gunst des Glücks, bei seinem Scheiden, gleich dem jungen Büsching, zugegen gewesen zu sein. Jene Stunde nannte Graf Erdmann Heinrich Henkel von Donnersmark zu Pölzig „ein Collegium privatissimum über die Kunst, selig zu sterben", und pries den jungen Freund, solches aus dem Munde des sterbenden Professors gehört zu haben.

Die Hofhaltungen von Köstritz und Pölzig, wie wir sie durch Magister Büsching kennen lernen, sollen uns am Schlusse die markirtesten Züge zur Zeichnung des sittlichen und gesellschaftlichen Gepräges unserer erweckten Vornehmen bieten; jetzt folgen wir bis zu der von uns gesteckten Grenze dem Lebenswege des später berühmten Erdbeschreibers. Mit eingeständiger Vorliebe im Umgange junger, gottseliger adeliger Standespersonen auch unter den Studenten verkehrend, hatte der Magister (1747) seine Inauguraldissertation dem Burggrafen Christoph zu Dohna-Schlodien in Preußen, dessen Geschlechtsregister

die Blüte früh erweckter Grafenhäuser vereinigte, gewidmet; aus dem Beginne akademischer Lehrthätigkeit zu Halle rief ihn aber der schmeichelhafte Antrag unsers königl. dänischen Geheimenraths, Kammerherrn und Kanzlers der Regierung von Glückstadt, Schwiegersohns Heinrich's XXIV zu Köstritz, des Grafen zu Lynar, die Erziehung seines Aeltesten, Friedrich Ulrich's, zu leiten. Der junge Graf weilte bei seinen Großältern in Köstritz, welcher Umstand den ehrgeizigen Docenten besonders vermochte, dem Katheder für jetzt zu entsagen; aber seine wichtige Hoffnung, „lange in jener Schule der Gottseligkeit Weltkenntniß und Klugheit zu lernen“, ward durch den schon am 28. Juli 1748 erfolgten Tod des reichsgräflichen Patriarchen vereitelt. Zwar änderte die Witwe des Vierundzwanzigsten, durch den Verstorbenen gebildet, „nichts in den Sitten und Gewohnheiten des Hofes, auch nichts in dem Geschmack an allem, was christlich, vernünftig, artig und nützlich gelehrt ist“; als aber, wie wir oben angedeutet, im November 1749 auch der Rath und Hofmeister von Geusau in des tiefbewegten jungen Freundes Armen geschieden war und desselben Aufenthalt in Köstritz die erwarteten ökonomischen Vortheile nicht abwarf, folgte Büsching, auch mit Gnaden vom regierenden Grafen in Obergreiz, Heinrich XI., überhäuft und mit dem Vertrauen des Grafen Erdmann Heinrich Henkel von Donnersmark in Pölzig geehrt, in dessen „paradiesischem Hause er im Sommer 1749 einige Tage mit unbeschreiblichem Vergnügen und Nutzen geweilt“, schon, wie er voll Selbstgefühl gesteht, „im Briefwechsel mit Grafen, Edelleuten und Gelehrten, der Auffoderung des Vaters seines Zöglings, mit demselben ihn auf seinen

Gesandtschaftsposten nach Petersburg zu begleiten. Graf Rochus Friedrich, getrieben von diplomatischem Ehrgeiz, verließ seinen behaglichen Wirkungskreis unter den einfachen Bauern der Marschen, und reiste in tiefem Winter im Jahre 1749 mit Sohn und Hofmeister an den schwelgerischen, ränkevollen und gefährlichen Hof Elisabeth Petrowna's. Unterwegs über das Anhaltische, Berlin, Königsberg, Riga fand Büsching nicht allein in der Begrüßung seelenverwandter Theologen und Gelehrten, sondern auch in der Annäherung an vornehme fromme Standespersonen volle Befriedigung. So besonders in Berlin beim Grafen Heinrich IX., dem spätern Erben des großen gräflich Flodrupp-Wartenslebenschen Vermögens, beim Grafen Friedrich von Wartensleben selbst, beim Grafen Moritz Karl von Lynar, dem weiland Günstling der Großfürstin Anna von Rußland, im Hause der Tante desselben, der gottseligen und klugen Gräfin von Windischgrätz. Bezeichnend für die Sinnesart des kaum vierundzwanzigjährigen Jünglings ist, daß er, von gnädigen Wirthen in die Oper „Angelica und Medorus" in Friedrich's II. eben vollendeten Musentempel geführt, „diese Art Lustbarkeit die erste und die letzte sein ließ, die er irgendwo sehen mochte". Die Musik! war das Einzige, was ihm an derselben gefiel. So ein echter Schüler Spener's, hatte er, kurz vor seiner Reise in die weite Welt, in einer der wichtigsten Lebensangelegenheiten nach Weise seines Lehrers sich berathen. Zur völligen Sicherheit seines Herzens vor der heftigsten und gefährlichsten aller Leidenschaften wandte er, außer den bisher gebrauchten und bewährten Mitteln noch dieses an, einen würdigen Gegenstand wohlgeordneter Liebe unter dem

weiblichen Geschlechte zu suchen, mit dem seine geschäftslosen Gedanken sich unterhalten und aller Versuchung vorbeugen konnten. Auf Gott vertrauend, wählte er, ohne vorgängigen Roman, die Schwester seines Freundes Dilthey, seine fromme Freundin aus Stadthagen, und erhielt, ungewiß ob sie noch unverheirathet sei, die briefliche Zusage. Nach vielfach genußreichen Tagen in Berlin ging die Reise durch das verrufene Pommerland auf Danzig, wo Büsching, gewiß nicht ohne innere Genugthuung, erfuhr, Professor Schelwig, der gehässige Aufspürer des Pietismus, habe stadtkundig im Jahre 1727 „sich zu Tode gesoffen“, und lenkte auf eine Einladung des Grafen Christoph von Dohna seitwärts nach Schlodien, dem Sitze des Burggrafen von Dohna-Vianen, Karl Florus. Was die geehrten Besucher am Hofsitze der östlichen Dohnas Liebreiches und zu ihrer Erweckung Förderliches erlebten, das eigenthümliche Gepräge in diesem „glückseligen gräflichen Hause“, zu welchem als gleichgesinnt der preußische General Christoph zu Dohna und der Graf Dönhof von Quittanien gehörten, wollen wir später als Seitenstück zum Hofe von Köstritz zu schildern uns bemühen. Ueber Königsberg, wo Graf zu Lynar die vornehmsten Personen, Verwandte der Dohnas, kennen lernte, über Riga, wo fromme Sympathien früherer Jahre vorübergegangen, kam man endlich im Februar 1750 nach der russischen Residenz, wo schon früh erweckte Gemeindeglieder sich zusammengefunden und Büsching später die erwünschte Bestimmung erhielt, neben dem einst so gewaltigen, jetzt durch ungeheure Schicksale gezähmten und fromm gemachten, greisen Feldmarschall Münnich nicht ohne Segen an Kirche und Schule zu wirken. Doch

diesmal war des Bleibens zu Petersburg nicht lange. Der Tod des Ministers Grafen Schulin zu Kopenhagen, jenes ehemaligen Candidaten der Theologie aus Franken, welcher, ein dänischer Ostermann, in des gottseligen Christian VI. Tagen zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich aufgeschwungen und zu solchem Posten höher befähigt war, als unser Graf Lynar, eröffnete diesem die Aussicht zur Nachfolge, und stürzte den frommen Ehrgeizigen, welcher in einer ohne sein persönliches Zuthun erfolgten Berufung die unmittelbare Hand Gottes erblicken wollte, in unbeschreiblich peinvolle, über ein Jahr lange Unruhe. Die Briefe an seine Gemahlin in Itzehoe lehren uns den seltsam aufgeregten Gemüthszustand des beklagenswerthen Mannes; er flehete Gott um Einsicht zu seines Königs Nutzen, dankte demuthvoll im voraus, wenn ihm Gott Gunst und Ehre schenken wolle, bis ihm, nach mehrmaliger banger Täuschung, die ersehnte Rückberufungsstunde schlug. Ungeduldig hatte der Diplomat schon im August 1750 seinen Sohn nebst dem Magister und der Dienerschaft zur See nach Deutschland vorausgeschickt, und nach gefahrvoller Reise und augenscheinlicher Todesnoth war die Gesellschaft in der Mitte des Septembers an Holsteins Küste gelangt. Büsching hatte in Itzehoes Umgebung schon werthe adelige Seelenbekanntschaften angeknüpft, und sogar den schwer erkrankten, sorgenvollen Vater und die Heimat wiedergesehen, als der abgerufene Gesandte, in seiner heißen Erwartung getäuscht und kränklich, im März 1752 in der dänischen Königsstadt eintraf. Der Aufenthalt in Rußland, die angstvolle Bewerbung schien den religiösen Grund des Grafen zeitweise verändert zu

haben; lesen wir doch sogar schwülstige Verse, welche er zum Lobe der Schönheit Elisabeth's, die er doch nimmer sittlich hochachten konnte, verfaßte. Dennoch aber mochte es ihm nicht gelingen, die zu einem Minister der Diplomatie unentbehrlichen Eigenschaften, steinerne Gemüthsruhe im Aeußern, Selbstbeherrschung, Gefaßtheit in allen staatsmännischen Vorkommnissen, zu erwerben, und deshalb fiel ihm, statt der ursprünglichen Bestimmung, nur die Ehre und die einträgliche Stellung zu, zum Statthalter der Stammgrafschaften des dänischen Königshauses, von Oldenburg und Delmenhorst, ernannt zu werden. Vergeblich war sein Bemühen gewesen, sich persönlich der veränderten Gesinnung König Friedrich's V. anzuschmiegen. Der dänische Hof war damals ein Prüfstein der Gesinnung. „Während der Regierung Christian's VI. brauchte man sich der christlichen Gesinnung nicht zu schämen, denn der König hatte sie selbst. Als sein Sohn die Herrschaft antrat, wurden vieler Menschen Herzen entdeckt; unterschiedene nur für Heuchler erkannt; andere gute Standespersonen aber wollten dem jungen Könige und desselben neuen Hofleuten durch leichtsinnige Lebhaftigkeit gefallen und strauchelten nicht wenig. Unter den letzten war auch Graf Lynar, aber er besann sich bald und wandelte mit festern Schritten auf dem Wege der christlichen Rechtschaffenheit." [123]) Im stillen Oldenburg zu sich selbst gekommen, nach erfreulichem Ueberschlage seines Ersparten und seiner reichen Einkünfte, beschäftigte der Graf sich mit ernsten Studien, übersetzte Seneca's Buch „De clementia" und andere Schriften des Römers, und fand Gelegenheit, fromme Prediger, nach denen er im Auslande eifrig gehascht, in seine Statthalterschaft zu

berufen. Aber die Diplomatie ward wieder die Klippe seines Lebens. Er vermittelte, auf Antrag des Grafen Bernstorf, der ihm im Ministerium den Rang abgelaufen, die Convention zu Kloster Zeven (September 1757) mit so anstößiger Eilfertigkeit und, bei warmem Herzen, so politisch kopflos, daß seine diplomatische Unfähigkeit vor der Welt erkannt wurde. Ohne die Thatsache zu prüfen, berufen wir uns auf die Aeußerung des königlichen Geschichtschreibers seiner Zeit. „Damals fing man in dem preußischen Heere Briefe des Grafen Lynar an den Grafen Reuß auf (Heinrich XXIII. zu Köstritz, den Schwager des Statthalters). Beide Männer waren von der Sekte, welche man Pietisten nennt. Graf Lynar schrieb seinem Freunde in Beziehung auf jene Negotiation: «Der Gedanke, diese Abkunft zu schließen, war eine himmlische Eingebung; der Heilige Geist verlieh mir die Macht, den Fortschritt des französischen Heeres zu hemmen, wie früher Josua die Sonne still stehen hieß. Der allmächtige Gott, welcher das Weltall in seinen Händen trägt, gebrauchte mich Unwürdigen, um dieses lutherische Blut, dieses kostbare hannöversche Blut, welches verströmen sollte, zu sparen.»" Friedrich II. setzte mit seinem Rechte hinzu: „Das Misgeschick wollte, daß der Graf Lynar sich allein Beifall zurief." [124]) Weniger als Folge so beschämenden Misgriffs, als weil man in Kopenhagen Klage gegen die eigennützige Verwaltung des Statthalters erhob, deren guten Grund Büsching selbst eingesteht, verließ der Graf, seit 1763 Ritter des Elefantenordens, im Herbst 1765, scheinbar freiwillig sein hohes Amt, und begab sich mit seiner Familie nach Lübbenau, das noch dem ältern Bruder, Moritz Karl „dem Schönen", gehörte,

nach dessen kinderlosem Tode im Jahre 1768 die Stammherrschaft dem geprüften Weltmann zufiel. Unser Rochus Friedrich, Vater von zwölf Kindern, erlebte, sein Erbe durch Sparsamkeit verbessernd, unter gelehrten Studien ein hohes Alter, verlor im Anfange 1781 seine Gattin und starb noch in demselben Jahre, im lautbezeugten Troste „einer seligen Vollendung". Außer seinen moralischen und politischen Schriften lesen wir von ihm noch geistliche Gedichte, welche der Sprache nach den Geschmack vor Haller, geschweige vor Klopstock verrathen. Von seinem zahlreichen Geschlechte gab Heinrich Kasimir Gottlob, zeitig ein Freund des Herrnhuterthums, die entschiedenste Aehnlichkeit mit der Gemüthsrichtung des Vaters kund; andere Söhne folgten als Soldaten einem mehr weltlichen Berufe.

Schon lange vor der dänischen Katastrophe seines verehrten, von ihm mit strenger Wahrheitsliebe geschilderten, Grafen hatte unser Magister in fernen Landen eine deutsche Berühmtheit als Gelehrter errungen. Im erweiterten Verkehr mit den bedeutendsten Adelsfamilien Holsteins, wie mit dem Kammerherrn Christian Günther von Stolberg und dessen Gattin, geborener Gräfin von Kastell-Remlingen — den Aeltern des Dichterbrüderpaares, welches er auf seinen Armen trug, aber piquante Züge aus älterlichem Hause derselben späterhin der Oeffentlichkeit nicht entziehen mochte —, erfüllt mit umfassenden literarischen Plänen, blieb Büsching zu Itzehoe und Soröe im kargen Solde des Statthalters bis zum Herbst 1752, weilte dann noch in Kopenhagen und trat im Jahre 1754 erst in Halle, dann in Göttingen seinen eigentlichen gelehrten Beruf wieder an. Angelangt am chronologi-

chen Ziele, das für unsere Arbeit durch die allmälig umgeänderte Zeitrichtung bestimmt ist, haben wir den Lebenspfad Büsching's, auf welchem er für Wissenschaft, für Kirche, Schule und Haus so segensreich wirkte, nicht weiter zu verfolgen. Treu blieb er, bis der Tod ihn am Ende des umgestalteten Jahrhunderts abrief, der jugendlichen Färbung seiner Seele; wie er, als letzter Zeuge einer für das Gemüthsleben der deutschen Vornehmen so denkwürdigen Zeit, der Geschichtschreiber des erweckten Adels ward, gewährt auch sein wahrer Frömmigkeit geweihetes Dasein anziehenden Stoff zur Charakteristik anderer gleichgestimmter Zeitgenossen.

Von den eigentlichen Trägern des Spener'schen Pietismus, von den Männern, welche noch aus dem reinen Quell getrunken, war Graf Erdmann Heinrich Henkel, vielleicht der Tiefste unter den Standesgenossen, unter den deutlichen Vorzeichen einer neuen Bildungsperiode geschieden. In seinen letzten Jahren durch Sorge um seines Hauses Wohlstand beunruhigt, obwol einziger Erbe der schlesischen Stammherrschaft Oderberg, deren Verbleiben unter protestantischer Landeshoheit ihm Trost war, starb er am 1. September 1752, wie Derjenige wünschen mußte, welcher ein halbes Leben lang an fremdem Beispiele „die Sterbekunst zu studiren", nicht ersättigt werden konnte. Seine zweite Gattin, Charlotte Marie Albertine, geborene Gräfin von Leiningen-Dachsburg, nach dem Tode hochfürstlicher Verwandten in beschränkten Vermögensverhältnissen lebend, endete, des Gemahls würdig, erst im Jahre 1783.

Wir dürfen uns kurz fassen, um die Ursachen zu bezeichnen, welche in den ersten Jahrzehnden König Fried-

rich's II. zusammenwirkten, jene nachhaltige Spannung des religiösen Bewußtseins unter einem großen Theile des höhern deutschen Adels zu mindern. Der politische Thatendrang, welcher ein erschlafftes Geschlecht mit dem Regierungsbeginn des großen Königs durchzuckte, die plötzliche Erschütterung der Herzländer Europas durch riesenhafte Kämpfe, bei denen auch die im frommsten, häuslichsten Stillleben erzogenen Söhne und Enkel der ersten Verehrer Spener's, die gleichgültig unter dem Waffenruhm Marlborough's, Eugen's und des Dessauers verharrt, nicht parteilos bleiben mochten, lockten den Nachwuchs auf die Bahn des Krieges oder der ernstesten Staatsämter und ließen, unter lohnendem Ehrgeiz, sie die Eindrücke seelenführender Hofmeister, den Zwang hallescher Lehranstalten bald vergessen. Dazu nun der Einfluß, welchen des bewunderten Königs persönliche Gesinnung auf die Zeitgenossen ausübte, die Verbreitung der französischen Modephilosophie und die allgemeinere Kenntniß der neuern französischen Literatur mit ihrem religionsfeindlichen Inhalte, sowie der des Aufschwungs der deutschen schönen Redekünste. Der Geist der Duldsamkeit gegen jede Glaubensrichtung, welcher vom preußischen Throne ausging, mäßigte überall in Deutschland, selbst im katholischen, jene hartsinnige Verfolgungssucht der Obrigkeit gegen separatistischen Eigensinn; die strengen Verbote heimlicher Conventikel verhallten. Bei der Möglichkeit, in kirchlichen Formen sich frei zu bewegen, schwand einerseits der Reiz an dem Verbotenen, andererseits empfanden die reichsfreien Dynasten nicht mehr die Versuchung, wenigstens im Glaubensgebiete für ihr Schloß, ihre Patronatskirchen, die Unabhängigkeit des Standes

geltend zu machen. Bald gab es, bis auf vereinzelte Fälle, auch nicht mehr den Ruhm wie den kameralistischen Vortheil, vertriebenen Predigern und ausgewiesenen fleißigen Sonderlingen aus dem Volke eine Freistatt zu eröffnen; schon lange vor dem Jahre 1787 durfte Freiherr Friedrich Karl von Moser, Sohn des Märtyrers auf Hohentwiel, voll Scham für die Väterzeit, die Frage aufwerfen, wie es möglich war, die häuslichen Andachtsversammlungen zu verbieten? in einem Regierungscollegium könne von solcher Unterdrückung nicht mehr die Rede sein und würde man den Proponenten nur auslachen.[125]) Fielen auf Geheiß erleuchteter oder gleichgültiger Regierungen die Schranken, welche den Versuch, die Reformation des 16. Jahrhunderts außerhalb der Formen der ältern Kirche in enger häuslicher Genossenschaft fruchtbar zu erhalten, eingeengt hatten, so wirkte auf den protestantischen Hochschulen, zumal auf der neugestifteten zu Göttingen, die wissenschaftlichere Behandlung der Theologie durch Männer wie Baumgarten, Semler, Mosheim, Michaelis und Andere dahin, den weichlichen Charakter und die trübe Gestaltung des entartetern Pietismus, welcher das strenge Lutherthum zwar gemildert, jedoch die Lösung der geschichtlichen Aufgabe der Nation verhindert hatte, allmälig von Kanzel und Beichtstuhl zu verbannen. Aber wenn auch in Halle um 1743—45 Lange's und des jüngern Francke Regiment aufhörte, Letzterer seinen Eifer, die studirende Jugend vor dem schädlichen Einflusse der Komödie zu bewahren, sogar mit Friedrich's II. Ungnade, einer schnöden Zumuthung, endlich mit einer Geldstrafe büßte und nur die Furcht vor Zinzendorf die Spannung theologischer

Gemüther wach erhielt, so behauptete sich dennoch lange auf dem Waisenhause und unter einem Theile der Studenten die ängstliche Andächtigkeit. Die von den Francke'schen Stiftungen in die gesammte protestantische Welt verschriebenen Hofmeister und Hauslehrer waren es besonders, welche in abgeschwächter oder modificirter Gestalt den Pietismus, den wir, im Gegensatz des ältern und des neuesten, den mittlern nennen wollen, als nachwüchsige Pflanze zu verbreiten suchten. Wie jene Wärme des sogenannten thätigen Christenthums, nachdem sie aus den Seelen der Vornehmen gewichen, in die Kreise des arbeitsseligen Volkes sich verlor, und dann, weiter geleitet durch Männer von so mystischer Tiefe, wie Jung-Stilling, unter drohender Umwälzung des europäischen Gesellschaftszustandes, wieder in Deutschlands Adel junge, saftig-wuchernde, anderm Leben gefährliche Schößlinge treiben konnte, wollen wir am Schlusse unserer Arbeit andeuten, nachdem wir Merkmale und Charakteristik des ursprünglichen Pietismus im Sittlichen, Häuslichen und in eigenthümlicher Erscheinung des Seelenlebens gezeichnet haben.

Fünftes Capitel.

Das häusliche, gesellschaftliche und sittliche Gepräge des ältern Pietismus. — Die Mitteldinge. Tanz, Oper, Spiel. — Biblische Orakelsprüche. — Der Ernst und die Hoffnung im Leben und Tod. — Genealogische Verbindung der Schule Spener's mit dem neuern Pietismus.

Wir beginnen mit dem Ehestande, dem geistigen Mittelpunkte rein menschlichster Interessen. Romantische

Liebe mit ihrer Lust und ihrer Qual blieb den Jüngern Spener's fremd: bei der Wahl des Gatten „reizte allein ein natürlich gutes Gemüth", nicht die Leidenschaft. Absichtlich den Stürmen des Herzens entgegenzuarbeiten, die Gefahren zu meiden, mit welcher die Gewalt der Liebe die ernste Betrachtung der höchsten Dinge, die Ruhe der Seele unausbleiblich bedrohete, nahmen sie, im Vertrauen auf die höhere Leitung, ohne langes Berathen, oft aus der Hand der Freunde, die Gefährtin ihres Lebens. So folgte Spener bei seiner Verbindung mehr der Mutter und dem Oheim als eigener Bewegung, und heirathete, „aus Besorgniß, sein natürlicher Ernst möchte ihn hindern, einer jungen Frau so liebreich zu begegnen, als sie verlangte, die Witwe eines störrischen Mannes, damit es ihr um so leichter werde, an ihn sich zu gewöhnen". So suchte eingeständig Johann Jakob Moser die Gattin und lebte mit der Gleichgestimmten in einem verzückt innigen Seelenverhältnisse; im verständigen Drange gesellte Büsching sich die Andachtsgenossin seiner Jugend bei. Diese Ehen waren sämmtlich ein Quell des reinsten, ruhigsten Glücks; eheliche Misverständnisse, wenn sie nicht etwa durch abweichende religiöse Richtung, oder durch höhern oder geringern Grad religiöser Erwärmung herbeigeführt wurden, dann aber auch unbeschreiblich leidvoll sein konnten, Ehescheidungen, kannte die stille Familie der Erweckten nicht. Gab es eine würdigere Empfehlung für den gescholtenen Pietismus, als dieses Glück, zumal in einer Zeit, als die Heiligkeit der Ehe durch das Beispiel so vieler Großen verhöhnt wurde? In Folge gleichmäßiger Eindrücke von früher Kindheit an, gleicher Erziehung, übereinstimmender Sitte und Häuslichkeit, jener

sittlichen Monotonie unserer Grafenhäuser, griffen die jungen Paare bei so geordneten Entschlüssen nie fehl, wenn sie in dem leicht übersehlichen Kreise ihrer erweckten Standesgenossen blieben. Deshalb denn die zahlreichen Wechselheirathen zwischen den Geschlechtern Solms, Stolberg, Dohna, Reuß, Promnitz, Leiningen, Westerburg, Isenburg, Wittgenstein, welche die Genealogie erschweren. Ebenbürtigkeit galt als eine altdeutsch ererbte Bedingung; denn Stolz auf altadelige Geburt befestigte sich auch zufolge religiöser Betrachtung in den Seelen unserer frommen Vornehmen: hohe Geburt war eine besondere Gnade des Himmels, ein ererbtes Siegel der Auserkorenheit, das, wie zur Demuth verpflichtete, so auch zu erhöhetem Gnadenbewußtsein berechtigte. Aber selbst reichsfürstengleiche Grafenhäuser beschränkten die Ebenbürtigkeit nicht mit jener ängstlichen Ausschließlichkeit katholischer Stiftsfamilien. Die Geschlechtsvereinigung der Grafen Reuß vom Jahre 1668 gab zwar den nachkommenden Herren den Rath, „sich nicht zu genau ins Geblüt, noch außer dem Stande in ein höheres, noch niedriges Geschlecht, sondern mit einer, die gleiches gräf- oder herrlichen Standes von einem guten, wohlbekannten Hause", zu vermählen „und dabei ihr Absehen nicht eben auf großes Vermögen, sondern auf Versicherung wahrer Gottseligkeit, guten Verstandes, Sitten und Tugenden zu richten"; dennoch ward durch vielfaches Herkommen schon in den nächsten Geschlechtsfolgen diese Ansicht so weit modificirt, daß man auch Töchter aus freiherrlichen Häusern als ebenbürtig betrachtete und die Herren ihrer aufrichtigen Neigung folgten. Blieb dieser Kreis gleichwol immer noch ein beengter, so sahen wir

doch in den Häusern Wittgenstein, Westerburg, Friesland und andern, daß ein ausgezeichneter Grad erweckter Seelengleichheit den Adelsstolz zum Schweigen brachte, und unter solcher Bedingung geschlossene „Gewissensehen“ ihre Anstößigkeit verloren. Von Romanen, welche einem vornehmen frommen Ehebunde vorangingen, erfahren wir in jenem galanten Zeitalter fast nie; nur Zinzendorf's entzündliche Sinnlichkeit läßt in dem Abspringen seiner Neigung von seiner Muhme zu Remlingen auf Erdmuth Dorothea von Reuß zu Ebersdorf, und in der Art, wie er die Frühbeworbene dem Freunde zuwandte und dessen Schwester nahm, einen räthselhaften Roman durchblicken. Sonst aber schien die zartsinnigste, ehrbarste Leidenschaft so wenig mit der Erwecktheit sich zu vertragen, daß diese jene, wenn auch nicht immer tödtete, doch wesentlich erkältete und die Trennung enggebundener Paare schmerzloser machte. Der natürliche Mensch mußte schweigen, wenn jene übernatürliche Seelenerhebung eintrat. Zwei anziehende Beispiele dieser Gewalt erweckten Zustandes bieten sich uns in verschiedener Ueberlieferung. Goethe's „Bekenntnisse einer schönen Seele“, eine Reihe von Thatsachen, die der Dichter in unüberbotener Weise erzählt hat, lehren uns, wie ein liebenswürdiges, einander werthes und von gegenseitiger zarter Neigung erfülltes Paar sich verliert, da das Eine, im Stadium m ä ß i g e r Erwecktheit, durch mäßigen Weltsinn des Geliebten in ruhiger Beschaulichkeit sich beeinträchtigt fühlt. Die Wahrheit dieser Geschichte hat ein fleißiger Forscher jüngst erprobt und das Historische festgestellt. Unsere Hauptstadt der Wetterau, Frankfurt, Spener's frühestes Saatfeld, wo noch ein halbes Jahrhundert später alle Persönlich-

keiten aus den erweckten Grafenhäusern, den Separatisten- und Inspirirtengemeinen, Herrnhuterthum, Dippel und Edelmann, sich begegneten, ist der Schauplatz jener anmuthigen und doch quälenden Geschichte; das Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, geb. im Jahre 1723, gest. 1774, die starke Heldin; Dr. Johann Daniel von Olenschläger, Schöff, deutscher Geschichtsforscher und Publicist, der etwas leicht getröstete Held; das Jahr des Romans um 1745; Johann Friedrich Fresenius, Oberhofprediger und Senior des Ministeriums in der Reichsstadt, der herrnhutfeindliche Seelsorger der Dame, ein niedersächsischer Cavalier, von Bülow, wahrscheinlich der herrnhutfreundliche Berather der Gottseligen.[127])

Die zweite Geschichte bietet unserm Urtheile Büsching aus seinen holsteinischen Seelenbündnissen. Sophie Ernestine von Alefeldt, von ansehnlichem Adel, geb. im Jahre 1723, seit ihrer Kindheit Fräulein im adeligen Stifte zu Itzehoe, „klein von Gestalt und fleischig", hatte beim ersten Aufblühen zu einem unbemittelten Kammerherrn v. L. „freundschaftliche Zuneigung empfunden, welche eine Verabredung künftiger Ehe nach sich zog". Der heimlichste Briefwechsel nährte die angenehme Flamme durch mehre Jahre des Abharrens günstiger Umstände; da ward die junge Dame erweckt, verhehlte ihre himmlische Gesinnung nicht dem Herzensfreunde, foderte ihn so nachdrücklich zur Nachahmung auf, daß der Cavalier in gleicher Gesinnung sich mit ihr vereinigte. Die Kinderblattern, welche sie im zwanzigsten Jahre etwas entstellten, machten sie dem Freunde nicht misfällig; das Gerücht von einer vornehmen Heirath der Geliebten ängstigte den Hofmann in dem Grade, daß er auf den Tag, welcher durch einen

Brief sein Schicksal entscheiden sollte, im voraus einen Wundarzt zum Aderlaß bestellt hatte. Zehn Jahre vergingen den heimlich Verlobten; da wollte im Jahre 1733 eine ehrgeizige Mutter und der schonungslose Befehl seines Königs den Armen zwingen, obgleich er fußfällig flehte, das zärtliche Band, das ihn seit vielen Jahren binde, nicht zu zerreißen, für die Hand einer schönen, reichen Hofdame sich zu entscheiden. Noch ehe der Kammerherr auf die Versicherung seiner Treue bis in den Tod die Antwort seiner Freundin abwarten konnte, setzten die mitleidlosen Gewalthaber seines Geschick den Tag der Vermählung mit der neuen Braut fest, und empfing die ältere die verzweifelnde Selbstanklage des unfreiwillig Wortbrüchigen. Sie ihrerseits entließ ihn der angelobten Treue, überstand selbst, ohne eigene Wahl, ergeben in Gottes Führung, die fürchterliche Erfahrung, als der Vermählte, aus Gram schwindsüchtig, ungefähr ein halbes Jahr nach der unfreiwilligen Heirath unterlag. In sich zufrieden, scheu vor jeder Ehe, unter herbem Familienkummer, die großmüthigste Versorgerin ihrer Verwandten, heimgesucht von frühzeitiger Gebrechlichkeit, starb das musterhaft fromme Stiftsfräulein im Jahre 1779.

Beobachten wir, daß der erweckte Zustand ohne Selbstvernichtung die heftigste Leidenschaft mäßigte, dämpfte, oder gar nicht zum Durchbruch kommen ließ, so sehen wir unsere frommen Ehen in hohem Grade mit Kindern gesegnet. Die Männer, welche nach dem Römer in der Regel uxorii genannt werden könnten, zeigten des weiblichen Umgangs sich so bedürftig, daß sie, Witwer, schnell die zweite Heirath eingingen. Von der Fruchtbarkeit unserer Grafenhäuser zeugen die genealogischen Kalender.

16 *

Beispielsweise führen wir an: die gefeierte Patriarchin, Christina, Gräfin von Stolberg, jene Fürstin von Geudern, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Güstrow und Spener's älteste Freundin, schenkte ihrem Gemahle in 27jähriger Ehe 24 Kinder, und als sie, 86 Jahr alt, bei ungewöhnlicher Rüstigkeit, im Jahre 1749 starb, 132 leibliche Nachkommen, unter ihnen 25 Urenkel und Urenkelinnen, zählte; Heinrich XXIX. (Ebersdorf) und seine Sophia Dorothea erfreuten sich in 18 Jahren der Geburt von 12 Kindern; Heinrich XXIV. (Köstritz) erblüheten 7 Kinder; Christinens Sohn, Christian Ernest zu Stolberg-Wernigerode, und Sophie Charlotte, geborene Gräfin von Leiningen-Westerburg, erlebten einen Segen von 12 Kindern. Von der Sorgfalt für die gleichmäßige Erziehung so zahlreicher Nachkommen, der älterlichen Wachsamkeit, den Söhnen früh Lehrer und Bildungsanstalten zuzuweisen, die, wie die halleschen, keine gefährdenden Einwirkungen zuließen, haben wir schon mehrmals gesprochen.

Im Zuschnitt der Hof- und Haushaltung erhielt sich noch viel altväterliche Einfachheit, doch nicht ohne sichtbare Neigung zu moderner Etiquette und steifen Formen, welche die religiöse Ansicht vom nothwendigen Unterschiede der Stände befestigte. So väterlich-liebreich Magister Büsching in Köstritz empfangen wurde, stutzte der bescheidene Bürgersohn doch mächtig, als er bemerkte, daß, wenn der Glockenruf Mittags 12 Uhr und Abends 7 Uhr zur gräflichen Tafel läutete und jeder Tischgenosse ungesäumt, die Männer mit Stock und Hut, sich einstellten, der unverbrüchlichen Ordnung gemäß die jungen Grafen nicht einmal adelige Damen zur Tafel

führen durften, „was sie nachher, wenn sie in die Welt kamen, sich zur Ehre rechnen mußten“. Gleichwol glich diese Hochschule gottseliger gräflicher Bildung am sparsamen Zuschnitte gewöhnlich nur dem Sitze eines begüterten Landedelmanns und nur bei der Aufnahme vornehmer Gäste war Hof und Tafel „ansehnlich und reichsgräflich prächtig, ohne den Fürsten in ihre Rechte zu greifen“. Das bekannte starke Lagerbier, welches schon damals die Zecher von Jena auf Ritte von mehren Meilen lockte, ward alltäglich in Biergläsern bei der Tafel herumgereicht, hatte aber eine so schöne Farbe, daß man dasselbe beim ersten Anblick für rothen Wein hielt.

Wir wissen, wie Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde, bei aller theoretischen Leutseligkeit den Abstand der Gesellschaftsverhältnisse nicht vergaß, und an äußern Standesabzeichen so fast bizarr festhielt, daß der eben geprüfte Candidat des Predigtamts als Cavalier und Ordensritter die Kanzel bestieg und ein „Heiduck“ ihm die Bibel nachtrug. An reichsgräflichem Zuschnitte durfte der neue Hofstaat zu Wernigerode es nicht ermangeln lassen, so abgesagte Feindin des ängstlichen Weltprunks die Gräfin Sophie Charlotte; das steife Hofceremoniel der Grafen Promnitz zu Sorau kennen wir, welches großes Vermögen und Dresdens Vorbild begünstigten. Gleichen, fast fürstlichen Zuschnitt zeigten die Häuser Dohna, in denen gediegener Erbreichthum, der Glanz erlauchter Heirathen, aus dem calvinischen Frankreich überkommene Sitten und patriarchalische Einfachheit sich fremdartig mischten. Als Graf Lynar, der russische Gesandte, im Jahre 1750 mit Büsching auf dem Wege nach

Petersburg der Einladung nach Schlodien, einem der stattlichsten, schmuckvollsten preußischen Sitze der Dohnas, folgte, empfingen sie der Burggraf Karl Florus aus dem Hause Vianen, in zweiter Ehe mit einer Prinzessin von Holstein-Beck vermählt, sein Sohn Graf Christoph, der hallesche Freund des Magisters, sowie Graf Christoph von Dohna, der Bruder des Hausherrn, preußischer General und durch spätere Unfälle im Siebenjährigen Kriege bekannt, nebst den Grafen zu Dohna-Lauck und von Dönhof, beim Aussteigen und führten sie in die zahlreiche Familiengesellschaft. Das vornehmste Glied derselben war nicht die Dame des Hauses, sondern die Schwester des Burggrafen, die Herzogin von Holstein-Beck, Anna Ursula, welche kurz vorher ihren Gemahl, den preußischen Feldmarschall Friedrich Wilhelm, verloren, einen etwas unwirthschaftlichen Herrn, den man scherzweise den Duc de Holstein-Vaisselle nannte, weil er sein Stammgut bei Minden, Beck, verkauft und mit dem Gelde sich ein kostbares silbernes Tafelgeschirr angeschafft hatte. Nach feierlicher Begrüßung und Vorstellung ging man sogleich zur Tafel, auf welche die Schüsseln also getragen wurden, daß die Bedienten und der sie anführende Haushofmeister die Köpfe mit den Hüten bedeckt hatten, damit nichts von denselben — etwa Puder — auf die Speisen falle. Bezeichnender für unsern Zweck ist die Schilderung, daß „in diesem glückseligen gräflichen Hause alle Personen beiderlei Geschlechts als Muster christlicher Gottseligkeit galten". Der Hausvater, ein sehr ernsthafter Herr, glich einem alten Patriarchen; seine Gemahlin und Schwester, die herzogliche Witwe, theilte diese Gesinnung und letztere hatte wegen

derselben Manches früher gelitten. Doch war es ihr mit dem Duc de Holstein-Vaisselle nicht so schlimm ergangen, als der weltfeindlichen Frau von Montbel, Erzieherin der ältesten Tochter des Grafen Henkel auf Pölzig, deren Gemahl, ein portugiesischer General, nicht allein ihr Vermögen verschwendet, sondern sie auch grausam gemishandelt, zum Tragen von Schönpflästerchen gezwungen hatte und ihr, als sie sich dessen weigerte, dergleichen mit heißem Siegellack aufklebte! (Vgl. S. 197.) Ungeachtet der reformirte gräfliche Hofprediger auf Schlodien, Namens Rindfleisch, schon durch die Erfahrungen seines prüfungsvollen Lebens der häuslichen Andacht sich empfahl, hielt der alte Hausherr täglich vor der Mittags- und Abendtafel eine kurze Betstunde in der Hauskapelle, in welcher das ganze Haus sich versammelte, einen Gesang anstimmte, er selbst etwas aus der Bibel und zum Beschluß ein Gebet knieend vorlas, wobei alle Gegenwärtigen, auch die Fremden, niederknieten. Diese Sitte der Betstunden des Hausherrn mit allen Hausgehörigen dürfen wir an allen frommen Grafenhöfen voraussetzen, selbst wenn auch von ihr, wie in Sorau, Pölzig, Köstritz, nicht besonders Meldung geschieht. Die Widerwärtigkeiten, welche des Burggrafen Schwester, die Herzogin, bei scheinbarem Glücke erduldet, bestätigten den Gästen auf Schlodien erbaulich die Erfahrung, daß mit dem Stande auch die Prüfungen wüchsen und starke Kräfte zur Ertragung foderten. Des alten Patriarchen würdig führte sein Sohn Christoph sein Haus auf dem vom Vater gelegten Grunde noch höher auf, und so vererbte sich unverwischlich ein kirchlich-häuslicher Sinn,

den wir zuerst am Hugenottenhelfer, dem Burggrafen Fabian, in Karwinden und Morungen wahrnahmen.

Auch in dem abgezweigten Hause Stolberg in Holstein, aus welchem das Dichterpaar hervorging, bemerken wir dieses religiöse Gepräge, welches spät in dem einen Bruder, unter andern Einflüssen, scheinbar widerspruchsvoll sich geltend machte. Mancherlei Bizarres wollte Büsching, im Jahre 1751 nach Bramstedt geladen, besonders an Christianen Charlotten, der Gemahlin des Grafen Günther, bemerkt haben. Christliche Unterredungen des gottseligen, belesenen Ehepaars füllten die Stunden aus; aber die Sonderbarkeiten der Dame übten Gemahl und Tischgenossen in der Duldsamkeit, zumal nahm der Magister an dem Cynismus der Hausfrau Anstoß, deren Schooshund das Recht hatte, auf der Tafel umherzugehen, die Speisen zu beriechen und zu kosten, während ein Paar Eichhörnchen „in ihrem Busen wohnten". Sonst pflegte der gemessenste äußere Anstand die ernste Unterhaltung unserer frommen Vornehmen zu begleiten.[128])

Schwer begreifen wir, wie es jenen Seelen möglich war, die ununterbrochene geistliche Uebung, die gemeinsamen Andachten, die Aufmerksamkeit auf ihre Seelenführung, die stillen Gebete und Selbstbesprechungen, das Bibellesen, die öffentliche Predigt, mit gleicher Spannung auszuhalten, vorausgesetzt, daß es nicht in leeres, gedankenloses Gepränge, in todtes Formelwesen ausartete. So unersättliche Lust an gottseligen Dingen wohnte in den Gemüthern, daß, wenn ein Gast, ein wandernder Prediger, der im Rufe höherer Erwecktheit oder Erweckungsfähigkeit stand, bei ihnen einsprach, — wie es

denn daran nicht fehlte, und z. B. bei der Gräfin von Wittgenstein auf Schwarzenau um 1736 „für alle Gottseligen immer offene Tafel war“ [129]), die Begehrlichkeit nach geistlicher Labung zu jeder Tagesstunde sich regte. Leibliche Spenden und Geldgeschenke erleichterten ein apostolisches Leben der Art. So oft Büsching noch als junger Magister zu Hannover bei der Frau Staatsministerin von Münchhausen sich meldete, war es Sitte, daß, welcher Tischgenosse einen unvorbereiteten Vortrag über ein Stück des Evangeliums zu thun vermochte, denselben nach der Tafel in Gegenwart ihres Hauses und einiger dazu berufenen gottseligen Personen beiderlei Geschlechts ablegen mußte. Unser Freund war natürlich immer dazu gerüstet; bei andern fand der Erbauungseifer nicht immer seine Rechnung, zumal wenn gedanken- und wortarme Stegreifprediger nach einer Viertelstunde verstummten, und, nicht in frischen Redefluß gerathend, ihr Abbrechen mit der Aeußerung entschuldigten, „die Zeit gestatte nicht die Materie weiter auszuführen“. Die peinvolle Gewöhnung, überall diesen Durst nach geistlichem Genusse zeigen zu wollen, begünstigte denn auch wol Salbadern und läppische unwürdige Spielerei. So erzählt Semler aus seiner Prüfungszeit in Saalfeld, daß bei einem Hochzeitstische, „wo es sonst nicht ungesellschaftlich und in erbaulichem Tone zuging“, man bei stockender Unterhaltung darauf verfiel, jeder Gast, den die Reihe traf, solle einen Spruch, einen Liedervers, der mit Ja! anfinge, vortragen. Den anwesenden Predigern war die Aufgabe leicht; der verlegene Schüler half sich beifällig

mit der Katechismusstelle: „Amen! ja! es soll also geschehen!“

Vollends räthselhaft scheint uns die, Karthäusern und Trappisten ähnliche Ausdauer der aufrichtigsten Schüler Spener's und der halleschen Theologen, ihre Selbstverleugnung, wenn wir das Verhalten derselben zu den sogenannten „Mitteldingen“, zu Spiel, Tanz, Oper und Komödie als untrüglichstes Merkmal eines erweckten Lebens ins Auge fassen, und die Festigkeit bemerken, mit welcher die reichsten jungen Cavaliere, im unvermeidlichen Umgange mit der vornehmen Modewelt, solcher Versuchung widerstanden. Ohne auf die Streitschriften und die kaum übersehbare Literatur dieses Gegenstandes einzugehen, beschränken wir uns anzudeuten, daß schon vor der Reformation altdeutsche Ehrbarkeit in städtischen Bürgersprachen über den Anstand des Tanzes wachte, daß Luther das Tanzen an und für sich so wenig als sündlich verdammte, „als nach Landessitte Gäste laden, Schmücken, Essen, Trinken und Fröhlichsein“; „daß aber Sünden da geschehen, sei nicht des Tanzens Schuld allein, so wenig als des Essens und Trinkens Schuld, daß etliche zu Säuen darüber geworden. Wo es aber züchtig zugehet, lasse ich der Hochzeit ihr Recht und Gebrauch und tanze immerhin.“ Schon im Laufe des nächsten Jahrhunderts erregte aber das weltliche Vergnügen mancherlei Bedenken und selbst Verbote einer finstern Obrigkeit; als vollends Spener, vielleicht erfüllt mit widerwärtigen Eindrücken, welche der rohe Jubel des „Geigenkönigthums“ in seinem Geburtsorte Rappoltstein im Gegensatz des Kriegsjammers ihm hinterließ — noch dem Greise war ja die Angst ge-

genwärtig, die ihn im zwölften Jahre vom Tanze hinwegscheuchte —, über solche Lust sich verwerfend geäußert (um 1680), entbrannte in Schrift und Leben der heftigste Streit über die Mitteldinge. Mit völliger Entschiedenheit wandten Spener's vornehmste Anhänger sich zur Verneinung, und rechneten streng unter die „Adiaphora" allerlei sinnliche Ergötzlichkeit, Spiel, Komödie, Oper, selbst Kleidermoden, Gastgebote, Scherzreden, Spazierengehen, Lesen von Romanen, Zeitungen! Zwar betrachtete auch der Patriarch das Tanzen an und für sich, als eine Bewegung des Leibes nach gewissen Melodien, nicht für sündlich; „weil aber die vorkommenden Tänze fast immer Gelegenheit zu allerlei Leichtfertigkeit und Ueppigkeit gäben, das Herumlaufen und Springen der Ehrbarkeit des Christen nicht anstehe, das Tanzen weder im Leiblichen noch Geistlichen nütze, so solle es billig von der Obrigkeit verboten werden."

So vielfach beachtetes, kopfhängerischen Gemüthern willkommenes Urtheil warf einen Zwiespalt in die Welt, welchen das arme, deutsche Landvolk zunächst entgelten mußte und welcher die wunderlichsten Verlegenheiten herbeiführte. Abgesehen von der idyllischen, seit länger als einem Jahrtausend geübten Lust der Frühlings-, Mai-, Pfingst- und Erntetänze, welche dem fröhnenden Geschlechte nur die hartsinnigste Menschenfeindlichkeit versagen zu können schien, waren an manchen Orten sogenannte Frohntänze üblich, von deren gesetzlicher Beobachtung landwirthschaftliche Rechte und häusliche Vortheile abhingen. So im Anhaltischen, im Reußischen Voigtlande und die von allen zur Pflege Langenberg gehörigen Dörfern zur Pfingstzeit, früher in Gegenwart der leutseligen

Grafen gebotenen, der seltsamen Frohnarbeit, welchen jene vom Lusthaus aus der Linde herab zuzuschauen liebten. [130]) Jetzt trat nicht selten der Fall ein, daß ein pietistischer Pfarrherr Gemeindegliedern Beichte und Abendmahl versagte, wenn sie sich des Tanzens nicht enthalten wollten, das altgläubige Consistorium dagegen das Tanzen für statthaft erklärte und den starrsinnigen Seelsorger wol gar absetzte. Schlimmer aber konnte es keinem Kirchspiele ergehen als dem Dorfe Kieslingswalde bei Lauban, dessen Pfarrer (um 1709) den gehorsamen Beichtkindern das Tanzen ausredete, dessen Gerichtsherr dagegen, ein Herr von Tschirnhausen, solches Beginnen als Eingriff in seine Jurisdiction betrachtete. Während nun der weltliche Gebieter die Bauern strafte, die bei Hochzeiten oder sonst das Tanzen unterließen, verkündigte der geistliche Machthaber von der Kanzel herab, er werde Niemand zu Beichte und Abendmahl lassen, der sich des Tanzens nicht enthielte. Die Theologen in Halle ertheilten dem Tanzfeinde ein beifälliges Responsum; erst die Absetzung des Ungehorsamen durch das Consistorium in Dresden mochte die armen Dörfler aus unausweichlicher Straffälligkeit erretten! [131])

Glücklich jene hochgeborene Herren, welche Niemand in solchen Dingen zu fragen brauchten als sich selbst! Aller unserer Grafen Sinn neigte sich aber dahin, daß der Tanz zu fliehen sei. Wenn sie ihn auch in der Jugend erlernten, um äußern Anstand zu gewinnen, wie selbst Zinzendorf, „der den Heiligen Geist anrief, so oft er eine künstliche Lection machen sollte", und wenn auch später die fromme Grafenschule zu Köstritz Unterricht darin für unerläßlich hielt, so konnte doch kein Spott, keine Ver-

führung, selbst nicht die Auffoderung von Königinnen, ihren Entschluß wendig machen. Starke Gemüther bedurften keines feierlichen Gelübdes; Graf Erdmann Heinrich von Henkel, obwol ein Freund ritterlicher Uebungen, riß sich als Jüngling von Tanz und Spiel freiwillig los und verschmähete selbst ein vorgeschlagenes Hülfsmittel, um in der großen Welt mit gutem Fuge jener angeblichen Vergnügungen sich enthalten zu können. Eine alte gottselige Fürstin, wahrscheinlich eine Ernestinerin, hatte nämlich einen Orden gestiftet, der seine Mitglieder auf Vermeidung des Tanzes und Spiels verpflichtete; der junge Graf, zur Bewerbung um diesen Orden aufgefordert, erwiderte: „von schädlicher Versuchung sich loszumachen, brauche der Christ nicht erst Ordensschuldigkeiten auf sich zu nehmen“. Der strengen Ansicht des Paares zu Wernigerode hätte gewiß eine Schwiegertochter aus dem reichen Hause Sorau misfallen, kannten sie die unschuldigen Bälle der Gräfinnen Promnitz, zu denen Junker Nüßler, der Schalk, die Musikanten Nachts während des Schlafes ihres Vaters zusammenbrachte.

Verschlossen unsere Selbstverleugner sich grundsätzlich den Schauplatz gesellschaftlicher Erheiterung, und trennten sich sogar Verlobte, wenn nicht beide Theile gleich standhaft, wie Fräulein von Klettenberg, die Weltlust mieden; waren betraute Hofmeister so gewissenhaft, auf dem grand tour durch Europa ihre junge Herrschaft aus Princip, nicht aus Sorge vor finanziellem Schaden, ängstlich vor Glückspielen, Karten aller Art zu hüten: so gewährte solche Strenge nicht gleichen Anstoß und verschuldete nicht gleich herben Tadel, als daß die Spenerianer und Anhänger Francke's auch Komödie, Opern

und Theater unter die Mitteldinge rechneten, welche ein rechtschaffener Christ fliehen müsse. Die Pracht der Oper in Dresden unter König Friedrich August II., der italienischen unter Friedrich I. und II. in Berlin, der musikalische Zauber, die schlüpferigen Kunsttänze am wenigsten, vermochten das ernste Geschlecht zu verlocken. Spener's Bedenken gegen die Zulässigkeit theatralischer Vorstellungen steigerte sich in spätern Jahren so weit, daß er im Jahre 1703 einen Antrag beim königlichen Ministerium dahin lautend einreichte: „dergleichen Narrentheidung, welche durch reizende Liebesgeschichten großes Aergerniß geben, gänzlich zu verbieten.“ [132]) Da Spener selbst das herkömmliche Komödienspiel in gelehrten Schulen als schädlich verurtheilte, hinderten die eifrigen Wächter der Gottseligkeit in Halle das Auftreten von Schauspielertruppen nach Kräften, erlangten oft aus Berlin fulminante Verbote dagegen, wurden aber auch, wie wir aus König Friedrich's II. ersten Jahren wissen, empfindlich zurechtgewiesen.

Wir bedauern, daß feinsinnige, so bildungsfähige Seelen in scheuer Abgewandtheit von den Erzeugnissen des dichtenden und bildenden Geistes eine Beschränktheit sich auferlegten, deren Aufnahme in den Volkscharakter das deutsche Leben aller eigenthümlichen Frische und Heiterkeit entkleidet haben würde. Francke's Schüler gingen in der Furcht, ihr wahres Heil bei solchen Dingen zu gefährden, noch weiter als Spener, der doch das Lesen guter Schauspiele, wie des Andreas Gryphius, empfahl, und z. B. auch das Tragen von Perücken und zierlichen Kleidern, den Gebrauch der Scherzreden, das „poculum hilaritatis“, an sich für

Erlaubtes erklärte. In den düstern Kreisen der Inspirirten zu Berleburg herrschte selbst unter dem gräflichen Frauenzimmer ein so krankhaft trübsinniger Ton, daß eine der Hofjungfern dem muntern Erbgrafen, Kasimir's ungleichem Sohne, Ludwig Ferdinand, als er in ihrer Gegenwart unverfängliche Scherzreden trieb, den Spruch zu Gemüthe führen durfte: „Narrentheidung gezieme dem Christen nicht.“ Der Bescholtene antwortete lachend: „er begehre nicht fromm zu sein“, und änderte bei seinem Regierungsantritte die Dinge im Wittgensteinischen gewaltig.

Durften befähigte Seelen durch widernatürliche Versagung reizender Geisteskost leicht verarmen, und treffen wir wirklich auf Beispiele, wie das qualvolle Ringen nach Erleuchtung und Gnadenwahl, der sogenannte Bußkampf, ein jämmerliches, entnervtes, angstvolles, kleinliches, kindisches, bürgerlich feiges, unfähiges Geschlecht unter Gelehrten und Adel heranzuziehen drohete — wobei wir nur an die „eigene Lebensbeschreibung“ Adam Bernd's (Melodius) und an einige Promnitze erinnern —, so beschlich auch die hellsten Köpfe unter den edelsten Pietisten leicht kindischer Aberglaube, dergleichen wir am orakelfragenden Aufschlagen von Bibelstellen, am „Däumeln“, oder wie die Gläubigen es sonst nannten, wahrnehmen. Die Sortes Virgilianae, schon im Heidenthume bekannt, übertrugen sich im frühen Mittelalter auf die Christen, nur daß das Alte und Neue Testament die Stelle des heidnischen Dichters vertrat. Es ist dem bangen Erdensohne so verzeihlich, wenn er, einer Wendung seines Schicksals gewärtig, in der sichtbaren Welt überall nach Anzeichen sich umschaut, durch welche die unsichtbare Macht ihm die Zukunft andeuten könne; keine feiner

organisirte Mannesseele ist vorurtheilslos genug, sich frei von erheiternden oder verstimmenden Eindrücken zu erhalten, welche der Zufall ihnen beim Beginn wichtiger Dinge vermittelt. Der altdeutsche, dem Heidenthum entstammende Glaube vom „Angange" mit seinen räthselhaften Zeichen von Vorbedeutungen, ist tief in das christlich-germanische Gemüth verwachsen. Da nun im stillregen Verkehr mit Gott die Frommen auch äußerlich vernehmbare Antworten hofften, und die Bibel als Wort Gottes die Lösung aller Fragen, welche das Gemüth beschäftigten und beunruhigten, in sich enthielt, hatte schon Spener, achtsam auf so unmittelbare Stimmen, müßig geliebt, die Sprüche tröstlich aufzufassen, welche ihm oder seinen Lieben beim Aufthun des Neuen Testaments unter die Finger fielen, und oftmals freudige Bestürzung empfunden, „wenn in der ganzen Schrift mit Fleiß nicht Eigentlicheres gefunden werden konnte, was in dem Grade auf seine eigenthümliche Lage paßte". Die Schüler hatten nun daraus ein eigenes System wundersüchtigen Orakelfragens gebildet, und pflegten das Mittel der Erforschung ihrer Zukunft, nach geistlicher Vorbereitung, ungebührlich oft anzuwenden. So besonders Jung-Stilling, der, etwas widerspruchsvoll, „das Aufschlagen biblischer Sprüche, um den Willen Gottes oder gar die Zukunft zu erforschen, durchaus als Misbrauch der Heiligen Schrift und dem Christen nicht erlaubt erklärt, aber dessen ungeachtet daraus Trost holt". [133]) Diese Sitte herrschte allgemein; so oft sie auch täuschen mochte, verfehlten die Gläubigen nicht, Fälle überraschender Unfehlbarkeit einander mitzutheilen.

Die wunderlichsten Erfahrungen der Art erlebte unser

gelehrter Publicist J. J. Moser; für die Fragen des oft so tief Bekümmerten bot das gefällige Orakel im unerschöpflichen Schatze von Lösungen sogar die Antwort mit Eigennamen von betreffenden Personen und Orten. Der Gelehrte hatte zwar die Miene, als leugne er die Spielerei und hielte nichts darauf; doch beschämten ihn „nachdenkliche Begebenheiten". Als man ihm in Stuttgart auf Befehl des Herzogs seine Schriften fortgenommen, er mehre Jahre auf die Rückgabe wartete und sein Gemüth einst von solcher Sorge erfüllt war, fiel ihm „mit Nachdruck" die Schriftstelle Esra 6, 1, ins Auge: „Da befahl der König Darius, daß man suchen sollte in der Kanzlei, im Schatzhause des Königs", und siehe! unmittelbar darauf wurden ihm seine Schriften aus der Kanzlei zugefertigt! In Herzog Eberhard Ludwig's letzten Jahren war die Familie der Schützen, Vater, Sohn und Bruder, als Comitialgesandte, Ministerialräthe gefürchtet. Moser, bekümmert über den Zustand seines Vaterlandes, schlägt seine sybillinischen Blätter auf und erhält zum Bescheid Jesaias, 21, 16. 17: „Also spricht der Herr zu mir: Noch in einem Jahre wie des Tagelöhners Jahre sind, soll alle Herrlichkeit Kedars untergehen; und der übrigen Schützen der Helden zu Kedar soll weniger werden." Der in bestimmter Frist erfolgte Tod Eberhard Ludwig's befreite das Land von den Schützen.

In Karl Alexander's erstem Regierungsjahre war Moser ohne Staatsdienst; hoffend auf eine frühere Zusicherung des Prinzen, bat er um Erfüllung, erhielt aber lange keinen Bescheid, weil der Herzog sich beim Reichsheere am Rhein befand. Als nun Moser's Gedanken ängstlich sich auf die erwartete Antwort richteten, fragte er sein Orakel. Es lautete Jesaias, 12, 2:

„Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilsbrunnen!“ Flugs war der herzogliche Siegelbrief vom 21. Juli 1734 da, gegeben aus dem Hauptquartier — Heilbronn. Das Orakel, neuer Rechtschreibung beim Namen der Schützen beflissen, hatte diesmal die alterthümliche Orthographie des Städtenamens gewählt oder das nahe hohenzollernsche Kloster Heilsbronn im Sinn. Was Wunder, daß unser Professor, durch so handgreifliche Erfahrungen überzeugt, in fleißigem „Däumeln“ mit den Ebersdorfern wetteiferte. Gleich weit entfernt, den Ehrenmann eines Betrugs zu zeihen, als vom Glauben an jene pythischen Aussprüche, welche unserer Vorstellung vom höchsten Wesen unwürdig scheinen, wollen wir die Thatsachen als unbewußte Selbsttäuschung zu erklären versuchen. Der größte Theil der Antwortsstellen ist aus den Propheten, welche in allen Ausgaben der Gesammtbibel die Mitte bilden, und beim zufälligen Aufschlagen des Buchs, wenn man nicht absichtlich nach vorn oder hinten greift, zunächst in die Augen fallen. Ihr elegisch-didaktisch mannichfacher Inhalt, ihre Ausdrucksweise, der Mangel beziehungsloser Erzählung eignen die Psalmen oder Propheten ganz besonders zum Befragen; die ämsigen Bibelleser jenes Jahrhunderts lasen besonders viel in den Propheten, und Stellen, welche auf die Ungewißheit ihrer gegenwärtigen Lage paßten, waren ihnen wol schon bekannt und im Stillen als Antwort auf bange Fragen erwünscht. Was Wunder, wenn das oft gelesene, oft aufgeschlagene Blatt dem wählig suchenden Finger wie von selbst sich entfaltete, und das Auge in blitzesschneller, aber unfreiwilliger Erinnerung sich orientirend, zufällig fand, was zu finden es im geheim gehofft?

Eine andere Reihe von Wundern, an denen die Lebensgeschichte zumal mittelloser Erweckter überreich ist, bedarf nicht einer so künstlichen Erklärung, sondern deuten wir aus dem natürlichen Zusammenhange der gesellschaftlich-sittlichen Verhältnisse, als Verknüpfung von Ursache und Wirkung, in denen gerade unsere Ansicht vom Walten einer gnädigen Vorsehung sich bestätigt. Der Kreis ausgezeichneter Erweckten im protestantischen Deutschland war nicht so unübersehbar, daß sich einzelne würdige Glieder der stillen Gemeinde in äußerer Bedrängniß hätten verlieren können. Barmherzigkeit, Wohlthun, liebreiches, aufmerksames Forschen nach dem Bedürfnisse armer Brüder war eine Pflicht der Begüterten, welche sie unablässig übten. Es galt den Einflußreichsten, durch Aufmunterung, Empfehlung, Ausrüstung, einen jeden nach seinem Berufe zu verwenden, und so die Gemeine innerlich in Zusammenhang zu bringen wie äußerlich zu erweitern. Männer von der Klugheit und Güte des Herzens, wie Heinrich XXIV. [134]), „hielten ein Register von den zu Geschäften aller Arten brauchbaren Personen aus ihrer persönlichen Bekanntschaft, dem Kreise der Empfohlenen oder schriftlichen Bewerber. Man konnte keine Aemter und Bedienungen, von den höchsten bis zu den niedrigsten nennen, zu welchen er nicht tüchtige, d. h. gottesfürchtige Leute in seinem zahlreichen Verzeichnisse hatte. Diese nun suchte er bei vorkommender Gelegenheit anzubringen, und wer entweder einen Rath oder Beamten, Prediger oder Hauslehrer, oder Bedienten verlangte und mit dem Grafen in Verbindung stand, oder dieselbe ohne Bedenken suchen durfte, bat ihn um Vorschläge. Gemeinhin war er in seiner Empfehlung glücklich und trug dadurch viel zur Verbesse-

rung aller Stände bei.“ Auch ganz Unbekannte geriethen leicht in so förderliche Kundschaft. Denn der Graf liebte Vertrauen erweckende neue Freunde, wie Büsching, nach ihrem frühern Umgange zu fragen, so Empfohlene in sein Register einzutragen, und wie eine waltende gütige Vorsehung in das Leben Fremder erfolgreich einzugreifen. Berücksichtigen wir auch das enge Familienband, welches die vornehmen, begüterten Häuser von der Wetterau, von Niedersachsen bis nach dem Voigtlande, nach der Lausitz, nach Preußen hinauf verband, und welches außerdem durch Umreisen und fleißigen Briefwechsel an Innigkeit gewann; die liebevolle Aufmerksamkeit, welche unbemerkt würdigen Gemeindegliedern folgte: so begreifen wir die Wunder, welche Bedrängten, Leidenden unerwartet von fremder Hand Hülfe und Linderung boten. Unerkannt so gleichsam an die Stelle der Vorsehung zu treten und in den wichtigsten Lebensmomenten als Retter einzuschreiten, ward als die lohnendste Bruderpflicht geübt; das Vertrauen darauf durch mannichfache Erfahrungen aus dem Leben Francke's, Moser's, Büsching's, Edelmann's, besonders Stilling's gerechtfertigt. Können wir nicht umhin, manchen Helden so starkgläubigen Vertrauens auf unausbleibliche Nothhelfer wegen unwirthlichen Leichtsinns zu tadeln, der, unbedacht in weltlichen Dingen, die Bedrängniß müßig verschuldet und auf das unmittelbare Wunder hofft; lächeln wir zwischen Mitleid und Misfallen, wenn ein junges Ehepaar, wie das Stilling'sche, Gott versucht, z. B. der Kärner mit dem bestellten Kohlenvorrathe schon vor der Thüre hält und, in Angst um die Bezahlung, das Völkchen im Kämmerlein die Hände ringt und betet, und dann ein Briefbote mit dem nöthigen Gelde plötzlich anklopft, das

Verzagen in innern Dankjubel umwandelnd: so verehren wir solches Wunder, welches sein Motiv in der sittlich-socialen Weltordnung der Bruderliebe findet, in höherm Grade, als wenn wir darin das unmittelbare Eingreifen eines Deus ex machina erkennen würden. Ein erkaltetes, selbstsüchtiges Geschlecht der Gegenwart hat jene Wunder verschwinden lassen, welche der liebevolle Socialismus als innige Verknüpfung jener stillen Gemeinde täglich erneuerte.

Wir beenden unsere Schilderung des sittlichen Erscheinens der ältern Pietisten mit einem ernsten Gegenstande, den wir nicht abweisen mögen, obgleich er mehr ins dogmatische Gebiet gehört. Sie bewährten sich bis zum letzten Lebenshauche, und hatten die „Sterbekunst" erlernt. Sie wandten sich nicht furchtsam vom Schmerzenslager der Scheidenden ab; es war ihnen, zur eigenen Vorbereitung, ein Genuß, begabte Mitbrüder im letzten Kampfe zu beobachten. Graf Erdmann Heinrich von Henkel beglückwünschte seinen jungen Freund Büsching, bei dem lehrreichen Tode des Herrn von Geusau Zeuge gewesen zu sein; „es lohne der Mühe, ein dergleichen Collegium privatissimum über die Kunst, selig zu sterben, zumal von einem solchen Professore moribundo gehört zu haben." Ungesättigt an so melancholischem Genusse verfaßte der Graf schon in jüngern Jahren ein Werk in vier Bänden, einzig in seiner Art; er beschrieb: „Die letzten Stunden einiger der evangelischen Lehre zugethanen, und in den nächstverflossenen Jahren selig verstorbenen Personen, von unterschiedenem Stande, Geschlecht und Alter", 51 an der Zahl (Halle 1720—33). Man liebte das gottselige Ende ausgezeichneter Menschen in oft peinvoller Ausführlichkeit der Welt durch den Druck bekannt zu machen.

Haben wir so die Charakteristik einer denkwürdigen Zeitbewegung mit ihren Tugenden und Schwächen, mit ihrem fördernden und störenden Einfluß auf den innern Bildungsgang unsers Volks, zum Schluß gebracht, so bleibt uns nur noch die Andeutung, durch wen persönlich besonders die Grundgedanken jener Vergangenheit für die Neuzeit vermittelt wurden, um unter fremdartiger Einwirkung vielgestaltig und oft Anderes bezweckend, sich wieder zu bethätigen. Jung-Stilling's Leben, eines der hervorragendsten Geister der neuern deutschen Welt, zieht sich aus der Nähe des Heimatlandes des ältern Pietismus, vom ersten Regierungsjahre Friedrich's II., durch die vernichtungdrohenden Stürme der Französischen Revolution bis auf das erste Jahr der sogenannten Restauration hin (1740—1816). Seine Kindheit, sein Jünglings- und Mannesalter, beschrieben in einem der besten Bücher unserer Literatur, führen persönlich den Faden aus jener Periode, wo die Erwecktheit, aus den vornehmen Kreisen allmälig verscheucht, in dem Gemüthe des Volks die Wohnstätte aufschlug, bis zu den Tagen der Frau von Krüdener und des Herrn von Haller. Stilling stand noch mit einem großen Theile der erlauchten Personen in geistigem Verkehr, deren schönes Wirken die Blütezeit unserer Periode umschloß, oder mit deren Nachkommen, welche treu das Gepräge der Aeltern auch unter verändertem Weltlaufe bewahrten. Als altbefreundet und liebewerth begrüßen wir mit Stilling im Jahre 1789 Wernigerode, wo, „im Vorhofe des Himmels, er ewig unvergeßliche Tage verlebte“. Ludwig Christian's und Christina's Enkelgeschlecht war schon geschieden; es waltete der Urenkel Christian Friedrich (gest. 1824). So zu Marburg im Jahre 1796 die vermählte Gräfin

Luise von Wittgenstein-Berleburg, eine Tochter des Geschlechts der Henkel von Donnersmark; im Jahre 1797 wird als Stilling's Freundin aufgeführt die verwitwete Gräfin Christina von Waldeck, geborene Gräfin von Isenburg-Büdingen, eine Enkelin der so vielen Häusern gemeinsamen Stammutter von Geudern und des ehrwürdigen Ernst Kasimir; im Jahre 1801 war der pilgernde Arzt, bereits Taufpathe einer der Töchter des Erbgrafen Heinrich von Stolberg-Wernigerode, ein gefeierter Gast auf dem prangenden Harzschlosse, und theilte die Gesinnung eines vornehmen Tischgenossen, „daß Religion, Wohlstand, Feinheit der Sitte, Frohsinn, Anstand und völlige Prätensionslosigkeit den Charakter eines jeden Mitgliedes dieser edeln Familie bestimmten". Auch aus dem Hause der Burggrafen von Kirchberg, in deren Gebiet zu Hachenburg ein verfolgter Denker Schutz und Duldung gefunden (1742), hatte jene Sinnesart preiswürdig auf Tochter und Eidam, den edeln Grafen Johann Friedrich Alexander zu Neuwied, sich fortgeerbt. [135]) Selbst jene eigenthümliche Annäherung und Befreundung eines an sich starren römischen Katholicismus mit einem dogmatisch nachgiebigen Protestantismus auf gemeinsamen Boden sittlicher Wärme und religiöser Zucht ward zumal durch das Herrnhuterthum früh vermittelt. Als hervorragenden Beispiels gedenken wir Georg's, Freiherrn von Spangenberg, des Sprößlings jener altberühmten lutherischen Theologenfamilie, und Bruders des bekannten Bischofs der Herrnhuter, August Spangenberg's. Ein Schüler Walch's und Buddeus' in Jena, nach 1724 katholisch geworden als Cabinetssecretair und Minister des Kurfürsten von Trier, Franz Georg, blieb er in der innigsten Verbindung mit der Brüdergemeinde in Neuwied, obgleich sonst

ämsig bemüht, junge Leute zu seiner Kirche zu bekehren. Ein schöner Saal in seiner Wohnung zu Ehrenbreitstein enthielt eine große Anzahl gleichmäßiger Frauenbilder, „seiner Kinder", Töchter armer protestantischer adeliger Familien, die er dem katholischen Glauben gewonnen. Die Brüdergemeinde bezeichnete er mit großer Freudigkeit als „Gottes Volk", nahm an ihrem Ergehen nah und fern den wärmsten Antheil, ließ durch sie zu seinen Geschäften sich einsegnen und hätte gern den Abend seines Lebens unter ihnen beschlossen. In tiefer Stille starb der vielbetrauerte Staatsmann zu Ehrenbreitstein am 1. October 1779.[136]) — Im Münsterlande leitete die Fürstin Gallitzin, eine geborene Schmettau, mit ihrem gemüthvollen, strenggesinnten Kreise die Fäden in das 19. Jahrhundert.

So war denn durch anderthalbhundertjährige Ueberlieferung, die wir überall genealogisch verfolgen könnten, der Boden locker erhalten, aus dem besonders seit der Restauration 1815 der moderne Pietismus eine seiner Hauptgestaltungen zog. Die französische Staatsumwälzung in ihren Folgen und die Sorge vor denselben ward, bewußt und unbewußt, eine der Wurzeln der neuen religiösen Bewegung, die, obgleich sonst verwandt, darin ihren Ursprung von Spener's Lehre der Duldsamkeit und Weltentäußerung verleugnet.

Wollten wir eine Formel auffinden, um nach der einen Richtung hin den neuern Pietismus zu bestimmen, so möchten wir sagen: er verhält sich zum Spenerianismus wie die „Huguenoterie" Condé's und selbst Coligny's zum ältesten Lutherthum.

Anmerkungen.

1) Leben Spener's, S. 153.

2) Nachtrag zur Siegesgeschichte. Ausgabe der Werke Jung-Stilling's (Stuttgart 1841), III, 519, 617.

3) S. Lange zu Canstein's Leben Spener's, S. 110 fg.

4) Walch, II, 720; Adelung, I, 336; Ackermann, a. a. O.

5) F. Förster, Friedrich Wilhelm I. (Potsdam 1834), I, 120 fg.; Pöllnitz, Mémoires etc. (Berlin 1791), I, 299, sagen ausdrücklich, daß Wittgenstein und der gleichfalls fromme Graf von Wartensleben den Stein der Weisen suchten und den Italiener als „Boten des Himmels" empfingen.

6) Mém. de Poellnitz, I, 322.

7) Daselbst, I, 327; Nouveaux mémoires du Baron de Poellnitz (Frankfurt 1728), I, 99.

8) Guerike's Leben Francke's, S. 443—444.

9) Mémoires de Dohna, S. 194.

10) Daselbst, S. 304.

11) Mémoires de Poellnitz, I, 354 fg.; Nouveaux mémoires, I, 115 fg.

12) Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte, I, 136.

13) Walch, a. a. O., I, 901.

14) Mémoires de Poellnitz, I, 361. Voll Lobes des edeln Charakters des Burggrafen.

15) Pöllnitz, Mémoires, I, 392; Nouveaux mémoires, I, 229.

16) J. Ch. Beckmann's Historia des Fürstenthums Anhalt (Zerbst 1710), V, 393.

17) Walch, I, 900; Ebend. 890.

18) Walch, V, 1033 fg.

19) Rheinischer Antiquarius, S. 22.

20) S. das gottselige Leben und Ende der Frau Sophie Charlotte, Gräfin zu Stolberg (Halle 1764).

21) Geneal.-historische Nachrichten (Leipzig 1747), XCVII, 529.

22) Walch, I, 907 fg.

23) Walch, V, 223.

24) So im Jahre 1710—11 zwei hannöverische, 1711 zwei preußische, 1711 das von Waldeck, in demselben Jahre ein schleswig-holsteinisches, 1712 ein strenges schlesisches, ein oldenburgisches, ein holsteinisches, 1713 ein schwedisches, 1714 ein sachsen-eisenachsches. S. Walch, I, zu diesen Jahren. Alle sind unmittelbar gegen den Pietismus gerichtet; einige besonders noch gegen die Inspirirten und Fanaticos.

25) S. Semler's Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt (1781), I, 11 fg.; S. 15 über die Traditionen des Schulgebäudes, eines alten Franciscanerklosters.

26) Daselbst, II, 72.

27) Beiträge z. Lebensgeschichte u. s. w., II.

28) Unsere Quelle bis dahin ist Büsching, a. a. O., IV, 1—11.

29) Ueber die Händel in Ober-Greiz, an denen Unter-Greiz keinen Theil hatte, s. Walch, I, 1005; V, 322 fg.

30) S. das angeführte Buch S. 111.

31) Walch, V, 452 fg.

32) Büsching, IV, 17.

33) Semler's Leben, I, 220, 235.

34) Bis dahin nach Zedler's Universal-Lexikon und: J. S. Magni, Historische Beschreibung der hochreichsgräflichen Promnitz'schen Residenzstadt Sorau (Leipzig 1710).

35) Walch, I, 853.

36) Walch, I, 853; II, 608; Menzel, a. a. O., IX, 450.

37) Rüßler's Leben bei Büsching, I.

38) Pöllnitz, Mémoires contenant voyages (Amsterdam 1735), I, XLIV.

39) Walch, V, 333 fg.; Menzel, IX, 168 fg.

40) Jever. Wilborg., S. 23.

41) Lange in Canstein's Leben am Schluß.

42) Leben und Thaten des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm (Hamburg u. Breslau 1735), S. 762.

43) C. F. Pauli, Leben großer Helden der preußischen Kriege (Halle), IX, 162 fg.

44) Morgenstern, Ueber Friedrich Wilhelm I. (1793), S. 162.

45) Mémoires, pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg par Poellnitz, II, 335.

46) S. Büsching, a. a. D., I, 4 fg., 9, vgl. mit Vorr. zum zweiten Theile.

47) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith (Braunschweig 1810), S. 98 fg.

48) Guerike, a. a. D., S. 453 fg.

49) Büsching, a. a. D., I, 159.

50) Lebensgeschichte Joh. Jakob Moser's, von ihm selbst beschrieben (Frankfurt u. Leipzig 1777), IV, 38.

51) Küster's Altes und Neues Berlin, III, 568 fg.

52) Morgenstern, S. 160.

53) In Verbindung mit Zinzendorf wollte er im Jahre 1732 in Stettin eine Waisenanstalt gründen.

54) Er stand mit der Brüdergemeinde in Verbindung.

55) Mylius, Constitut. March. I, I, 562.

56) S. die Schreiben Mayer's in (Dähnert's) Pommerscher Bibliothek (Greifswald 1753), II, 507.

57) S. Zedler unter Würffel, und Walch, a. a. D.

58) S. die Darguniſchen Händel weitläufig bei Walch, V, 553 fg.

59) Winckel, Kurze Geschichte der Inspirationsgemeinden, vorzüglich in der Grafschaft Wittgenstein, in der Monatsschrift f. d. evang. Kirche der Rheinprovinz, Jahrg. 3, H. 11, S. 233 fg.

60) Walch, I, 811.

61) Keyßler's Reisen, I, 70.

62) Henkel's Leben bei Büsching, II, 23.

63) Ueber Hauber s. Büsching's Beyträge, III, 163 fg.

64) Bis dahin aus der: Lebensgeschichte Joh. Jakob Moser's (3. Aufl., Frankfurt 1777), I.

65) Nouveaux Mémoires, II, 299 fg.

66) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, II, 140 fg.

67) Walch, a. a. D., V, 508.

68) Unschuldige Nachrichten (1707), S. 568.

69) Lange hinter Canstein's Leben.

70) Moser, I, 99, aus dem Munde des Propstes Kraft von Tondern.

71) Seusau's Leben bei Büsching; a. a. O., II, 34 fg.

72) S. Spangenberg, I, 160 fg. und S. 165 den Brief der spätern Witwe Heinrich's XXIX. Zinzendorf's Aeußerungen, welche etwas geschraubt erscheinen, s. vor dem ersten Theil der Büdingischen Sammlung (Leipzig 1742).

73) Spangenberg, S. 454; Semler's Lebensbeschreib., S. 28.

74) Semler, I, 35.

75) Moser, IV, 39.

76) Spangenberg, S. 498.

77) Moser's Leben, IV, 32.

78) Büsching's Lebensgeschichte, 176.

79) Lettres et Mémoires, I, 153 fg. Sehr drollig erzählt die Markgräfin von Baireuth, wie der Herzog zur Vermählung mit ihrer Schwägerin getrieben wurde, II, 174 fg.

80) Spangenberg, S. 499.

81) Eine nahe Haltstelle und ein Gesellschaftshaus des Eisenbahnzweiges von Zittau beeinträchtigt gegenwärtig durch Lärm und rauschende Musik den Frieden, welchem auch ein nicht pietistischer Wanderer dort sich ergeben möchte.

82) Jung-Stilling's Werke, III, 618.

83) S. Büsching's Anmerk. zu Th. 4 der Beiträge, S. 84.

84) Ackermann, a. a. O.

85) Büdingische Samml., I, 40, 361; Spangenberg, S. 629; Historische Nachricht von Herrnhut, S. 115 fg.

86) Joh. Chr. Edelmann's Selbstbiographie, geschrieben 1752, herausg. v. C. R. W. Klose (Berlin 1849), S. 237 fg.

87) Ackermann, a. a. O., am Schlusse.

88) Spangenberg, 630 fg.; Historische Nachricht von Herrnhut, S. 124. Mehres enthält der: Geheime Briefwechsel (Struensee's) über die Inspirationsgemeinden.

89) Walch, V, 268, 552.

90) Ueber Zinzendorf's Reise nach Dänemark, s. Spangenberg, S. 680 fg.

91) S. die tabellarische Uebersicht der: Natürlichen Descendenten der Könige in Dänemark von Friedrich III., Christian V. und Friedrich IV. in Schumann's Jährlichem Genealogischen Handbuche (Leipzig 1742), S. 82 fg.

92) Moser's Leben, II, 64.

93) Walch, a. a. O., V, 506.

94) Ueber die Lynar s. Büsching, IV, 75 fg. und Ledebur's Archiv f. Gesch. des preuß. Staats, XVI, 193 fg.

95) Büsching, IV, 83.

96) S. Tagebuch des Feldpredigers J. F. Seegebart, herausg. von K. N. Fickart (Breslau 1849).

97) Oeuvres posthumes, XII, 235; VIII, 188.

98) Büdingische Sammlung, I, 647.

99) Die Angaben sind dunkel. S. Geneal.-Hist. Nachrichten, S. LXXXVIII, 244.

100) Ueber den Ausgang der Promnitz s. Rüßler's Leben bei Büsching, I, 266, 349, 367.

101) Act. V, Auftr. 2.

102) Edelmann's Selbstbiographie.

103) Büsching's Wöchentliche Nachrichten (24. Juli 1775), S. 233.

104) S. Joh. Heinr. Pratje, Historische Nachricht von J. Chr. Edelmann's, eines berüchtigten Religionsspötters Leben, Schriften und Lehrbegriff (Hamburg 1753; 2. Aufl. 1755).

105) Spangenberg, S. 882.

106) Edelmann, a. a. O., S. 227, 326 fg.

107) Jung-Stilling's Werke, I, 570.

108) Semler's Lebensbeschreibung, I, 33. Siehe jenen Roman, der 1778—79 erschienen, Th. 4, Brief 74.

109) Lebensbeschreibung, I, 100.

110) Moser's Lebensgeschichte, II, 85, 93.

111) S. Sebaldus Nothanker, II, 71.

112) Pratje, a. a. O., S. 33. S. auch die Nachrichten hinter der Selbstbiographie, S. 445.

113) Pratje, 2. Aufl. vom Jahre 1755.

114) Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, 1767, Nr. 24.

115) II, 73 fg.

116) Spangenberg, S. 1646.

117) Spangenberg, S. 1665.

118) Lebensgeschichte, II, 48 fg.

119) Spangenberg, S. 1695.

120) Er dichtete unter Anderm über tausend geistliche Lieder, was kaum so schwierig war, als sie ohne Schreibmaterial vor dem Vergessen zu sichern.

121) Walch, V, 534.

122) Büsching's eigene Lebensbeschreibung, 88.

123) Worte Büsching's, aus dessen eigener Lebensgeschichte und der des Grafen Lynar, Beyträge IV, wir den Stoff des Vorstehenden entnehmen.

124) Oeuvres posthumes (Berlin 1788), III, 199.

125) Patriotisches Archiv für Deutschland, VI, 512.

126) S. jene häßliche actenmäßige Geschichte in Büsching's Charakteristik Friedrich's II., S. 92 fg.

127) S. J. M. Lappenberg's anziehende Schrift: Reliquien des Fräulein S. C. von Klettenberg nebst Erläuterungen zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (Hamburg 1849).

128) Büsching's Leben, S. 194; Beyträge, III, 196.

129) Edelmann's Selbstbiographie, S. 338.

130) Beckmann, Historie von Anhalt (Zerbst 1710), III, 557.

131) Walch, V, 982, I, 120 und an mehren Stellen.

132) Förster's Friedrich Wilhelm I., I, 301.

133) J. H. Jung's, genannt Stilling, sämmtliche Werke (Stuttgart 1841), I, 604.

134) Büsching, Beyträge, II, 23.

135) S. die Notizen bei Jung-Stilling, I, 566, 629, 637, 651, 692 und sonst.

136) Moser's Patriot. Archiv, VII.

John Milton's prosaische Schriften

über

Kirche, Staat und öffentliches Leben seiner Zeit.

Ein literarisches und publicistisches Charakterbild aus der englischen Revolution.

Von

Dr. Georg Weber

in Heidelberg.

Zweite Abtheilung.

Politische Schriften.

Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten. — Ikonoklastes oder der Bildzerstörer. — Erste Schutzrede für das englische Volk. — Zweite Schutzrede für das englische Volk. — Republik oder Monarchie?

Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten.

Als die englische Revolution in ihrem stürmischen Laufe sich der entscheidenden Krisis, der Hinrichtung des Königs und dem Uebergang zur Republik, näherte, wurden die Presbyterianer, die den Kampf gegen das Königthum hauptsächlich eröffnet und bis zum Sturz der Episkopalkirche und zur gänzlichen Ohnmacht des Thrones fortgeführt hatten, unschlüssig und bedenklich. Sie fürchteten die ungestüme Energie der Independenten, die bei dem Heere das Uebergewicht hatten und ihren Foderungen mit dem Schwerte Nachdruck geben konnten; sie ließen sich mit dem gedemüthigten und gefallenen König in Unterhandlungen ein und schlossen einen Bund (Covenant) mit ihm ab, worin sie ihm Leben, Freiheit und Krone zusicherten, und als das Verlangen, den König vor einen Gerichtshof zu stellen, immer allgemeiner und lauter wurde, bekämpften sie das Vorhaben aus allen Kräften als eine in einem protestantischen Lande unerhörte und der Heiligen Schrift widerstrebende That.

Sie machten die Bibel zu einem „Janusbild“, indem sie dieselbe nun ebenso für das Königthum gebrauchten, wie früher gegen dasselbe. Sie hatten das Ziel ihrer Bestrebungen erreicht, nun wollten sie das rollende Rad der Revolution in seinem zermalmenden Laufe aufhalten. Wie früher die Kanzeln zu Invectiven und Schmähreden wider den König und seine Umgebung gebraucht wurden, so ertönten sie jetzt von Schmähungen gegen die Independenten und ihre gottlose Wuth, welche die Frommen (Presbyterianer) um die Früchte des ihnen durch Gottes Gnade verliehenen Sieges zu bringen trachteten. Ihre Heftigkeit nahm zu, je näher die Stunde der Krisis heranrückte. Nie war ihre frühere Opposition gegen Königsmacht und Episkopat so aufgeregt und leidenschaftlich gewesen.

Gegen diese Erscheinung richtete Milton die vorliegende Schrift, die schon in ihrem Titel den ganzen Zweck andeutet: „Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten, oder Beweis, daß es gesetzlich ist und durch das ganze Alterthum immer so angesehen wurde, daß Diejenigen, so in der Macht sind, einen Tyrannen oder gottlosen König zur Rechenschaft ziehen und nach gehöriger Ueberführung absetzen und mit dem Tode bestrafen dürfen, wenn die rechtmäßige Obrigkeit es zu thun versäumte oder verweigerte.“ Sie wurde wahrscheinlich schon vor dem Tode des Königs begonnen, aber erst nach demselben mit einigen Erweiterungen und Zusätzen veröffentlicht (Febr. 1649).

In dieser Schrift sucht Milton darzuthun, daß das Parlament, als die gesetzmäßige Vertretung des souveränen Volkes, das Recht habe, einen zum Tyrannen

gewordenen König, der sich am Leben und Gut seiner Unterthanen vergriffen und die Gesetze des Landes übertreten, gleich jedem andern Missethäter zur Strafe zu ziehen; daß eine unvollständige Revolution ihres Zieles verfehle und daß Diejenigen, die den König durch Zwang und Gewalt so weit treiben, daß er die Ehre der Krone und die Macht der Herrschaft ablegt, demselben Urtheile unterliegen wie die mehr entschiedenen Männer, die den König absetzen und ihn der Möglichkeit berauben, Vergeltung zu üben. Die Schrift athmet einen gewaltigen Geist; der Hauch einer stürmischen Freiheit braust mächtig durch die Blätter; man fühlt bei jedem Schritt die fieberhaft erregte Zeit einer Thronumwälzung und eines Königsmordes. Aber bei aller Leidenschaft zeigt Milton auch hier eine hochherzige Gesinnung und einen edeln, von aller Gemeinheit und Roheit freien Geist. Mit klarem Verstand, wie man bei einem so phantasiereichen Schriftsteller kaum erwarten sollte, durchdringt er die politischen Fragen und zerreißt mit starker Hand die Hüllen der Sophistik, der Heuchelei, des Egoismus. Lauter und aufrichtig, wie jeder echte Enthusiast, ist er ein Todfeind aller Verstellung und allen Scheins und geht, ohne Rücksicht und Nebengedanken, geradezu auf den Kern los. „Würden die Menschen mehr von der Vernunft geleitet", sagt er in der Einleitung zu dieser Schrift, „als von blinden Leidenschaften und Gewohnheiten, so würden sie leicht einsehen, wie schlimm es sei, einen Tyrannen zu hegen und zu schützen; allein da sie in ihrem Innern Sklaven sind, so wünschen sie auch den Staat nach derselben schmachvollen Art regiert zu sehen. Denn wahrlich! Niemand kann die Freiheit von Herzen lieben als gute

Menschen; die andern lieben nicht die Freiheit, sondern die Zuchtlosigkeit, die nie mehr Raum und Nachsicht hat als unter Tyrannen. Daher kommt es, daß Tyrannen selten von schlechten Menschen verletzt werden oder ihnen mistrauen, da sie alle von Natur servil sind; Diejenigen dagegen, in welchen Tugend und wahrer Werth hervorleuchtet, werden von ihnen ernstlich gefürchtet als ihre rechtmäßigen Herren und Gebieter; auf ihnen ruht ihr ganzer Haß und Argwohn."

Durch die retrograden Schritte der Presbyterianer waren die öffentlichen Angelegenheiten in einen Zustand der Unentschiedenheit und des Schwankens gerathen. Um den englischen Staat aus dieser Lage der „Thatlosigkeit" zu retten und das Parlament zu bewegen, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, sucht Milton zuerst die Bedenklichen und Unsichern von der Gerechtigkeit des Verfahrens zu überzeugen. Zu dem Ende weist er zuerst auf natürlichem und geschichtlichem Wege den Ursprung der Staaten und der Königswürde nach, um dadurch dem letztern die Glorie zu rauben, die ihm durch die vermeintliche Einsetzung „von Gottes Gnaden" zu Theil geworden. „Niemand", so beginnt er, „kann so albern sein, zu leugnen, daß alle Menschen von Natur frei geboren seien; hat sie doch Gott selbst geschaffen nach seinem Bilde und Gleichniß, und sie über alle andere Geschöpfe gesetzt zum Befehlen und nicht zum Gehorchen. Und so haben sie anfangs gelebt, bis sie in Folge des Sündenfalls anfingen, Unrecht und Gewaltthätigkeit untereinander zu begehen. Indem sie nun voraussahen, daß solche Vorgänge nothwendig zu ihrer Aller Verderben gereichen müßten, so kamen sie überein, sich durch einen Bund

oder Vertrag vor gegenseitiger Unbill zu schützen und sich in Gemeinschaft zu vertheidigen gegen Alle, die eine solche Uebereinkunft stören oder sich derselben widersetzen würden. Dadurch entstanden Städte und Staaten; und da keine Art von Treue und Verpflichtung (faith) sich als hinlänglich bindend erwies, so sah man sich genöthigt gewisse Obrigkeiten einzusetzen, um jeden Friedensbruch und jede Rechtsverletzung durch Gewalt und Strafe abzuhalten." — „Diese Autorität und Macht der Selbstvertheidigung und Selbsterhaltung, die ursprünglich und natürlich in jedem Einzelnen und vereinigt in Allen ruhte, übertrugen sie dann um der Ruhe und Ordnung willen, und damit nicht Jeder sein eigener parteiischer Richter sei, entweder einem Einzigen, den sie wegen seiner hervorragenden Weisheit und Rechtschaffenheit allen Andern vorzogen, oder Mehreren, die sie als Männer von gleichem Werth und Verdienst ansahen; der Erstere wurde König genannt, die andern Magistrat (Obrigkeit), nicht damit sie die Herren und Meister der übrigen wären, sondern ihre Bevollmächtigte und Beauftragte, um kraft der ihnen anvertrauten Gewalt jene Gerechtigkeit zu üben, die sonst in Folge des Naturrechts und des ursprünglichen Gesellschaftsvertrags jeder Einzelne für sich und alle unter einander hätten ausüben müssen. Dies ist der einzige vernünftige Grund, warum unter freien Menschen nach bürgerlichem Rechte Ein Mann Autorität und Jurisdiction über Andere haben kann." — „Diese regierten eine Zeit lang gut und entschieden mit großer Gerechtigkeit alle Dinge nach ihrem eigenen Gutdünken, bis der Misbrauch der ihren Händen anvertrauten unbeschränkten Gewalt sie endlich zur Ungerechtigkeit und Parteilichkeit

verleitete. Da erfanden Diejenigen, die nunmehr aus Erfahrung die Nachtheile und Gefahren erkannten, welche die Uebertragung einer absoluten Machtvollkommenheit an einen Einzigen zur Folge hatte, Gesetze, die von der Gesammtheit entweder abgefaßt oder doch bestätigt und angenommen waren und die Autorität des zur Regierung Berufenen bestimmen und begrenzen sollten, sodaß nicht mehr schwache oder lasterhafte Männer, wie sie manche aus Erfahrung kennen gelernt, die Herrschaft über sie führen, sondern Gesetz und Recht, möglichst unabhängig von persönlichen Fehlern und Irrthümern. Wie nun die Obrigkeit über dem Volke steht, so steht das Gesetz über der Obrigkeit. — Als auch dies nicht mehr zureichte, sondern das Gesetz entweder nicht ausgeführt oder übel angewendet wurde, so sahen sie sich von der Zeit an zu dem einzigen noch übrigen Rettungsmittel gezwungen — die Könige und Obrigkeiten bei ihrer Einsetzung durch Capitulationen und Eidschwüre zur unparteiischen Ausübung der Gerechtigkeit zu verpflichten; und nur auf diese Bedingung hin empfingen sie die Huldigung von dem Volke, d. h. Bund und Vertrag, ihnen bei der Ausführung dieser vom Volke selbst gemachten oder bestätigten Gesetze zu gehorsamen; und dies noch häufig mit der ausdrücklichen Clausel, daß, wenn König oder Obrigkeit sich treulos erwiesen, das Volk seines Eides entbunden sei. Sie fügten auch Räthe und Parlamente bei, nicht damit sie sich nach den Winken des Königs richteten, sondern damit sie zu bestimmten Zeiten, oder zu allen Zeiten, wo dem Gemeinwesen Gefahr drohe, mit ihm oder ohne ihn für die öffentliche Wohlfahrt Sorge trügen."

Nachdem Milton nun nachgewiesen, daß dies die Ansicht des ganzen Alterthums, heidnischen, jüdischen und christlichen gewesen, fährt er fort: „Die gewöhnliche Behauptung, der König habe ein so gutes Recht an seine Krone und Würde als irgend Jemand an sein ererbtes Eigenthum, macht den Unterthan zu nicht viel Besserm als des König Sklaven, Vieh und Besitzthum, das er kaufen und verkaufen kann. — Und gesetzt auch die Krone sei ein Erbrecht (eine Ansicht, die ihren Hauptgrund in der Schmeichelei und in der bequemen Gewohnheit hat), ist es dann nicht recht und gesetzlich, daß, wie ein Unterthan für gewisse Verbrechen sein Hab und Gut für sich und seine Nachkommen an den König verwirkt, so auch der König für entsprechende Verbrechen seinen Titel und sein Erbe an das Volk verliere? Man müßte denn der Meinung sein, das Volk sei ganz und gar nur für ihn, nicht auch er für das Volk geschaffen, und sie in ihrer Gesammtheit geringer als er allein, eine Behauptung, die eine Art von Hochverrath gegen das Menschengeschlecht wäre." — „Daraus geht ferner hervor, daß die Ansicht, Könige seien nur Gott verantwortlich, alles Gesetz und Regiment über den Haufen wirft. Wenn sie sich weigern können, Rechenschaft abzulegen, dann sind alle bei der Krönung gemachten Verträge und alle Eidschwüre umsonst und zum Kinderspott, und alle Gesetze, die sie zu halten geloben, zwecklos; denn falls ein solcher König Gott nicht fürchtet (und bei wie vielen trifft dies nicht ein!), so tragen wir unser Leben und Gut nur von seiner Huld und Gnade zu Lehen, wie von einem Gott, nicht von einer menschlichen Obrigkeit, ein Grundsatz, den nur Hofschmarotzer und Thoren aufstellen können.

Daher schreibt Aristoteles, den wir für einen der besten Ausleger der Natur und Moral halten, im vierten Buch seiner Politik: «daß unumschränkte Monarchie die schlimmste Art von Tyrannei sei, die von freigeborenen Männern am wenigsten ertragen werden könne».“

„Wenn aber der König oder die Obrigkeit ihre Autorität ursprünglich und naturgemäß von dem Volke haben und zwar zunächst zu seinem, nicht zu ihrem Besten, so folgt daraus, daß das Volk den König wählen oder verwerfen, behalten oder absetzen kann, je nachdem dasselbe es für gut findet, selbst wenn er kein Tyrann ist, blos in Folge der Freiheit und des Rechts freigeborener Männer.“ — „Für einen Tyrannen aber ist Jeder zu halten, der, mag er nun mit Recht oder Unrecht zum Thron gekommen sein, weder die Gesetze noch die gemeinsame Wohlfahrt beachtend blos für sich und seine Partei regiert“; — „ein solcher ist ein ebenso großes Unglück für sein Volk, als ein gerechter König ein Segen für dasselbe ist; dieser ist der Vater seines Landes, jener der gemeinsame Feind.“

Nach diesen allgemeinen Sätzen sucht Milton aus der Geschichte Beweisgründe für seine Behauptung. Die Bücher des Alten Testaments liefern ihm eine reiche Ernte von Thatsachen und Aussprüchen, wodurch die Wahrheit seiner Anschauung dargethan wird. Jehovah selbst läßt es zu, daß die Israeliten einen König wählen, nachdem er umsonst durch Samuel ihr Vorhaben zu hintertreiben und sie bei der republikanischen Staatsform festzuhalten gesucht; er läßt es aber auch geschehen, daß gottlose Könige gestürzt und gemordet werden. Ebenso ergiebig ist das heidnische Alterthum der Griechen und Römer in

ihren Geschichtschreibern wie in ihren Staatsrechtslehrern. Pflegten doch die Athener „Tyrannenmördern" die höchste Ehre zu erweisen, und der edle Kaiser Trajan handelte ganz in Milton's Geist, als er dem Hauptmann der Prätorianer das Schwert überreichte mit den Worten: Si mereor in me! Auch im Neuen Testament findet Milton seine Ansicht bestätigt. Petrus nenne die Obrigkeit „eine menschliche Ordnung", der die Christen als „freie Männer" unterthan sein sollen; und wenn dagegen Paulus, Römer 13, von der Obrigkeit als einer von Gott eingesetzten Ordnung spreche, so könne er damit nur eine gute und gerechte Obrigkeit verstehen, sonst widersprächen sich die beiden Apostel. Auch die mittelalterliche Geschichte der meisten europäischen Länder liefere Beweise in Fülle, daß man die königliche Staatsverfassung stets als einen Vertrag zwischen Fürst und Volk angesehen und den natürlichen Vertretern des letztern das Recht eingeräumt habe, tyrannische, die Gesetze misachtende Könige zu richten und zu strafen. Belege dafür gibt ihm die Geschichte von Aragonien und England. Als die Römer um die Mitte des 5. Jahrhunderts das Insellland verlassen mußten, hätten sie die Staatsgewalt den Händen des Volkes übergeben und dieses habe dann aus eigener Machtvollkommenheit einen König eingesetzt; und daß die Reichsbarone und das Parlament stets das Recht gehabt und geübt, pflichtvergessene und gottlose Regenten zu strafen, gehe aus der Geschichte Richard's II. und mehrerer anderer Könige hervor. Dies beweise auch Matthäus Paris, der beste unter den englischen Historikern, indem er sagt: „wenn Könige irrten, hätte das Schwert Gewalt, sie in die Schranken zu weisen."

Diese Grundsätze hatten auch die Presbyterianer früher aufgestellt. Jetzt aber, wo sie die Revolution in ihrem Laufe zu hemmen suchten, um die Früchte ihrer Anstrengung und ihres Sieges zu genießen, fanden sie in der Bestrafung eines Königs durch die eigenen Unterthanen ein dem Protestantismus widerstrebendes Verfahren. Gegen diese letztere Behauptung richtet daher Milton schließlich seine ganze durch Geschichte, Literatur und Logik unterstützte Beweisführung. Die Presbyterianer, die trotz ihres Hasses und Kampfes wider die römisch-katholische Kirche von derselben doch den Herrscherstolz und das autokratische Streben überkommen hätten, deren Geistliche gleich der stolzen Hierarchie des Mittelalters eine Superiorität über alle weltlichen Stände vom König bis zum Bettler ansprächen, deren ganzes Kirchenwesen einen revolutionären Ursprung gehabt, die begingen jetzt die Inconsequenz von protestantischem Standpunkte aus den Widerstand gegen die gesetzmäßige Obrigkeit zu verdammen. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes! Hatten nicht die Presbyterianer, so argumentirt Milton, zuerst im Parlament, dann im offenen Felde den Kampf gegen den König begonnen? Hatten nicht gerade die presbyterianischen Prediger durch ihre leidenschaftlichen Kanzelreden den Haß gegen den gotteslästerlichen Hof zu einer solchen Höhe gesteigert, daß endlich das Schwert gezogen werden mußte? Und wer einmal das Schwert gegen den König zückt, ist seiner Gesinnung nach ebenso gut ein Königsmörder, als wer für dessen Tod stimmt; denn wenn seine Kugel im Schlachtfeld nicht gerade den König traf, darf dies ihm ebenso wenig zum Verdienst angerechnet werden, als der entgegengesetzte Zufall seine Schuld erhöht hätte.

Und wenn man die Krone aller Ehre und Macht entkleidet, wie die Presbyterianer im Parlament gethan haben, so kommt dies einer Thronumwälzung sehr nahe.

Nachdem Milton durch solche und ähnliche Argumente die Heuchelei und Inconsequenz der Presbyterianer mit Klarheit und Schärfe hervorgehoben; nachdem er ihnen zum Vorwurf gemacht, daß sie sich jetzt in ihrem Siege dieselben Vergehen und Laster zu Schulden kommen ließen, die sie früher an ihren bischöflichen Widersachern so hart gerügt hätten, daß sie durch Pfründenhäufung und Zehntendruck ihren Egoismus und ihre Habsucht, durch Kirchenzwang, durch Ueberwachung der Presse und der Kanzel, durch inquisitorische Eingriffe in die Gewissensfreiheit ihre Intoleranz und ihren engherzigen Sektengeist sattsam beurkundet hätten, weist er die Unhaltbarkeit ihrer Behauptungen aufs überzeugendste nach. In der Auflehnung der protestantischen Fürsten Deutschlands gegen Kaiser Karl V., in dem glorreichen Freiheitskampfe der Niederlande gegen Spanien, in der Vertreibung Christian's II. von Dänemark sieht er nur die gerechte und gesetzmäßige Erhebung protestantischer Fürsten und Völker gegen eine drückende Tyrannei und Geistesknechtschaft; und daß die Vereinigten Staaten von Holland seit ihrer Befreiung in Allem so sichtlich prosperirten, sei ein deutlicher Beweis von den segensreichen Folgen eines solchen durchgeführten Kampfes. Die Schriften der Reformatoren liefern ihm reichen Stoff zur Begründung seiner Ansicht. Und da die Presbyterianer gerade darauf den größten Werth legten, daß in einem *protestantischen* Lande noch nie der Fall vorgekommen, daß ein König von dem Volke gerichtet worden,

so stellt er die Aussprüche der Reformatoren zusammen, um zu beweisen, daß das Nichtvorkommen eines solchen Falles keineswegs die Ungesetzmäßigkeit desselben involvire. „Es ist und darf kein Ruhm für ein protestantisches Land sein“, sagt er, „noch nie einen König zum Tod geführt zu haben, sondern es ist der Ruhm eines protestantischen Königs, noch nie den Tod verdient zu haben. Und wenn das Parlament und der Kriegsrath Das, was sie für ihre Pflicht halten, ohne einen frühern ähnlichen Fall thun, so zeigt es mehr Weisheit, Tugend und Seelengröße, daß sie sich selbst für fähig halten ein Vorbild zu sein für Andere und insbesondere für ihre Nachkommen, die, wenn sie nicht ganz und gar ausarten, dermaleinst mit Stolz auf diese fleckenlosen und nachahmungswürdigen Thaten ihrer Vorfahren als auf den Höhepunkt ihres bürgerlichen Ruhms blicken werden.“ Es wird ein warnendes Beispiel sein, „daß in künftigen Zeiten kein unbeschränkter Monarch oder Tyrann, der auf seine eigene Wohlfahrt bedacht ist, sich eine so hohe und unverantwortliche Gewalt über die Menschheit anmaßt, sodaß er ganze Reiche verheert und umkehrt, als ob die Nation nichts wäre als ein Ameisenhaufen.“

Luther und die deutschen Reformatoren liefern nur wenige Aussprüche gegen die absolute Fürstengewalt. Ihre Stellung und ihre Scheu vor jeder Vermischung von Zeitlichem und Geistlichem, von Politischem und Religiösem machte ihnen eine kluge Zurückhaltung in solchen delicaten Fragen zur Pflicht oder doch rathsam. Dagegen sind die Schriften von Zwingli und Calvin, denen die republikanischen Staatsformen, unter welchen sie lebten, eine freiere und rücksichtslosere Kundgebung ihrer

Meinungen gestatteten, angefüllt mit den schärfsten Aussprüchen gegen die unumschränkte Königsmacht, die ihren Ursprung „von Gottes Gnaden" herleite, gegen tyrannische Herrscher, die dem Gewissen der Unterthanen Gewalt anthun, die Gebote Gottes übertreten, die Gesetze des Staats umkehren und die heiligen Rechte der Menschheit, die Christus durch sein Blut erkauft, verachten. In allen diesen Fällen wird den Unterthanen das Recht zugesprochen, wenn die Wege der Milde, der Bitten und Vorstellungen nichts fruchten, sich mittels der eigenen Kraft zu befreien und ihren Dränger abzusetzen, zu vertreiben, zu tödten.

Noch reichhaltiger fließen die Quellen bei den Begründern der schottischen Kirche, bei Knox, Buchanan, Goodman u. A., und da Milton durch diese Autoritäten die Presbyterianer am sichersten widerlegen, sie mit ihren eigenen Waffen schlagen konnte, so weilt er am längsten bei diesen. Es war keine schwierige Aufgabe, aus Knox' „Trompetenstoß gegen das Weiberregiment", aus Buchanan's berühmter Abhandlung „De jure Regni", aus Goodman's Schrift „Von dem Gehorsam" oder aus den Werken der englischen Puritaner, wie Cartwright, Fenner u. A., eine Menge Sätze zur Rechtfertigung der Selbsthülfe eines Volkes gegen gottlose Könige anzuführen. Die genannten Schriftsteller, die um ihres Glaubens willen Verfolgung, Flucht und Verbannung von einer feindseligen Regierung zu dulden hatten, die von Natur rauh und heftig durch die Leiden des Exils und durch das eifrige Forschen in den Schriften des Alten Testaments, die sie auf ihre Zeit und Verhältnisse anwendeten, in ihrer Härte und in ihrem Haß noch bestärkt wurden,

gaben ihren verbitterten Gefühlen und den Eingebungen eines leidenschaftlichen Fanatismus rücksichtslos und ungehemmt Ausdruck. Da sie sich ganz auf den Standpunkt der alttestamentlichen Propheten, gegenüber den abgöttischen Königen, stellten, und in der Vernichtung der von ihnen als gottlos angesehenen Herrscher das Ziel ihres Lebens und den Sieg ihres Glaubens sahen, so mußten ihre Schriften natürlich die feindseligste Gesinnung gegen die bestehende Obrigkeit athmen. Wenn Milton diesen zornsprühenden Aussprüchen eine gewisse Autorität beilegt und Beweisgründe für seine Ansicht daraus herleiten will, so thut er Unrecht; sie stehen auf ebenso revolutionärem Boden wie er selbst und seine Gesinnungsgenossen, und ihre Meinungen können auf keine größere Geltung Anspruch machen als jede andere Privatmeinung. Aber gegen die Presbyterianer leisteten sie ihm vortreffliche Dienste. Sie bewiesen, daß ihre Kirche auch nur vermittelst einer erfolgreich durchgeführten Revolution ins Leben getreten ist und daß ihre dermaligen Bekenner ihrer ganzen Vergangenheit entsagen und die Stifter ihrer Religion nebst ihrem Werke verleugnen würden, wenn sie der Nation das Recht absprächen, sich des Königs zu entledigen und die begonnene Umgestaltung ihres Staatswesens zu vollenden. In einer sehr scharfen Apostrophe straft er dann die Inconsequenz ihrer Prediger, die gleich den Soldaten bei ihren militärischen Uebungen, bald vorwärts bald rückwärts marschirten, allerlei Schwenkungen und Bewegungen machten und die Vorsehung stets als Lärmtrommel gebrauchten.

Bei aller Schärfe und Bitterkeit der Polemik hat die vorliegende Schrift doch auch ein versöhnendes Moment:

sie sucht die Presbyterianer von der Nothwendigkeit eines einträchtigen Handelns in der Stunde der Krisis zu überzeugen und ihnen die Gefahr zu Gemüthe zu führen, die aus einer begonnenen und nicht durchgeführten Revolution für sie und die ganze Nation entspringen würden. „Wenn ihr weise seid", ruft er ihnen zu, „so fürchtet ihr viel mehr, was ihr schon gethan habt, als was euch noch zu thun übrig bleibt, und laßt euch bei Zeiten warnen, kein Vertrauen auf Fürsten zu setzen, die ihr gereizt habt, damit ihr nicht die Zahl Derer vermehrt, die zu ihrem Unglück die Folgen erprobt haben." Die pariser Bartholomäusnacht und der Abfall der Niederlande dienen ihm unter andern als Beispiele, welche Resultate eine unvollendete und eine vollendete Revolution im Gefolge habe!

Ikonoklastes oder der Bildzerstörer.

„Es wurde bald offenbar, daß jene politischen und religiösen Eiferer, von denen die Hinrichtung des Königs ausging, nicht nur ein Verbrechen, sondern auch einen Fehler begangen hatten. Sie hatten einem Fürsten, der bisher dem Volke hauptsächlich durch seine Vergehen bekannt geworden war, eine Gelegenheit gegeben, auf einem großen Schauplatz vor den Augen aller Völker und Zeiten gewisse Eigenschaften zu entfalten, die unwiderstehlich die Bewunderung und Liebe der Menschheit erregen, den hohen Sinn eines ritterlichen Edelmannes, die Geduld und Sanftmuth eines Christen. Ja, sie hatten eine solche

Rache ersonnen, daß derselbe Mann, dessen ganzes Leben eine Reihe von Angriffen auf Englands Freiheiten gewesen war, nun als Märtyrer für diese nämlichen Freiheiten zu sterben schien. Kein Demagoge brachte jemals einen solchen Eindruck auf die Gemüther des Volkes hervor als der gefangene König, der, indem er auf seinem letzten Gang seine ganze königliche Würde bewahrte und dem Tod mit unerschrockenem Muthe ins Angesicht sah, den Gefühlen seines unterdrückten Volkes Worte gab, der männlich jede Vertheidigung vor einem nach den Gesetzen des Landes unbekannten Gerichtshofe von sich wies, der von der Gewalt des Schwertes an die Grundgesetze der Verfassung appellirte, der die Frage aufwarf, nach welchem Rechte das Haus der Gemeinen seiner achtungswürdigsten Mitglieder beraubt und das Haus der Lords seiner gesetzgebenden Macht entkleidet worden wäre, und der endlich vor den weinenden Zuhörern betheuerte, daß er nicht blos seine eigene, daß er auch ihre Sache verfechte. Seine lange Misregierung, seine unzähligen Treulosigkeiten waren vergessen. Sein Andenken erschien in den Gemüthern der meisten seiner Unterthanen mit jenen freien Institutionen verbunden, die er während so vieler Jahre zu zerstören gestrebt hatte; denn jene freien Institutionen waren mit ihm zu Grunde gegangen und waren während des trauervollen Schweigens einer durch Waffengewalt niedergehaltenen Volksmenge allein durch seine Stimme vertheidigt worden. Von der Zeit an begann eine Reaction zu Gunsten der Monarchie und der verwiesenen Parlamentsglieder, eine Reaction, die nicht mehr aufhörte, bis der Thron wieder in seiner ganzen alten Herrlichkeit hergestellt war."

Diese Darstellung Macaulay's in seiner „Geschichte Englands" macht uns mit der Stimmung des Volkes unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs bekannt, eine Stimmung, die der Schrift „Ikon basilike" oder königliches Bildniß ebensowol die Entstehung gegeben hat, als sie durch dieselbe gesteigert worden ist. Dieses kleine mit dem Bildniß des Königs gezierte Buch erschien in dem Todesjahre Karl's, und da es für ein nachgelassenes Werk des unglücklichen Monarchen ausgegeben und gehalten ward, so fand es eine solche Verbreitung, daß in kurzem 47 Auflagen davon veranstaltet wurden, die sich auf die in jener Zeit unerhörte Zahl von 48,500 Exemplaren beliefen. Um den durch Royalisten und Geistliche genährten Eindruck des Buches zu schwächen, verfaßte Milton im Auftrag der republikanischen Regierung eine englische Gegenschrift, welche den passenden von den byzantinischen Kaisern entlehnten Titel „Ikonoklastes" (Bildnißzerschlager) führte. Daß die gegnerische Schrift nicht ein nachgelassenes Werk des Königs sei, sondern das untergeschobene Buch eines Royalisten, der bei der herrschenden Stimmung und Aufregung durch diese Fiction oder Fälschung auf das Volk einen um so größern Eindruck hervorzubringen gedachte, davon scheinen Milton und seine Freunde fest überzeugt gewesen zu sein; ob sie aber den erst in der Folge bekannt gewordenen wahren Verfasser, Bischof Gauden von Exeter, im Verdacht hatten, oder ob sie einen andern für den Autor hielten, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Milton fühlte das Schwierige seiner Aufgabe, einen König, der von einem großen Theil des Volkes als Märtyrer und Heiliger verehrt ward, dessen

vermeintliches Vermächtniß mit der größten Begierde gelesen und bewundert wurde, und auf dem die Poesie des Unglücks ruhte, nun in dem Lichte darzustellen, wie er seiner Partei erschien, wie er noch kurz zuvor der Mehrheit der Nation erschienen war, und gerade dieses Vermächtniß als untergeschoben, als unwahr, als verfälscht hinzustellen. Treffend vergleicht er das „Ikon" mit jenem angeblichen Testamente Cäsar's, durch welches Antonius bei der Beerdigung des Ermordeten das wankelmüthige Volk gegen die Wiederhersteller der republikanischen Freiheit aufgereizt habe. Aber gerade die Bedeutung, welche die Royalisten und die hochkirchliche Geistlichkeit dem Buche, das die Thaten und Absichten des Königs in das reinste Licht stellte, zu geben suchten, nöthigte die Gegenpartei zu einer klaren und scharfen Widerlegung, wenn sie nicht als Verräther an Gesetz und Königthum, an Land und Volk erscheinen sollte. Und diese Widerlegung führte Milton in so meisterhafter Art, daß sein „Ikonoklastes" noch jetzt als Muster polemischer Darstellung gilt. Die Wirkung war, trotz der Ungunst der Verhältnisse, um so größer, als er sich aller Abschweifungen und persönlicher Verunglimpfung enthielt, dem Inhalte der Schrift Schritt vor Schritt folgte, die entstellten Thatsachen in ihr wahres Licht setzte, die aus Lüge, Verdrehung und Sophismen gewobenen nebelhaften Gebilde zerstreute und durch klare Kritik und stichhaltige Gründe Trug und Falschheit vernichtete.

In dem ersten Capitel wird die von dem „Ikon" aufgestellte Behauptung, Karl habe das letzte (Lange) Parlament aus eigenem Antrieb und freiem Willen einberufen und sei stets den Gesetzen des Landes nachgekommen,

als eine offenkundige Unwahrheit hingestellt. Der König habe nicht nur durch die häufigen, auf die muthwilligste Weise und unter den nichtigsten Gründen ausgeführten Auflösungen des Parlaments seine Abneigung gegen parlamentarische Discussion und freie constitutionelle Verfassung beurkundet, sondern seine aus Hofleuten, Günstlingen und Prälaten bestehende Umgebung habe offen ausgesprochen, daß der König kein Parlament mehr einberufen würde, daß es überhaupt mit der parlamentarischen Regierungsweise zu Ende sei. Aus dieser Gesinnung habe Karl selbst so wenig Hehl gemacht, daß er das Verbot erlassen, durch Adressen oder Petitionen die Einberufung eines Parlaments zu begehren, ja auch nur das Gerücht auszusprengen, der König gehe mit einem solchen Gedanken um, oder den Zeitpunkt zu bestimmen, wann dieses Ereigniß wieder eintreten dürfte; und wie wenig ihm an Beobachtung der Reichsgesetze gelegen, beweisen die zahllosen Bedrückungen und Willkürmaßregeln die er sich während der Jahre, da kein Parlament bestanden, in politischer und kirchlicher Beziehung habe zu Schulden kommen lassen, und die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, gegen welche die Wegnahme von Naboth's Weinberg nur ein kleines Vergehen sei. Wenn aber Karl trotz seiner Abneigung gegen constitutionelle Regierung und im Widerspruch mit seinen Absichten und Plänen dennoch wieder nach langer Unterbrechung ein Parlament einberufen, so sei das wahrlich nicht aus freiem Willen geschehen, sondern er sei durch die Noth der Zeiten und vor allem durch den unglücklichen schottischen Krieg dazu genöthigt worden; und er habe bei diesem wie bei allen frühern Parlamenten keine andere Absicht gehabt, als

Geldbewilligungen zu erlangen, keineswegs aber die Wünsche des Volkes zu erhören und die gegründeten Beschwerden abzustellen. Der Einwendung, daß die Mehrheit des Parlaments sich durch Leidenschaft, Parteieifer und Vorurtheil habe fortreißen lassen und daß die Wahlen durch äußere Einwirkungen im Parteiinteresse geleitet worden, begegnet Milton mit der Frage, ob denn alle Weisheit und Vernunft dem König allein innewohne, dem Volke aber nur (um mich eines currenten Ausdrucks zu bedienen) „ein beschränkter Unterthanenverstand", und ob man bei den Parlamentswahlen hätte warten sollen, bis die „Hofbriefe" und die „Weisungen" der Regierung ihre beabsichtigte Wirkung gethan? Nachdem Milton hierauf nachgewiesen, daß der König in politischen Dingen durchaus nicht auf gesetzlichen Wegen gewandelt, daß sein Verhalten dem Parlamente gegenüber auf gänzlicher Miskennung der Volksrechte und Landesgesetze beruht habe und daß er die uralte unter vielen Kämpfen und Mühen gefestigte Staatsordnung und die herkömmlichen Verhältnisse zwischen der Executivgewalt und der Gesetzgebung habe umstürzen und England in ein absolutes Königthum umwandeln wollen, wendet er sich zu den religiösen Klagpunkten und rügt zunächst die laxen Ansichten des Hofes hinsichtlich der Sonntagsfeier. Während man mit abergläubischer Strenge die kirchlichen Ceremonien aufrecht erhalten, habe man doch am Sonntag Schauspiele geduldet und öffentliche Volksbelustigungen und Tänze gestattet. [1])

Was aber die Andacht und Frömmigkeit des Königs angeht, auf welche die Lobrede so großes Gewicht legt und zu deren Beweis sie einen Privatpsalter desselben anführt, so weist Milton zuerst nach, daß es ein todtes Formular

wäre, zusammengesetzt aus biblischen Redensarten ohne alle Wärme und christliches Gefühl, ein Werk des Lippendienstes, das nicht mehr innern Werth habe als irgend ein bischöfliches Breviarium oder ein alltägliches Andachtsbuch, wie es jeder Laden zum Verkauf darbiete. Sodann beruft er sich auf Aristoteles, der in seiner „Politik" die Scheinheiligkeit unter den zwölf Trugmitteln der Tyrannei anführe, und bringt aus der Geschichte viele Beispiele vor, wo Grausamkeit und Despotismus mit äußerer Frömmigkeit gepaart gewesen. So habe der byzantinische Kaiser Andronicus der Komnene die Briefe des Apostels Paulus so häufig gelesen, daß er dessen Stil und Ausdrücke sich ganz zueigen gemacht und in seinen Privatbriefen täuschend nachgeahmt; aber durch diese heilige Maske habe sich das Volk nicht täuschen lassen, sondern den grausamen Tyrannen in Stücken zerrissen; und aus William Shakspeare, einem Schriftsteller, den der König bekanntlich zu seinem vertrautesten Gefährten gemacht, erfahren wir, daß Richard III. ähnliche Ansichten aussprach, wie Karl I. (Act II, Sc. 1):

Nicht Einen weiß ich, der in England lebt,
Mit dem mein Sinn den mind'sten Hader hätte,
Mehr als ein heute Nacht gebor'nes Kind.
Ich danke meinem Gott für meine Demuth.

Den auffallendsten Beweis aber für die gänzliche Hohlheit und Unlauterkeit dieser angeblichen Andachtsübungen des Königs findet Milton darin, daß das letzte Gebet, das er nach dem „Ikon" bei seiner Hinrichtung mit dem ihn begleitenden Bischof Juxon gehalten haben sollte, nichts Anderes ist, als das einem Liebesroman von Sidney („Arcadia") entnommene poetische Gebet eines heidnischen Weibes an einen heidnischen Gott, also ein Plagiat,

das in der heiligsten Stunde dem höchsten Gotte als Herzensergießung und letztes Wort eines sterbenden Königs dargebracht wird. Mit Recht verhöhnt Milton den ungeschickten und taktlosen Betrug der royalistischen Eiferer, wodurch sie das tragische Ende eines bei allen Fehlern doch würdevollen Fürsten mit Schmach und Hohn bedeckt hätten;[2]) und spottet der Priester, die jetzt, gleich den Baalpfaffen, auf den Kanzeln um den Tod des Königs heulten, daß sie unter ihrem ganzen Vorrath von Gebetsformeln und Lippenwerk nichts gefunden, das einer solchen Stunde würdig gewesen. Wahrlich, der müsse ein armer Mann sein, der nicht einmal ein einziges Gebet in seinem Herzen habe, das er seinem Gott darbringe!

In dem „Ikon basilike" spricht Karl seine tiefe Reue aus, daß er zu Strafford's Hinrichtung seine Einwilligung gegeben und sucht sein Gewissen von der Mitschuld an dieser blutigen That zu reinigen. Diesem Bekenntniß begegnet Milton im zweiten Capitel. Er weist zuerst nach, daß Strafford's landesverrätherische Handlungen und seine verderblichen, auf den Umsturz der alten Gesetze und Verfassung gerichteten Unternehmungen nach dem Urtheile des Parlaments und des ganzen Volkes todeswürdige Verbrechen gewesen, daß folglich der König, wenn er anders seiner erhabenen Stellung als Oberhaupt des Staats entsprochen hätte, die Stimme der Gerechtigkeit und die öffentliche Meinung höher anschlagen mußte als seine eigene Ansicht. Denn Strafford habe keine Freunde und Verfechter gehabt, als einige corrumpirte Hofleute, einige Geistliche und einige ränkevolle Hofdamen, „und wo deren Uebermuth zu solcher Höhe steigt, daß sie sich in Staatsgeschäfte mischen, so ist dies das sicherste

Zeichen eines sittenlosen, entarteten und unwürdigen Staatswesens." Dann rügt er die Widersprüche in des Königs Betragen, indem er zuerst beiden Häusern feierlich versichert habe, er würde nimmermehr seine Einwilligung zu Strafford's Verurtheilung geben, weil es gegen sein Gewissen gehe, und daß er doch einige Tage später, nachdem er mit seinen Räthen und Bischöfen sich benommen, diese Zustimmung mit seinem Gewissen vereinbar gefunden habe; sein Gewissen müsse also sehr wandelbarer Natur sein. Karl's Widerstand habe in dem Bewußtsein der eigenen Mitschuld seine Quelle gehabt; hätte Strafford sich nur eines Theils der ihm nachgewiesenen Verbrechen gegen den König schuldig gemacht, so wäre er längst als Hochverräther auf dem Schaffot gestorben. Die Reue sei dem König erst dann gekommen, als er sich überzeugt habe, daß es ihm nicht schlimmer ergangen wäre, wenn er dem Todesurtheil seine Zustimmung versagt hätte; da habe er bedauert, einen so tapfern Kämpen für die königliche Machtvollkommenheit seinen Widersachern aus Furcht geopfert zu haben. Uebrigens komme ihm des Königs reuevolles Bewußtsein ebenso vor, wie die Gewissenhaftigkeit der Zöllner und Pharisäer, die da Mücken seigten und Kameele verschluckten. Denn im Vergleich mit vielen blutigen Thaten und ungesetzlichen Handlungen, die sich der König habe zu Schulden kommen lassen, und die beinahe den Ruin der drei Königreiche und der ganzen Nation herbeigeführt hätten, sei Strafford's Hinrichtung ein geringes Uebel. Freilich sei in Karl's Auge Strafford der Eine Gerechte gewesen, weil er *seine* Sache geführt, die Tausende aber, die er seiner Herrschsucht und seinem königlichen Stolze geschlachtet,

seien auf der Bahn der Frevler und Rebellen gewandelt, die daher einen tausendfachen Tod verdient hätten. Allein in diesem Falle müsse des Volkes Stimme als Gottes Stimme gelten.

Der unheilvollste Schritt des Königs während der ganzen Revolution war der in Begleitung einer Schar Bewaffneter unternommene Gang nach dem Parlamentshaus, um dort die fünf Häupter der Oppositionspartei, Hamden, Pym, Hollis u. A. in eigener Person zu verhaften. Die Bewaffneten, verwegene, starke Männer, die vor keiner Blutthat zurückbebten, wurden an den Thüren und in den Gängen des Parlamentshauses aufgestellt und warteten nur das Zeichen ab, um über die Mitglieder herzufallen. Aber die Bedrohten waren gewarnt worden und hatten sich vorher entfernt. Der König fand „die Vögel ausgeflogen“. Die Durchsuchung ihrer Wohnung und ihrer Papiere, um Beweisstücke einer Verschwörung oder ungesetzliche Correspondenzen zu entdecken, blieb ohne Ergebniß. Diese offene Verletzung der anerkannten und beschworenen Rechte des Parlaments setzte selbst die treuesten Anhänger des Königthums in Bestürzung und führte einen unheilbaren Bruch zwischen dem Thron und der Nation herbei. Der Aufruhr in der Stadt wurde so gewaltig und drohend, daß Karl für gerathen hielt, die Hauptstadt zu verlassen, die er erst wieder als Gefangener betrat. Die flüchtigen Parlamentsglieder wurden im Triumph in das Ständehaus zurückgeführt und dem König blieb nichts übrig, als das Glück der Waffen zu versuchen. Diese That war ein unverantwortlicher Treubruch und Karl selbst hatte sie in einer spätern dem Parlamente ertheilten Ant-

wort verdammt. Nichtsdestoweniger sucht das „Ikon basilike" sie mit geschraubten Redensarten und sophistischen Scheingründen zu beschönigen und zu rechtfertigen.

Gegen dieses „morsche, neu aufgeputzte Gebäude" zieht Milton im dritten Capitel zu Felde und deckt die Entstellung und Lügenhaftigkeit der gegnerischen Angaben schonungslos auf. Während der König und seine Umgebung mit den irischen Rebellen in Verbindung gestanden, während sie bewaffnete Hülfe vom Ausland gegen Volk und Parlament angerufen, hätte man patriotische Männer verbrecherischer Verbindungen angeklagt und an die geheiligten Vertreter der Nation gewaltthätige Hand gelegt. Und nach solchen Vorgängen berufe sich der König auf sein reines Gewissen und wende die Worte David's auf sich an, wo es heiße: „Habe ich Böses vergolten Denen, so friedfertig mit mir lebten; oder Die, so mir ohne Ursache Feind waren, beschädiget; so verfolge mein Feind meine Seele und ergreife sie, und trete mein Leben zu Boden und lege meine Ehre in den Staub." (Ps. 7, 6. 7) Aber Gott, auf den er sich berief, richtete ihn. „Er strafte ihn vor dem Angesichte der Menschen nach dem Spruche seines eigenen Mundes, um als Warnung zu dienen für alle folgende Könige, welche die Worte und Betheuerungen David's vermessen anwenden, ohne doch David's Geist und Bewußtsein zu besitzen."

Das vierte Capitel handelt von den tumultuarischen Volksauftritten, durch welche nicht allein der König und die Regierung zu neuen Gesetzen und Verfassungsreformen gezwungen wurden, sondern welche das Parlament selbst auf der Bahn der Neuerung unbesonnen

forttrieben. Diese Beschuldigungen sowie Milton's Widerlegung werfen auf die englische Revolution ein großes Licht. Wir erfahren daraus, daß dieselben wilden Volksscenen, welche in Frankreich die revolutionäre Bewegung weiter geführt, als die Urheber anfangs beabsichtigt und gewünscht hatten, daß dieselben tumultuarischen Auftritte, welche in den Jahren 1848 und 1849 in Deutschland die Regierungen und die constituirenden und gesetzgebenden Versammlungen mit Ungestüm vorwärts drängten und zu unhaltbaren und unsinnigen Beschlüssen trieben, auch in England stattfanden, daß „Sturmpetitionen", in drohender Weise von einer lärmenden Volksmasse überreicht, das Land in beständiger Aufregung und Gährung erhielten, daß alle jene Stürme, Tumulte, Aufstände und Demonstrationen, verbunden mit derselben demagogischen Wühlerei, die die Vorboten einer erschütternden und umstürzenden Volkserhebung zu sein pflegen, auch in England vorhanden waren, sodaß sich also auch hier der Spruch des Dichters bewährt, daß die Sonne nichts Neues erblickt! Wie in Frankreich im Jahre 1789, versuchte auch in England zuerst der Hof durch Conspirationen unter Adel und Militär sich der unbequemen Ständeversammlung zu entledigen, vergrößerte aber dadurch die eigene Ohnmacht und die Kraft der Gegner und erweiterte den Bruch durch Erweckung des Mistrauens und Argwohns. Die feindseligen Absichten Karl's gegen das Parlament, die mehr oder minder bekannten Versuche, durch englische Cavaliere, schottische Royalisten und irische Katholiken den nationalen Widerstand gegen seine absolutistischen Bestrebungen zu brechen, bewogen die Führer der Opposition, sich eine Stütze in der Volks-

kraft zu suchen, und als ihnen der König den bewaffneten Schutz versagte und sie mit Scharwächtern umstellte denen sie zu mistrauen Ursache hatten, fingen sie an, sich mit einer neugeschaffenen Bürgerwehr oder Nationalgarde zu umgeben. Aus Milton's Worten erfahren wir, daß des Königs Absichten hauptsächlich an den offenen oder geheimen Sympathien der Truppen mit dem Parlamente und Volke und an deren Abneigung, gegen die Bürger zu kämpfen, scheiterten, und daß die Wahrnehmung oder Ahnung von diesen feindseligen Absichten die tumultuarischen Demonstrationen hervorriefen und zu rechtfertigen schienen. Wir lernen aber ferner aus seinen Worten, daß die volksthümliche Bewegung zuletzt auch dem Parlamente über den Kopf wuchs, daß die Masse der „Bummler", die tagtäglich das Sitzungshaus umstellte, durch Schreien und Drohen auf die Beschlüsse und Abstimmungen einwirkte, daß die lauten Stimmen des Beifalls oder Misfallens, welche die Mitglieder bei ihrem Ein- und Austritt empfingen, einen mächtigen Hebel bildeten, und daß demagogische Volksredner sich dieser wilden Masse bedienten um ihre Anträge und Vorhaben durchzusetzen. Milton stellt diese Auftritte nicht in Abrede; aber er leitet sie auf die wahre Quelle zurück. Als Rehabeam auf den Rath der übermüthigen Jungen („Junker") die Vorstellungen der Aeltesten in Israel mit Hohn zurückgewiesen und gesprochen habe: „Mein Vater hat auf euch ein schweres Joch geladen, Ich aber will es noch mehr über Euch machen; mein Vater hat Euch mit Peitschen gezüchtiget, Ich will Euch mit Skorpionen züchtigen" — da habe sich das Volk empört, habe den königlichen Rentmeister gesteinigt und

hätte sich an dem Könige selbst vergriffen, wäre er nicht mit seinem Wagen davongeeilt. Nicht anders sei es in England ergangen; die Tumulte wären nicht der Anfang feindseliger Bewegungen gegen das Königthum, sondern die Folge einer langen und drückenden Zwingherrschaft gewesen, und sie hätten darum so lange fortgedauert, weil die Misbräuche, die sie hervorgerufen, theils noch bestanden, theils wieder zurückzukehren drohten; wer Wind säe, werde Sturm ernten. Daß diese fieberhafte Aufregung des Volkes den König erschüttert habe „gleich Ungewittern und Erdbeben", sei nicht zu verwundern, es sei ihm ergangen wie dem Belsazar, als eine unsichtbare Hand Gottes Strafgerichte an die Wand geschrieben: „Da entfärbte sich der König, und seine Gedanken erschreckten ihn, daß ihm die Lenden schütterten, und die Beine zitterten." Die königliche Lobschrift frage: „ob nicht jeder ordentliche Mann lieber Alles, was er am meisten für die öffentliche Wohlfahrt wünsche, entbehren als durch solche ungesetzliche und gottlose Mittel erlangen würde?" Also um der Ruhe willen, bemerkt Milton dabei, soll ein Volk sich allmälig alle Rechte und Freiheiten entreißen lassen, soll demüthig jede Art von Tyrannei und Knechtschaft dulden! Das sei eine Lehre von höfischer Arglist. Um dem Volke die Sklaverei erträglich zu machen, schreckt man es mit den traurigen Folgen revolutionärer Erhebung. Nach seiner Meinung würde die Frage besser so lauten: „Sollte nicht ein guter Fürst lieber die schrankenlose und willkürliche Herrschaft und alle jene schönen Blumen der Krone, genannt Prärogativen, fahren lassen, als um ihretwillen fortwährend Gewalt und Bedrückung gegen treue

Unterthanen anwenden, ja durch Blut und Bürgerkrieg waten?"

Weiter gibt Milton zu bedenken, daß nur durch die ernste und drohende Haltung des Volkes jene Gesetze und Reformen erlangt worden, die nunmehr die Nation besitze, und daß ohne den Nachdruck dieses „eisernen Dreschflegels" weder die Bischöfe aus der mit ihrem Stande und mit dem Evangelium unverträglichen Stellung als Reichsbarone und Mitglieder des Oberhauses gedrängt, noch die englische Kirche von den papistischen Ceremonien, Liturgien und Einrichtungen gereinigt worden wäre, daß weder die Tyrannei der „hohen Commission" und der „Sternkammer" abgestellt, noch das Statut über die dreijährigen Parlamente und die Sicherstellung gegen willkürliche Auflösung würde erzielt worden sein. Da nun aber das „Eikon basilike" alle diese Gesetze und Zugeständnisse als Ausfluß der königlichen Gnade darstellte und das Volk der Undankbarkeit beschuldigte, daß es trotz dieser Wohlthaten in seiner feindseligen Haltung gegen den König beharrt sei, so beweist Milton im fünften Capitel, daß die Bill, wornach wenigstens alle drei Jahre ein Parlament gehalten werden sollte, in den uralten Rechten des Landes begründet sei, ja daß nach diesen Rechten sogar jedes Jahr die Einberufung eines Parlaments zu geschehen habe. Was also der König als eine Gunst darstelle, sei nur ein altes Recht, das von ihm sogar noch verkümmert worden wäre; und was dem Zugeständniß allen Werth raube, sei die Ueberzeugung, daß nur Furcht und Nothwendigkeit, keineswegs aber freier Wille ihn dazu gebracht habe; ja, man sei bei seiner Neigung zu Ränken und Winkelzügen, bei

seinem unaufrichtigen Charakter, bei seiner treulosen und zweideutigen Natur, die bei allen Reden und Zusagen stets Hintergedanken argwöhnen lasse, keineswegs versichert gewesen, daß sowol dieses erzwungene Recht als die übrigen gegen seinen Willen erworbenen Reformen und Gesetze für immer in Geltung bleiben würden. Ueber das von der königlichen Schutzschrift angeführte biblische Gleichniß: „daß er Einige die Zinnen des Tempels besteigen ließ, war für sie eine Versuchung, ihn hinabzustürzen", wodurch also der König mit Christus, das Parlament mit dem Teufel verglichen werde, sagt Milton, daß es statt „der Zinnen des Tempels" heißen sollte: „die Zinnen von Nebukadnezar's Palast"; denn davon sei der König sammt der ganzen Monarchie kopfüber herabgestürzt.

Im „Ikon" versicherte der König, er habe seine Hauptstadt verlassen, weil er sich schämte, den Foderungen des Parlaments zu willfahren, und erklärte dadurch, daß dessen Beschlüsse für ihn keine Gesetzeskraft hätten. Dies führt Milton in seiner Widerlegung auf das delicate Capitel vom absoluten Veto, das er natürlich von seinem Standpunkt aus verwerfen muß. Das unbedingte Veto widerspreche der Natur einer parlamentarischen Regierung. Denn wenn das Urtheil eines Einzigen so viel Gewicht habe, daß es den Gesammtwillen des Parlaments paralysiren könne, welche Stellung nehme dann dieses ein? Soll es nur in untergeordneten Fragen seinen Rath ertheilen, aber nicht die Macht haben, des Volkes Rechte und Freiheiten gegen Tyrannei zu schützen? Was für einen Sinn hätte es, wichtige Angelegenheiten durch Stimmenmehrheit zu ent-

scheiden, wenn eine einzige Stimme vermögend wäre, diese Entscheidung durch ein kleines Wörtchen niederzuschlagen? Ein solches Veto sei weder durch die Gesetze des Landes begründet, wie viele Beispiele aus der ältern Geschichte beweisen, noch durch Vernunft und Recht. Die königliche Schrift behauptet: „Karl habe die Beschlüsse der beiden Häuser verworfen, weil sie dem Willen Gottes, den Rechten des Königs und der Wohlfahrt des Volkes entgegen gewesen." Aber, fragt Milton, ist der König mit größerer Einsicht begabt, was dem Willen Gottes gemäß ist, als die ganze übrige Nation? Wahrlich seine Hofbildung und seine Gespräche mit Schmeichlern waren dazu eine schlechte Schule! Und was seine königlichen Rechte angehe, so stehe ihm selbst darüber so wenig als über Hochverrath ein richterliches Urtheil zu; diese Rechte seien ihm um der allgemeinen Wohlfahrt willen verliehen worden und müßten dieser nachstehen. Die Meinung endlich, daß dem König eine klarere Einsicht inwohne, was dem Volke fromme, als dem Parlamente und der ganzen Nation, und daß er in Folge dieser klarern Einsicht das unbedingte Recht besitze, zu gewähren und zu versagen was ihm gutdünke, sei eine vermessene Ueberhebung, die aller Vernunft widerstreite; denn unzweifelhaft müßten die Männer, die das Volk zu seinen Vertretern wähle und ins Parlament schicke, am besten im Stande sein, über die öffentliche Wohlfahrt zu urtheilen und den König richtig zu berathen, und es sei natürlicher, sofern dieser mit dem Urtheil nicht übereinstimme, zunächst sich selbst zu fragen, ob nicht Er im Unrecht wäre? Es zeuge von wenig Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, wenn er einer aus

den geachtetsten Männern zusammengesetzten Versammlung „Mangel an Vernunft, Vernachlässigung der öffentlichen Wohlfahrt, Parteisucht, Eigenwilligkeit und Leidenschaft" vorwerfe, sich selbst aber von allen diesen Fehlern freispreche.

Nun legt der König den Hof- und Staatsmann ab und hüllt sich in den Philosophenmantel, indem er tiefsinnig folgendermaßen räsonnirt: „Bei Menschen muß man Vernunft gebrauchen, bei Thieren Gewalt und Schrecken; wer die geistige Uebermacht seiner Vernunft und die Freiheit seines Willens dem Zwang unterordne, der verdiene ein Sklave zu sein; er wolle jene Freiheit, die ihm als König zukomme, weil sie ihm als Mensch und Christ gebühre, nicht aufgeben, selbst nicht um der Erhaltung seines Reiches willen; er wolle lieber sterben im Besitze der Herrschaft seines Geistes als in einer Knechtschaft leben, die ihm nicht gestatte, seiner Vernunft und seinem Gewissen zu folgen in dem, was er als König annehmen und verwerfen wolle." Diese unklaren und zum Theil sinnlosen Phrasen stellt Milton in ihrer ganzen Blöße hin. Der König spreche „als Mensch und Christ" die Freiheit der Vernunft und des Willens an, die er dem Parlamente versage, als ob dieses nicht aus Menschen und Christen bestehe; wer sich dem Zwang unterwerfe, sei der Sklaverei würdig, und doch heische er diese Unterwürfigkeit von Volk und Parlament. „Hinderten wir ihn, sagt er, am Gebrauche seiner Vernunft und seiner Gewissensfreiheit, als wir ihm wehrten, die Andern dieser Freiheit zu berauben? Konnte er nicht beides im vollen Maße genießen wenn er auch uns als freie Männer nach unsern eigenen Gesetzen regiert hätte?

Er war aber nicht zufrieden mit dem innern Gebrauch der eigenen Vernunft und Gewissensfreiheit, sondern er wollte als Gesetz seinen Unterthanen auflegen, daß sie annehmen sollten, was er als König billige oder verwerfe." Dann fährt er fort: „Bei allen weisen Völkern ist die gesetzgebende Gewalt von der ausübenden getrennt und beide verschiedenen Händen anvertraut; doch ist die erstere die höhere, die letztere die untergeordnete. Wenn also der König nur aufgestellt ist, das Gesetz zu vollstrecken, was in der That sein höchstes Amt ist, so darf er so wenig als die untern Richter, seine Stellvertreter, ein Gesetz machen oder ein im Parlament gemachtes aufheben; er darf weder ein von den Volksvertretern beschlossenes Gesetz verwerfen, noch ein von ihnen verworfenes einführen. Und doch sucht er seine Sache dadurch zu heben und ihr mehr Credit zu verschaffen, daß er sich den Schein gibt, als habe er die Philosophie auf seiner Seite, indem er ihre weisen Sprüche zu sehr unphilosophischen Zwecken anwendet. Aber wenn Könige sich herablassen mit der Philosophie zu buhlen, welche sie vorher weder achteten, noch verstanden, so ist es ein untrügliches Zeichen, daß sie ihren letzten Trumpf ausgespielt haben. Und die Philosophie übt gerechte Vergeltung. Sie duldet nicht, daß ihre goldenen Sprüche durch solche Lippen entstellt oder als Maske und Schein für ungerechte und gewaltsame Thaten misbraucht werden. Was jene von ihren weisen und tugendsamen Lehren entlehnen, das bricht, gleich dem nicht gelösten Räthsel der Sphinx, ihrer eigenen Sache den Hals."

Ein harter Stein des Anstoßes war den Royalisten

der Krönungseid, dessen klare und bestimmte Worte keine sophistische Deutung zuließen. In demselben war ausdrücklich erwähnt, daß der König allen Gesetzen, welche das englische Volk angenommen habe oder in der Folge annehmen würde, seine Zustimmung zu geben habe, ohne nur des streitigen Vetorechts mit einer Silbe zu gedenken. Ueber diese Schwierigkeit sucht sich die königliche Schrift durch folgende Phrase wegzusetzen: „Es sei doch nicht anzunehmen, daß die Majestät der englischen Krone durch einen in einer blinden und barbarischen Formel gefaßten Krönungseid so gebunden wäre, daß sie Allem beistimmen müsse, was ihre Unterthanen im Parlament fodern würden.“ Also weil man die klaren Worte des Eides nicht deuten oder wegleugnen könne, suche man denselben als eine antiquirte Formel von nichtssagender Bedeutung hinzustellen, deren Wortlaut erst durch den reinen Begriff des göttlichen Königsrechts den wahren Sinn erhalte; die Interpretation des Eides und die davon abhängige Befolgung oder Nichtbefolgung desselben sei also individueller Ansicht überlassen. Die königliche Schutzschrift hat bei diesen Worten nicht überlegt, welchen schlüpfrigen Boden sie betrete, wie bedenklich es sei, in einer bewegten Zeit, wo ohnedies alles Alte und Bestehende angetastet und die Gültigkeit des Verjährten in Frage gestellt werde, von oben aus das Beispiel der Wortbrüchigkeit, der willkürlichen Eidesdeutung zu geben und zu jesuitischen Sophismen seine Zuflucht zu nehmen. Mit Recht sagt daher Milton: „Wenn das eidliche Versprechen bei der Krönung, zu thun was das Volk verlangt, nach seiner Ansicht eine leere Formalität ist, so dürfen ohne allen Zweifel jene Eide der Treue und des

Supremats, die wir ablegen, mit viel größerm Rechte als eine solche leere Formel erscheinen und nach unserer Ansicht nicht mehr bindend für uns sein als sein Eid für ihn selbst."

In dem „Ikon" behauptet der König, er habe immer gestrebt, dem Parlamente, wo es möglich gewesen, zu willfahren, fügt aber bei, „daß in allen Fragen, die sich auf Wahrheit und Gerechtigkeit, auf die Rechte der Kirche und der Krone beziehen, Niemand seine Zustimmung gegen seinen Willen erlangen sollte". Dann bleibt den Parlamenten nichts übrig, bemerkt Milton, als gleich stummen Bildsäulen dazusitzen und schweigend hinzunehmen, was er aus der Fülle seiner Gnaden gewähren will, oder demüthig zu entbehren, was nach seinem, wenn auch noch so irrigen Urtheil, ungeeignet für sie ist. Dies widerspricht aber sowol den Gesetzen des Landes als dem gesunden Menschenverstand. Wer einem Piloten, der in verblendeter Selbstüberschätzung auf seine Geschicklichkeit, seine Einsicht und seine guten Absichten pocht, die Leitung eines Schiffes ohne Aufsicht anvertraut, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn dasselbe zu Grunde geht, weil der Steuermann einen Irrstern für den Polarstern hielt.

Das siebente und achte Capitel handeln von den der Königin zugefügten Kränkungen, die sie endlich aus dem Lande trieben, und von dem Schicksale Hotham's und seiner Söhne, welche anfangs dem König die mit Kriegsvorrath reich versehene feste Stadt Hull vorenthielten, dann aber, ihre Gesinnung ändernd, den Royalisten dieselbe einhändigten und dafür in der Folge auf Befehl des Parlaments als Landesverräther auf dem Schaffot starben. In dem erstern widerlegt Milton die

übel angewendeten Lobpreisungen einer Königin, die, von Priestern und Jesuiten geleitet und von Convertiten umgeben, stets im Interesse der katholischen Kirche gewirkt, die ihren Gemahl zu den verderblichsten Schritten beredet und dem Katholicismus geneigt gemacht, die in Holland die Kronjuwelen verkauft oder verpfändet habe, um dem König die Mittel zum Kampf gegen seine Unterthanen zu liefern, und deren Hof- und Privatleben nichts weniger als musterhaft gewesen sei. In dem letztern straft er die vermessene Teleologie des königlichen Buches, das den tragischen Ausgang der Hothams dem göttlichen Strafgerichte für den anfänglichen Hochverrath beimißt. „Die meisten Menschen", sagt Milton, „und gewöhnlich die schlechtesten sind nur zu geneigt, die Gerichte Gottes und alle durch Vorsehung oder Zufall herbeigeführten Ereignisse zur Rechtfertigung ihrer, wenn auch noch so schlechten Sache anzuführen und sie als besondere Gunstbezeigungen Gottes zu deuten." So rief Saul aus, als er hörte, daß David in Keilah sei, „Gott hat ihn in meine Hände geliefert, denn er ist eingeschlossen"; aber so wenig damals Gott für Saul gewesen, so wenig sei der Tod Hotham's als göttliches Strafgericht für den frühern Hochverrath anzusehen. Denn warum hätte Gott fünf Jahre gewartet und die Strafe erst verhängt, als das erste Verbrechen durch den Verrath gegen das Parlament längst gesühnt gewesen? Nach dieser Schlußfolgerung sei es viel natürlicher, den Abfall vom Parlament als die Ursache des tragischen Gottesgerichts anzunehmen.

Im neunten Capitel sucht der König die Beschuldigung, daß er Truppen ausgehoben und gegen sein Volk

Krieg geführt (eine Beschuldigung, die bei seiner Verurtheilung von großem Gewicht gewesen), dadurch zu entkräften, daß er den Bürgerkrieg als einen Vertheidigungskrieg darstellt gegen „den zunehmenden Uebermuth des Pöbels und der Volkstumulte" und gegen „eine Faction, die das Parlament beherrschte". Er beruft sich dabei auf seine friedliche und gerechte Regierung, womit gute Unterthanen alle Ursache gehabt hätten, zufrieden zu sein, auf seinen „unüberwindlichen Geist" und seinen festen Entschluß, „Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen", und auf seinen Krönungseid, der ihn abgehalten, in die verlangte kirchliche Umgestaltung und in die Aufhebung der bischöflichen Rechte und Einrichtungen zu willigen. Um die angebliche „Gerechtigkeit" der königlichen Regierung in ihr wahres Licht zu setzen, erinnert Milton an die durch die Fülle der nachfolgenden Ereignisse vergessenen Eingriffe in die Rechte des Volkes, die gesetzwidrigen Besteuerungen unter allen möglichen Vorwänden, die schimpflichen Bestrafungen an Ehre und Geld, die endlosen Prangerstellungen, Einkerkerungen und Verbannungen ehrenwerther Männer; die „siebenzehnjährige friedliche Regierung", auf welche der König mit so großem Selbstvertrauen zurückblicke, sei durch zwei unheilvolle, ohne Ursache unternommene und mit Schmach und Schaden beendigte Kriege gegen Spanien und Frankreich unterbrochen worden.[3]) Was den „unüberwindlichen Geist" betreffe, so könne er in dem hartnäckigen Widerstreben gegen Vernunft, Recht und Volkswillen keinen Ruhm erkennen und der Spruch von der Gottesfurcht und Menschenfurcht finde auf seine Lage keine Anwendung, da das Parlament auch Gottesfurcht besessen und ihn nie

genöthigt habe, etwas gegen den Willen Gottes zu thun; hätte er Gott mehr gefürchtet, als seine Hofleute und Prälaten, so würde er manche ungerechte Handlung unterlassen haben. Karl befinde sich in derselben Lage wie Saul, der sich auch gebrüstet, er habe die Gebote Gottes vollzogen, als er Samuel widerstanden. Wenn aber der König seiner „Gnadenacte" Erwähnung thue, so verkenne er seine Stellung einer freien Nation gegenüber ganz und gar. Denn waren diese „Handlungen der Gnade" gerecht, so war er durch Pflicht und Gewissen dazu verbunden, waren sie aber ungerecht oder unverdient, so hätte er sie nicht verrichten sollen. In Bezug auf den königlichen Eid wundert sich Milton, daß das „Ikon basilike", das früher den Krönungseid für eine „leere und barbarische Formalität" erklärt, jetzt, da es sich von den Rechten der Bischöfe handle, auf einmal dessen pünktliche Befolgung zur Gewissenssache mache. Der Wortlaut in Betreff der Kirche und des Klerus sei aber so, daß, wenn die Ausdrücke nicht cum grano salis verstanden und nach den durch die Reformation und die veränderten Zeitumstände herbeigeführten Verhältnissen gedeutet würden, der König und seine Rathgeber daraus die Pflicht herleiten könnten, die Kirche und den Prälatenstand wieder in dieselbe Lage zurückzuführen, in der sie zur Zeit Eduard des Bekenners sich befunden. Am Schluß gibt der König in der Lobschrift nicht undeutlich zu verstehen, daß er alle neuen Gesetze, die eine Aenderung in der Kirchenverfassung und in der Stellung der Bischöfe bezweckten, nur in Betracht der zwingenden Verhältnisse des Augenblicks angenommen und bestätigt habe, daß er aber dabei den geheimen Hintergedanken in sich getragen, diese Zustim-

mung wieder zurückzuziehen, sobald die Lage der Dinge sich ändere. Wie konnte man, fragt Milton, den Glauben hegen, mit einem solchen König auf dem Wege des Vertrags und der Vereinbarung zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen! Daraus mögen die Presbyterianer noch nachträglich ihre Verblendung erkennen. — Kurz, aus dem ganzen Selbstbekenntniß gehe hervor, daß Karl sein Königreich angesehen habe als „Isaschar, einen beinernen Esel, gelagert zwischen zwei Lasten"; diese zwei Lasten seien gewesen der „prälatische Aberglaube" und die „bürgerliche Tyrannei"; und um diese fest zu begründen, sei mehr Christen- und Märtyrerblut vergossen worden, als in den zehn von den heidnischen Kaisern verhängten Christenverfolgungen.

Im zehnten Capitel weist Milton unwiderleglich nach, daß dem König der Anfang des Bürgerkriegs zur Last falle. Als das Parlament noch nicht an militärische Maßregeln gedacht habe, als es nur auf dem gesetzlichen Wege und durch Bitten, Vorstellungen und Anträge auf Sicherstellung der religiösen und politischen Rechte gegen willkürliche Verletzung des Eigenthums und der persönlichen Freiheit bedacht gewesen sei, habe Karl deutsche Reiterei ins Land gezogen, habe irische Papisten angeworben, habe den König von Dänemark um bewaffnete Hülfe angegangen, habe durch seine Gemahlin in Holland Kriegsbedarf angeschafft, und habe endlich die Stadt Hull in feindseliger Absicht überfallen. Und nach solchen Vorgängen lasse die Lobschrift den König mit gottloser Scheinheiligkeit versichern, „die vorzüglichsten Waffen, die ihm verblieben, seien die nämlichen, welche vor Alters die Christen gegen ihre Verfolger gebraucht, nämlich Gebete

und Thränen"; wobei Milton mit Indignation fragt, ob denn die Kanonen und Kriegsgeräthe, die aus Holland gekommen, ob die Gotteslästerungen und Flüche der königlichen Truppen, ob endlich die wilden Gelage und die blutigen Kriegsgräuel nur Thränen und Gebete gewesen seien? Dann eifert das „Ikon basilike" gegen die Anmaßungen des Parlaments, „das die Majestät des Königthums, gleich Mahomet's Grab, wie ein luftiges Gebilde zwischen die Privilegien der beiden Häuser habe aufhängen wollen", gegen die übermüthige Versammlung, „die dem König die Oberleitung der bewaffneten Macht bestritten und die Landmiliz unter ihren eigenen Befehl gestellt"; sie läßt den König bittere Reue aussprechen, daß er in dieser letztern Lebensfrage dem Drange gewichen und die stärkste Waffe, „womit er seine treue Heerde gegen die Wölfe hätte schützen können, aus der Hand gegeben habe", und ihn endlich unter vielen gottseligen Reden und frommen Betheuerungen die Hoffnung, oder, wie Milton meint, den Wunsch äußern, „daß nach seiner Verfinsterung Schrecken und böse Unwetter kommen möchten". Milton weist nach, daß das Parlament mit Fug und Recht die Mitbetheiligung bei der höchsten Militärgewalt angesprochen, „indem nach den Landesgesetzen die Krone weder über das Schwert noch über das Gesetz Autorität habe", und weil bei dem offenkundigen Streben des Monarchen nach unbeschränkter und tyrannischer Herrschergewalt die Vertreter des Landes zum Schutze der Freiheit, des Eigenthums und der angeerbten Rechte die bewaffnete Macht unter ihrer Controle hätten halten müssen; was aber die Prophezeiung einer unglücksvollen Zukunft betreffe, so hoffe er im

Gegentheil einen Zustand von Segen und Glück, „wenn die Finsterniß verschwunden sein wird, welche die zudringliche Macht seiner Prälaten zwischen uns und den himmlischen Reformation, unserm wahren Sonnenlichte, erzeugt hat. Und warum sollten wir nicht einen glücklichen Zustand ohne den König hoffen, da all unser Elend und unsere Drangsale entweder durch den König oder durch unsere nothwendige Vertheidigung gegen ihn gekommen ist?“

In dem elften Capitel wird die Volkssouveränetät im Gegensatz zu der erblichen Königsmacht auch neu nach Vernunft, Naturrecht und Landesgesetzgebung vertheidigt. Der König suchte durch Berufung auf sein Gewissen, auf sein Königsrecht und auf seine Ehre darzuthun, daß er befugt und verpflichtet gewesen sei, den neuesten Anträgen des Parlaments, die nach seiner Ansicht der Kirche und dem Staat nachtheilig gewesen wären, seine Zustimmung zu versagen. Milton bestreitet diese Behauptung, die Königsmacht ist nach ihm nur der Ausfluß des im Parlamente repräsentirten Volkes und folglich diesem untergeordnet. Die Souveränetät des Parlaments sei älter und heiliger als die Souveränetät des Königs und der Letztere daher verpflichtet, allen Beschlüssen desselben seine Sanction zu geben. Darauf, daß das Parlament nach alter Gewohnheit und nach überkommenen Formen der Höflichkeit „Petitionen“ an den Thron gelangen lasse, dürfe nicht auf eine Unterordnung geschlossen werden; pflegten ja doch auch in dem Römischen Reich die Consuln bei dem geringsten Plebejer um seine Gunst bei Bewerbung der höchsten Staatswürde zu „petitioniren“. Wenn aber der König nicht blos der ganzen gesetzgebenden Körperschaft, sondern

„jedem einzelnen Parlamentsgliede“ untergeordnet sei, wie könne er sich herausnehmen, dem Gesammtwillen der Volksrepräsentation zu widerstreben? „Jedes Gemeinwesen ist eine Gesellschaft, die in allen die Wohlfahrt und das Lebensglück des Ganzen bezweckenden Dingen sich selbst genügt. Kann nun irgend eins dieser Dinge nicht ohne die Gewährung und Gnade eines Einzelnen oder ohne die Zustimmung seiner individuellen Vernunft und seines Gewissens erreicht werden, so ist die Gesellschaft kein Gemeinwesen und nicht frei, sondern eine Schar Vasallen, Eigenthum und Besitz eines absoluten Herrn, und gänzlich dessen Willen unterworfen. Wenn der König die Gewalt hat, seinem Parlamente etwas zu gewähren oder zu versagen, so muß er es als eine von demselben getrennte oder demselben überlegene Person thun, was ihm in keinem Falle zugestanden werden kann; denn wie der König von England kein Unrecht thun kann, so kann er auch kein Recht thun außer in und durch seine Reichstage (courts), und was in denselben auf gesetzliche Weise geschieht, muß als mit des Königs Zustimmung geschehen betrachtet werden, wenn er auch als Privatperson ein anderes Urtheil haben oder das Gegentheil anstreben sollte, sodaß er in der That außer seinen Reichstagen oder gegen dieselben kein König ist. Wenn er uns daher irgend ein öffentliches Uebel aufbürdet oder ein gemeinsames Gut vorenthält, was im höchsten Grade unrecht ist, so handelt er als ein Tyrann und nicht als König von England nach den bekannten Grundsätzen unserer Gesetzgebung. Wollte er aber dem Parlamente etwas gewähren, was nicht in dessen eigener Macht stehe, so müßte er nicht nur größer als dieses, sondern auch

größer als die ganze Nation sein, die es repräsentirt."
In diesen Sätzen liegt der Kern der politischen Anschauung Milton's. Das Uebrige ist nur Wiederholung früherer Aussprüche, daß es verkehrt und vermessen sei, wenn ein Einzelner sich mehr Einsicht in Betreff der öffentlichen Wohlfahrt zutraue als einer von der ganzen Nation gewählten Rathsversammlung, und daß der Vorwurf, diese Versammlung vertrete nicht die Majorität des Volkes ein alter Kunstgriff des Despotismus sei.

In den bisherigen Capiteln wurden mehr die allgemeinen Fragen über Volks- und Königsrechte verhandelt und der Standpunkt zu gewinnen gesucht, von dem aus die Revolution zu beurtheilen sei; in den nächstfolgenden werden bestimmte factische Ereignisse zur Sprache gebracht. Das zwölfte Capitel des „Ikon" suchte den König von der Beschuldigung loszusprechen, als habe derselbe den Aufstand der irischen Papisten und die grausenhafte Ermordung der protestantischen Colonisten, deren Zahl auf mehre Hunderttausend angegeben ward, veranlaßt oder befördert. Wenn Milton in seiner Entgegnung nicht nur eine absichtslose Beförderung dieser blutigen Katastrophe von Seiten des Hofes durch Begünstigung des Katholicismus und durch Erweckung großer Hoffnungen in den katholischen und royalistischen Irländern annimmt, sondern behauptet, der König habe eine directe Auffoderung dazu durch einen geheimen Papistenagenten ergehen lassen, so mag er in seinem Argwohn, den jedoch seine Meinungsgenossen allgemein getheilt zu haben scheinen, zu weit gehen; wenn er aber die sophistischen Worte der gegnerischen Schrift, als ob die Irländer aus Furcht vor der ihnen drohenden Schreckensherrschaft des Parlaments in

der Verzweiflung zur Selbstwehr geschritten, in ihrer ganzen Haltlosigkeit hinstellt und die gleißnerischen Bemerkungen über die Härte und Grausamkeit der von dem Parlament geübten Strafgerechtigkeit als Ausfluß geheimer Sympathien mit den papistischen Irländern auffaßt, so ist er in seinem ganzen Rechte. Der offenkundige Einfluß der Priester und Convertiten auf die Königin und den ganzen Hof; das Vertrauen und die Gunst, die der König den Irländern dadurch bewies, daß er ein Truppencorps von 8000 Mann aus ihnen bildete, die Verbindungen mit Rom und den katholischen Regierungen des Festlandes, alles dieses mußte die irischen Papisten in der Meinung bestärken, die Sache des Königthums sei mit den Interessen ihrer Religion aufs Innigste verflochten und durch eine Erhebung gegen die in Irland angesiedelten englischen Protestanten, die auf Seiten des Parlaments ständen, könnten sie sich nicht nur ihrer verhaßten Dränger entledigen, sondern auch der königlichen Sache dergestalt aufhelfen, daß ihre frevelhafte Gewaltthat nicht nur unbestraft bliebe, sondern daß sie dabei noch die heimliche Thätigkeit des Hofes für Beförderung des Katholicismus in England unterstützten. Durch diese Gunstbezeigung und Connivenz sei der irische Gräuel herbeigeführt worden, und wenn der König das Parlament der Härte gegen die Irländer beschuldige, so möge er bedenken, wie die Royalisten und Episcopalen gegen die Puritaner gehandelt hätten, und welche Strafe ihm wol gegen diese hart genug erschienen wäre, wenn sie das Unglück gehabt hätten, zu unterliegen? Die Puritaner hätten an ihren irischen Widersachern noch lange nicht so schwere Rache genommen als die Israeliten an

dem Stamm Benjamin für eine einzige, von einer Rotte böser Buben begangene Gräuelthat oder die Söhne Jakob's an der Stadt Sichems für den Raub ihrer Schwester. Der Bemerkung am Schluß, „daß es das Schicksal der Könige wäre, Gutes zu thun und Uebles zu hören", begegnet Milton mit der Gegenrede, „daß die Könige viel häufiger Uebles thun und Gutes hören", denn die Zahl der Schmeichler und Vergötterer der Königsmacht sei groß.

Das dreizehnte Capitel beginnt mit folgenden Reflexionen: „Männern, welche gewohnt sind, die Dinge in ihren Ursprüngen und ersten Einrichtung zu betrachten, muß es sonderbar vorkommen, daß Könige, die gleich andern Staatsbeamten anfangs nur gewählt und eingesetzt wurden durch Wahl und Uebereinstimmung des Volkes, um dieses als freie Männer nach ihren selbst gemachten Gesetzen zu regieren und in Folge dieser Würde und der ihnen zugewiesenen Einkünfte die betrauten Diener des Gemeinwesens zu sein, daß diese zu der schmählichen Anmaßung sich erheben, sich für Gebieter zu halten sowol über das ihnen anvertraute Gut, als über das Volk, das sie damit betraute, und Alles was sie thun in Erfüllung ihrer öffentlichen Pflicht oder zum Dank für die erhaltenen Ehren und Einkünfte, für bloße Acte ihrer Gnade und ihres guten Willens ansehen, als ob ihre Macht über uns ihnen von der Natur verliehen wäre oder von ihnen selbst herrührte, oder als ob uns Gott in ihre Hände verkauft hätte. Ja, wenn das Geschlecht der Könige das edelste der Menschen wäre, wie die Race von Tutbury unter den Pferden, so würde nach Vernunft und Recht ihnen das Befehlen, uns das

Gehorchen zukommen. Allein da Könige durch die Geburt keineswegs andere übertreffen und im gewöhnlichen Lauf der Dinge weder die weisesten noch die würdigsten sind unter Denen, die sie zu beherrschen Anspruch machen, so ist als sicher anzunehmen, daß weder Gott in seiner Gerechtigkeit noch die Natur in ihrer weisen Anordnung, die Einrichtung getroffen, daß wir jenen zu unserm eigenen Unglück unterworfen sein oder die angeborenen Rechte und Freiheiten als Ausfluß der göttlichen Gnade und Milde empfangen sollten; ebenso wenig kann es die Absicht eines Volkes bei der ersten Einsetzung eines Königs gewesen sein, irgend einen Mann und sein Geschlecht, ohne alles weitere Verdienst als die bloße Abstammung zu einer absoluten und unverantwortlichen Herrschaft über sich und ihre Nachkommen zu erheben und somit die ganze übrige Menschheit herabzuwürdigen und in Staub zu treten." Und dennoch spricht der König von England, fährt Milton fort, aus unbewußter oder absichtlicher Verkennung dieses klaren Verhältnisses, überall nur von seinen Gnadenbezeigungen und seinen Wohlthaten um daraus den Undank des Parlaments klar zu machen, das gegen seinen Willen die Kirchenordnung in England umzugestalten vornahm und zu dem Behuf mit den schottischen Presbyterianern, die bewaffnet die Grenze überschritten, in Verbindung getreten sei. Um dem Parlamente das bestrittene Recht der Kirchenreform zu vindiciren, führt Milton zuerst das eigene Beispiel des Königs an, welcher der englischen und schottischen Kirche neue Ceremonien und Einrichtungen aufgedrungen habe; dann fragt er, ob denn England in den Augen des Königs weniger frei sei als Irland und Schottland, denen er, wenn

auch dem letztern gezwungen, das Recht zugestanden, ihr Kirchenwesen nach eigenem Gewissen und bester Ueberzeugung zu ordnen. „Irland sei wie Ephraim, die Stärke seines Hauptes, Schottland wie Juda, sein Gesetzgeber, aber auf England gedenke er, wie auf Edom seinen Schuh zu werfen; aber die Engländer seien nüchtern und wach, und würden sich wol hüten ihre Nacken dem Joche der Knechtschaft darzubieten!"

Im Laufe der Widerlegung entwickelt nun Milton seine schon aus den frühern Schriften bekannten Ansichten über die religiöse und kirchliche Selbstbestimmung einer christlichen Gemeinde auf der bloßen Grundlage des Evangeliums, ohne alle Tradition und nach subjectiver Auffassung. Einer Kirchengemeinde komme ebenso das Recht der Autonomie zu wie jedem zu einem Staatsganzen verbundenen Volke die souveräne Machtvollkommenheit bei der Aufstellung von Gesetzen und Verfassungen. Stehe es aber einer Religionsgenossenschaft frei, sich diejenige kirchliche Form zu geben, die nach ihren Ansichten am meisten der apostolischen Grundform und den Worten Christi entspricht, so müsse es auch gestattet sein, die Gleichgesinnten durch einen feierlichen Bund (Covenant) untereinander und mit ihrem Gott zu einer Glaubensbrüderschaft zu vereinigen, eine Sitte, die durch die Beispiele im Alten Testament geheiligt erscheine. Zur Zeit der Apostel, da die christliche Kirche aus einer Gemeinschaft der Heiligen bestanden, und in den nächsten nachapostolischen Jahrhunderten habe zwischen Priestern (Presbytern) und Bischöfen kein Unterschied obgewaltet; die bischöfliche Hierarchie gehöre demnach einer Zeit an, wo die christliche Kirche durch heidnische Zusätze bereits von

ihrer ursprünglichen Reinheit und Heiligkeit abgekommen. Unter allen christlichen Einrichtungen aber sei die eines königlichen Oberhauptes in Kirchensachen die unerträglichste und mit der Heiligen Schrift am wenigsten übereinstimmende, daher sie auch von keinem andern christlichen Volke nachgeahmt worden. „Sollte die christliche Freiheit, die uns der Erlöser mit seinem Blute erkauft und durch Mittheilung seines freien Geistes in uns gegründet hat, abhängig sein von der zweifelhaften Zustimmung eines irdischen Monarchen und von neuem gefesselt durch ein vermessenes Veto, das schon in Bezug auf das Parlament als tyrannisch erscheint, das aber in Bezug auf die Kirche Gottes noch viel tyrannischer erscheinen muß?" Und ein christliches Volk sollte nicht die ihm von Gott und Rechtswegen zustehende Freiheit einer Selbstreinigung anwenden dürfen? „Es sollte zugeben, daß die halsstarrigen Bischöfe in ihren fetten Pfründen und mit ihrer Aemterhäufung gleich der Hure von Babylon, die über vielen Wassern sitzet, fortwährend über die Kirche gebieten?"

Unter den nächsten Capiteln, die das Recht und die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform weiter darthun, müssen wir das sechszehnte hervorheben, worin Milton, zum Beweis, daß das englische „Book of common-prayer" mit Recht beseitigt worden und daß überhaupt festgesetzte Liturgien und Gebetsformeln der wahren Frömmigkeit mehr hinderlich als förderlich seien, so herrliche Gedanken über das wahre, aus dem Herzen kommende Gebet ausspricht, daß jeder unbefangene Leser die tiefe Natur und die richtige und strenge Scheidung des Echten und Natürlichen von dem Gemachten und Erkünstelten in dem Schriftsteller bewundern wird. Nachdem er den Vorwurf

übereilter Neuerungen von dem Parlamente abgewälzt und die Bemerkung vorausgeschickt, daß Alle, die sich im Besitze hoher, nicht durch Verdienste erworbener Stellen befänden, jede Aenderung fürchteten und als schlimme Neuerung darstellten, auch wenn dadurch nur die größten Uebelstände gehoben würden, äußert er sich über die genannten Punkte in folgenden Worten: „So viel ist gewiß, Diejenigen, die sich keiner gebundenen Gebetsformen bedienen, nehmen die Worte aus ihrer andächtigen Hingebung, während die andern ihre religiöse Stimmung nach einer gewissen Dosis vorbereiteter Redensarten richten müssen. Die zwei freiesten Dinge aber, unser Gebet und den göttlichen Geist, der uns dazu treibt, gewaltsam gefangen zu nehmen und einzuschließen in einen Pferch von Worten, ist eine Tyrannei mit längern Händen als die der Giganten, die dem Himmel Knechtschaft drohten. — «Wir beten zu demselben Gott!» sagt das «Ikon»; folgt aber daraus, daß wir alle dieselben Worte gebrauchen sollen? «Wir bekennen die nämlichen Wahrheiten!» — aber die Liturgie umfaßt nicht alle Wahrheiten! «Wir lesen dieselbe Bibel!» Sollen wir aber nur diejenigen Stellen lesen, die, mit vielem Fremdartigen und, was schlimmer ist, mit vielem Ungesalzenen vermischt, im Commonprayerbook angehäuft sind? — Und gesetzt auch, es wären köstliche und lautere Worte, gesetzt es wäre Manna, so wird doch eine Liturgie, die mit festen Formeln und stehenden Ausdrücken angefüllt ist, während Gott jeden Morgen frische Worte in unser Herz regnen läßt, gleich aufbewahrtem Manna keine gesunde Speise gewähren, sondern Würmer und Unrath erzeugen. — Der Wechsel der Umstände fodert Verschiedenheit der

Worte, wovon uns Gott die Fülle gegeben hat; sollen wir uns ihrer nun bei allen Gelegenheiten reichlich bedienen und sie nur bei ihm in unserer Andacht spärlich anwenden? Als ob die Christen jetzt Mangel an Worten zum Gebet hätten, wie einst die Juden bei der Belagerung von Jerusalem an Nahrung, wo denn die Priester genöthigt waren, immer wieder dieselben Schaubrote am Sabbath in den Tempel zu bringen. — Wer frei zu Gott beten will, muß zuerst in die Tiefe seines Herzens hinabsteigen, was seine Andacht erwecken wird, während Derjenige, welcher fertige Gebete über seine Lippen gehen läßt, in seiner Andacht träge wird. Das Gebet, das keine Verbindung und kein Mitgefühl mit einem Herzen hat, wo es nicht entstanden ist, spart sich die Mühe einer so langen Niederfahrt, und indem es hastig auf den flüchtigen Fittigen der Formalität auffliegt, oder gar wirkungslos niederfällt, bringt es Gott statt eines zerknirschten Herzens eine Reihe schaler und leerer Worte dar. — Zugegeben auch, daß ohne feste Liturgie sich allerlei Misbräuche einschleichen, kann denn das unvorbereitete Geplärre Einzelner nicht anders zurückgewiesen oder gezügelt werden, als daß man den Geist Gottes in Allen niederhält? Der Gebrauch von Gebetsformeln soll ein Zeichen von «Beständigkeit» sein, als ob der Kukuk darum beständiger wäre als andere Vögel, weil er immer denselben Ton von sich gibt."

„Christus versprach, wenn Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt wären, um etwas von ihm zu erbitten, so solle es gewährt werden und er würde mitten unter ihnen sein. Wenn nun die alten Kirchen, um die Schwachheit des Gebets zu heben, oder vielmehr um

arianische und pelagianische Ketzereien zu verhüten, von dieser versprochenen Hilfe des Heiligen Geistes Umgang nahmen und etwa 400 Jahre nach Christus eine Liturgie von ihrer eigenen Erfindung einführten, so sind wir nicht genöthigt, sie nachzuahmen, noch Gott zu mistrauen bei der Entfernung dieser trägen, von ihm nicht gebotenen Stütze unserer Andacht. Was von der Liturgie gesagt ist, gilt auch von dem presbyterianischen «Regulativ» (Directory), wenn es auferlegt wird, nur daß zu dem Verbieten des Commonprayerbook, eines abergläubischen, anstößigen Meßbuches, wenn gleich von Elisabeth herrührend, mehr Grund vorliegt."

Das siebzehnte Capitel handelt von der Bischofswürde. Das „Ikon basilike" suchte nachzuweisen, daß die bischöfliche Kirchenordnung vor jeder andern den Vorzug verdiene, einmal, weil sie den Vorschriften Christi und der Apostel entspreche, und dann, weil sie die beste Disciplin begründe. Beides widerlegt Milton mit Beweisgründen aus der Heiligen Schrift und aus der Geschichte und fährt dann fort: „Das eigentliche Motiv der Anhänglichkeit des Königs an die bischöfliche Kirchenordnung, das wahre Geheimniß des Stuart'schen Wahlspruchs: «Kein Bischof! Kein König!» ist die innige Verbindung zwischen Tyrannei und falscher Religion. Hier sehen wir die dunkeln Wurzeln beider aufgedeckt und bemerken, wie sehr sie in der Erde in einander gehen und verflochten sind, ob sie gleich über dem Boden in zwei verschiedene Stämme aufschießen." Die Geschichte aller Zeiten lehre, daß die Könige dieser Welt stets die Kirche Gottes instinktartig gehaßt und gefürchtet hätten, „sei es, weil ihre Lehre die beiden den Königen furchtbarsten Dinge, «Freiheit

und Gleichheit» zu begünstigen scheint, oder weil ihre Bekenner die Kinder jenes Reiches sind, das nach alten Prophetensprüchen zuletzt ihre große Macht und Herrlichkeit zertrümmern und auflösen wird." König Karl habe von Jugend auf eine auffallende Furcht und einen großen Haß gegen seine frömmsten Unterthanen und ihre Kirchenform in seiner Seele getragen. Da er aber nicht, wie Pharao gegen die Israeliten, offene Gewalt wider sie gebrauchen konnte, so wählte er den geheimen Weg, ein antichristliches Verfahren, das der Kirche noch verderblicher war; er suchte nämlich, wie Balak, der Sohn Zippor's, gegen die wahren Propheten andere angesehene Propheten miethete, die echte Kirche durch eine falsche Kirchenordnung zu untergraben und zu stürzen. Zu diesem Plan fand er das bischöfliche Regiment am dienlichsten, eine Kirchenform, die, wie sie zuerst in Lehre und Sitte von Menschen verderbt wurde, so ihrerseits wieder Diejenigen verderbt, die sie annehmen. Indem der König Bisthümer und große Einkünfte denen zutheilte, die er für die willfährigsten hielt (gegen die Vorschrift und den Gebrauch der alten Kirche, wornach die Wahl dem Volke zusteht), erstrebte und erlangte er großen Einfluß auf die Kirchenmänner, wie denn diese wieder ihrerseits, im Gefühle der eigenen Unwürdigkeit und der Unkirchlichkeit ihres hohen Amtes, sich aufs innigste an das Königthum anschlossen und den Grundsatz „Thron und Altar!" oder, wie damals der Wahlspruch lautete: „Kein Bischof! Kein König!" auf ihre Fahne schrieben.

In den folgenden Abschnitten wird die Heuchelei und Sophistik der Royalisten, die alle Schuld des Bürgerkriegs und der politischen Erschütterungen der feindseligen

„Faction" des Parlaments aufzubürden suchten, in ihrer Blöße hingestellt. Wenn jene im achtzehnten Capitel den Vertrag von Uxbridge als Beweis für die friedlichen und versöhnlichen Gesinnungen des Königs anführen, so weist Milton nach, daß die königliche Partei durch diese Verhandlungen auf dem Wege der List und Klugheit zu erlangen gehofft, was sie durch den Krieg verloren, und weil sie nicht mehr wie Löwen verfahren konnten, so hätten sie als Füchse handeln wollen, und zeigt dann durch den Verlauf der Unterhandlungen, daß der König keine ernstliche Versöhnung beabsichtigt habe, daß sein ganzes Bestreben nur darauf hinausgegangen, Zeit zu weitern Operationen zu gewinnen, daß alle seine Zusagen unbestimmt und zweideutig gewesen und immer noch eine Hinterthüre gehabt hätten, durch die er sich der Erfüllung hätte entziehen können. Er habe nie die gegnerische Versammlung als rechtmäßiges Parlament anerkannt, damit er sie später bei günstiger Gelegenheit als Rebellen behandeln könnte, denen man Wort und Treue nicht zu halten verpflichtet sei. Mit starker Hand zerreißt Milton das Truggewebe, wodurch die Royalisten die Augen des Volkes zu blenden bemüht waren, und spricht offen aus, daß unter solchen Umständen ein ehrlicher Krieg einem Frieden voll Mistrauen und Hinterlist vorzuziehen sei.

Im neunzehnten Capitel sucht er zuerst darzuthun, daß die Partei des Königs großentheils aus „Höflingen und Prälaten" und aus solchen Leuten bestanden, welche die Furcht vor Neuerungen und die Selbstsucht zu seiner Fahne geführt. Wenn aber der König, darauf gestützt, die Meinung ausspreche, die Mehrheit des Volkes sei auf seiner Seite gewesen und darum hätte er auf die Anträge einer

„Faction" nicht eingehen dürfen, so sei er in großem Irrthum befangen. „Wenn der König das Parlament willkürlich eine Faction nennen darf und deshalb, weil ein neues oder verändertes Gesetz nicht Jedermann befriedigt, die ganze gesetzgebende Thätigkeit hindern will, dann hängt das ganze Staatswesen von der Willkür eines Tyrannen ab. Und wer einen solchen despotischen Grundsatz, falls er mit dem Schwerte zur Geltung gebracht werden sollte, bekämpft und in diesem Kampf den Tod findet, der stirbt als ein Märtyrer des Glaubens wie des Gemeinwesens; und das ist nicht etwa eine bloße Privatmeinung, das ist der volle Glaube und die feste Ueberzeugung von weit frommern und weisern Männern als Schmarozerprediger." — Die scheinheiligen Worte des „Ikon basilike": „Karl betete oft, daß alle seine Anhänger Gott und ihrem Seelenheil ebenso eifrig ergeben sein möchten, als ihm", straft Milton mit der freien Bemerkung: „Könige sollten nicht allein beten, sondern auch handeln. Zu beten statt zu regieren, gezieme sich für einen Mönch, nicht für einen König. Bis jetzt wären übrigens seine Anhänger mehr ihrer Wollust und Raubsucht als ihm und Gott ergeben gewesen." Den Werth der Zugeständnisse, auf die sich Karl so zuversichtlich berief, schlägt Milton sehr gering an: „Was er zugestand, geschah aus Furcht; was er verweigerte, geschah aus Hartnäckigkeit. Hätte er mehr zugestanden, so hätte ihn vielleicht die Furcht gerettet; hätte er weniger bewilligt, so hätte vielleicht seine Hartnäckigkeit uns früher von ihm befreit."

Im zwanzigsten Capitel widerlegt Milton die triviale Einwendung des Königs gegen die Kirchenverbesserung,

daß sie nicht die Grenzen der Mäßigung eingehalten, Verwirrung unter das Volk gebracht, Aergerniß und Spaltungen erzeugt, das Kirchenvermögen angegriffen, den Prälatenstand aus seiner Stellung verdrängt u. dgl. m. mit der richtigen Bemerkung, daß dieselben Klagen gegen alle, wenn auch noch so segensreichen Neuerungen erhoben worden seien, daß ohne ein solches Aergerniß weder das Christenthum die Welt erobert hätte, noch die Reformation zu Stande gekommen wäre. Die Geschichte lehre, daß auf dem Wege der Selbstverbesserung mittels Concilien oder päpstlicher und bischöflicher Vorschriften noch nie eine gründliche Heilung kirchlicher Uebelstände und Schäden erzielt worden wäre; wenn man aber nur berücksichtigen wolle, daß jede Umgestaltung bestehender Verhältnisse gewisse Nachtheile mit sich führe, Manchen in seinen Rechten und Besitzthümern gefährde und hier und da Auswüchse und Ausschweifungen im Gefolge habe, so dürfe man nie an herrschende Misbräuche reformirende Hand legen. König Karl, der jetzt für einen protestantischen Fürsten angesehen werden wolle, wäre zur Zeit der großen Kirchenreformation sicherlich auf Seiten des Papstthums gestanden, wie schon daraus hervorgehe, daß er in der königlichen Lobschrift „das Niederwerfen der Kreuze und anderer abergläubischer Denkmäler" als Wirkung einer „vom Volke unternommenen trügerischen Reformation" bitter beklagte.

In der wichtigen Schlacht bei Naseby waren die Briefe des Königs in die Hände der feindlichen Truppen gefallen, und da sie offenkundige Beweisstücke enthielten, daß der König mit den irischen Rebellen Einverständnisse gehabt, daß er die auswärtigen Mächte um Hülfe angegangen, und daß er bei allen Verträgen und Unterhand-

lungen mit den Gegnern sich zweideutig und falsch benommen habe, so machte das Parlament zu seiner eigenen Rechtfertigung die Briefe bekannt. Dieses Verfahren erklärten der König und seine Anhänger für eine unehrenhafte und ungroßmüthige Handlung, wogegen Milton nachzuweisen sucht, daß in Zeiten großer Gefahr, wo es sich nicht um geringfügige Dinge handele, sondern wo das Wohl und Wehe, ja die ganze Existenz der kämpfenden Parteien auf dem Spiele stände, ein solcher Act durch die Pflicht der Selbsterhaltung wie durch die Klugheit geboten wäre und zu allen Zeiten und bei allen Völkern stattgefunden habe.

Die nächtliche Flucht des Königs zu der schottischen Armee sieht Milton im zweiundzwanzigsten Capitel nicht als einen bloßen Act der Verzweiflung an, sondern er erkennt auch hierin die arglistige Absicht, durch dieses zur Schau getragene Vertrauen in die alte Treue und Anhänglichkeit der Schotten die zwei bisher befreundeten und nach einem Ziel strebenden Völker zu entzweien. Daß sich Karl lieber den schottischen „Miethlingen“ anvertraute, als dem englischen Parlamente, gilt ihm als neuer Beweis des tiefen Hasses und der erbitterten Feindschaft des Königs gegen seine englischen Unterthanen. Dabei gibt er zu verstehen, daß die Schotten keineswegs einen so uneigennützigen und hochherzigen Kampf gegen die königliche Zwingherrschaft geführt hätten als die Engländer; englisches Silber habe sie zur Verfechtung ihrer religiösen Freiheit nicht minder angetrieben als ihr Gewissen; und obwol ihnen das Vorhaben des Königs zuvor mitgetheilt worden, hätten sie doch, der Sitte der Miethlinge folgend, denselben um Silberlinge verkauft. Bei

Karl's Reise von Oxford zu dem Lager der Schotten seien die Worte des Psalmisten in Erfüllung gegangen: „Er schüttet Verachtung aus über Fürsten und macht sie wandern in der Wildniß, da kein Weg ist."

Daß Milton im nächsten Capitel den „Judasverrath", den die Schotten an ihrem „Herrn und Meister" begingen, eine „schmachvolle, ehrlose That" nennt, deren Rechtfertigung er den Schotten selbst überlassen wolle, zeugt, daß politischer oder religiöser Fanatismus keineswegs das reinmenschliche Gefühl in ihm erstickt habe, daß er sowol für die Tugenden der Gegner wie für die Sünden und Laster der Meinungsgenossen den Blick offen behielt und daß er die Handlungen der Menschen nicht mit casuistischer und sophistischer Staatskunst nur nach dem Parteistandpunkt, sondern nach den Motiven der Handelnden beurtheilte, und daß ihm die ewigen Gesetze der Sitte und des Rechts und die Begriffe von Ehre und Treue höher standen als politische Klugheit.

Die Klage des Königs, daß ihm das Parlament die Kapläne verweigert, vergleicht Milton im vierundzwanzigsten Capitel mit Micha's Worten: „Ihr habt mir die Götter weggenommen, die ich mir gemacht, und den Priester; was bleibt mir nun noch?" Bischöfe, Presbyter, Diacone würden in der Bibel erwähnt, wo aber sei irgend von Kaplänen die Rede? Wenn, wie es scheine, ihre Bestimmung blos die sei, als die ersten Diener des Hausherrn die Gebete und Andachtsübungen zu verrichten, welche die letztern aus Trägheit und Bequemlichkeit nicht selbst verrichten wollen, so wären sie nicht nur unnütz, sondern auch der Religion nachtheilig. Der König sollte nicht blos die Worte von David und Salomo im Munde

führen, sondern auch deren Beispiel nachahmen; diese hätten reumüthig und zerknirschten Herzens von Zeit zu Zeit ihre Sünden bekannt und das Bedürfniß der Versöhnung mit Gott durch den Erguß unmittelbarer Andacht kundgegeben. Der König sollte suchen „mehr Licht in sich selbst zu haben; nicht zu wandeln nach eines andern Mannes Lampe, sondern Oel in seine eigene zu gießen."

Am bittersten zeigt sich Milton im fünfundzwanzigsten Capitel, das von den frommen Betrachtungen und Gebeten des Königs zu Holmby handelt. Er weist zuerst durch Anführung von Bibelstellen nach, daß die ärgsten Missethäter von Kain bis auf Judas Ischariot in Augenblicken der Zerknirschung, wo ihnen das ganze Gewicht ihrer Sünde fühlbar geworden und sie mit Angst und Verzweiflung erfüllt habe, sich mit reumüthigen Reden und frommen Gelübden zu Gott gewendet hätten, und sucht dann durch Abänderung des Wortlautes der von dem König angeführten Gebete und Gelübde den Contrast zwischen äußern scheinheiligen Worten und innerer feindseliger Gesinnung, zwischen Reden und Thun, zwischen pharisäischem Hochmuth und dem demuthsvollen Gefühle der Sündhaftigkeit darzuthun und den heuchlerischen Lippendienst bei Verstocktheit und Härte des Herzens in seiner ganzen Nichtigkeit zu zeigen. Das am Schlusse ausgesprochene Gebet: „daß die Gnade Gottes ihm in dem Maße zu Theil werden möge, als seine Absichten gegen sein Volk voll Wahrheit und Frieden gewesen", beurkunde unwillkürlich die Unlauterkeit und Unaufrichtigkeit dieser Absichten, denn die Gnade Gottes sei ihm nicht zu Theil geworden.

Im sechsundzwanzigsten Capitel macht Milton abermals einige treffliche Bemerkungen über die kurzsichtige und vermessene Teleologie, die in dem Gange der Ereignisse und in den Schicksalen der Menschen die strafende Hand Gottes für vergangene Sünden erkennen will. Eine solche Strafe erblickte Karl in dem Streit der Presbyterianer und Independenten und in der durch Volkstumulte bewirkten Flucht derselben puritanischen Parlamentsmitglieder, die den König durch ähnliche Mittel aus seiner Hauptstadt getrieben. Mit Recht straft Milton diesen Misbrauch der göttlichen Gerechtigkeit in ernsten Worten: „Wer in eigener fantastischer Ueberhebung sich unterfängt, überall die geheimen und unerforschlichen Wege der Vorsehung zu entdecken, der verkennt und entweiht den Willen Gottes und nähert sich der tollen Vermessenheit jener verworfenen Geister, die das Schwert der Gerechtigkeit aus Gottes Hand reißen wollten, um es nach ihrem eigenen Willen zu gebrauchen.“ Er sieht in dem Streben der Royalisten, jede Störung und jedes Ungemach, wovon die Nation betroffen werde, von der göttlichen Strafgerechtigkeit herzuleiten „ein Bruchtheil der zerbrochenen Rache“ und die schlaueste Schmähung der Gegner. „Denn wenn sie die Leute überreden können, daß das Parlament von Gottes Zorngericht verfolgt sei, so wird sich Jedermann abwenden und das Schlimmste von demselben denken.“ „Auf diese Art könnte man auch folgern, daß Manlius für seine mannhafte Vertheidigung des Capitoliums durch den göttlichen Zorn bestraft worden sei, da er an derselben Stelle und von denselben Leuten, die er vertheidigt hatte, wegen Aufruhr getödtet wurde.“

Das vorletzte Capitel, worin Milton die von dem

Könige als letztes Vermächtniß seinem Sohne ertheilten Lehren über sein künftiges Verhalten durchgeht, gehört zu den wichtigsten des ganzen Werkchens. In demselben wird jede Maske schonungslos abgerissen und das unter scheinheiligen Worten und erheuchelter Milde versteckte Gift offen dargelegt. Mit prophetischem Blick sagt dabei Milton die Zukunft voraus; er erschaut im Geiste die Begebenheiten, die er nicht mehr erlebte. „Da ich sehe", heißt es, „daß die Lehren die Absicht haben, das Volk zu einer Veränderung des gegenwärtigen Zustandes durch Wiedereinsetzung des Prinzen von Wales auf den englischen Thron zu bewegen, so will ich Punkt für Punkt beweisen, daß, falls der Sohn genau den Vorschriften des Vaters Folge leistete, eine Restauration keineswegs unser Glück begründen würde; ein solcher Act würde vielmehr, statt die bestehenden Uebelstände zu bessern und den künftigen vorzubeugen, uns unvermeidlich in das ganze frühere, nunmehr überwundene Elend zurückwerfen und uns nöthigen, dieselben mühseligen Kriege von neuem durchzufechten und einen neuen Todeskampf um Freiheit und Leben zu bestehen von zweifelhafterem Ausgang als der vorhergegangene." Nachdem nun Milton aus Karl's eigenen Worten nachgewiesen, daß seine Erziehung vernachlässigt, sein Hofleben unsittlich, seine Grundsätze schlaff und wankelmüthig gewesen, daß er von den Lockungen der Wollust und von Schmeichlern verführt wie ein zweiter Rehabeam die Zuchtruthe des Vaters in Skorpionstiche verwandelt habe, daß er seinen unter derselben Wollust, Unsittlichkeit und Charakterlosigkeit herangewachsenen Sohn auf dem schlüpfrigen Boden festhalten und dieselben morschen Krücken als Stützen geben wolle, macht er folgende

Bemerkung: „David lernte durch sein Unglück und Leiden jene Milde und Weisheit, die ihn zum Regieren geschickt machte. Allein solche, die als Unterdrücker, Tyrannen, Gesetzübertreter und Reformationsverfolger leiden müssen ohne eine Spur von Reue, werden, wenn sie je wieder zu der verlornen Würde und Macht gelangen, mit der größten Wuth und Rachsucht gegen Alle verfahren, die sie als die Urheber ihrer Leiden ansehen."

Die erste Lehre, die König Karl seinem Sohn ertheilt, ist — an der englischen Kirche festzuhalten. Diese Mahnung vergleicht Milton dem alten Ruf der Ephesier: „Groß ist unsere Diana!" und sieht von dieser Anhänglichkeit an das „antipäpstliche Schisma" die erste Quelle der nationalen Zerrissenheit. Dann fährt er fort: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß weder die Heilige Schrift, noch irgend ein altes Bekenntniß unsern Glauben oder unsern Gehorsam irgend einer, mit einem besondern Namen belegten Kirche unterwirft, viel weniger, wenn sie durch irgend ein eigenthümliches Regiment sich von dem, was wirklich katholisch ist, unterscheidet. Es erging nie an Jemand das Gebot, sich der Kirche von Korinth, Rom oder Asien zu unterwerfen, sondern der Kirche im Allgemeinen, so weit sie festhielt an den Vorschriften der Bibel und der von den Aposteln allenthalben eingeführten Kirchenordnung, die anfangs bei allen Kirchen und Gemeinden ohne Unterschied auf Territorium oder politische Verfassung, gleich war. Diejenige Kirche, die sich herausnimmt, nach einem besondern Ortsnamen ein besonderes Bekenntniß oder Regiment aufzustellen, ist eine schismatische, ist eine Sekte, keine Kirche. Es wäre eine Ungerechtigkeit, den Papisten der Absurdität und des Wider-

spruchs zu beschuldigen, weil er einer «römisch-katholischen» Kirche anhängt, wenn wir einem König und seinen politischen Ansichten zu Gefallen einer «englisch-katholischen» Kirche anhängen wollten."

„Und gesetzt auch, die englische Kirche wäre, was sie sein sollte; was hilft es uns, wenn dieser Name nur zu unserer Täuschung gebraucht wird, damit wir nicht merken möchten, wie sie allmälig in die römische Kirche umgewandelt wird! Dies kann Jedermann erkennen aus den Verträgen und Unterhandlungen, die in dem Buch: «Der englische Papst», ihrem ganzen Umfange nach enthüllt sind. Und als das Volk diese Misbräuche entdeckte und eine Reformation foderte und das Parlament demgemäß auf die Abstellung des ohne biblische Autorität uns aufgelegten Prälatenregiments drang, flugs beschuldigt sie der König factiöser Umtriebe, wie Pharao einst die Israeliten der Trägheit beschuldigte, weil sie fortgingen, um ihrem Gott zu dienen."

„Und daß wir nicht hoffen mögen, daß in der Kirche irgend etwas weder durch ihn noch durch seinen Sohn reformirt werde, warnt er den Letztern: «daß der Teufel der Rebellion sich meistens in einen Engel der Reformation verwandele», und macht ihm die Ausrottung von «Irrthum und Sektengeist» zur heiligsten Pflicht, sodaß unter dem Sohne, der jede protestantische Kirche, die keine bischöfliche ist, für irrig und häretisch hält, unser Glaube derselben Bedrückung und Verfolgung ausgesetzt sein würde, wie früher."

In politischer Hinsicht gibt der König dem Prinzen die Lehre, nicht zu gestatten, daß von den bereits festgestellten Gesetzen um eines Haares Breite abgegangen

werde, sodaß also, wie Milton richtig bemerkt, weder ein altes fehlerhaftes und für die Zeitumstände nicht mehr passendes Gesetz abgeändert, noch ein neues eingeführt werden könnte. Während alle menschlichen Einrichtungen mangelhaft und unvollkommen sind und das praktische und bewegte Leben der Gegenwart stets neue Schöpfungen begehrt, soll also das Staatsleben in ewigem Stillstand beharren, soll das Räderwerk der Staatsmaschine veralten und verrosten. „Wo bleiben dann die Freiheiten unserer Vorfahren, auf die wir mit so großem Stolz blicken?“ Der König antwortet: „Unsere Freiheiten bestehen in dem Genusse der Früchte unsers Fleißes und jener Gesetze, denen wir selbst unsere Zustimmung gegeben.“ — „Was den ersten Punkt betrifft“, sagt Milton, „daß wir die Früchte genießen dürfen, die wir mit eigener Arbeit und Mühe auf unserm Eigenthum gewonnen, so ist dies ein Recht, das auch der Türke, der Jude und der Mohr unter der Herrschaft des Großsultans genießt. Denn ohne diese Art von Recht, das auch in Algier unter Dieben und Piraten gilt, könnte keine Regierung oder Gesellschaft, sie möchte im Uebrigen gerecht oder ungerecht sein, bestehen; ja, keine Verbindung, kein Complot könnte ohne sie zusammenhalten.“ Und selbst dieses Gesetz, das doch zunächst der Krone selbst zu gute kommt, wurde durch des Königs Schmeichler und Sophisten gefährdet, die dem Grundsatz Geltung zu verschaffen suchten, daß der Unterthan nicht Eigenthümer seines Gutes sei, sondern daß Alles „des Königs Recht“ sei.

Ebenso illusorisch sei die zweite Gabe, „der Schutz der Gesetze, denen wir selbst beigestimmt“. Denn abgesehen von deren mangelhaften Vollstreckung, hätte

das gegenwärtige Parlament denselben nicht nur nicht zugestimmt, sondern wiederholt auf die Abschaffung mancher gedrungen; und wo es eine Aenderung vorgeschlagen oder ein neues Gesetz aufgestellt, sei es durch das königliche Veto verhindert worden. Und daß der König bei Behauptung dieses Veto, das er über den Gesammtwillen der Nation setzen wollte, endlich überwunden und zur verdienten Strafe gebracht ward, rechnet er sich in dem „Ikon basilike" als Märtyrerthum an. Aber hier gilt Christi Ausspruch: „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugniß unwahr." Wer sich selbst einen Märtyrer nennt, der gleicht einem schlechten Maler, der ein unkenntliches und formloses Bild durch die Unterschrift dem Beschauer verständlich zu machen sucht."

Mit feuriger Beredtsamkeit bekämpft sodann Milton noch einmal das absolute Veto, neben dem keine Volksrechte, kein Parlament, keine Freiheit bestehen könne. Mit dem absoluten Veto sei ein Gesetz nichts als ein Privatgebot, eine willkürlich gegebene Erlaubniß, die stets wieder entzogen werden könne; ein Unheil ohne Gegenmittel, eine Sackgasse ohne Thor und Ausgang. „Gewährt dem König dieses, und das Parlament hat nicht mehr Freiheit, als wenn es in einer Schlinge säße, die jener nach Gefallen mit einem einzigen Zug seines Veto zusammenziehen und die ganze Nation, als ob sie nach Caligula's Wunsch nur einen einzigen Hals hätte, erdrosseln kann." Zuletzt warnt Milton das englische Volk vor dem Schicksale der Israeliten, die gegen Jehova's Willen und Samuel's Rath einen König verlangt und dann umsonst wieder um Befreiung von dessen Joch gefleht hätten, und schließt mit den Worten: „Wahrlich

das Volk, das nach einer so ruhmvollen, mit so viel Muth und Tapferkeit erkämpften Befreiung wieder einen König einsetzen würde, mit solchen Ansprüchen wie diesen, das würde beweisen, daß es von Natur geschaffen sei zur Sklaverei und zu einem Zustand der Thierheit, nicht geeignet für jene Freiheit, nach der es mit Ungestüm schrie, sondern viel geeigneter wieder zurückgeführt zu werden in die alte Knechtschaft, wie eine Schar schreiender und streitender Thiere, die aus dem Zwinger gebrochen; es würde beweisen, daß es die Freiheit, für die es kämpfte, nicht zu gebrauchen wisse, und daß es sich durch die schönen Worte und Versprechungen eines alten ergrimmten Feindes wieder habe bändigen und breitschlagen lassen, sodaß es einwillige in den gewohnten und angenehmen Zustand echter normännischer Dienstbarkeit zurückzukehren."

Im letzten Capitel wird von Milton mit warmer Beredtsamkeit und in schwungvoller poetischer Sprache der von der Nation an dem König vollzogene Act der Gerechtigkeit vertheidigt und gerechtfertigt. Zuerst erzählt er, wie man dermaleinst an dem Hofe des Darius gestritten, was in der Welt das Stärkste sei, und endlich der Meinung Zorobabel's beigestimmt habe, daß die Wahrheit das Stärkste sei; dann stellt er den Grundsatz auf, die Gerechtigkeit sei das Stärkste, diese aber sei mit der Wahrheit in der Idee Eins, und verhalte sich zu derselben nur wie der Begriff zur Realität, „die Wahrheit ist nur die theoretische Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit nur die praktische Wahrheit; und während die Wahrheit nur ein Begriff ist und ihre Wirkung nur Belehrung, ist die Gerechtigkeit in ihrer Wesenheit lauter Kraft und Thätigkeit; sie hat ein Schwert in ihrer Hand, um es

gegen alle Gewalt und Unterdrückung auf Erden zu gebrauchen, und Niemand ist von ihren Streichen ausgenommen." Die Gerechtigkeit aber würde Parteilichkeit werden und sich selbst vernichten, wollte sie ihr Schwert in die Hände eines einzigen Mannes legen und ihn zum Richter erheben über alle andere Sterblichen, ohne daß er für die eigenen Frevel und Vergehen die gebührende Strafe zu erleiden hätte. Denn in diesem Falle wäre nicht die Gerechtigkeit am stärksten, sondern der König. „Und wenn ich so glücklich sein sollte, durch diesen Satz die Gemüther der Engländer freizumachen, daß sie nicht mehr zurückkehren wollen unter die traurige Knechtschaft der Könige, von denen sie die Kraft und das mächtige Schwert der Gerechtigkeit erlös't hat, so werde ich ein Werk vollbracht haben, das dem des Zorobabel, als er sein Volk aus der babylonischen Gefangenschaft befreite, nicht nachsteht."

Hierauf sucht er die Behauptung des Königs zu widerlegen, „daß kein göttliches oder menschliches Gesetz Unterthanen eine richterliche Gewalt über den König gibt, ohne oder gegen dessen Willen". Das älteste aller Gesetze, das Gott dem Noah gegeben, laute ohne einer Ausnahme zu erwähnen: „Wer eines Menschen Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden von Menschen." Ebenso bestimmt und deutlich spreche das mosaische Gesetz: „Und ihr sollt keine Versöhnung nehmen über die Seele des Todtschlägers, denn er ist des Todes schuldig, und er soll des Todes sterben. Denn wer blutschuldigt, der schändet das Land; und das Land kann vom Blute nicht versöhnet werden, das darinnen vergossen wird, ohne durch das Blut dessen, der es vergossen hat." Der König

aber ist aufgestellt nicht blos um das Gesetz vollziehen zu lassen, sondern um es selbst zu vollziehen, „auf daß sein Herz sich nicht erheben möge über seine Brüder".

„Und wäre das wahr, was jedoch ganz falsch ist, daß alle Könige Gottes Gesalbte seien, so wäre es doch absurd zu denken, daß die Salbung gleichsam ein Zaubermittel wäre gegen das Gesetz und dem Gesalbten das Vorrecht ertheilte, Andere zu bestrafen, selbst aber straflos zu sündigen." Die Kirche selbst, deren Ansehen Karl doch keineswegs zu mindern oder wegzuleugnen gesonnen sein werde, habe in frühern Jahrhunderten häufig die richterliche Gewalt über Könige geübt, wie die englische Geschichte selbst in vielen Beispielen beweise. „Und wenn sogar die römische Kirche in der Zeit ihrer Verfinsterung immer noch so viel von der Wahrheit zu erkennen vermochte, daß sie zu Konstanz und Basel, ja sogar in Trident anerkannte, daß die Kirchenversammlung über dem Papst stehe und ihn vor ihren Richterstuhl laden dürfe, ohne jedoch seine Würde als Statthalter Christi zu verwerfen, so sollten wir in einer hellern Zeit uns schämen, nicht zu erkennen, daß ein Parlament nach Fug und Recht über dem König stehe und ihn zur Rechenschaft und Strafe ziehen dürfe, da wir doch wissen, wie sehr die Beweisgründe, daß die Königsmacht unmittelbar von Gott herrühre, gesucht und unzureichend sind."

Nachdem Milton noch aus der Geschichte diese Ansicht begründet und aus Alfred's „Sachsenspiegel" ein Gesetz angeführt: „daß der König gehalten sein soll, Recht zu erleiden wie die Andern aus dem Volke", kommt er noch einmal auf den von den Unterthanen zu

leistenden „Eid der Treue und Supremacie" zurück und weist nach, daß dieser nicht der Person, sondern dem mit der königlichen Autorität bekleideten Monarchen geleistet werde, daß aber diese königliche Autorität ihm zuvor vom Volke mit der Bedingung übertragen worden wäre, nach den Gesetzen und zu des Landes Wohlfahrt zu regieren, daß sein Eid dem ihrigen vorangegangen, daß der ihrige nur bindend sei, wenn er den seinigen halte, und daß sie ihm nur unter dieser Voraussetzung Treue gelobt hätten und zur Treue verpflichtet seien. Beide Eide müßten mit einander stehen und mit einander fallen."

Die Zuversicht Karl's: „daß Gott alle Könige, als die Beschützer von Recht und Gesetz, Ordnung und Religion auf Erden in seinen besondern Schutz und seine gnädige Obhut nehmen werde", gibt Milton Gelegenheit, die Worte der Apokalypse auf seine Zeit anzuwenden. „Was Könige für Beschützer sind, hat Gott in der Heiligen Schrift oft genug ausgesprochen, und die Erde selbst hat zu lange gestöhnt unter der Last ihrer Ungerechtigkeit, Unordnung und Irreligiosität. Deshalb «ihre Könige mit Ketten zu binden und ihre Edeln mit eisernen Banden» ist eine Ehre, die seinen Heiligen zukommt; nicht Babel zu erbauen, wie Nimrod, der erste König, sondern es zu zerstören, namentlich jenes geistige Babel, und zu überwinden jene europäischen Könige, welche ihre Macht nicht von Gott, sondern von dem Thiere empfangen haben und für nichts Besseres gerechnet werden als dessen zehn Hörner. «Diese zehn Hörner werden die Hure hassen und werden doch ihre Reiche dem Thiere geben, das sie trägt; sie werden Hurerei mit ihr begehen, und werden sie doch mit Feuer brennen, und ihr Fleisch essen,

und sie werden beweinen den Fall von Babylon, wo sie Hurerei und Muthwillen mit ihr getrieben haben.» — So werden sie in der Irre sein, zweifelhaft und verwirrt in allem ihrem Thun, bis sie zuletzt, «verbindend ihre Heere mit dem Thiere», dessen Macht sie zuerst erhoben, umkommen werden mit ihm durch den «König der Könige» gegen den sie sich empört haben, und «die Vögel werden ihr Fleisch essen». Das ist ihr Schicksal, wie es in der Apokalypse 17 — 19 geschildert ist."

Erste Schutzrede für das englische Volk.

(Defensio pro populo Anglicano.)

Das tragische Ende Karl's I. machte in ganz Europa einen gewaltigen, erschütternden Eindruck. Es war das erste Beispiel einer nicht durch rohe Gewaltthat, sondern durch ein richterliches Verfahren bewirkten Verletzung und Entweihung der geheiligten Majestät, das erste Beispiel einer blutigen Katastrophe, durch welche die ganze Gestalt eines Reiches umgewandelt und seine politische Vergangenheit abgeschlossen wurde. Und wie sehr auch der kaum beendigte Dreißigjährige Krieg das Volksleben in allen Staaten des Festlandes geknickt und die Gemüther abgestumpft hatte, die großartige Erscheinung des weltgeschichtlichen Riesenkampfes, der zu gleicher Zeit auf dem britischen Insellande durchgefochten wurde, war mächtig genug, eine allgemeine Aufregung zu erzeugen und die urtheilsfähige Welt zu einem Widerstreit der Meinungen herauszufodern. Daß dieser Widerstreit nicht

so heftig und gewaltig geworden ist, wie bei dem Tode Ludwig's XVI., mochte theils in den gespaltenen Interessen jener Zeit, theils in der geringern Verbreitung der politischen und staatsrechtlichen Bildung, theils auch in dem Umstand seine Ursache haben, daß damals die europäische Menschheit noch nicht so sehr zu einem großen Ganzen von gleichartiger geistiger Beschaffenheit verbunden war, wie zur Zeit der Französischen Revolution. Daß aber dessenungeachtet in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland und anderwärts die englische Revolution, und insbesondere die Hinrichtung des Königs, die gebildeten Classen der Bevölkerung aufs tiefste ergriffen habe, beweisen die zahlreichen Schriften aller Art über dieses große Ereigniß. Unter diesen sind besonders zwei bedeutend geworden, weniger durch ihren Werth und ihre Beweisführung, als durch Milton's Gegenschriften, nämlich des Salmasius Schutzrede für den König („Defensio Regia pro Carolo Primo ad Carolum Secundum"), und eine andere unter seiner Mitwirkung oder doch unter seinen Augen entstandene Schmähschrift gegen die englischen Republikaner.

Salmasius, ein französischer Gelehrter und Philolog, war zur Zeit der englischen Thronumwälzung Professor der alten Literatur und Beredtsamkeit in Leyden. Die niederländischen Städte dienten damals den englischen Royalisten und Ausgewanderten in ähnlicher Weise zu Sammelplätzen und Aufenthaltsorten, wie in den neunziger Jahren Koblenz und andere rheinische Städte den französischen Emigranten. Selbst der flüchtige Thronerbe Karl (II.) befand sich dort. Unter den Einflüssen und nach den Angaben dieser der royalistischen Partei der

„Cavaliere“ (Junker) angehörenden Ausgewanderten verfaßte Salmasius jene Schutzschrift für den König, die, als der erste laute Protest des Auslandes gegen das blutige und gewaltthätige Gebahren der englischen Puritaner und Independenten, eine ähnliche Wirkung und den gleichen Zweck hatte, wie in den neunziger Jahren die heftige Parteischrift Edmund Burke's gegen die Französische Revolution, nämlich den Zweck, die auswärtigen Regierungen zum Kampf gegen die Revolution, und die misvergnügten Unterthanen (hier insbesondere die Irländer) zum Aufstand gegen die republikanische Regierung aufzureizen. Beide Männer hatten auch darin gleiches Loos, daß sie frühern Ansichten untreu wurden, daß sie Grundsätze verleugneten und verwarfen, die sie vormals mit Wärme bekannt und verfochten hatten, und daß auf beiden die Makel der Käuflichkeit und schnöder Gewinnsucht lastete. Denn mögen die „hundert Jakobsthaler“, die Salmasius, nach Milton's wiederholten Versicherungen, von dem Kronprätendenten für seine Schrift empfangen hat, auch nur der Lohn für die bestellte Arbeit gewesen sein und mag man daraus auch noch nicht auf eine Unlauterkeit der Gesinnung, auf eine gegen die innere Ueberzeugung unternommene Vertheidigung schließen, dieser Lohn zog ihm ebenso den Vorwurf zu, daß seine Feder feil gewesen und seine schriftstellerische Thätigkeit in fremdem Dienst gestanden, wie man die reichen Gaben, die später Burke und Gentz für ihre publicistische Wirksamkeit erhielten, als naheliegende Motive ihrer Gesinnungsänderung ausgab und zur Verdächtigung ihrer wandelbaren Natur und Ueberzeugungstreue benutzte. Salmasius hatte in jüngern Jahren als ein freisinniger, von den

Freiheitsideen des Alterthums genährter Mann gegolten; er hatte in einem frühern Buch gegen den Primat des Papstes geeifert, er hatte die Episkopaleinrichtungen verworfen, er hatte sogar gegen die Jesuiten die Ansicht ausgesprochen: „daß bürgerliche Parteikämpfe und aufrührerische Spaltungen zwischen Adel und Volk viel erträglicher und weniger schlimm seien als das gewisse Elend und Verderben unter der Regierung eines Einzelnen, der sich als Tyrann geberde"; wenn nun derselbe Mann einige Jahre später den unbedingten Apologeten des Absolutismus machte und die Lehre vom passiven Gehorsam der Völker und von der schrankenlosesten Willensfreiheit der Könige bis zu den äußersten Consequenzen verfocht, so ist es begreiflich, wie ein für Freiheit glühender und in seinen Ansichten abgeschlossener Mann, wie Milton, den tiefsten Unwillen empfinden und für einen Schriftsteller, dessen Gesinnungswechsel er aus den niedrigsten Motiven herleitete, die größte Verachtung fühlen mußte.

Diese gründliche Verachtung eines feurigen Republikaners von strenger Natur und starrem puritanischen Trotze gegen einen feilen Schriftsteller von servilem Charakter und niederträchtiger Gesinnung macht den heftigen, derben Ton, in welchem Milton seinen Gegner widerlegt und zurechtweist, erklärlich. Man darf Form und Haltung der Vertheidigungsschrift nicht nach den Gesetzen beurtheilen, die heutzutage Sitte und Anstand jedem gebildeten Manne zur Pflicht machen. Nicht nur daß die Zeit eine derbere war und daß in der Polemik des 16. und 17. Jahrhunderts überhaupt jede persönliche Rücksicht, jede Achtung der gegnerischen Ansicht verbannt blieb, wie

wir aus den Streitschriften eines Luther, Hutten, Erasmus u. A., oder aus den Werken der schottischen und englischen Reformatoren und ihrer Gegner zur Genüge lernen, die Aufregung und Parteiwuth einer politisch und kirchlich tiefbewegten Zeit wirft alle Schranken und Formen nieder. Wenn ein Principienkampf zu solcher Höhe gestiegen ist, daß die Parteien einander mit dem Schwerte gegenüberstehen, so läßt der Parteigeist keine andere Rücksichten und Verhältnisse mehr gelten als die des Für und Wider. Milton schleudert die ärgsten Schmähungen auf seinen Gegner; es genügt ihm nicht, dessen Buch Seite für Seite zu widerlegen und dessen Beweisführung durch Gegengründe, durch innere Widersprüche, durch Anführung früherer Aeußerungen und Aussprüche entgegengesetzter Natur zu entkräften und niederzuwerfen, er greift ihn wie einen feindlichen Kämpfer im Schlachtfelde mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen an; er will ihn vernichten, zermalmen mit der Stärke eines zornglühenden Parteiführers, mit der Gewalt eines Würgengels. Die Leidenschaft, in die Milton durch die Behauptungen seines Gegners geräth, ist so heftig, daß er bei jedem Satz, den er zu widerlegen unternimmt, zuvor seinem Herzen durch einige Invective und Schmähworte Luft machen muß. Er nennt ihn eine Knechtsseele, einen Sklaven, einen servilen Hund; er wirft ihm seine kleine Gestalt vor; er verhöhnt ihn, daß er unter der Herrschaft seines zänkischen Weibes stehe; er fragt ihn, was er, ein französischer Renegat, ein armseliger Wortgrübler und Silbenstecher, dem die Holländer das Gnadenbrot reichten, damit er ihre Jungen in der Grammatik und im Phrasenmachen unterrichte, sich in die Angelegenheiten des englischen

Volks zu mischen habe, von denen er kein Jota verstehe. Die Benennungen Schurke, Lügenmaul, Sophist, frecher Bube u. dgl. m. kommen auf jeder Seite vor, sodaß der Leser zuletzt ganz abgestumpft wird und nichts Auffallendes mehr darin erblickt. Zu seiner Entschuldigung mag außer den erwähnten Gründen auch noch der Umstand angeführt werden, daß des Salmasius Schrift nicht minder von Schmähungen, Invectiven und feindseligen Ausfällen gegen das englische Volk und gegen die damaligen „königsmörderischen" Machthaber, gegen Presbyterianer und Independenten strotzte und in Haltung und Ton so beleidigend war, daß die niederländische Regierung es für gerathen fand, ein Verbot dagegen ergehen zu lassen, — damit nicht etwa Cromwell noch eine empfindlichere Rache nehmen möchte, als sein Secretär Milton.

Wollte man Milton's Vertheidigungsschrift nach der abstoßenden Form beurtheilen, so würde man ihr großes Unrecht thun. Sie bietet gesunde Früchte in herber Schale. Wie sonderbar uns auch hier und da die Beweisführung vorkommen mag, wie unpassend viele seiner Beispiele erscheinen müssen, immer sehen wir ihn bei einem Ziele ankommen, wo Wahrheit und Recht auf seiner Seite stehen. Da er den beschwerlichen Weg einschlug, seinen Gegner Schritt für Schritt zu verfolgen und ihn mit seinen eigenen Waffen und auf dem eigenen Gebiete zu bekämpfen, so war er hinsichtlich der Form und Darstellung im Nachtheil. Sein Standpunkt war nicht ein freigewählter, sondern ein gegebener; die Methode der Widerlegung war durch die gegnerische Schrift vorgezeichnet.

„Natur und Gesetze", sagt Milton in der Vorrede,

„würden in schlimmer Lage sein, wenn Sklaverei etwas zu ihrer Rechtfertigung zu sagen wüßte, die Freiheit aber stumm wäre; und wenn Tyrannen Männer fänden, die ihre Sache führten, die Meister und Ueberwinder der Tyrannen aber keine Vertheidiger zu erlangen vermöchten." Deshalb fühlt er sich angetrieben, als Sachwalter jener Männer aufzutreten, „denen alle gute Menschen Beifall und Dank zollen müssen für ein so glorreiches und erhabenes Beispiel von Gerechtigkeit, das den andern Fürsten zu Nutz und Lehr dienen kann". Die Gerechtigkeit ihrer Sache beruhe vor Allem „auf jenem ewigen, von Gott und der Natur den Menschen gegebenen Gesetze, daß Alles, was zur allgemeinen Wohlfahrt des ganzen Staats gereiche, auch zulässig und recht sei".

Dem Vorwurfe des Salmasius, daß die republikanische Regierung in England religiöse Sekten ungehindert aufkommen und sich verbreiten ließe, begegnet Milton mit folgenden Sätzen, die er schon in frühern Schriften aufgestellt hatte: „Warum sollten wir die Sekten nicht dulden? Es ist Sache der Kirche, sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen auszuschließen, nicht Sache der Obrigkeit, sie aus dem Lande zu verbannen, vorausgesetzt, daß sie nicht die Gesetze des Staats verletzen. Die Menschen vereinigten sich in bürgerliche Gesellschaften (Staaten), damit sie in Sicherheit leben und ihre Freiheit genießen könnten, ohne verletzt oder unterdrückt zu werden; und damit sie zugleich religiös und nach den Vorschriften des Christenthums leben möchten, verbanden sie sich zu Kirchen. Staaten haben Gesetze und Kirchen haben Ordnungen, jede nach ihrer Weise und sehr verschieden voneinander. Und daß Staat und Kirche ihre Jurisdictionen miteinander

vermischten, gerade das gab Veranlassung zu so vielen Kriegen in der Christenheit. Deshalb dulden wir nicht die papistische Sekte; denn wir betrachten sie nicht als eine Religion, sondern als eine hierarchische Tyrannei unter dem Deckmantel der Religion, bekleidet mit dem Raub der bürgerlichen Gewalt, die sie sich angemaßt hat gegen unsers Heilands eigene Lehre."

Um zu beweisen, daß die Engländer eine nach göttlichen und menschlichen Satzungen verpönte und durch die Aussprüche der erleuchtetsten Männer aller Nationen und Zeiten verdammte Uebelthat begingen, als sie ihren König absetzten und zum Tode verurtheilten, stellt Salmasius das göttliche Recht der Könige und die daraus herfließende absolute Herrschergewalt als unbestreitbaren Grundsatz hin. Er sucht darzuthun und mit Sprüchen und Beispielen aus dem Alten und Neuen Testament zu bekräftigen, „daß Könige an keine Gesetze gebunden sind", daß die Gesetze, die sie Andern geben, für sie selbst keine zwingende Kraft haben; daß folglich, da sie über allen geschriebenen wie ungeschriebenen Gesetzen stehen, keine Macht der Erde sie wegen Ueberschreitung derselben zur Rechenschaft ziehen oder gar bestrafen könne. Um diese krassen Ansichten zu widerlegen und das Verfahren des englischen Parlaments als ein gerechtes und nach göttlichen und menschlichen Satzungen erlaubtes darzuthun, stellt sich Milton auf den entgegengesetzten Standpunkt der unbedingten Volkssouveränetät, wornach die Könige vertragsweise vom Volke eingesetzt würden, um die zum Wohle der Staatsbürger aufgestellten Gesetze zu vollziehen, daß sie aber diesen Gesetzen ebenso unterworfen seien und für deren Uebertretung ebenso gestraft werden dürften

und müßten, wie der geringste Unterthan. „Wir selbst setzten unsern König ein“, ruft er aus, „sodaß das Volk nicht für den König da ist, sondern der König für das Volk;“ [4]) „wenn der König ein Tyrann wird, muß er gestraft werden.“ „Die Gesetze sind die höchste Macht auf Erden nach dem Urtheile der gelehrtesten und weisesten Männer aller Zeiten und Nationen und nach den Bestimmungen der bestorganisirten Staaten.“ „Wer diesen Gesetzen zuwiderhandelt, unterliegt, ohne Rücksicht der Person, der durch die Gesetze selbst bestimmten Strafe.“ In einer andern Stelle spricht er diese Ansicht in folgender strengen Fassung aus: „Es ist für einen Staat gleich nachtheilig und verderblich, ob der eigene Fürst, oder ein Räuber, oder ein auswärtiger Feind das Volk beraubt, mordet, knechtet. Und ohne Zweifel da sie alle gleiche Feinde der menschlichen Gesellschaft sind, können sie auch mit gleicher Gerechtigkeit bekämpft und bestraft werden; und der eigene Fürst um so mehr, als er durch das Vertrauen des Volks zu der hohen Stelle erhoben ward und sich durch einen Eid verpflichtet hatte, die allgemeine Wohlfahrt zu beschützen, und dessenungeachtet zum Verräther wurde.“ „Wenn Könige außer dem Bereich der Gesetze sind, und thun dürfen was sie wollen, so sind ihre Unterthanen in einer viel kläglichern Lage als Sklaven im Verhältniß zu ihren Herren.“

Beide Schriftsteller suchten ihre Grundsätze zu stützen theils durch Stellen und Beispiele aus der Bibel oder aus der alten Geschichte, theils durch Berufung auf Vernunft und Naturrecht, theils durch Anführung altenglischer Satzungen und geschichtlicher Vorfälle ähnlicher Art. Als die presbyterianischen Eiferer in Schottland das Volk

gegen ihre „götzendienerische" Königin Maria aufreizten, rechtfertigten sie ihr Verfahren durch Stellen aus dem Alten Testament, und als König Jakob I. das englische Parlament von der unumschränkten Machtvollkommenheit der „Gesalbten des Herrn" überzeugen wollte, berief er sich ebenfalls auf die alttestamentlichen Bücher. Aehnlich verfuhren Milton und Salmasius. Daß aber eine Geschichte, wie die jüdische, wo im Namen und unter der unmittelbaren Einwirkung Jehovah's das Volk bald von Richtern und Hohenpriestern, bald von gläubigen oder abgöttischen Königen regiert wurde, wo die Propheten, als die Hüter des göttlichen Gesetzes, der Königsmacht eine Schranke setzten, wie keine Ständeversammlung je gethan, wo nach dem Rathschluß Jehovah's, aber immer durch menschliche Werkzeuge, Könige erhöht und erniedrigt, Throne errichtet und umgestürzt wurden, daß eine solche Geschichte mehr für die puritanische Auffassung der Königsgewalt spricht als für die hochkirchliche, unterliegt keinem Zweifel. Zwar gesteht Milton: „daß unter allen Völkern nur wenige Männer von Weisheit und Muth wahrhaft begierig nach Freiheit sind oder dieselbe zu gebrauchen verstehen, und daß der größte Theil der Menschheit vorzieht unter «Gebietern» zu stehen; nur daß sie gerechte wünschen"; doch fällt es ihm nicht schwer zu beweisen, daß nach Gottes Anordnung die Wahl der Regierungsform dem israelitischen Volke überlassen war, daß das republikanische Gemeinwesen zur Zeit der Richter Jehovah's Willen mehr entsprach als das königliche Regiment, und daß der Herr ihrem thörichten Verlangen, gleich den benachbarten Völkern von Königen regiert zu werden, nur im Zorn nachgegeben habe. Wenn Sal-

masius die Stelle Deut. 17, 14: „Wenn du in das Land kommst, das dir der Herr, dein Gott, geben wird, — und wirst sagen: Ich will einen König über mich setzen, wie alle Völker um mich her haben, so sollst du den zum Könige über dich setzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird", als Beweisgrund der göttlichen Einsetzung des Königthums anführt und darin ein Argument finden will, daß die monarchische Regierungsform die einzig rechtmäßige und von Gott angeordnete Staatseinrichtung wäre, so folgert Milton mit mehr Recht daraus, daß nach göttlicher Fügung die Wahl der Staatsform und die Abänderung derselben dem Volke zukomme und weist aus den folgenden Versen nach, daß Jehovah selbst die Königsmacht durch bestimmte positive Gesetze beschränkt habe. Bei der Stelle Pred. Sal. 8, 2 fg.: „Ich halte das Wort des Königs und den Eid Gottes. Eile nicht zu gehen von seinem Angesicht, und bleibe nicht in böser Sache; denn er thut, was ihn gelüstet. In des Königs Wort ist Gewalt, und wer mag zu ihm sagen: Was machst du?" bemerkt Milton: 1) Daß diese Rede nicht an den hohen Rath (Sanhedrin), sondern an eine Privatperson gerichtet ist, eine Distinction, die Milton allenthalben strenge einhält und geltend macht; nicht den einzelnen Unterthanen kommt es zu, den König zur Rechenschaft zu ziehen, wol aber dem ganzen durch das Parlament und die bürgerliche Obrigkeit repräsentirten Volke. 2) Wie der Unterthan schwört, dem König treu und gehorsam zu sein, so schwört auch der König die Gebote Gottes und die Gesetze des Landes zu halten. Jener Eid ist nur so lange gültig, als der letztere in Kraft steht. 3) Die Aeußerung: „er thut was ihn gelüstet",

ist offenbar nur gegen den Uebelthäter gerichtet, „der in böser Sache bleibt“ und gegen den der König Strenge oder Gnade üben kann. 4) Gegen die Worte: „Wer mag zu ihm sagen: Was machst du?“ führt Milton die Beispiele Samuel's und der Propheten an, die den König nicht blos gefragt: „Was machst du?“ sondern ihm gesagt hätten: „Du hast thöricht gehandelt.“ „Der Prediger also“, so schließt Milton seine Beweisführung, „gibt Privatpersonen den klugen Rath, nicht mit Fürsten zu streiten, denn es sei gefährlich mit irgend einem Manne zu streiten, der reich und mächtig ist. Soll aber darum das Parlament, sollen die Magistratsbehörden, soll das ganze Volk nicht murren dürfen, wenn ein König rast und wie ein Verrückter sich geberdet? Sollen sie einem thörichten, boshaften und gewaltthätigen Tyrannen, der alle guten Menschen zu verderben trachtet, keinen Widerstand leisten dürfen? Sollen sie ihn nicht hindern dürfen, alle göttlichen und menschlichen Dinge umzustürzen? Müssen sie ertragen, daß er sein Volk morde, ihre Städte niederbrenne, Schmach und Schande auf sie häufe?“

Die Hauptstelle, auf die sich die Verfechter der absoluten Königsmacht unter den Stuarts beriefen, ist das 8. Capitel im 1. Buch Samuel's, wo die Aeltesten in Israel von dem Hohenpriester verlangen, er solle einen König über sie setzen, und dieser ihnen zuvor, nach Jehovah's Weisung, die Königsrechte kund macht. Aus dem ganzen Zusammenhang geht hervor, daß sowol Samuel als Jehovah selbst über dieses Verlangen der Israeliten erzürnt sind. Um sie davon abzubringen, führt ihnen der Hohepriester einen orientalischen Despoten in seiner Machtfülle vor, wie er nach Willkür über Leben und

Eigenthum der Unterthanen schalten und walten würde. Diese Worte betrachteten die Absolutisten des 17. Jahrhunderts als den Codex eines von Gott eingesetzten königlichen Herrschers, und es war daher natürlich, daß auch Salmasius hohen Werth darauf legte. Merkwürdig ist dabei die sinnreiche Erfindung, wie der gelehrte Mann die von Jehovah im Zorne und zur Züchtigung des thörichten Volkes zugelassene Einsetzung des Königs mit seinem Grundsatze, daß die monarchische Regierungsform die einzig rechtmäßige und von Gott eingesetzte Staatseinrichtung sei, zu vereinigen sucht. Er sagt nämlich: „Um Samuel, wider dessen ungerechte Söhne das Volk in der Einsetzung eines Königs einen Schutz gesucht, nicht zu kränken, habe Jehovah sich über das Verlangen der Israeliten erzürnt gestellt!“ Auf diese Weise könnte man auch die biblischen Worte zum Beweise des göttlichen Ursprungs der Diplomatie anwenden; denn nach Salmasius handelt hier Jehovah gegen Samuel wie ein gewandter Diplomat.

Diese Stelle in ihr wahres Licht zu setzen und die sophistischen Auslegungen als einen Misbrauch der Heiligen Schrift und als ein gotteslästerliches Verfahren hinzustellen, war für Milton keine schwere Aufgabe. Ein solcher König, wie er in Samuel's Worten geschildert ist, rührt, nach seiner Ansicht, nicht von Gott her, sondern vom Teufel. Und in der That, wenn man die Weltgeschichte überblickt, scheint die Staatskunst und Regierungskunst mehr unter der Herrschaft des bösen als des guten Princips zu stehen. Dabei macht Milton eine Bemerkung, deren Wahrheit und Richtigkeit aus der Verfassungsgeschichte so mancher deutschen Staaten bestätigt wird, nämlich: „das summum jus,

von dem Cicero spricht, tritt dann ein und wird zur summa injuria, wenn man sich bei der Auslegung eines Gesetzes auf Spitzfindigkeiten einläßt, wenn man bei einzelnen Worten und Silben verweilt und darüber den wahren Inhalt und den gerechten Zweck des Gesetzes aus dem Auge verliert, oder wenn ein geschriebenes Gesetz listig und mit böser Absicht interpretirt wird." Daß übrigens die ganze Stelle nicht auf das englische Volk anwendbar sei, gehe aus dem verschiedenen Ausgang hervor. Die Israeliten blieben in der Knechtschaft, denn Samuel verkündigte ihnen: „Wenn ihr dann schreien werdet über euern König, den ihr euch erwählet habt, so wird euch der Herr nicht erhören"; die Engländer aber, die auch zu Gott schrien, wurden erhört und befreit. Unter dem „Schreien zu Gott" sei zu verstehen, daß man mit dem Beten auch zugleich ein thatkräftiges Handeln verbinden müsse. Denn wer in Noth ist und sich um Hülfe an Gott wendet, wird der dabei Amt und Pflicht aufgeben und sich blos auf sein träges Beten verlassen?" Also: Aide-toi, le ciel t'aidera! An einer andern Stelle sagt Milton: „Die Schrift gibt Zeugniß, daß durch Gott Könige regieren und durch ihn von ihren Thronen hinabgestürzt werden, aber die Erfahrung lehrt uns auch, daß beides meistens durch das Volk geschieht." „Und sicherlich ist es eine göttlichere That, einen Tyrannen abzusetzen, als zu erheben, und es erscheint mehr von Gott in einem Volke, wenn es einen ungerechten Fürsten vom Thron stürzt, als in einem König, der ein unschuldiges Volk unterdrückt." Gott hat die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, und er sollte sie zur Sklaverei bestimmt haben? Steht doch geschrieben im 149. Psalm:

„Der Herr hat Wohlgefallen an seinem Volke, er hilft den Elenden herrlich. Ihr Mund soll Gott erhöhen und sollen scharfe Schwerter in ihren Händen haben; — ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edeln mit eisernen Fesseln!"

Nachdem Milton noch aus der jüdischen Geschichte mehre Beispiele angeführt, wo gottlose Regenten von dem Volke gestraft worden (Ahab, Jezabel, Athalia, Usia), und dargethan „daß die Könige der Juden denselben Gesetzen unterworfen gewesen, wie das Volk selbst, daß in der Heiligen Schrift keine Ausnahmen zu ihren Gunsten vorkämen, daß es eine falsche Behauptung sei, weder in der Vernunft begründet, noch durch irgend eine Autorität bekräftigt, daß Könige ungestraft thun dürften, was ihnen beliebt, und daß sie Gott von aller menschlichen Jurisdiction freigemacht und seinem eigenen Gerichtshof ausschließlich vorbehalten habe", geht er zum Neuen Testament über, um auch hier Beweise für die Richtigkeit seiner Ansicht und Argumente gegen seinen Widersacher zu finden. Wie Salmasius, beginnt auch er mit der Person Christi, und fragt, ob nicht der Heiland gerade darum Knechtsgestalt angenommen habe, damit er uns frei mache? Und daß darunter nicht blos die geistige Freiheit zu verstehen sei, gehe aus dem Lobgesang seiner Mutter hervor: „Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen." (Luc. 1, 51.) Die Worte: 1 Kor. 7: „Bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht; doch, kannst du frei werden, so brauche deß viel lieber. Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!"

legen doch deutlich genug den Christen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht auf, sich, wo es geht, von jeder gebieterischen Obmacht zu befreien. In den Worten Christi (Matth. 17, 25): „Von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zinse? Von ihren Kindern oder von den Fremden? Da sprach zu ihm Petrus: Von den Fremden. Jesus sprach zu ihm: So sind die Kinder frei. Auf daß aber wir sie nicht ärgern, — so gib den Stater für mich und dich", findet Milton eine Bestätigung seiner Ansicht, daß Könige kein Recht haben, schwere Abgaben von ihren eigenen Landsleuten und freigebornen Unterthanen zu erheben." Aus der bekannten Rede Jesu: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist", sagt Milton, kann doch nicht gefolgert werden, daß wir unser edelstes Gut, die Freiheit, die wir von Gott selbst haben, zu den Füßen des Kaisers, der keinen Anspruch darauf erheben kann, legen sollen! Die Stelle Matth. 20, 25: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. (Bei den Heiden.) So soll es nicht sein unter euch; sondern so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht", deutet Milton in republikanischem oder doch streng constitutionellem Geiste. „Entweder sollen die Christen gar keinen König haben, oder wenn sie einen haben, muß er des Volkes Diener sein. Absolutismus und Christenthum sind unverträglich miteinander!"

Seit der Reformation galten die Worte Pauli im Römerbrief (Cap. 13): „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist,

Digitized by Google

die ist von Gott verordnet" u. s. w., als Maßstab und Richtschnur für das Verhalten der Christen gegenüber den Regierungen; und die Verfechter der Lehre von der monarchischen Unbeschränktheit und von dem leidenden Gehorsam der Völker machten diesen Ausspruch zum Grundstein ihres Lehrgebäudes. Milton weist zuerst nach, daß in den Tagen des Apostels der geringste Widerstand von Seiten der kleinen und schwachen Christengemeinden diesen selbst zum sichern Verderben hätte gereichen müssen, daß also die Klugheit und die Pflicht der Selbsterhaltung zu dieser Unterwürfigkeit gezwungen habe; er beweist aber auch weiter, daß Paulus nicht von einer bestimmten Regierungsform spreche, sondern von jeder gesetzmäßigen Obrigkeit, die, sofern sie die bestehende Gesetzgebung und die legalen Einrichtungen achte und erhalte, nicht angegriffen oder bekämpft werden dürfe; daß er also nur gegen eine solche Obrigkeit zum Gehorsam auffordere, die auch ihrerseits wieder den Geboten Gottes und den Gesetzen des Staats nachlebe; denn das sei im ganzen Alterthum Bedingung jeder gesetzmäßigen Obrigkeit gewesen und gehe auch aus den nachfolgenden Worten des Apostels deutlich hervor. „Die Einsetzung der Obrigkeit", sagt er, „ist also allerdings de jure divino und hat den Zweck, daß die Menschheit unter bestimmten Gesetzen lebe und durch sie regiert werde. Allein unter welcher Regierungsform jede Nation leben wolle und welchen Personen die obrigkeitliche Gewalt anvertraut werden sollte, das blieb der Wahl eines jeden Volkes überlassen." Milton weist noch ferner mit großem Scharfsinn nach, daß der Apostel nur von der obrigkeitlichen Würde spreche, keineswegs aber von den Personen, die sie be-

Digitized by Google

kleideten; so gut man aber einen Beamten entfernen könne, der sich seines Amtes unwürdig gemacht, ohne daß dadurch das Amt selbst aufgehoben werde, ebenso gut müsse man auch einen König entsetzen können, der zum Tyrannen geworden. Daß diese Ansicht zu Milton's Zeit allgemeine Ueberzeugung in England war, ergibt sich aus Macaulay's Geschichte. Hätte man bei Karl's I. Tod, sagt dieser, einen geeigneten Nachfolger für den Thron gehabt, oder hätte Cromwell es wagen dürfen, sich selbst die englische Krone aufs Haupt zu setzen, so wäre die Restauration der Stuarts wol schwerlich erfolgt. Alle Gesetze und Einrichtungen, für eine königliche Regierung, nicht für eine Republik berechnet, wären dann in Kraft geblieben. Viele ehrbare und ruhige Männer würden sich schnell um ihn geschart haben. „Jene Royalisten, deren Anhänglichkeit mehr den Institutionen als den Personen, mehr dem königlichen Amt als dem König Karl I. oder dem König Karl II. galten, würden bald die Hand König Oliver's geküßt haben.“ Milton folgert also ganz mit Recht, „daß nach den Worten Pauli der dermaligen republikanischen Regierung ebenso gut allgemeiner Gehorsam gebühre als irgend einer gesetzmäßig bestehenden; denn die jetzige Obrigkeit sei gleichfalls von Gott eingesetzt, wenigstens ebenso gut als Nero's Herrschaft war, unter welcher Paulus jene Worte geschrieben.“ — „Wenn Jemand sagt“, heißt es später, „daß Gott ein Volk in Sklaverei führt, wenn ein Tyrann die Oberhand bekommt, warum soll man nicht auch sagen, daß Gott die Nation von der Tyrannei befreit, wenn das Volk obsiegt und die Uebermacht erlangt? Soll nur seine Tyrannei von Gott sein, und nicht unsere Freiheit?

Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? sagt Amos. Hungersnoth, Pestilenz, Aufruhr, Krieg, Alles das kommt von Gott; ist es darum einem von solchen Plagen heimgesuchten Volke nicht gestattet, nach einer Befreiung davon zu streben? Und warum sollte sich ein Volk nicht ebenso gut eines Tyrannen entledigen dürfen, wenn es stärker ist als er?" — „Auch wir bekennen", sagt er später, „mit dem Propheten Daniel, daß es Gott ist, der die Zeiten ändert, der ein Reich aufrichtet und das andere umstürzt, nur behaupten wir zugleich, daß er sich der Menschen als Werkzeuge bedient." Sehr verständig äußert sich Milton an einer spätern Stelle über die Verschiedenheit der Regierungsformen: „Es ist gewiß, daß dieselbe Staatsform nicht gleich passend ist für alle Völker und auch nicht einmal für dasselbe Volk zu allen Zeiten; manchmal mag diese, manchmal eine andere geeigneter sein, je nachdem die Kraft und Thätigkeit eines Volkes zu- oder abnimmt. Aber wenn man ein Volk dieser Freiheit beraubt, sich diejenige Regierungsform zu geben, die ihm am meisten zusagt, so zerreißt man ihm die Lebensader aller bürgerlichen Freiheit."

Wer aus dem Neuen Testament Beweisgründe ziehen will, daß diese oder jene Regierungsform allein die von Gott eingesetzte sei und daher den Vorzug verdiene, der thut dem Worte Gottes Gewalt an, und wer das Christenthum zur Stütze des monarchischen Princips in seiner Unumschränktheit gebrauchen will, der entstellt die Geschichte. Das Christenthum besteht und verbindet sich mit jeder Staatsform; und je mehr es den Organismus des Staats durchdringt, desto mehr veredelt es denselben

und führt ihn der Freiheit entgegen. Alle Versuche, die christliche Lehre einseitig für den monarchischen Absolutismus zu benutzen, sind bis jetzt gescheitert; nur Gleichartiges läßt sich verbinden. Weder die Lehre von der unbeschränkten Königsmacht und dem leidenden Gehorsam des 17. Jahrhunderts, noch die in unsern Lebenstagen gestiftete heilige Allianz beruhte auf christlich-religiöser Grundlage, so sehr sie sich auch das Ansehen davon zu geben suchten. Nur wo man dem der Menschennatur inwohnenden Freiheitstrieb Rechnung trägt und ihn zu edeln und großherzigen Thaten treibt, da steht man auf heiligem, christlichem Boden.

Nachdem Milton noch aus der Geschichte des Reiches Juda und Israel nachgewiesen, daß viele Könige durch Gottes Fügung von ihren Unterthanen gestraft worden, nachdem er ferner aus der römischen und byzantinischen Geschichte dargethan, daß auch die Christen in den ersten Jahrhunderten, *sofern sie die Macht hatten*, den gottlosen Kaisern, z. B. dem Apostaten Julian, feindlich gegenübergetreten seien, faßt er die Resultate in dem Satze zusammen, daß ein Volk das Recht habe, durch seine gesetzmäßigen Organe einen tyrannischen König zu strafen und die Regierungsform umzugestalten, daß aber Umstände vorhanden sein können, die ein Volk abhalten zu diesem Aeußersten zu schreiten, sei es, daß es nicht die Macht hat, oder daß ein solches Unternehmen Nachtheile und Störungen herbeiführen würde, in Vergleich mit welchen das gegenwärtige Leiden und Ungemach als das kleinere Uebel erscheine; daß man aber aus der Langmuth, mit der ein Volk oft die schweren Bedrückungen eines Fürsten ertrage, nicht folgern möge, daß dasselbe zu dieser

geduldigen Ertragung verpflichtet sei und nicht nach einer Befreiung streben dürfe.

Hierauf sucht Milton die Behauptung zu widerlegen, die erbliche Monarchie sei in der Natur und Vernunft begründet. Hier gibt ihm Salmasius selbst die schärfsten Waffen in die Hand, indem er aus Aristoteles den Satz anführt: „Es ist ein natürlicher, den Menschen angeborener Trieb, sich zur allgemeinen Wohlfahrt in Gesellschaften zu vereinen. Damit nun diese Gesellschaften und jedes Mitglied derselben in Sicherheit und ungefährdet bestehen können, ist es nöthig, daß aus ihrer Mitte einige durch Weisheit und Stärke vor den Uebrigen hervorragende Männer gewählt werden, die entweder mit Gewalt oder durch Ueberredung die Widerstrebenden zur Ordnung weisen und in den gebührenden Schranken halten. Zuweilen mag es sich treffen, daß ein Einziger, dessen Haltung und Kraft außerordentlich ist, dieses zu thun vermag, zuweilen werden Mehre einander beistehen mit Rath und That. Da es aber unmöglich ist, daß ein Einziger allein Alles selbst leite und ordne, so ist es nöthig, daß er Andere zu Rathe ziehe und ihnen Theil an der Regierung gebe; sodaß immer, möge ein Einziger herrschen, oder mag die höchste Gewalt auf Mehren ruhen, die Regierung auf den Schultern von Einigen liegt. Alle Regierungsformen also, mögen Viele, oder Einige, oder ein Einziger das Regiment führen, sind auf gleiche Weise dem Naturgesetze angemessen." Diesen Satz wendet Milton zu seinem Vortheil und folgert daraus: 1) Wenn nur ein ausgezeichneter Grad von Weisheit und Kraft zu dem höchsten Regierungsamt befähigt, so widerstrebt die Erb-

monarchie dem Naturgesetz. Es würde demnach der Fall eintreten, den schon unser Dichter Claudius andeutet:

Der König sei der beſſ're Mann,
Sonst sei der Beſſ're König.

2) Wenn alle Regierungsformen dem Naturgesetze entsprechen, so ist die Person eines Königs nicht heiliger als die eines Senats oder gewählten Raths und kann deswegen ebenso gut wie diese wegen Uebelthaten gestraft werden. 3) Da nach Salmasius' eigenen Worten ein Einziger nicht dem ganzen Regierungsamte vorzustehen vermag, sondern Theilnehmer der Gewalt haben muß, so folgt daraus, daß das monarchische Princip dem Naturgesetze weniger entspricht als das republikanische, und daß Salmasius nicht als Verfechter, sondern als Widersacher der Königsmacht erscheint.

Milton will zwar keineswegs die Monarchie verwerfen, aber er verlangt einen tugendhaften und pflichtgetreuen Fürsten, sonst artet Monarchie leicht in Tyrannei aus. Diese mag zwar, wie früher erwähnt, aus äußern Rücksichten als das kleinere von zwei Uebeln ertragen werden, daraus aber das Recht und die Nothwendigkeit des leidenden Gehorsams abzuleiten, sei gegen Natur und Vernunft. „Wahrlich", sagt er, „wenn die Natur uns lehrt, eher die Herrschaft eines noch so schlimmen Königs zu ertragen, als durch die Wiedererlangung der Freiheit das Leben Vieler in Gefahr zu setzen, so müssen wir uns auch ruhig eine Aristokratie und eine Demokratie, wenn sie zu Macht gelangt ist, gefallen lassen; ja, nach dieser Lehre müßten wir auch einer Räuberschar oder einer aufrührerischen Sklavenrotte, die sich der Gewalt bemächtigt, gehorsam und unterwürfig sein." Daß der

Widerstand gegen Tyrannei und Gewaltthätigkeit in der menschlichen Natur begründet sei, weist dann Milton aus der alten Geschichte und aus Stellen der griechischen und römischen Classiker nach. Die Griechen ehrten Tyrannenmörder mit Bildsäulen und Lorberkränzen; bei den Römern stand der Name Brutus in der höchsten Achtung (wie verschieden ist der Dichter Milton von dem Dichter Dante, der den jüngern Brutus als Kaisermörder neben Judas Ischariot in den untersten Raum der Hölle versetzt!); die Redner und Dichter der Alten erklärten, daß Völker, die ein despotisches Regiment ruhig ertrügen, den menschlichen Namen entehrten; und was die gebildetsten Völker des Erdbodens der Nachwelt als Vorschrift und Beispiel hinterlassen hätten, das müsse immer Geltung haben. Polybius sagt: „Als die Fürsten anfingen ihren Lüsten und sinnlichen Begierden zu fröhnen, da wurde das Königthum in Tyrannei gekehrt und die Unterthanen begannen sich gegen das Leben ihrer Gebieter zu verschwören; und es waren nicht die Schlechten und Verworfenen, die solche Vorsätze faßten, sondern die Edelsten und Hochherzigsten." Aristoteles und Plato stellen das Gesetz als die Seele und das höchste Lebensprincip des Staates hin und verwerfen absolute Monarchie. Es galt als unbestreitbarer Grundsatz im ganzen Alterthum, daß die höchste Staatsgewalt im Volke ruhe, daß sie von diesem Einem oder Mehren unter gewissen Bedingungen übertragen werde und daß es folglich in der Macht des Volkes stehe, falls diese Bedingungen verletzt werden, die übertragene Gewalt wieder an sich zu nehmen.

Auf diesem Gebiet war Salmasius nicht schwer zu widerlegen. Denn wie armselig seine Argumente sind, geht

daraus hervor, daß er die Worte des Volkstribunen Memmius in Sallust's Jugurtha: nam impune quaelibet facere id est Regem esse, als Beweisgrund für die absolute Gewalt der Könige anführt; daß er die von Tacitus erwähnten Schmeicheleien, die ein des Hochverraths angeklagter Römer dem Tiberius machte, um sein Leben zu retten, als die Ansicht des Historikers hinstellt (Annal. VI, 8.: Tibi summum rerum judicium Dii dedere: nobis obsequii gloria relicta est), daß er sogar die schmachvolle Behauptung ausspricht: „Wie früher manche Privatpersonen sich in Sklaverei verkauft haben, so könnte es auch eine ganze Nation thun", wobei Milton in gerechter Entrüstung die Bemerkung macht: „Wenn Völker sich ihren Königen so zu Sklaven hingeben, dann verdienen sie, daß sich ihre Könige in ihre Zuchtmeister umkehren und sie um Geld verkaufen."

Vom siebenten Capitel an wird die Frage behandelt ob ein König von seinem Volke gerichtet werden könne? Die Behauptung des Salmasius, ein König könne nicht gerichtet werden, weil er keine Gleichen im Lande habe, wird von Milton durch die Bemerkung widerlegt, was denn vor Alters die zwölf Pairs in Frankreich anders gewesen seien als die pares regis? Und nachdem er aus der römischen Geschichte die Uebermacht des Senats über Könige, Consuln und Kaiser nachgewiesen, kommt er auf seinen alten Satz zurück, daß Volksmacht über Königsmacht gehe. „Sicherlich überträgt das Volk nicht freiwillig und aus eigener Wahl die Herrschaft einem König zum unbedingten Eigenthum, sondern um der öffentlichen Sicherheit und Freiheit willen; hört der König auf, für diese zu sorgen, so hat ihm in der That das Volk nichts

gegeben; denn die Natur sagt, das Volk gab sie ihm zu einem gewissen Zweck; wird aber dieser Zweck nicht erreicht, so ist des Volkes Gabe nicht gültiger als irgend ein nichtiger Vertrag oder Uebereinkunft; daraus geht hervor, daß das Volk über dem König steht, und ihn folglich auch richten kann." „Hat denn der Krönungseid keine bindende Kraft?" fragt er und führt dann als Beweis, wie sehr dieser Vertheidiger des göttlichen Königsrechts aller Moral Hohn spreche, folgenden Satz an: „Wenn ein König, der gewählt wird, seinem Volke etwas eidlich verspricht, weil es ihn, wenn er es nicht beschworen, vielleicht sonst nicht gewählt hätte, und unterläßt dann die Ausführung des Versprechens, so steht doch dem Volke nicht die Bestrafung desselben zu. Ja, selbst wenn er schwört, daß er wolle Gerechtigkeit üben nach den Gesetzen des Reichs und daß, wenn er es nicht thue, die Unterthanen ihres Eides der Treue entbunden sein sollten und er selbst ipso facto aufhöre ihr König zu sein, selbst in dem Fall, daß er diesen Eid bricht, ist es Gott und nicht der Mensch, der ihn zur Rechenschaft ziehen darf." Für diesen Satz empfiehlt Milton den Verfasser den Höfen als „Meineidverwalter", zu welchem Amte er auch noch in spätern Stellen große Befähigung entwickele. Als in jenen aufgeregten Zeiten, die dem Dreißigjährigen Kriege vorangingen, Ferdinand II. den östreichischen Thron bestieg, machten die Jesuiten den Grundsatz geltend: Novus rex, nova lex! Diesen nämlichen Grundsatz spricht auch Salmasius aus: „Wenn ein König, gezwungen durch die Factionen der Großen oder durch einen Aufstand des Volks, etwas von seinem Rechte vergeben hat, so kann

das seinen Nachfolger nicht binden, sondern der hat die Freiheit, es wieder zurückzunehmen." „Dieser Grundsatz", bemerkt Milton, „gleicht einem zweischneidigen Schwerte, das sich ebenso gut zu Gunsten der Völker als der Könige gebrauchen läßt. Es kommt dann immer auf den bekannten Erfahrungssatz hinaus, daß nur das Recht Anerkennung und Geltung findet, dem zugleich die Gewalt beiwohnt."

In den vier letzten Capiteln (8 — 12) weist Milton aus der frühern englischen Gesetzgebung und Geschichte nach, daß zufolge der einheimischen Verfassung die Könige vom Volke eingesetzt worden wären nach abgelegter eidlicher Versicherung, die Landesgesetze und die nationalen Einrichtungen aufrecht zu halten, und daß es nicht an Beispielen fehle, wo treulose Könige für die Uebertretung dieses Eides blutig gestraft worden. Da Salmasius über die Verfassung und das Königsrecht Englands von flüchtigen Royalisten einseitige Belehrungen erhalten hatte, so mußte hier Milton bei der Widerlegung um so gründlicher und ausführlicher zu Werke gehen. Er beruft sich auf die Worte, die bei der Krönung von dem Erzbischof an das Volk gerichtet würden: „Willigt ihr ein, daß dieser Mann euer König sei?" er zeigt, wie die eigentliche Macht und der Schwerpunkt des Staats stets im Parlament geruht habe. Er findet die Einrichtung der Parlamente schon bei Cicero gepriesen: „Da alle Macht, Autorität und Staatsverwaltung von dem Gesammtvolke ausgehen soll, so müssen auch die obrigkeitlichen Personen, die für die allgemeine Wohlfahrt und den Nutzen Aller eingesetzt werden, durch Wahl und Abstimmung des ganzen Volkes in ihre Stellen gelangen." Nach Anführung und

Erklärung der alten Statuten kommt er zu folgendem Schluß: „Nach unserm alten Gesetzbuch, der «Spiegel» genannt, hat der König seine Peers, die im Parlament über das Unrecht erkennen, das der König an irgend einem der Unterthanen begangen haben mag; und da es allgemein bekannt ist, daß der geringste Mann im Königreich selbst bei niedern Gerichtshöfen im Fall eines erlittenen Unrechts oder Beleidigung die Wohlthat des Gesetzes gegen den König selbst genießt, wie viel gerechter, wie viel nothwendiger ist es, daß für den Fall, daß der König sein ganzes Volk unterdrückt, Richter aufgestellt sind, welche die Befugniß haben, nicht blos denselben einzuschränken und innerhalb der gesetzlichen Grenzen zu halten, sondern ihn auch zu richten und zu bestrafen! Denn die Verfassung wäre sehr übel und lächerlich beschaffen, wo bei kleinen Kränkungen, die ein Fürst Privatpersonen zufügt, für Abhülfe gesorgt ist, für die Wohlfahrt und Sicherheit des Ganzen aber keine Vorsorge getroffen ist, sodaß der König ohne Gesetz alle seine Unterthanen zu Grunde richten könnte, während er zugleich nach dem Gesetze keinen einzigen derselben kränken dürfte. Und da es, wie ich gezeigt habe, weder Sitte ist noch rathsam, daß die Lords des Königs Richter seien, so folgt, daß die Macht der Gesetzgebung in diesem Falle ausschließlich und mit gutem Recht den Gemeinen zusteht."

Bis daher bleibt Milton auf dem Boden der altenglischen Gesetzgebung und des Herkommens. Um aber sodann die Ausschließung der Peers und das eigenmächtige Verfahren des Unterhauses bei Verurtheilung des Königs zu rechtfertigen, kommt er zu bedenklichen Sätzen. Salmasius fragte, ob es das Volk war, das einen Theil

des Unterhauses abschnitt und Einige mit Gewalt wegtrieb, worauf Milton antwortet: „Ja, es war das Volk. Denn was der bessere und gesundere Theil des Senats, in welchem die wahre Macht des Volkes liegt, thut, warum sollte das nicht angesehen werden, als habe es das Volk selbst gethan? Wie wenn der größere Theil des Senats beschließen würde, Sklaven zu sein oder die Regierungsgewalt zum Kauf auszubieten, sollte da nicht die kleinere Zahl sich widersetzen und darnach trachten, ihre Freiheit zu bewahren, wenn es in ihrer Macht steht?" Dieser Satz rechtfertigt also die Minoritätsbeschlüsse, die so oft von reactionären Regierungen als zu Recht bestehende Resultate der Volksabstimmung ausgegeben werden. Die Aufhebung des Oberhauses aber vertheidigt er damit, daß die Lords nicht Repräsentanten eines Theils des Volkes wären, sondern sich selbst und ihre eigene Standesinteressen verträten; daß ihnen folglich über das Volk, dessen Rechte und Freiheiten sie häufig bekämpft hätten, kein Recht zustände. Hier stellt sich also Milton ganz auf den Standpunkt der demokratischen Theoretiker, die, auf dem Princip der politischen Gleichheit fußend, den Herrenstand und die Kirche nicht als Factor der Nationalgesetzgebung gelten lassen.

Allein ungeachtet dieser einzelnen Verirrungen, die in dem polemischen Geiste der Schrift ihre Quelle haben, verleugnet auch hier Milton keineswegs sein warmes Rechtsgefühl und seinen sittlichen Ernst. Trotz aller Härte und Starrheit des puritanischen Charakters, trotz der unnachsichtigen und lieblosen Strenge, mit der er, wie alle seine Gesinnungsgenossen, sein Ziel unverrückt verfolgt, fühlt man sich doch beim Lesen seiner Recht-

fertigungsschrift moralisch gehoben und zur Hochachtung hingerissen, während die servilen Doctrinen, die lügenhafte Auslegungskunst, die laxe Moral, die frivole Sophistik seines Gegners uns mit Unwillen und sittlicher Entrüstung erfüllt. Die ewigen Gesetze und Ordnungen, wodurch die menschliche Gesellschaft zusammengehalten wird, die ganze christliche Ethik müßten erschüttert werden, wenn die Grundsätze eines Salmasius und seiner Gleichgesinnten zur Geltung kämen: „daß der Eid, wodurch Könige zur Aufrechterhaltung gewisser Gesetze sich verpflichten, keine bindende Kraft habe, weil die Königsmacht durch keine Gesetze beschränkt werden könne"; oder „daß die Sitte, bei der Huldigung dem König einen Eid abzunehmen, nur eine nichtssagende Ceremonie sei." Solche Ansichten sind geeignet, jeden ehrbaren, auf Recht und Treue haltenden und der Knechtschaft noch nicht verfallenen Mann in das Lager Derer zu führen, welche, wie Milton Freiheit und Volkssouveränetät bis zur äußersten Grenze wahren und verfechten; welche nur „Landes- und Volksverrath" als „Hochverrath" erklären, „dem somit auch Könige verfallen können", welche „die Wohlfahrt des Staats und der guten Bürger als den einzig wahren und höchsten Zweck jeder Verfassung und Regierungsform" aufstellen und die den Unterthaneneid so ansehen, „als gelte die gelobte Treue nicht nur dem König, sondern auch dem ganzen Reiche und den Gesetzen des Landes, zu deren Aufrechthaltung jener berufen und eingesetzt ist".

„Nicht aus Haß gegen Königthum", so schließt Milton seine erste Schutzrede für das englische Volk, „sondern aus Haß gegen die Tyrannei habe ich die Rechtfertigung der Thaten meiner Landsleute gegen die Wuth und den

Neid eines verwirrten Sophisten übernommen und die gemeinsamen Rechte des Volkes gegen die ungerechte Herrschaft der Könige vertheidigt. Jetzt bleibt nur noch Eins zu thun übrig, aber das Wichtigste von Allem, daß ihr, meine Landsleute, selbst suchet diesen euern Widersacher zu widerlegen und zwar durch das eifrige Bestreben, die schlimmen Nachreden der Leute durch euere guten Thaten Lüge zu strafen. Als ihr zu leiden hattet unter mannichfacher Bedrückung, da nahmt ihr eure Zuflucht zu Gott und er hat euer ernstes Bitten und Flehen gnädig erhört. Er hat euch, die erste der Nationen, ruhmvoll erlöst von den zwei größten der Tugend verderblichsten Uebeln dieses Lebens, von der Tyrannei und dem Aberglauben. Nach einer so glorreichen That, wie ihr vollbracht habt, dürft ihr nichts Niedriges und Kleines vornehmen, dürft ihr nichts denken oder thun, als was groß und erhaben ist. Wie ihr euere Feinde im Felde besiegt habt, so zeigt nun auch, daß ihr im Stande seid, Ehrgeiz, Habsucht und böse Begierden zu überwinden, und die Entartung zu vermeiden, die das Glück gewöhnlich herbeiführt und welche die Völker meistens unterjocht; nun zeigt ebenso große Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und Mäßigung bei der Behauptung eurer Freiheit, als ihr Muth gezeigt habt bei Abschüttelung der Sklaverei. Verlaßt ihr den Pfad der Tugend, der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe, so wird sich Gottes sichtbare Gnade von euch wenden und sein Zorn wird euch euern Feinden überantworten!"

Zweite Schutzrede für das englische Volk.

Milton's Streitschrift gegen Salmasius erregte das größte Aufsehen und machte den Namen des Verfassers in ganz Europa bekannt. Milton war von dem an der gefeierte Held des Tages, der Vorfechter der freisinnigen Partei in allen Ländern, der muthige Bekenner und Herold der freien demokratischen Grundsätze, die Viele theilten, aber nur Wenige zu äußern wagten. „Hier", sagt er im Eingang, „sehe ich die starke und männliche Tapferkeit der Deutschen, welche die Knechtschaft verachten; dort den hochherzigen und lebhaften Ungestüm der Franzosen; hier den ruhigen und stolzen Muth der Spanier, dort den besonnenen kriegerischen Heldensinn des Italieners. Alle edeln und einsichtsvollen Freunde der Freiheit und Tugend, wo sie sich auch finden, bezeigen mir bald insgeheim, bald öffentlich ihren Beifall und ihre Gunst, und selbst Solche, die bisher anderer Ansicht gewesen, geben sich endlich gefangen unter die Kraft der Wahrheit. In der Mitte des versammelten Volkes bedünkt es mich, als erblickte ich alle Nationen des Erdbodens von den Säulen des Hercules bis an den indischen Ocean jene Freiheit wieder erlangen, die sie so lange verloren; es bedünkt mich, als ob die Bewohner dieser Insel andern Ländern eine Pflanze zugeführt von weit wohlthätigern Eigenschaften und edlerem Wachsthum als jene, welche einst Triptolemus von Land zu Land getragen, nämlich die Segnungen der Civilisation und Freiheit unter Städten, Reichen und Völkern."

Die kräftige Vertheidigungsschrift, deren Ausarbeitung ihm das köstliche Gut, das Licht seiner Augen geraubt, wurde nichtsdestoweniger für ihn die Quelle vieler Freuden und Ehren. Bei seinen Meinungsgenossen in England stieg sein Ansehen so sehr, daß nach seiner eigenen Angabe die ausgezeichnetsten Männer der Zeit ihm durch Aufmerksamkeit und liebevolles Entgegenkommen das Leben zu erheitern suchten, mag auch die Nachricht, das Parlament habe ihm aus Dankbarkeit eine Belohnung von 1000 Pf. St. bewilligt, ungegründet sein. Ebenso wetteiferten bedeutende und hochgestellte Personen des Auslandes in dem Bestreben, ihm ihre Anerkennung und Bewunderung zu beweisen.[5]) Unter allen diesen Beifallsbezeigungen, die den charakterfesten Mann jedoch keineswegs zu einer eiteln Selbstüberschätzung führten, schmeichelte ihm nichts so sehr als das günstige Urtheil, welches die damals hochbewunderte Königin Christine von Schweden über den Verfasser fällte, sowol weil er die gepriesene Fürstin, deren Eitelkeit und Selbstgefälligkeit er nicht gekannt zu haben scheint, über Gebühr schätzte und bewunderte, als weil damit zugleich eine Kränkung und Zurücksetzung seines Gegners verbunden war. Denn bekanntlich hatte Christine, die den Glanz ihres Hofes und ihren eigenen Ruhm durch Herbeiziehung berühmter Gelehrten und Künstler in ihre Residenz zu erhöhen bemüht war, im J. 1650 Salmasius nach Stockholm berufen, ihm aber seit seiner literarischen Niederlage so sichtbare Beweise von Kälte und Misachtung gegeben, daß dadurch sein Lebensglück im tiefsten Grunde erschüttert ward und er schon im folgenden Jahr wieder nach Holland zurückkehrte, wo er bald nachher starb (1653). Die

unglückliche Fehde gegen Milton nagte an seinem Herzen und verkürzte seine Tage. Er war bereits heimgegangen, als Milton's zweite Schutzrede erschien und dieser besaß Schonung und Zartgefühl genug, daß er den alten Spruch de mortuis nil nisi bene heilig hielt und die Grabesruhe des Geschiedenen nicht störte. Und doch war Salmasius an der Schmähschrift, die Milton von neuem auf den Kampfplatz rief, nicht ganz unbetheiligt.

Im J. 1652 erschien im Haag eine anonyme Flugschrift in lateinischer Sprache, die den Titel führte: „Regii sanguinis clamor ad coelum." Die servile Zueignung an „König Karl II.", mit dessen Bildniß die Schrift geziert war, und die heftigsten Schmähungen gegen die englischen Republikaner und „Königsmörder" beurkundeten die Tendenz und den Ursprung des Werkes. Milton selbst, auf den die Worte Virgil's bei der Beschreibung des Cyklopen Polyphem angewendet waren:

Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum,

wurde darin aufs ärgste verleumdet und geschmäht.

Es war das Werk eines französischen Geistlichen Namens Dumoulin. Dieser hatte das Manuscript dem Salmasius überschickt, der jedoch Bedenken trug, es selbst zu veröffentlichen, und es zu dem Zweck einem andern protestantischen Geistlichen, von schottischer Abkunft, More, übergab, der es dann bekannt machte. Sowol More, den Milton für den Verfasser hielt, als der Verleger waren ehrlose, durch Laster und Schandthaten gebrandmarkte Leute, die daher der zermalmenden Kraft der Milton'schen Polemik einen günstigen Angriffspunkt boten. More war wegen sittenlosen Lebenswandels von seiner frühern Pfarrstelle entsetzt worden, und als er durch Salmasius' Ein-

fluß in Middelburg eine neue Pfarre erhielt, schändete er das Haus seines Gönners durch sträflichen Umgang mit einer Dienerin. Der Buchdrucker aber hatte sich seinen Gläubigern in England durch die Flucht entzogen und trieb jetzt im Haag jedes Gewerb, das ihn zu nähren versprach. Hätte nun die Milton'sche Flugschrift keinen andern Zweck, als diese beiden schon gebrandmarkten Männer von neuem an den Pranger zu stellen, so würde die spätere Zeit geringe Notiz davon genommen haben. Ihre Thaten und ihre Namen sind vergessen; sie erlangten nicht einmal die traurige Unsterblichkeit, die Lessing's polemische Feder einem Pastor Götze und einem Klotz zu verleihen im Stande war. Allein in dieser Streitschrift verbreitet sich Milton zugleich mit einem Feuer, mit einer Kraft und mit einem Adel der Gesinnung und Darstellung über die englische Revolution und deren Urheber und Leiter, er entwirft darin von der wahren echten Freiheit ein so edles, ideales Bild; er ermahnt das englische Volk in so feurigen und beredten Worten zum Festhalten an der errungenen Freiheit, an den bürgerlichen Tugenden, an der Einfachheit und Sittenreinheit der alten Zeit, daß die zweite Rechtfertigungsschrift als ein Muster schwunghafter, poetischer Beredtsamkeit, als eine Zierde edler Polemik dasteht. Hier findet der alte Ausspruch pectus est quod disertum facit seine volle Bestätigung, und auch das deutsche Sprichwort: Was von Herzen kommt, geht zu Herzen, trifft hier vollkommen ein. Die feurige, von vaterländischer Begeisterung, von Freiheitsgefühl, von Nationalstolz und Männerwürde durchglühte Sprache steigt dem Leser zu Kopf, bemeistert sich seiner Seele. Wem bei den Er-

mahnungen an die englische Nation, das edle Gut der Freiheit nicht durch Misbrauch zu gefährden oder durch Laster zu entweihen, nicht warm ums Herz wird, der ist für wahre Begeisterung unempfänglich. Wenn Milton nie einen Vers gemacht hätte, diese zweite Schutzrede würde ihn zum Dichter stempeln. Ein poetischer Hauch ist über das Ganze hingegossen.

Wie kam aber Milton dazu, wird man vielleicht fragen, in dieser zweiten Schrift einen ganz andern Weg einzuschlagen als in der ersten? Darum, weil die Gegenschrift nicht mit Argumenten stritt, sondern sich in persönlichen Schmähungen und Invectiven erging. Die Widersacher glaubten das Werk zu schänden, wenn sie die Urheber mit Schmach bedeckten. Milton selbst, Cromwell, Bradshaw, die Armee und ihre Führer wurden in den Staub gezogen. Die Flugschrift spottete über Milton's Gestalt und körperliche Häßlichkeit — er bewies durch die Schilderung seiner körperlichen Beschaffenheit die Falschheit dieser Angabe; [6]) sie verhöhnte ihn ob seiner Blindheit, worin sie eine Strafe des Himmels wegen vergangener Sünden und Frevelthaten erblickte — Milton berief sich auf sein vorwurfsfreies Gewissen und auf sein sittliches Leben, von dem er den oben angeführten kurzen Abriß mittheilt, und führt eine Menge großer Männer an, von Homer bis auf Dandolo und Ziska, die trotz ihrer Blindheit die Welt mit ihren Thaten und ihrem Ruhm erfüllt hätten. [7]) Die Schmähungen gegen Oliver Cromwell beantwortet er mit einer so feurigen Lobrede, daß ihr zu einer schwungvollen Ode nur die dichterische Form fehlt; den geschmähten Bradshaw preist er als den Mann, auf den das Horazische vir integer, justus et propositi tenax

mehr passe als auf irgend einen Sterblichen, und den Führern und Vorkämpfern der thatkräftigen Independenten setzt er ein ehrenvolles Denkmal. [8]) Wollten wir die ganze Schönheit und Trefflichkeit der Schrift unsern Lesern anschaulich machen, so müßten wir wenigstens die zweite Hälfte des Werkes übersetzen; aber einige Stellen können wir uns nicht versagen mitzutheilen. Man wird darin den Ausdruck einer Ueberzeugung finden, der es mit der wahren Freiheit Ernst ist; man wird hier Grundsätzen begegnen, die trotz aller Angriffe und diplomatischer Künste ewig unerschüttert bleiben werden, weil sie Wahrheit, Vernunft und Naturrecht zur Unterlage haben; man wird darin Warnungen und Aussprüche finden, die in allen bewegten Zeiten immer wieder von neuem der siegenden Partei zugerufen werden sollten. Der Schluß der Schrift ist der Triumphgesang eines freiheitbegeisterten Patrioten, durch den aber wie ein elegischer Ton die innere Angst durchzieht, der Kloben, an dem die Freiheitsfahne befestigt ist, möchte nicht halten, des Volkes Natur und Eigenschaften möchten nicht bewährt gefunden werden, um der Freiheit als Boden zu dienen, und das ganze herrliche Gebäude vor seiner Vollendung in Trümmer stürzen und die muthigen Bauleute begraben. Es sind die warnenden Worte eines Predigers in der Wüste, die vor allem das deutsche Volk in den sturmbewegten Jahren der jüngsten Vergangenheit hätte beherzigen sollen!

Von Bradshaw heißt es:

„John Bradshaw (ein Name, der immer mit Ruhm genannt werden wird, wo die Freiheit geliebt und gekannt ist) stammt von einer edeln Familie. In seiner Jugend

war er eifrig bemüht, sich mit den Gesetzen seines Landes bekannt zu machen; dann verwaltete er das Amt eines Advocaten mit ungewöhnlichem Ruhm und Erfolg, wobei er sich stets als unerschrockenen und treuen Verfechter der Freiheiten des Volkes bewies; er nahm thätigen Antheil an den wichtigsten Angelegenheiten des Staates und versah bei Gelegenheit den Beruf eines Richters mit der unbescholtensten Rechtschaffenheit. Endlich, als er von dem Parlamente ersucht wurde, den Vorsitz bei dem Proceß des Königs zu übernehmen, wies er auch dieses gefahrvolle Amt nicht von sich. Mit tiefer Rechtskunde verband er umfassende Ideen, großmüthige Gefühle und ein edles und feines Benehmen. Daher erledigte er sich dieses Auftrags mit einer fast beispiellosen Geschicklichkeit; er flößte zugleich Achtung und Furcht ein; und obschon bedroht von den Dolchen der Mörder, benahm er sich doch mit solcher Festigkeit und solchem Ernst, mit so viel Geistesgegenwart und Würde, daß er von der Vorsehung besonders bestimmt gewesen zu sein scheint für jene Rolle, die er so würdig durchführte auf der großen Bühne der Welt. Im Privatleben zeigte er keine abschreckende Härte, kein mürrisches Wesen; er war höflich und freundlich; aber den großen Charakter, den er damals an den Tag legte, beurkundet er auch jetzt noch mit der größten Gleichmüthigkeit, sodaß man glauben sollte, nicht blos damals, sondern sein ganzes Leben lang sei er über einen König zu Gerichte gesessen. In den Staatsgeschäften ist seine Thätigkeit unermüdlich; er ist allein einem ganzen Heer gewachsen. Zu Hause ist seine Gastfreiheit so glänzend, als sein Vermögen gestattet; in seiner Freundschaft bewährte er eine unwandelbare Treue; und Niemand ist

geneigter als er, Anderer Verdienste anzuerkennen und großmüthig zu belohnen; fremde Tugenden zu preisen und die eigenen zu verschweigen, die politischen Gegner zu entschuldigen und ihren Haß zu verzeihen. Wenn er die Sache des Unterdrückten führt, wenn er die Gnade des Mächtigen anfleht oder dessen Rache abzuwenden sucht, wenn er die öffentliche Undankbarkeit gegen Einzelne rügt, so ist seine Geschicklichkeit und seine Ausdauer über alle Beschreibung. Bei solchen Gelegenheiten kann man sich keinen fähigern, eifrigern oder beredtern Beschützer oder Freund wünschen. Keine Drohung vermochte ihn von seinem Entschlusse abzubringen, weder Einschüchterung, noch Versprechungen von Reichthümern und Ehren konnten die Heiterkeit seines Angesichts trüben oder die Festigkeit seiner Seele erschüttern. Durch solche Tugenden, welche ihn seinen Freunden theuer machten und selbst seinen Feinden Achtung einflößten, erwarb er sich einen Namen, der zu allen Zeiten und an allen Orten der Welt glänzen wird, wenn die Namen seiner Gegner längst in Vergessenheit modern."

Von Cromwell's Thaten und Charakter entwirft Milton ein Bild, wie es die neuere Geschichtforschung wieder aufgestellt hat, nachdem es lange durch Parteihaß, Vorurtheil und Unkenntniß getrübt und entstellt gewesen. Wir wollen hier nicht wiederholen, was Moriz Carriere in dem zweiten Jahrgange der dritten Folge dieses Taschenbuchs nach Carlyle, Macaulay u. A. über diesen großen Mann vortrefflich zusammengestellt hat, nur eine kleine Stelle sei uns vergönnt aus Milton's dichterischer Schilderung zu übersetzen:

„Oliver Cromwell stammt von einem Geschlechte glorreicher Ahnen, die sich auszeichneten durch Staatsämter

in der monarchischen Zeit, besonders aber durch den großen Antheil, den sie an der Wiederherstellung und Begründung des wahren Glaubens in England hatten. In der Jugendkraft und im Mannesalter seines in stiller Zurückgezogenheit verbrachten Lebens machte er sich durch nichts bemerkbar als durch seine strenge Religiosität und seinen moralischen Wandel; er hatte in seinem Busen still und unvermerkt jene fromme Glut genährt, welche ihm später bei den größten Ereignissen und in den bedenklichsten Lagen so sehr zu statten kam. In den letzten vom König einberufenen Parlament, wo er als Repräsentant seines Geburtsorts erschien, zeichnete er sich bald aus durch die klare Verständigkeit seiner Ansichten und die Kraft und Entschiedenheit seiner Vorschläge. Als das Schwert gezogen wurde, bot er seine Dienste an; er wurde zum Anführer einer Reiterschar ernannt, deren Zahl sich bald mehrte durch viele fromme und gute Männer, die von allen Orten und Enden sich um seine Fahne sammelten. In kurzem übertraf er beinahe die größten Feldherren an heldenmüthigen Kriegsthaten. Und das ist keineswegs überraschend; denn er war ein in der Selbstbeherrschung musterhaft geübter Soldat. Er hatte vertilgt, theils durch Gewöhnung, theils durch Ueberwindung seiner selbst, das ganze Heer eitler Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften, welche in der Seele ihren Sitz zu haben pflegen. Er erlangte zuerst die Herrschaft über sich selbst, sodaß er am ersten Tag, wo er gegen den äußern Feind zu Felde zog, bereits ein Veteran in Waffen war, vollständig geübt in den Beschwerden und Mühseligkeiten des Kriegs. In den engen Grenzen, die mir hier gesteckt sind, vermag ich nicht die Städte aufzuzählen, die

er erobert, nicht die Schlachten zu nennen, die er gewonnen. Die ganze Oberfläche des britischen Reichs ist der Schauplatz seiner Thaten und Triumphe gewesen, die allein reichen Stoff zu einer Geschichte bieten und eine Fülle der Darstellung, entsprechend der Größe und Mannichfaltigkeit der Handlungen, erfodern würden. Das allein scheint ein hinreichender Beweis seiner außerordentlichen und fast übernatürlichen Tugend, daß durch die Kraft seines Geistes, wie durch die Trefflichkeit seiner Disciplin, die nicht minder den Vorschriften des Christenthums als den Bedürfnissen des Kriegs entsprach, die Guten und Tapfern von allen Seiten in sein Lager, als in die beste Schule für militärische Talente, für Tugend und Frömmigkeit, gezogen wurden; und daß er sich im Krieg und Frieden, unter so manchen Wechselfällen der Ereignisse und Parteibestrebungen stets den Gehorsam der Truppen bewahrte und noch bewahrt, nicht durch Spenden und Nachsicht, sondern durch sein Ansehen und durch regelmäßigen Sold. In dieser Beziehung kann er sich mit Cyrus, mit Epaminondas, mit jedem großen Feldherrn des Alterthums an Kriegsruhm vergleichen. Dadurch brachte er in so kurzer Zeit eine so zahlreiche und so trefflich ausgerüstete Armee zusammen, wie Niemand jemals vor ihm; eine Armee, die zugleich gehorsam ist seinen Befehlen und geliebt von den Bürgern, die furchtbar ist dem Feinde in der Schlacht, und doch nie grausam gegen den überwundenen Feind, der die Waffen niedergelegt hat; eine Armee, die sich nie auf gewaltthätige Art an Person oder Eigenthum vergriff, die, verglichen mit dem Uebermuth, der Unmäßigkeit, der Gottlosigkeit und der Schwelgerei der Royalisten, von den

Bürgern als Freunde begrüßt, als Gäste eingeladen wurden. Sie waren ein Halt für den Guten, ein Schrecken für den Bösen und die wärmsten Beschützer jeder Handlung der Frömmigkeit und Tugend."

In einer frühern Stelle macht Milton von der republikanischen Armee folgende Schilderung:

„Alle Freunde der Wahrheit erkennen an, daß unsere Armee jede andere übertrifft, nicht nur an Muth, sondern auch an Tugend und Frömmigkeit. Andere Heerlager sind der Schauplatz von Spielen, Schwören, Lärmen und Schwelgerei; in dem unserigen wenden die Truppen ihre freie Zeit dazu an, in der Heiligen Schrift zu forschen und das Wort Gottes zu hören; da ist nicht Einer, der es für ruhmvoller hält, den Feind zu besiegen, als die Wahrheit zu verbreiten; sie führen nicht blos einen Krieg mit Waffen gegen den Feind, sondern einen Krieg gegen sich selbst, mit dem Evangelium. Und wenn wir den eigentlichen Zweck des Kriegs betrachten, welches Werk ziemt sich mehr für Soldaten, die ausgehoben wurden zur Vertheidigung der Gesetze, zur Beschützung unserer politischen und religiösen Institutionen? Sollten sie sich nicht vielmehr auszeichnen durch Sanftmuth und Bürgertugend als durch rohes und wildes Betragen? sollten sie es nicht für ihre wahre und eigentliche Bestimmung halten, statt den Samen der Zwietracht zu säen und Zerstörung zu ernten, der Menschheit Friede und Sicherheit zu verschaffen? Wenn einer oder der andere unter ihnen ist, der entweder durch Verführung oder durch eigene Geistesschwäche von diesem edeln Ziele abweicht, so sollen wir ihn nicht mit dem Schwert bestrafen, sondern vielmehr suchen, ihn durch Vernunft, durch Er-

mahnung, durch frommes Gebet zu Gott, der die Irrthümer der Seele zu zerstreuen und das göttliche Licht der Wahrheit dem Auserwählten mitzutheilen vermag, auf bessere Wege zu führen. Wir billigen und dulden keine Ketzereien, welche wirklich solche sind; aber wir wollen sie nur durch solche Mittel ausrotten, die dem Zweck entsprechen, durch Vernunftgründe und Belehrung, die einzigen wahren Heilmittel für gestörte Gemüther, nicht durch Schwert oder Geißel, als ob sie im Körper lägen." „Es sind keine Fremdlinge", fährt er fort, „keine Rotte von Miethlingen, geworben aus der Hefe des Volks, es sind größtentheils Leute aus bessern Lebensverhältnissen und mit ansehnlichen Glücksgütern, aus Familien, die weder entartet, noch geadelt sind; und wenn auch einige Arme darunter sind, so war es doch nicht Begierde nach Raub, die sie in das Feld führte, sondern die Noth der Zeit, die sie unter den kritischsten Umständen und bei dem traurigsten Glückswechsel antrieb, die Befreiung ihres Vaterlandes aus den Krallen des Despotismus zu unternehmen."

Die begeisterte Lobrede auf Cromwell und die Armee führt Milton auf Fairfax, jenen Mann, „der die größte Tapferkeit mit dem größten Muthe verband und dessen fleckenloses und reines Leben ihn als besondern Günstling des Himmels hingestellt zu haben scheint. Wahrlich, mit Recht magst du aufgerufen werden, die Palme des Ruhms zu empfangen, wenn du dich auch von der Welt zurückgezogen hast und aufsuchst jene Schatten des Privatlebens, welche das Ergötzen von Scipio waren. Nicht nur den Feind hast du überwunden; du hast den Sieg davongetragen über jene Flamme des Ehrgeizes und über jene

Ruhmbegierde, die so häufig die edelsten und größten Männer zu ihren Sklaven machen. Die Reinheit deiner Tugenden und der Glanz deiner Thaten verherrlichen jenes Glück der Ruhe, das du genießest und das dem Manne nach den Mühseligkeiten des Lebens den ersehnten Hafen gewährt. Von der Art war die selige Ruhe der Heroen des Alterthums nach einem Leben voll Anstrengung und Ruhm, welche die Dichter so darstellten, als ob sie in den Himmel aufgenommen und der Ehre und Glückseligkeit gewürdigt worden wären, an den Mahlzeiten der Götter theilzunehmen. Mag nun aber deine Gesundheit, wie ich hauptsächlich glaube, oder mag irgend ein anderer Beweggrund dich zu dieser Zurückgezogenheit bestimmt haben, davon bin ich überzeugt, daß dich nichts bewogen hätte, den Dienst deines Vaterlandes zu verlassen, wenn du nicht gewußt hättest, daß in deinem Nachfolger die Freiheit einen Beschützer und England einen Anker der Sicherheit und eine Säule des Ruhms finden würde. Denn so lange du, o Cromwell, unter uns weilst, kann Niemand, der auf den Allmächtigen baut, der Sicherheit Englands mistrauen." [9])

Hierauf wendet sich Milton an die übrigen Häupter der republikanischen Partei. Er preist Fleetwood, den er von der Knabenzeit bis zu seinem jetzigen blühenden Mannesalter gekannt, und der sich ebensowol durch Güte, Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit, wie durch Unerschrockenheit und Kriegsmuth ausgezeichnet habe; er rühmt die Heldenthaten Lambert's, Desborough's und Hawley's, die man stets im dichtesten Gedränge der Schlacht erblicke; er gedenkt mit Liebe des Helden von Marstenmoor, Overton, mit dem ihn die Aehnlichkeit

der Studien, die Anmuth seines Wesens und die mehr als brüderliche Uebereinstimmung ihrer Sitten seit vielen Jahren aufs innigste verbunden; er verherrlicht Whitelocke, Pickering, Strickland, Sydenham, Sydney („ein mit der Freiheit unzertrennlich verbundener Name!"), Montacute, Laurence („gleich ausgezeichnet durch hohe Bildung wie durch feinen Geschmack") und viele andere Männer von Verdienst und Talent, die sich entweder im Senat oder im Felde berühmt gemacht. Mit einer feinen Wendung spricht er schließlich noch die Zuversicht aus, daß Cromwell in der Gesetzgebung solche Reformen vornehmen würde, wie sie die Freiheit und das Volksglück verlangten. Er erwartet von ihm, daß er den unsittlichen und nachtheiligen Bund zwischen der Kirchen- und Staatsgewalt trennen werde, er fodert ihn auf, jeden Religionszwang aus der Kirche zu entfernen und die Wechsler aus dem Tempel des Herrn zu treiben („denn Verfolgung wird nie aufhören, so lange noch Menschen durch einen nicht freiwillig gegebenen, sondern gewaltsam erpreßten Sold erkauft werden, das Evangelium zu predigen, was nur dazu dient, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen"); er führt ihm zu Gemüthe, daß er viele alte Gesetze, die nicht sowol vom Bösen abhalten, als das Gute verhindern, abschaffen und durch wenige neue ersetzen möge. Er solle nur solche Gesetze beibehalten, „welche, während sie die Missethaten der Bösen verhindern, nicht auch zugleich die unschuldigen Freiheiten der Guten vernichten, welche die Verbrechen bestrafen, ohne jene Handlungen zu untersagen, die nur gelegentlich durch Misbrauch ungesetzlich werden können"; — wie es Dichterlinge gebe, die am Versemachen ein Gefallen fänden,

so gäbe es auch Staatsmänner, deren größtes Vergnügen in der Einführung vieler und mannichfacher Gesetze bestehe; von diesen sollte er sich nicht verführen lassen. Er legt ihm die Nothwendigkeit ans Herz, für die öffentliche Erziehung besser zu sorgen und die Freiheit der Rede und der Presse zu achten. „Wenn du die freie Discussion der Wahrheit gestattest, ohne Gefahr für den Autor oder ohne Unterwerfung unter die Launen eines Einzelnen, was der beste Weg ist, die Wahrheit und Erkenntniß blühen und gedeihen zu machen, so wird nie der Fall eintreten, daß der Tadel des Halbgelehrten, daß der Neid, die Engherzigkeit oder das Vorurtheil, das die Weisheit und die Entdeckungen Anderer mit dem Maßstabe der eigenen Fähigkeit mißt, uns die Belehrung nach der eigenen Willkür spendet. Endlich, wenn du nicht fürchtest irgend eine Wahrheit oder Lüge anzuhören, wenn du aber niemals jenen dein Ohr leihest, die da vermeinen erst dann frei zu sein, wenn die Freiheiten Anderer von ihrer Willkür abhängen und die nichts mit so viel Eifer und Energie betreiben, als Geist und Körper der Menschen zu fesseln; welche trachten in den Staat die schlimmste aller Tyranneien, die Tyrannei ihrer eigenen schlechten Sitten und verderblichen Meinungen einzuführen, dann wirst du stets theuer sein allen Denen, die da wünschen, daß nicht blos ihre eigene Sekte oder Partei, sondern daß alle Bürger ohne Unterschied gleiche Rechte und gleiche Gesetze genießen. Und wer diese Freiheit nicht für hinreichend hält, der scheint mir mehr erfüllt zu sein von der Begierde nach eigener Herrschaft oder nach Anarchie als von der Liebe zu wahrer wohlgeordneter Freiheit!" [10])

Am Schluß der Vertheidigungsschrift richtet Milton

folgende ernste Mahnungen an das englische Volk: „Es kommt sehr viel darauf an, Mitbürger! von welchen Grundsätzen ihr geleitet werdet sowol bei Erlangung als bei Behauptung der Freiheit. Wenn nicht jene Freiheit, die von solcher Beschaffenheit ist, daß Waffen sie weder erwerben noch vernichten können, die allein die Frucht der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der unbefleckten Tugend ist, tiefe Wurzeln in euern Gemüthern und Herzen faßt: so wird der Mann nicht lange ausbleiben, der euch durch Verrätherei entreißen wird, was ihr mit den Waffen errungen habt. Der Krieg hat schon Viele groß gemacht, die sich im Frieden klein erwiesen. Wenn ihr nach Beendigung der Mühseligkeiten des Kriegs die Künste des Friedens vernachlässigt, wenn euer Friede und eure Freiheit nur in der Waffenführung bestehen, wenn Krieg eure einzige Tugend, euer höchster Preis ist, dann werdet ihr bald finden, daß der Friede euern Interessen entgegen sei. Euer Friede wird dann nur ein leidenvollerer Krieg sein, und was ihr euch als Freiheit dachtet, wird sich als die schlimmste Knechtschaft ausweisen. Wofern ihr nicht durch Frömmigkeit, aber nicht durch jene schaumige und geschwätzige, sondern durch die werkthätige, lautere und aufrichtige Frömmigkeit, den Horizont eures Geistes von jenen Nebeln des Aberglaubens reinigt, die ihren Ursprung in der Unkenntniß der wahren Religion haben, so werden sich immer solche finden, die eure Nacken an das Joch fügen, als ob ihr Zugthiere wäret, die trotz aller eurer Siege, euch dem Höchstbietenden überlassen, gleich als wäret ihr nur Kriegsbeute, und die eure Unwissenheit und euern Aberglauben als reiche Quelle des Gewinns benutzen werden. Wofern

ihr nicht eure Neigung zur Habsucht, zum Ehrgeiz, zur Sinnlichkeit unterdrückt und austreibt allen Hang zum Luxus und Wohlleben aus euch selbst und aus euern Kindern, so werdet ihr finden, daß ihr zu Hause einen hartnäckigern und unlenksamern Despoten hegt, als der war, den ihr im Felde bekämpftet; und selbst euer eigener Busen wird fortwährend ein unerträgliches Geschlecht von Tyrannen nähren. Diesen Feind müßt ihr daher vor allen andern zu überwinden suchen; dieser Feldzug begründet den Frieden; dies sind schwere, aber unblutige und weit ehrenvollere Triumphe als jene, welche durch Raub und Blutvergießen erkauft werden. Wofern ihr nicht als Sieger besteht in diesem Kriegsdienst, so ist es umsonst, daß ihr über den despotischen Feind im Feld gesiegt habt. Denn wenn ihr glaubt, es sei eine großartigere, wohlthätigere und weisere Politik, durch raffinirte Mittel die Einkünfte zu mehren, unsere See- und Militärmacht zu vergrößern, die Diplomaten fremder Staaten an List und Schlauheit zu übertreffen, vortheilhafte Verträge und Bündnisse zu schließen, als dem Volke lautere Gerechtigkeit zu spenden, den Gekränkten in seinem Recht zu schirmen, dem Elenden beizustehen und Jedem rasch zu seinem Eigenthum zu verhelfen — dann seid ihr im Nebel des Irrthums befangen und zu spät werdet ihr wahrnehmen, wenn die Täuschung verschwunden ist, daß ihr durch Vernachlässigung dieser als untergeordnet angesehenen Fragen nur euern eigenen Ruin und euer eignes Verderben begründet habt. Die Treue der Freunde und Verbündeten ist zerbrechlich und vorübergehend, wofern sie nicht durch die Grundsätze der Gerechtigkeit befestigt wird; jene Reichthümer und Ehren,

wornach die Meisten so begierig trachten, wechseln rasch ihre Herren; sie verlassen den Trägen und wenden sich dahin, wo Tugend, Fleiß und Ausdauer am meisten blühen. So bewirkt eine Nation den Fall der andern; so überwindet der gesundere Theil eines Volks den entarteten; so erlangtet ihr die Oberhand über die Royalisten. Wenn ihr euch aber in die nämliche Verderbniß stürzt, wenn ihr dieselben Ausschweifungen nachahmt und denselben Eitelkeiten nachrennt, so werdet auch ihr Royalisten werden gleich ihnen und dann ebenfalls in kurzem unterliegen, entweder den nämlichen Feinden, oder andern, die, gestützt auf dieselben religiösen Grundsätze, auf dieselbe Ausdauer, auf dieselbe Rechtschaffenheit und Besonnenheit, durch die auch ihr stark geworden, mit Recht über euch triumphiren werden, da ihr euch in die Schwelgerei, das Wohlleben und die Trägheit der Monarchie versenkt habt. Dann, als ob Gott müde wäre, euch zu beschützen, wird man sehen, daß ihr euch aus dem Feuer gerettet habt, um durch den Rauch umzukommen, und die Verachtung, die euch dann treffen wird, wird so groß sein als die Bewunderung, die man euch jetzt zollt. Man wird aus euern Geschicken nur die weise Lehre ziehen, daß die echte und wahrhafte Tugend und Frömmigkeit unermeßliche Dinge müsse ausführen können, wenn schon die bloße Scheintugend, das übertünchte Abbild jener, so Gewaltiges unternehmen und theilweise durchführen konnte. — Und aus dem Abgrund des Verderbens, in den ihr dann gerathen werdet, wird nicht Cromwell, nicht eine ganze Brutusnation euch erretten können oder wollen. Denn wer möchte euch das unbeschränkte Stimm- und Wahlrecht verleihen und schirmen, wenn ihr es nur anwendet,

um Creaturen eurer eigenen Partei, seien sie auch noch so unwürdig, oder gar Leute zu wählen, die keine andern Verdienste haben, als daß sie euch reichliche Feste geben und im Uebermaß trinken lassen? Auf diese Art würde nicht Weisheit und Würdigkeit, sondern Wühlerei und Trunksucht bald die niedrigsten Schufte aus unsern Schenken und Schandhäusern, aus unsern Städten und Dörfern zu dem Rang und der Ehre von Senatoren oder Volksrepräsentanten erheben. Und sollte die Verwaltung des Staats Leuten anvertraut werden, denen Niemand gern die Leitung seiner eigenen Angelegenheiten anvertrauen würde, sollte der Staatsschatz der Aufsicht solcher Männer übergeben werden, die ihr eigenes Vermögen in schändlicher Verschwendung durchgebracht haben, oder die öffentliche Kasse in solche Hände kommen, die sie durch ehrlosen Unterschleif zu ihrer Privatkasse umwandeln würden? — Sind Diejenigen geeignet, die Gesetzgeber einer ganzen Nation zu sein, die selbst nicht wissen, was Gesetz und Vernunft, was Recht und Unrecht, was krumm und gerad, was gesetzlich und ungesetzlich bedeutet? die da meinen, die Macht bestehe in Gewaltthätigkeit, die Amtswürde in ungestrafter Kundgebung der Frechheit? die der unsittlichen Kameraderie oder einer unedeln Rachsucht alle andern Rücksichten zum Opfer bringen? die ihre Genossen und Creaturen in die Provinzen absenden, um Steuern einzutreiben und Güter zu confisciren, großentheils lasterhafte und niederträchtige Männer, welche selbst ankaufen, was sie vorgeblich zum Verkauf aussetzen, und dadurch unermeßliche Reichthümer auf betrügerische Weise dem Staate entziehen und sich aneignen, die das ganze Land mit Raub heimsuchen und so in kurzem

von Dürftigkeit und Elend zu Glanz und Wohlstand gelangen? Wer könnte solche diebische Knechte, solche Schergen ihrer Herren dulden? wer wird die Meister und Führer von Räubern für die geeigneten Wächter der Freiheit halten? oder wer wird glauben, daß er von den Würdeträgern des Staats (mag auch durch dieses Wahlverfahren ihre Zahl sich auf 500 belaufen) um eines Haares Breite mehr Freiheit erlange, wenn unter den Hütern der Freiheit selbst so viele sind, die dieselbe nicht zu genießen wissen, die weder deren Grundbedingungen verstehen, noch deren Besitz verdienen. — Solche Leute werden nach den Gesetzen der Natur niemals frei. Denn wie sehr sie sich auch mit ihrer Freiheit brüsten, sie bleiben Sklaven zu Hause wie im Felde, ohne es zu merken; und wenn sie es wahrnehmen, so pflegen sie wie unbändige Pferde, die den Zaum nicht ertragen können, das Joch abzuschütteln, aber nicht aus Liebe zur edeln Freiheit (die nur der Gute liebt und zu erringen weiß), sondern angetrieben von Stolz und kleinlichen Leidenschaften. Aber wie oft sie es auch versuchen mögen mit den Waffen, sie kommen doch nicht zum Ziele; *sie mögen ihre Herren wechseln, allein sie werden nie der Knechtschaft ledig.* Dies widerfuhr den Römern, nachdem sie durch Ausschweifung erschöpft und durch Wollust entnervt waren, und es war noch viel häufiger das Loos der neuern Völker. — Anstatt euch zu ärgern oder Andern die Schuld beizumessen, müßt ihr stets bedenken, daß frei sein so viel heißt als fromm sein, weise sein, besonnen und gerecht sein, mäßig und enthaltsam und vor allem großmüthig und tapfer sein; und daß Solche, die das Gegentheil von alle dem sind,

stets Sklaven bleiben. Und es trifft sich gewöhnlich, wie durch die vergeltende Gerechtigkeit Gottes, daß das Volk, das sich selbst nicht zu beherrschen, seine Leidenschaften nicht zu mäßigen vermag, sondern in der Sklaverei seiner Begierden liegt, zu einer unfreiwilligen Knechtschaft gezwungen und der Gewalt Derjenigen überantwortet wird, die es verabscheut. Auch ist es festgesetzt durch die Satzungen der Gerichte wie durch die Einrichtungen der Natur, daß Solche, die durch Blödsinn oder Geisteszerrüttung unfähig sind, sich selbst zu beherrschen, gleich Minderjährigen der Leitung eines Andern übergeben werden, und am wenigsten können Solche ausersehen werden die Angelegenheiten Anderer und die Interessen des Staats zu überwachen. Ihr also, die ihr frei zu bleiben wünschet, werdet weise und hört auf Thoren zu sein; wenn ihr Knechtschaft für ein unerträgliches Uebel ansehet, so lernt der Vernunft gehorchen und euch selbst beherrschen und laßt vor allem fahren euern Hader, eure Eifersucht, euern Aberglauben, euern Frevelsinn, eure Raubsucht, eure bösen Begierden. Wofern ihr nicht alle Mühe anwendet, dies zu bewirken, so werdet ihr vor Gott und Menschen als unfähig erscheinen, die Freiheit zu genießen und euer Staatswesen selbst zu verwalten; ihr braucht dann, wie ein Volk in den Jahren der Kindheit, einen thätigen und muthigen Vormund, der die Leitung eurer Angelegenheiten übernimmt. — Was mich selbst betrifft, so glaubte ich durch diese meine Bemühungen meinem Vaterland einigen Nutzen zu bringen; ich habe sie freudig übernommen und hoffe, sie werden nicht ganz vergebens sein. Und ich habe meine Schutzschrift für die Freiheit nicht auf einen kleinen Kreis um mich beschränkt, sondern

sie so allgemein und umfassend gemacht, daß die Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit dieser ungewöhnlichen Ereignisse Jedermann einleuchten muß und nur dazu dienen kann den Ruhm meines Vaterlandes zu erhöhen und die kommenden Geschlechter zur Nachahmung anzuregen. Wenn das Ende dem Anfang nicht entspricht, so ist das ihre Sache; ich habe mein Testament niedergelegt, ja, ich wage zu sagen, ich habe zum Andenken dieser gewaltigen Thaten ein Denkmal errichtet, das nicht so leicht untergehen wird. Wie ein epischer Dichter, der den Gesetzen dieser Dichtungsgattung nachkommt, sich nicht vornimmt, das ganze Leben seines Helden zu beschreiben, sondern nur irgend eine große Begebenheit seines Lebens, wie den Zorn des Achilles vor Troja, oder die Rückfahrt des Ulysses, oder die Ankunft des Aeneas in Italien, so wird es auch zu meiner Rechtfertigung hinreichen, daß ich nach Art eines Heldengedichts wenigstens Eine Großthat meiner Landsleute verherrlicht habe. Das Uebrige übergehe ich, denn wer könnte die Thaten eines ganzen Volkes aufzählen? — Wenn Ihr nach einer solchen Entfaltung von Muth und Kraft feig den Pfad der Tugend verlasset, wenn ihr etwas vornehmet, das eurer unwürdig ist, so wird die Nachwelt über euer Betragen zu Gericht sitzen. Sie wird sehen, daß das Fundament gut gelegt, daß der Anfang ruhmvoll war; aber mit tiefem Kummer wird sie bedauern, daß es an Leuten gebrach, die den Bau hätten vollenden können. Sie wird beklagen, daß mit solchen Anstrengungen und solchen Tugenden nicht mehr Beharrlichkeit verbunden war; daß die reiche Aussaat des Ruhms und der Heldenthaten aus Mangel an Kraft

und Ausdauer nicht zur Reife und Ernte kam; daß es an Männern zur Ausführung fehlte, während es doch solche gab, die da rathen, ermuntern, begeistern konnten und die auch im Stande waren, den ruhmvollen Helden auf der glorreichen Bühne einen unverwelklichen Lorbeerzweig um die Stirne zu flechten."

Republik oder Monarchie?

Als nach Cromwell's Tod das republikanische Gemeinwesen Englands durch den Zwiespalt der Armee und des Parlaments mehr und mehr in Verwirrung gerieth und die herrschende Anarchie bei dem größten Theil der Nation den Wunsch erzeugte, der im Auslande lebende König Karl II. möchte zurückkehren und durch Wiederherstellung des Königthums dem Lande die ersehnte Ruhe und den lang entbehrten Frieden wiedergeben — da schrieb Milton seine letzte politische Flugschrift, deren vollständiger Titel lautet: „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen, und die Vorzüge eines solchen, verglichen mit den Nachtheilen und Gefahren einer Restauration des Königthums in England." Es ist der Schwanengesang einer republikanischen Natur, der Schmerzensruf einer freien Seele, die nicht blos über den Untergang ihrer Ideale trauert, sondern die auch den ganzen Jammer, den eine rachsüchtige, aus Höflingen, Junkern und Prälaten zusammengesetzte Reaction über das Reich bringen würde, in prophetischem Geiste voraussieht. Der Flugschrift gehen zwei Briefe voran, einer an einen un-

genannten Freund, worin Milton seine Freude über die Wiedereinsetzung des Langen Parlaments bezeugt und dann den beiden Factoren der Staatsgewalt, dem Heer und den Volksrepräsentanten, den Rath ertheilt, durch einen Vertrag ihre dermalige Macht und die republikanische Staatsform zu sichern, sich durch einen Eid zu verpflichten, Gewissensfreiheit zu achten und die Wiederherstellung der Monarchie zu verhindern und in allen Grafschaften aus zuverlässigen und gesinnungsvollen Leuten Volksräthe einzusetzen, und so der Republik eine demokratische Grundlage zu geben. Der zweite ist an den General Monk gerichtet, der sich noch immer als Republikaner gerirte und in öffentlichen Declarationen an Heer und Parlament vor den Gefahren einer Restauration warnte, während er doch schon insgeheim alle Vorbereitungen dazu getroffen hatte. In diesem Brief, der als merkwürdiger Beitrag zu den Beweisstücken von der großen Verstellungskunst des heuchlerischen Generals dienen kann, warnt Milton vor dem unklugen Schritt, die vertriebene Königsfamilie wieder auf den Thron zu setzen und ihr somit die „Gewalt der Rache" anzuvertrauen, und theilt ihm darin die Grundzüge einer neuen Verfassung ohne König und Oberhaus mit, die derselbe dem nächsten Parlamente zur Annahme vorlegen sollte. Diese weiter unten näher angegebenen Grundzüge kommen der damals in den Niederlanden bestehenden Verfassung ziemlich nahe, für welche überhaupt Milton stets eine große Verehrung bezeigt.

Als Milton zur Abfassung der Flugschrift schritt, scheint er die Absichten Monk's bereits durchschaut zu haben und der dem Royalismus zugewendete Strom der öffentlichen Meinung konnte ihm als Wahrzeichen der

nächsten Zukunft dienen. Um so ehrenvoller war es, daß er von seinen Gesinnungen kein Hehl machte, daß er es verschmähte, sich der neuen Sonne zuzukehren und durch rechtzeitige Sinnesänderung sich für die Zukunft sicher zu stellen. Die Schrift ist ein neuer Beweis von der Charakterfestigkeit und dem ernsten Streben dieser Puritaner. „Wenn man die unwandelbare Absicht hat, uns wieder in Knechtschaft zu führen", sagt er, „so gestatte man uns vor der langen Fastenzeit der Dienstbarkeit noch eine kleine Zeit der Beichte, damit wir uns noch einmal frei aussprechen mögen, ehe wir der Freiheit für immer Lebewohl sagen."

Die Schrift beginnt mit einer Darlegung der frühern politischen Lage, um das Verfahren des Parlaments zu rechtfertigen und seine Verdienste um die kirchliche und politische Freiheit der Nation ins Licht zu setzen. Um diese Freiheit fest und sicher zu begründen, hätte sich das Parlament weder an die bestehenden Staatsgesetze, noch an die kirchlichen Satzungen binden können; es hätte bei der politischen Umgestaltung auf das Naturrecht, „den Anfang und das Ende aller Regierung", und bei der kirchlichen Reform auf das Evangelium zurückgehen müssen. (Man sieht also, daß auch die Puritaner, wie die für den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit begeisterten Franzosen der neunziger Jahre, die Welt nach philosophischen Begriffen und Doctrinen zu construiren gesucht.) Das Ziel ihrer Bestrebung sei die Begründung eines freien Staatslebens gewesen, wie es vor Alters unter den Griechen und Römern bestanden; um dieses hohe Ziel zu erreichen, hätten die Edelsten des Volks Gut und Blut gewagt, sie hätten mit Kraft und Muth

die ärgsten Feinde der Menschheit, Tyrannei und Aberglauben, bekämpft, sie hätten die Ketten des Königthums erfolgreich gebrochen. „Und alle diese Errungenschaften sollten nun wieder leichtsinnig hingeworfen werden? Die Feinde, die von Anfang an uns und unsere Thaten als unbedacht, aufrührerisch, heuchlerisch und gottlos verdammt haben, sollten jetzt den Triumph erleben, daß ihre feindseligen Prophezeiungen in Erfüllung gingen? Wird nun Englands Name den andern Völkern zum Gespötte dienen, gleich dem thörichten Bauherrn im Evangelium, der einen Thurm zu bauen begann und ihn nicht zu vollenden vermochte? Wo ist jener herrliche Staatsbau, den die Engländer aufführen wollten und von dem sie rühmten, er würde alle Königreiche überschatten und ein neues Rom im Westen werden? Das Fundament legten sie allerdings großartig, aber dann verfielen sie in eine Verwirrung, nicht der Sprachen, sondern der Parteien, gerade wie jene, die den Thurm von Babel zu bauen unternahmen, und haben kein anderes dauerndes Denkmal ihres Unternehmens hinterlassen als das Hohngelächter von ganz Europa, das um so mehr zu unserer Schande erschallen wird, wenn man unsere Nachbarn die Vereinigten Staaten ansieht, die in allen äußern Vortheilen uns nachstanden und nichtsdestoweniger das schwierige Werk mit Muth, Weisheit und Standhaftigkeit durchgeführt haben, sodaß sie jetzt unter glücklichen Institutionen leben und bis auf diesen Tag einen mächtigen und blühenden Freistaat besitzen." Er beklagt, daß die Früchte so heißer Kämpfe und Anstrengungen nun durch einen Act der Thorheit verloren gehen sollten, daß die republikanische Staatsform, die doch in den Schriften des Alten

und Neuen Testaments als die der Menschheit angemessenste und Gott wohlgefälligste Einrichtung gepriesen werde, einer monarchischen Verfassung weichen müsse, die den Menschen herabwürdige. Man solle nur bedenken, welche nachtheiligen Folgen ein Hof auf die Sittlichkeit, auf das Ehrgefühl, auf den Freiheitssinn eines Volkes übe. Werde nicht durch den Einfluß eines Hofes, an den sich der ehrsüchtige, hoffärtige und sittenlose Theil der weiblichen und männlichen Bevölkerung anschließe, alle Tugend und Moralität vergiftet, alle Menschenwürde, aller Freiheitsstolz, alles Unabhängigkeitsgefühl, die Quellen so vieler Großthaten, untergraben und in Servilismus und Schmeichelei verkehrt? nicht zu gedenken des Steuerndrucks und der Abgabenlasten, welche durch die Pracht der Hofhaltung, durch den Luxus, die Verschwendung, die Freudenfeste, die königlichen Mahle u. dgl. m. dem Volke aufgebürdet würden. Und um diese Besitzthümer, die mit jeder Erbmonarchie unzertrennlich verbunden wären, wollten sie die schwer errungenen Güter ihrer Freiheit hingeben; wollten sich von neuem unter das Joch eines von niederträchtigen Schmeichlern, Sykophanten und Ohrenbläsern umgebenen Fürsten schmiegen? Alles Ungemach und Leid, aller Druck und Gewissenszwang, gegen die sie so lange und so muthvoll gestritten, würden in kurzem wiederkehren und neue Kämpfe hervorbringen, aber schwerlich würde ihnen die Vorsehung zum zweiten mal einen so glorreichen Sieg verleihen; das volle Maß der Freiheit, das sie jetzt besäßen, würde ihnen, einmal verscherzt, nie wieder zu Theil werden. Die Trägheit sei ihr böser Feind, sie sollten sich doch zu Herzen nehmen, was Salomo von der Ameise sage: „Gehe hin, du Fauler, siehe ihre Weise an,

und lerne. Ob sie wol keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammlet ihre Speise in der Ernte"; ob sie denn nicht so viel Geisteskraft und Verstand besäßen als das kleine Insekt? Es sei ein großer Fehler gewesen, daß man nicht gleich nach dem Umsturz der Königsmacht eine feste, auf dauerhafter Grundlage aufgebaute republikanische Staatsordnung begründet habe, die den jungen heranwachsenden Geschlechtern gewohnt und theuer geworden wäre. Daran sei theils die Ungeduld und Abneigung der Volksmasse, theils der Ehrgeiz einiger Führer im Heer Schuld gewesen. Aber es sei immer noch Zeit, das Versäumniß gut zu machen und eine gute und feste Staatsform ohne König und Oberhaus zu begründen. Es seien neue Parlamentswahlen ausgeschrieben und zwar nicht im Namen des Königs, sondern im Namen der Erhalter unserer Freiheit; würde nun das Volk seine wahre Wohlfahrt ins Auge fassen, würde es festhalten an dem unschätzbaren Gute der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit, so müßte es seine Wahl auf achtbare, von Freiheitsgefühl und Republikanersinn erfüllte Männer richten und die Einrichtung und Leitung des ganzen Staates vertrauensvoll in ihre Hände legen. Dieses neue Parlament sollte nicht nur eine constituirende Versammlung sein, sondern zugleich der permanente Senat oder Nationalrath, der, als die eigentliche Repräsentation des Volks, die ganze Staatsgewalt in sich trüge und mit sicherer und starker Hand das Steuer zu führen hätte. Parlamente von vorübergehender Dauer hätten den großen Nachtheil, daß sie der Gesetzgebung und dem ganzen Staatswesen den Charakter der Wandelbarkeit, Bewegung

und Neuerung aufdrückten und dem Ehrgeiz und der Aenderungssucht der Menschen einen zu großen Spielraum gewährten, und nur den einzigen Vortheil, daß sie die Versammlung vor einem Misbrauch ihrer Gewalt und vor dem Laster der Trägheit, Schlaffheit und Corruption bewahrten. Diesem könnte man aber dadurch vorbeugen, daß jedes Jahr der dritte Theil der Mitglieder austrete und durch Neuwahlen ersetzt würde. So würde die Versammlung den Charakter der Stetigkeit mit der zu jedem gesunden Leben nothwendigen Bewegung und Veränderung verbinden.

Aber es scheint, daß das Verlangen nach einer festen und dauerhaften Ordnung und die Furcht vor jeder Neuerung so mächtig in der Nation war, daß Milton für nöthig hielt, diesen vernünftigen Vorschlag durch die Bemerkung zu entstellen, daß er einen permanenten Senat, der nur durch den Tod der einzelnen Mitglieder allmälig verjüngt würde, dieser „partiellen Rotation" vorziehe, ohne zu bedenken, daß dadurch dem gerühmten Vorzug der Uebung und Geschäftskunde das freie, rege Leben zum Opfer gebracht und somit der Versammlung der Keim des geistigen Todes eingepflanzt würde. Die der Geschichte von Athen und Rom, Sparta und Venedig entnommenen Beweisgründe für die nachtheiligen Wirkungen öftern Wechsels in den höchsten Rathsversammlungen geben Zeugniß, daß Milton keineswegs ein Bewunderer demokratischer Einrichtungen oder plebejischer Uebermacht gewesen, sondern daß er der Aristokratie der Tugend und Würdigkeit des Talents und Verdienstes gehuldigt habe. Dies geht auch aus seinen Ansichten über die beste Wahlordnung hervor, wobei er keineswegs

einem allgemeinen Wahlrecht das Wort redet, sondern vielmehr ein indirectes durch zwei oder drei Abstufungen durchgeführtes Wahlverfahren nebst einem Census empfiehlt. Daß Milton jedoch mit obiger Behauptung von den nachtheiligen Folgen einer „partiellen Rotation" des Senats nicht sein letztes Wort über diese Einrichtung gesprochen haben will, geht aus der spätern Bemerkung hervor, daß man zunächst nur die gegenwärtige Lage ins Auge fassen und die künftige Gestaltung der reifern Berathung der Nationalversammlung in ruhigern Tagen überlassen solle; jetzt wo periculum in mora sei, könne der Verfassungsbau nicht vollständig aufgeführt werden. Die sicherste Grundlage eines freien Staatslebens aber bleibt ihm stets eine gut geleitete Volksbildung und Erziehung, „worin die Jugend angeleitet werde zur Liebe der Religion und aller bürgerlichen Tugenden, als Mäßigkeit, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit und Gerechtigkeit; worin sie gelehrt werde, nicht auf Reichthum und Ehre allzu hohen Werth zu legen, Umtriebe und Ehrsucht zu hassen und ihre eigene Wohlfahrt und Glückseligkeit nur in Verbindung mit dem Frieden, der Freiheit und der Sicherheit des Staats zu suchen".

Eine solche Einrichtung kommt nach Milton's Ansicht nicht nur dem christlichen Musterstaate am nächsten — denn der wahre König der christlichen Menschheit sei der Heiland und Herr, der einstens wiederkommen und über die Seinen herrschen werde —, sondern sie ist auch leicht ausführbar und macht keine gefährliche und verletzende Güterausgleichung nöthig; „denn sicherlich kann in einem Gemeinwesen, wo die Würde der geistlichen und weltlichen Lords aufgehoben wäre, weder ein Einzelner, noch ein Stand einen solchen

Reichthum oder ausgedehnten Besitz erlangen, daß man zur Erhaltung der Freiheit den Zaun eines agrarischen Gesetzes aufrichten müßte (ein Versuch, der nie von Erfolg und stets die Ursache großer Aufstände sei, außer wo man zu rechter Zeit bei der ersten Besitznahme damit begonnen). Eine solche Einrichtung würde uns auch von dem in jüngster Zeit aus den Köpfen einiger ehrgeiziger Männer entsprungenen Projecte befreien, ein gewähltes Oberhaupt gleich dem Doge von Venedig an die Spitze des Staats zu stellen, ein Vorschlag, hinter dem eine Krone lauert; und es würde uns ferner vor der Gefahr sicher stellen, in der unsere Nachbarrepublik schwebt, daß unsere Freiheit durch Verträge an eine so mächtige Familie, wie das Haus Nassau geknüpft wäre, vor der wir stets auf unserer Hut sein müßten. Wir würden dann als die freieste Nation der Welt dastehen."

„Wie ganz anders wird sich unsere Lage gestalten", sagt Milton weiter, „wenn wir den König zurückrufen. Das Parlament, unter Einwirkung des Hofes gewählt, zum großen Theil aus unbedingten Anhängern des Königs bestehend, muß entweder der Regierung in Allem zu Willen sein, oder die edle Zeit wird mit ewigen Kämpfen um Volksrechte und königliche Prärogative vergeudet, bis eine Auflösung erfolgt. Der Staatsrath wird nicht vom Parlament eingesetzt, sondern vom König aus seinen Schmeichlern und Höflingen; die Abgaben werden bedeutend erhöht werden, denn Bischöfe, Hofleute, Beamte und ein Schwarm von servilen Creaturen werden den Lohn fodern für vergangene Leiden und für bewiesene Treue und Anhänglichkeit. Ein hartes System der Reaction, der Rache und Verfolgung wird schwer auf

uns lasten. Die künftigen Könige, eingedenk ihrer frühern Vertreibung, werden sich durch Beschränkung der Rechte und Freiheiten des Landes und durch Ueberwachung aller Regung und Lebensthätigkeit des Volkes gegen die Wiederkehr einer solchen Katastrophe sicherzustellen suchen und es werden die Worte Samuel's an euch erfüllt werden: «Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euern König, den ihr euch erwählet habt, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören.» Nicht blos der König, sondern auch alle seine Anhänger werden frühere Beleidigungen und Kränkungen im Gedächtniß haben und sich dafür rächen; Vergütungen und Entschädigungen werden verlangt werden; Anklagen, Untersuchungen, Processe, Angeberei, Verdächtigungen und wie die Uebel des Denunciantenunfugs in einer verfolgungssüchtigen Zeit alle heißen, werden über euch kommen und Haft, Geldbuße, Verbannung und Vexationen aller Art gegen Schuldige und Unschuldige im Gefolge haben. Die Royalisten werden triumphiren und im Bewußtsein der königlichen Gunst euch mit Stolz, Uebermuth und Verachtung behandeln. Die teuflischen Libelle, die als Vorläufer erscheinen, die Schmähungen, Drohungen, Insulte der zahlreichen namenlosen Feinde, die jetzt aus ihren Löchern hervorkriechen, das hoffnungsvolle Siegesgeschrei und die triumphirenden Mienen der vornehmen Wüstlinge, der Lasterhaften, der Libertinen können euch als Vorzeichen Dessen dienen, was euch unter der Restauration erwartet." — „Und die «neu royalisirten» Presbyterianer mögen nur nicht glauben, daß der junge Widerruf ihre alten Thaten in Vergessenheit gebracht habe; — ihre frühern Feinde, mit denen sie jetzt gemein-

same Sache gemacht, werden sie nicht der Ehre würdigen, an demselben Joch mit ihnen zu ziehen; sie werden sie niederwerfen und ihren Pflug über ihren Rücken gehen lassen." — „Eine stehende Armee wird nöthig erscheinen; dazu wird man nicht die vorhandene nehmen, sondern aus den Cavalieren und leidenschaftlichsten Royalisten eine neue bilden, die sich als die Schergen der Tyrannei und die Dränger des Volks gebrauchen lassen." — „Dies ist das Loos, das uns unter der Monarchie erwartet, und doch wollt ihr abermals einem König übertragen, was ihr selbst thun könnt? Ist es denn eine so unaussprechliche Freude, dienstbar zu sein, ein so großes Glück, ein Joch zu tragen und durch ein angebliches Unterthänigkeitsgesetz in Fesseln gehalten zu werden?"

Die menschliche Freiheit, sagt Milton gegen den Schluß der Schrift, ist theils geistiger, theils bürgerlicher Art; beide finden nur in einer Republik die rechte Stelle und Pflege. Die echte Gewissensfreiheit, die in der freien Prüfung der Heiligen Schrift ohne alle kirchliche Autorität besteht, kann blos in einem Gemeinwesen blühen und gedeihen. „Denn das Königthum, so gewaltig es auch aussieht, ist immer sehr feig, furchtsam, argwöhnisch und vor jedem Schatten erbebend; und wie man vor Alters bemerkt hat, daß es immer auf Solche, die wegen ihrer Tugend und Großmuth in Ansehen standen, den größten Argwohn und Verdacht geworfen, so hat man in neuerer Zeit erfahren, daß es mit dem größten Mistrauen und Zweifel die frommen und religiösen Leute betrachtet." Dann weist er auf die geringe Wahrscheinlichkeit hin, daß unter einem König, der von der Wiege an mit bischöflichen und päpstlichen Vorurtheilen genährt worden

wäre und dem sein Vater in dem letzten Vermächtniß feste Anhänglichkeit an die Lehre und Einrichtungen der anglikanischen Kirche zur Pflicht gemacht, Gewissens- und Religionsfreiheit gestattet sein würde. Vor allem aber würde die Kirchenordnung der Presbyterianer und Independenten, worin viel von dem verhaßten Wort Freiheit vorkomme, harte Verfolgung zu erleiden haben.

Die zweite Art der Freiheit besteht nach Milton in der Gleichheit der Rechte und Ansprüche jedes Einzelnen nach seinem Verdienste, eine Gleichheit, die nur in einem Freistaate möglich sei. Das beste und leichteste Mittel, dies zu erlangen, findet er in einem republikanischen Föderativstaat nach Art der in der Folge in den Vereinigten Staaten Nordamerikas getroffenen Organisationen oder der damals in den Niederlanden bestehenden Verfassung mit einigen Verbesserungen. Jede Grafschaft sollte in ein freies Gemeinwesen mit einer oder zwei Hauptstädten verwandelt werden; in diesen Städten sollten die Gutsbesitzer und Landedelleute ihrem Stande entsprechende Häuser bauen und mit den angesehenern Bürgern vereinigt die Provinzial- oder Cantonalobrigkeit und Gerichtsbehörde bilden. Bei der Gerichtsverwaltung, von der jedoch eine Berufung an einen obersten, zugleich als Schiedsgericht der einzelnen Grafschaften fungirenden Gerichtshof gestattet sein sollte, könnte die vorhandene Gesetzgebung, an die das Volk gewöhnt wäre, in Anwendung kommen; neue Gesetze sollten von periodischen Versammlungen, die alle Provinzen beschicken müßten, nach Stimmenmehrheit aufgestellt und ohne Widerspruch befolgt werden. Der Leitung und Aufsicht dieser Provinzialräthe sollten auch die Anstalten zur Volksbildung in allen ihren Verzwei-

gungen und Abstufungen anvertraut sein. Dadurch würde die Cultur bald eine größere Verbreitung erlangen und in die entlegensten Orte und Gegenden dringen; was zur Folge hätte, daß die ganze Nation gebildeter, tugendhafter und hochsinniger würde, ein Ziel, das nur in republikanischen Staaten angestrebt und erreicht werden könne. „Monarchen werden dies nie gestatten; das Einzige, wornach diese vielleicht streben, ist zu bewirken, daß das Volk wohlhabend werde und in der Wolle sitze, damit sie es scheeren und sich zu ihrer königlichen Pracht und Ueppigkeit die Mittel verschaffen können; im übrigen suchen sie das Volk weichlich, niederträchtig, lasterhaft und servil zu machen, weil es sich so am leichtesten unterdrücken läßt. Es soll nicht blos mit Wolle versehen sein, es soll auch einen schafartigen Geist besitzen. Die monarchische Staatsform knüpft alle Zweige der Rechtspflege an den Thron, um die Gerechtigkeit als eine königliche Gnade erscheinen zu lassen; da doch nichts wesentlicher für die Freiheit eines Volks ist, als die Verwaltung des Gerichtswesens und die Mittel der öffentlichen Cultur in seiner eigenen Wahl und in seinem Bereich zu haben, damit Niemand gezwungen sei, an entfernte Orte zu reisen, um sein Recht oder seine Bildung zu holen." Aus den Provinzialräthen sollten dann die geeignetsten Mitglieder in den Nationalrath gewählt werden.

„Auf diese Weise", fährt Milton fort, „würden wir die Vereinigten Staaten von Holland an innerer Festigkeit und gleichartigem Organismus übertreffen." „Und wenn wir unsere See- und Landmacht, bestehend in einer treuen Armee oder in einer gutorganisirten Miliz, in unsern eigenen Händen haben, die Staatskasse unter unserer

eignen Aufsicht steht, Gesetzgebung und Besteuerung von unserer eigenen Abstimmung abhängig ist, die heimische Rechtspflege, Amtsführung und Bildungsanstalten unserer eigenen Anordnung übergeben sind, aller Unterschied zwischen Edelmann und gemeinem Mann, wodurch das Staatsinteresse getrennt und geschwächt wird, wegfällt, was bleibt dann einem ständigen Rath noch übrig zur Corruption, zur Anmaßung, zu Uebergriffen?"

„Für jetzt habe ich sonst nichts zu sagen", so schließt Milton diese merkwürdige Schrift; „wenige gut überlegte Worte, wenige rechtzeitige Handlungen können uns noch retten. Aber wenn das Volk so entartet ist, daß es Religion und Freiheit preisgibt um des falschen und leeren Wahns willen, daß nichts als das Königthum Handel und Gewerbe zurückzuführen vermöge; wenn es die Leiden und Plagen, mit denen uns Gott früher heimgesucht und die wir seitdem nicht mehr empfunden, vergißt, wenn es nicht einsieht, daß Handel und Betriebsamkeit nie mehr in Blüte gewesen als in den republikanischen Gemeinwesen von Italien, Deutschland und den Niederlanden; ja, wenn dieser Handel und diese Gewerbthätigkeit ob der kostspieligen Lebensweise der Gewerbsleute so laut und ungestüm um Abhülfe schreit, daß nichts zu retten vermag, als die luxuriösen Ausgaben für Ueberfluß und Kleinigkeiten, sodaß wenn sich das ganze Volk nun der Mäßigkeit ergebe, es als eine gefährliche Sache erschiene und die Handelsleute über Mangel an Absatz Aufruhr machen würden, daß wir folglich Religion, Freiheit, Ehre, Wohlfahrt und alle menschlichen und göttlichen Dinge preisgeben müssen, um nur Handel und Betriebsamkeit zu erhalten; wenn endlich, wie einst die Israeliten sich wieder

nach den Fleischtöpfen Aegyptenlands zurücksehnten, so wir uns wieder unter das königliche Joch beugen, um in größerer Fülle und Glückseligkeit zu leben: — dann ist unser Zustand nicht gesund, sondern faul, sowol in Religion als in politischem Verstand, und der Weg, den wir wandeln, wird uns bald in das mit dem Luxus unvermeidliche Uebel — fremde und heimische Knechtschaft, führen." — „Ich habe das gefährliche Wagstück unternommen, meine Meinung zur rechten Zeit auszusprechen und meine Mitbürger zu warnen. Es mag viele weise Männer unter uns geben, aber Früchte der Weisheit sind nicht viele zu bemerken und Solcher, die ihren Sinn auf das Große und Ganze richten, sind sehr wenige. Ich weiß wohl, daß die Sprache «der guten alten Sache» nur noch als eine Stimme in der Wüste gilt, daß ich nur zu Bäumen und Steinen spreche und gleich dem Propheten blos die Erde als Zuhörer habe — aber mag auch diese Schrift der letzte Hauch der sterbenden Freiheit sein, vielleicht wird Gott einst aus diesen Steinen und dieser Erde Männer auferwecken, welche die Freiheit wiederbeleben und der Rückkehr nach Aegyptenland Einhalt thun." [11])

Anmerkungen.

1) Selbst der freisinnige Milton war also so sehr in der puritanischen Strenge befangen, daß er an den ländlichen Gesängen und Tänzen um den Maibaum Anstoß nahm!

2) Die Anhänger des Königs schienen über dieses ungeschickte Machwerk selbst beschämt gewesen zu sein, daher in den folgenden Auflagen das Gebet wegblieb.

3) Auf die Expedition von Cadiz wurde folgendes Spottgedicht verbreitet:

There was a crow sat on a stone,
He flew away — and there was none!
There was a man that ran a race,
When he ran fast — he ran apace!
There was a maid that ate an apple,
When she ate two — she ate a couple!
There was an ape sat on a tree,
When he fell down — then down fell he!
There was a fleet that went to Spain,
When it returned — it came again."

4) Auch Friedrich II. von Preußen war der Ansicht, der König sei der erste Diener seines Volkes. Er schrieb: „Es gibt kein Wohl als das allgemeine des Staats, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurufen: daß er Mensch wie der geringste seiner Unterthanen und daß er der erste Diener des Staats ist." In der vortrefflichen Instruction an Karl Eugen von Würtemberg sagt er: „Wenn elende Sterbliche

dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es nur durch die Wohlthaten, die sie über Menschen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten. Glauben Sie nicht, daß das würtemberger Land Ihretwegen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen."

5) Unter Andern jener Athener Philaras, dessen Verhältniß zu Milton wir oben angegeben.

6) Er schildert sich als einen Mann von mittlerer Statur, nicht gar zu mager und mit hinlänglicher Stärke und Herzhaftigkeit ausgerüstet, sodaß es ihm in seinen gesundern Tagen weder an Geschicklichkeit noch an Muth gefehlt habe, das Schwert, welches er beständig bei sich getragen, zu gebrauchen; da er sich mit Fleiß im Fechten geübt hätte, so glaube er jedem Gegner stehen zu können, wenn er ihn gleich an körperlicher Stärke überträfe; seine Gesichtsfarbe sei so wenig blaß (was ihm der Gegner vorgeworfen), daß man ihn in seinem vierzigsten Jahr gemeiniglich für zehn Jahre jünger gehalten; selbst seine Augen, obwol gänzlich des Lichts beraubt, verriethen ihren Mangel nicht, sondern schienen im Gegentheil so fleckenlos und hell, als ob seine Sehkraft vorzüglich scharf gewesen wäre. „In diesem Stücke allein", setzt er hinzu, „bin ich, und zwar sehr wider meinen Willen, ein Heuchler."

7) Die Benennung „der große Salmasius" erregt zum letzten mal seine Galle gegen den „Grammatiker und Kritiker". „Nur der verdient diese Benennung", sagt Milton dabei, „der entweder große Thaten vollbringt, oder lehrt, wie man sie vollbringen könne, oder der sie, wenn sie vollbracht sind, mit angemessener Würde beschreibt; aber nur jene Thaten sind wirklich groß, welche das Leben glücklicher zu machen bezwecken; welche die unschuldigen Genüsse und Freuden des Daseins vermehren, oder welche den Weg bahnen zu einem künftigen Zustand von dauerhafterem und reinerem Glück. Hat aber Salmasius je etwas gethan, das dem gleich sieht?"

8) Dem Vorwurf, daß die Independenten sich an den Kirchengütern vergriffen, begegnet er durch die Hinweisung auf die Vorgänge in andern Ländern zur Zeit der Reformation und zieht

dabei gegen die Selbstsucht und den Eigennutz der presbyterianischen Geistlichen los. „Sie erwarteten und wünschten, daß das ganze Kirchenvermögen, das den Bischöfen entrissen wurde, unter die Parochialgeistlichkeit würde vertheilt werden; denn es ist leichter, den tiefsten Abgrund auszufüllen, als die Habgier des Klerus zu sättigen; — sie sollten eher Schafe als Hirten genannt werden, denn sie werden mehr selbst gefüttert, als sie Andere füttern" — und an einer andern Stelle: „Einige von jenen Geistlichen, die noch vor kurzem mit solcher Heftigkeit gegen Pluralisten und Nonresidenten geeifert, wurden, nachdem die Einen drei, die Andern vier Pfründen von den geschmähten Episkopalen an sich gebracht, nun selbst Nonresidenten, machten sich derselben Sünde schuldig, gegen welche sie so heftig losgezogen, und wurden somit die Opfer ihrer eigenen blitz- und donnerschnaubenden Wuth. Sie haben keinen Funken mehr von Scham und sind jetzt eifrige Verfechter des göttlichen Rechts der Zehnten geworden."

9) Milton preist ihn, daß er den Königstitel ausgeschlagen. „Denn wenn du durch einen Namen gelockt worden wärest, über den du als Privatmann so vollständig triumphirt und den du in den Staub getreten hast, so hättest du ebenso gehandelt, wie wenn du nach der Unterwerfung irgend eines abgöttischen Volks unter dem Beistande des wahren Gottes, dann auf die Knie gefallen wärest und die Götter, so du besiegt, angebetet hättest."

10) Diesen Gedanken hatte er in einem frühern Gedicht schon ausgesprochen, wo es heißt:

That bawl for freedom in their senseless mood
And still revolt when truth would set them free.
License they mean, when they cry liberty,
For who loves that, must first be wise and good.

11) Kurz nach der Abfassung der obigen Schrift, als der Royalismus sein Haupt kühner emportrug, hielt der ehemalige Kaplan des verstorbenen Königs, Dr. Matth. Griffith, eine Predigt über Sprüche Sal. 24, 21: „Mein Kind, fürchte den Herrn und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen." Diese Predigt, die auch im Druck erschien, scheint nicht ohne Eindruck geblieben zu sein, weshalb Milton, vielleicht in denselben

Tagen, als schon Anstalten zu Karl's II. Rückkehr getroffen wurden, sie einer scharfen Prüfung und Widerlegung unterwarf. Die Kritik gibt, wie die obige Schrift, Zeugniß von der ungebrochenen Kraft, Klarheit und Ueberzeugungstreue Milton's und wir tragen kein Bedenken, sie den gelungensten Streitschriften desselben beizuzählen. Er widerlegt die Rede Schritt vor Schritt, deckt die falschen Auslegungen der Schriftstellen auf und verficht die republikanische Staatsform ohne allen Rückhalt und Ausflüchte. „Freie Staatsformen", sagt er, „haben immer als die geeignetsten und glücklichsten gegolten für gebildete, tugendhafte und thatkräftige Nationen, bei denen verständige und der Regierung würdige Männer vorhanden waren, die Monarchie dagegen als die geeignetste, ein entartetes, verderbtes, träges, hochmüthiges und luxuriöses Volk in Unterwürfigkeit zu halten. Wenn wir wünschen, den erstern beigezählt zu werden, so ist nichts besser und nichts edler für uns als ein freies Gemeinwesen; wenn wir uns aber selbst zu den letztern verdammen, an unserer eigenen Tugend, Thatkraft und Fähigkeit verzweifelnd, so mögen wir uns dann, im Bewußtsein unserer eigenen Unwürdigkeit einer bessern Regierungsweise, trauernd und kleinmüthig der für uns geeigneten Botmäßigkeit fügen." Da die Gründe, die er vorbringt, in den frühern Staatsschriften bereits angegeben sind, so ist es nicht nöthig, auf die kurze Kritik näher einzugehen.

Die große Landgräfin.

Bild einer deutschen Fürstin des 18. Jahrhunderts.

Von

Philipp Bopp

in Darmstadt.

Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.

Friedrich der Große, bekanntlich im Allgemeinen kein sehr warmer Verehrer des weiblichen Geschlechts, äußerte sich einmal, die Fürstinnen seiner Zeit überblickend, in einem Schreiben an d'Alembert dahin: „er verehre die Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II., die Kurfürstin Antonie von Sachsen und die Landgräfin Karoline von Hessen als die vorzüglichsten fürstlichen Frauen.“ Stoff zu einem gründlichen Urtheil über die „große Landgräfin“, um mit Goethe zu reden, war dem scharfblickenden König hinreichend gegeben, da er diese Fürstin Jahre lang oft bei sich sah und später durch Briefwechsel mit ihr verkehrte.

Noch hat keine Feder eine Biographie dieser hohen und über ihre Zeitgenossen hervorragenden Frau niedergeschrieben. Denn das im Jahr 1841 erschienene und auch wenig bekannt gewordene Schriftchen: „Karoline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Programm zur Feier des Vermählungsfestes Ihrer kaiserlichen Hoheit, des Großfürsten Thronfolgers Alexander Nikolajewitsch von Rußland und der Großfürstin Maria Alexandrowna, geb. Großherzoglichen Prinzessin von Hessen und bei Rhein“, herausgegeben von Hofrath Dr. Steiner, Historiographen des großherzoglichen Hauses und Landes, und jenem Fürstenpaare gewidmet, hat nur den Zweck, Träger einer Schmei-

chelei zu sein, zeigt auf wenigen Seiten nur Umrisse und hat Manches übersehen. Außerdem hat die Zwischenzeit einigen Stoff gesammelt. Dies gilt z. B. von der im Jahr 1842 erschienenen Schrift: „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg. Aus den in dessen Nachlaß gefundenen handschriftlichen Papieren bearbeitet von einem ehemals in diplomatischen Anstellungen verwendeten Staatsmanne. Mit einem Vorworte von K. A. Varnhagen von Ense."

Bis nun namentlich das Haus- und Staatsarchiv in Darmstadt, in welchem die eigentlichen Bausteine zur Errichtung eines biographischen Denkmals aufbewahrt werden, bisher von ängstlichem Geheimthun bewacht, sich öffnet und die ganze Gestalt in Lebensgröße hervortreten läßt, möge ein Miniaturbild genügen.

Professor Häuser in Heidelberg wirft im zweiten Band seines gehaltvollen Werks: „Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen", der im Jahr 1845 erschien, auch einen Blick auf die „pfälzische Seitenlinie, die zweibrückische". Eine weitere Abzweigung dieser Seitenlinie war die Linie Zweibrücken-Birkenfeld.

Pfalzgraf Gustav Samuel Leopold von Zweibrücken war im Jahr 1692 zur katholischen Kirche übergetreten, welcher damals auch die Hauptlinie angehörte, und hatte sich dann mit einer Tochter des Pfalzgrafen von Veldenz vermählt. Da diese Ehe kinderlos blieb, so ließ sich der Pfalzgraf von seiner Gemahlin scheiden, und vermählte sich nach deren baldigem Tode mit einem Fräulein Hoffmann, der Tochter eines seiner Beamten. Es gelang ihm, den Kaiser zu vermögen, daß derselbe die neue

Gemahlin in den Reichsgrafenstand und so zur Ebenbürtigkeit erhob. Hierdurch wurde die Aussicht des nächsten Agnaten des (protestantischen) Pfalzgrafen Christian's III. von Zweibrücken-Birkenfeld, Regierungsnachfolger zu werden, in Frage gestellt. Indessen folgte er doch seinem Stammvetter, dessen zweite Ehe ebenfalls kinderlos blieb, nach dessen Ableben im Jahr 1731 in der Regierung nach.

Pfalzgraf Christian war mit der Prinzessin Karoline von Nassau-Saarbrücken vermählt und residirte auf dem von seinem Großvater erbauten Schlosse über dem Städtchen Bischweiler, dem Hauptort der unter französischer Oberhoheit stehenden Herrschaft gleichen Namens im Elsaß. Dort wurde ihm im Jahr 1721 als ältestes Kind eine Tochter geboren, welche die Taufnamen Henriette Karoline Christine Philippine Luise erhielt.

Das Kind entwickelte bald ausgezeichnete Geistesgaben, deren erste Keime den Vater noch erfreuten. Er starb, seinen Sohn Christian IV. als Regierungsnachfolger hinterlassend, schon im Jahr 1735. Während die Witwe, eine höchstverständige einsichtsvolle Frau, als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes die Regentschaft führte, widmete sie sich der sorgfältigsten Erziehung ihrer Kinder. Schon damals war das nahe Frankreich das Musterbild für Erziehung und Ausbildung. So wurde die junge Fürstentochter nicht nur in der französischen Sprache unterrichtet, in welcher sie eine solche Fertigkeit erlangte, daß sie fortan in derselben alle ihre Briefe schrieb, sondern sie gab sich auch, in einer Zeit, da die deutsche Sprache und Literatur erst anfangen wollte, die Fesseln der Erstarrung von sich abzustreifen, der Literatur

des Landes im nahen Westen, die damals Europa beherrschte, mit Eifer hin. Es ist ungewiß, in wie weit hierbei eigentliche Neigung, oder die sich aufdrängende Betrachtung, daß eine fürstliche Person das Gewand französischer Bildung tragen müsse, thätig war. Das ist aber gewiß, daß das Gemüth der jungen Fürstin ihrem deutschen Vaterland zugewendet war und blieb, daß sie, als die geistige Morgenröthe sich auch über Deutschland ergoß, hierin ihren großen Freund, Friedrich II. von Preußen beschämend, den anbrechenden Morgen freudigst begrüßte.

Das Schloß Bergzabern, mit dem Städtchen gleichen Namens am Fuße der Vogesen gelegen, war nach seiner Herstellung von der Zerstörung im orleansschen Kriege durch den Raubbrenner Melac der Witwensitz der Pfalzgräfinnen (Herzoginnen) von Zweibrücken. Dort reifte die junge Fürstentochter zur Jungfrau heran. Umgeben von einer prachtvollen Natur, von reichen Aussichten, herrlichen Wäldern mit ihrer Einsamkeit, entwickelte sich in ihr der tiefe Natursinn, der die hohe Frau durch ihr ganzes Leben begleitete und selbst in der Wahl ihrer Ruhestätte hervortrat. Dieser tiefe Sinn für die Göttlichkeit der Natur war zugleich der Träger ihrer tiefen Religiösität. Gott und Natur verschmolz in ihrem Gemüthe zur unendlichen Einheit; die Einsamkeit des Waldes war ihre unsichtbare Kirche, so Vielen „die verlorene Kirche".

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betret'ner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.

Zu den dem Herzogthum Zweibrücken benachbarten bunt

zusammengewürfelten Gebieten kleiner Reichsstände gehörte die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, größtentheils auf der linken Rheinseite gelegen. Zehn Aemter derselben lagen im Elsaß und waren so der Hoheit Frankreichs unterworfen; ein eilftes Amt, das Amt Lemberg, gehörte zum Deutschen Reich und lag als Enclave an der Grenze des Herzogthums auf halbem Wege zwischen der Hauptstadt desselben und Bergzabern. Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt hatte sich mit der Erbtochter des letzten Grafen von Hanau vermählt und brachte so jene Grafschaft an sein Haus, da sie sein Sohn aus dieser Ehe, der nachherige Landgraf Ludwig IX., geboren im Jahr 1719, als Erbe erwarb. Er trat die Verwaltung desselben nach erreichter Volljährigkeit im Jahr 1741 an, nahm aber seinen Wohnsitz nicht in dem Städtchen Buchsweiler, dem Hauptorte der Grafschaft und Sitz der Centralbehörden, weil er sich dann von der ihm unangenehmen französischen Oberherrschaft hätte umgeben sehen müssen, sondern wendete sich nach jener freien Enclave und siedelte sich dort in dem Dörfchen Pirmasens an, das, von ihm nach und nach zu einer Stadt erhoben, bis zu seinem Ableben im Jahr 1790 seine Residenz blieb. Der junge Mann zeichnete sich vor der fürstlichen Jugend jener Zeit dadurch aus, daß er den Modeflitter französirenden Wesens verachtete, seine körnige deutsche Natur frei hervortreten ließ. Dabei besaß er einen gesunden Menschenverstand. Hätte er eine bessere Erziehung genossen, welche die gesunden Keime zur vollen Entwickelung gebracht hätte, und wäre er nicht durch seine fast kindischen Liebhabereien auf Abwege geführt worden, so würde ihn die Geschichte neben seinem Schwager Karl Friedrich von Baden nennen.

Eines Tags, im Sommer des Jahrs 1741, fuhr ein Wagen durch das Städtchen Bergzabern und wendete sich nach dem Schlosse. Er kündigte einen fürstlichen Besuch an. Denn auf der einen Seite des Schlags erblickten die neugierigen Bewohner des Städtchens das hessische Wappen, auf der andern das hanauische. Schon war die Pfalzgräfin durch einen vorausgesendeten reitenden Boten davon benachrichtigt worden, daß der junge fürstliche Nachbar den schuldigen Nachbarbesuch abstatten wolle; sie empfing ihn und geleitete ihn in das Schloß, wo sie ihm ihre beiden Töchter vorstellte. Der umstehende kleine Hofstaat glaubte zu bemerken, daß der Prinz sich besonders lebhaft mit der ältesten Prinzessin unterhielt; sein kleines Gefolge glaubte ebenfalls wahrzunehmen, daß er sich von der jungen Dame angezogen finde; ihr Aeußeres hatte etwas Ansprechendes und aus ihren braunen lebhaften Augen strahlte Geist und Herzensgüte. Die Prinzessin mochte bemerken, daß der auch durch ein stattliches Aeußere sich empfehlende junge Nachbar sich zugleich durch innere Eigenschaften auszeichne. Seine Bitte, wiederkommen zu dürfen, wurde freundlich gewährt; sie verwandelte sich bald in eine Bewerbung, und schon nach wenigen Wochen führte der Erhörte die Braut an den Altar. Die Vermählung wurde am 12. August desselben Jahres zu Zweibrücken gefeiert.

Goethe schildert uns im zehnten Buch von „Wahrheit und Dichtung“ eine kleine Reise, die er mit zwei Freunden von Strasburg aus durch das Innere des Elsasses unternommen habe. So erzählt er denn auch: „Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte.

Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß. Die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerb, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit sich hin- und herbewegt, lädt uns ein zu friedlicher Theilnahme; die Geselligkeit ist nothwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mishelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbar sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machte den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Ortes, wenn wir heraustraten in das alte Schloß, um die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein. Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baschberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum ersten male auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge

begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St.-Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen."

Der Neuvermählten war diese „paradiesische Gegend" schon durch frühere Besuche bekannt. Ihr für die Schönheit der Natur so empfänglicher Sinn ließ sie lebhaft wünschen, daß ihr Gemahl sich entschließen möge, den alten Hauptort seiner Grafschaft wieder zum Wohnsitz zu wählen; er gab ihren Wünschen Gehör und verlebte mit ihr zwei Jahre mitten unter seinen Unterthanen. Auch als später der Erbprinz sich in seiner von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Militaircolonie Pirmasens vergrub, bewohnte seine Gemahlin abwechselnd und mit Vorliebe das Schloß, das sich ein Graf von Hanau-Lichtenberg in dem Hauptorte seines Landes zur Residenz erbaut hatte. Noch lebt das Andenken an sie und ihre segensreiche Wirksamkeit in jener Gegend des Elsasses wie eine Legende.

Der gräfliche Erbprinz war ein feuriger Verehrer und Anhänger Friedrich's des Großen, jedoch vorzugsweise nur in dessen Eigenschaft als Soldat und Exerciermeister, während seine Gemahlin in ihm den großen Denker und Regenten verehrte. Der Prinz war im

Jahr 1742 als Oberst des Regiments Royal-Allemand in französischen Kriegsdienst getreten und nahm so Theil an dem Feldzug in Böhmen unter dem Marschall Belleisle, bei dem furchtbaren Rückzug von Prag dem Tode durch Erfrieren nah. Seine Neigung der Politik voranstellend, verließ er schon im Sommer des folgenden Jahres den französischen Kriegsdienst, ihn nach einigen Monaten mit dem preußischen vertauschend. Er wurde zum Generalmajor und Chef des Regiments Selchow ernannt und nahm an den Feldzügen in den Jahren 1744 und 1745 theil, kehrte aber nachher wieder in seine Lande zurück. Dem Willen seines Vaters, den preußischen Kriegsdienst zu verlassen, leistete er nicht nur Widerstand, sondern er entschloß sich im Jahr 1750 sogar, die Stadt, in welcher sein Regiment in Garnison lag, Prenzlau in der Uckermark, zu seinem und seiner Familie Wohnsitz zu wählen. Ungern folgte ihm seine Gemahlin in diese von der Natur so stiefmütterlich behandelte Gegend. Die sechs Jahre ihres dortigen Aufenthalts gewährten ihr nur die Befriedigung, daß sie sich in der Nähe des großen Mannes seines Jahrhunderts, mit welchem sie persönlich und durch lebhaften Briefwechsel verkehrte, befand, auch die Freundschaft des ausgezeichneten Bruders des Königs, des Prinzen Heinrich, genoß, mit welchem sie, wie aus einem Schreiben desselben an sie vom Jahr 1768 über die Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser Joseph, das Moser in seinem „Patriotischen Archiv" mittheilte, hervorgeht, gleichfalls correspondirte. Die Pflichten und Freuden der Mutterschaft gesellten sich hinzu, um ihr Leben zu erfüllen; im Jahr 1751 kam sie mit einer Prinzessin, der nachherigen Gemahlin des Nachfolgers

des großen Königs, nieder; im Jahr 1753 gebar sie ihrem Gemahl einen Sohn, den nachherigen Landgrafen Ludwig X. 1754 und 1755 ward sie Mutter der Prinzessin Amalie, später vermählt an den Erbprinzen von Baden, den ältesten Sohn des Markgrafen Karl Friedrich, und der Prinzessin Wilhelmine, der einstigen Gemahlin des Großfürsten Paul von Rußland.

Der Siebenjährige Krieg brach aus. Der fürstliche Chef des preußischen Regiments, den der König zu diesem Zweck zum Generallieutenant ernannt hatte, wünschte als Befehlshaber einer Abtheilung der Armee an dem Krieg theilzunehmen, und seine Gemahlin mochte insofern mit ihm sympathisiren, als es sich darum handelte, den großen König, den sie als ihren Freund und Träger der Ideen des Jahrhunderts verehrte, auf seinem Thron zu erhalten. Indessen stimmten die politischen Verhältnisse mit diesen Neigungen und Wünschen nicht überein. Frankreich hatte sich mit Oestreich gegen Preußen verbunden, und der preußische General war der Inhaber einer Grafschaft, welche größtentheils der Oberherrschaft Frankreichs unterworfen war; außerdem lagen die landgräflichen Lande nicht fern von der Grenze Frankreichs, von dessen Heeren sie schon mehr als einmal überschwemmt worden waren. Zu dem war der Vater des Erbprinzen ein erklärter Anhänger des Hauses Oestreich, wie wir schon aus der Erzählung Goethe's in „Wahrheit und Dichtung" über das Zusammentreffen des Landgrafen mit dem Kaiser Franz I. und dem Römischen König Joseph im Jahr 1764 bei Heusenstamm wissen. Denn wir erinnern uns der Stelle: „Es war verabredet worden, daß unterwegs

zwischen Heusenstamm und jenem großen Gezelte Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tags erinnern, als der Landgraf das Decret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheuerung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht und der Landgraf, von Alter schwach, hielt sich an einer Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah." Das Oberhaupt der Christenheit stellte den Fürsten seinem Gefolge mit den Worten vor: „Hier mein bester Freund!"

Sehr ungern hatte der Vater den Sohn in die Dienste des Königs treten sehen, welcher als der entschiedenste und gefährlichste Feind des Hauses Oestreich angesehen wurde. Nun stellte sich die Politik auf die Seite des Vaters, der mit Hülfe dieses mächtigen Bundesgenossen den Sohn vermochte, den preußischen Kriegsdienst und Preußen zu verlassen. Der Erbprinz kehrte im Jahr 1757 mit seiner Familie nach dem Städtchen Pirmasens zurück, das er von da an fast zu seinem ununterbrochenen Aufenthalt machte und bei seiner Liebhaberei für das Soldatenwesen zu einer Art Militaircolonie umschuf. Zuweilen verlor sich ein Reisender in diesen Winkel von Deutschland, und ein solcher Zufall hat uns ein Bild dieses Soldatenlagers bewahrt. Im Jahr 1789 fiel es einem Wanderer ein, es zu besuchen.

Seine Schilderung desselben hat uns das „Journal von und für Deutschland" bewahrt: „Hier bin ich wie in eine ganz neue Welt versetzt, unter eine zahlreiche Colonie von Bürgern und Soldaten, die kein Reisender auf einem so öden und undankbaren Boden suchen würde; Alles um mich her wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Musik. Hier, wo ehemals nichts als Wald und Sandwüste war, wo ein einsames Jagdhaus blos zum Aufenthalt einiger Förster diente und die ganze Gegend umher von Niemanden, als einigen Räuberhorden besucht wurde, da legte der regierende Fürst von Hessen-Darmstadt mancherlei Wohnungen an, pflanzte Einwohner darein, versetzte den Kern seiner Kriegsvölker dahin und erkor sich den Ort, der 16 deutsche Meilen von seinem größern Lande und seiner eigentlichen Residenz liegt, zu seinem künftigen Aufenthalt. Eine solche Wahl und einen solchen Entschluß kann nur eine ganz besondere Stimmung des Gemüths und eine ungewöhnliche Richtung des Charakters bei diesem Fürsten erregt haben, da er sich dadurch von seinem eigentlichen Lande ganz losriß, den Augen seiner Unterthanen gänzlich entzog und blos sich selbst, seinen wenigen Gesellschaften und seiner Lieblingsneigung, dem Soldatenwesen, lebt. Pirmasens liegt in dem Theil des Hessen-Hanau-Lichtenbergischen Amtes Lemberg, welcher unter deutscher Hoheit steht, 2 Meilen von Bitsch und 2½ Meilen von Zweibrücken. Der Ort ist von mittlerer Größe, hat einige gut gebaute Häuser, aber keine vorzügliche Straßen; seine schnelle Aufnahme hat er, wie gesagt, dem hier residirenden Landgrafen und seinem zahlreichen Militair zu verdanken; ohne dieses Alles wäre Pirmasens ein elender Ort, da kaum eine ordent-

liche Straße durch diesen Winkel des Wasgaus zieht. Der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hause, das man weder ein Schloß noch ein Palais nennen kann, und, genau genommen, nur aus einem Geschoß besteht. Nahe bei demselben, nur etwas höher, liegt das Exercirhaus. Die Länge desselben beträgt 130 pariser Fuß, die Breite 86. Hierin exercirt nun der Fürst täglich sein ansehnliches Grenadierregiment, das aus 2400 Mann bestehen soll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man schwerlich beisammen sehen; aber sie kosten auch dem Landgrafen ansehnliche Summen; denn es ist nichts ungewöhnliches, wenn ein Mann sich des Tags auf 30 — 40 Kreuzer bis zu einem Gulden stehet. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich in die Länge nicht so zusammenbleiben würden, wenn sie nicht immer in die Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von den umherreitenden Husaren beobachtet werden müßten."

An einer andern Stelle malt der Beobachter das Bild näher aus. Denn er läßt sich dahin vernehmen: „Soeben komme ich aus dem Exercirhaus von der eigentlichen Wachtparade, ganz parfumirt von Fett- und Oeldünsten der Schuhe, des Lederwerks, der eingeschmierten Haare, und von dem allgemeinen Tabackrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade; wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und ein Dampf entgegen, der so lange meine Sinne betäubte und mich kaum die Gegenstände unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich endlich an die mancherlei Dämpfe und widrige Ausflüsse einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und schön gewachsenen Soldaten ist, wird

für alle die widrigen Ausflüsse hinlänglich entschädigt. Sowie das Regiment aufmarschirt und seine Fronte durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zu dem andern eine sehr gerade Linie, in welcher man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgesetzten Bajonets kaum eine vor- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt; durch alle Glieder erscheint diese pünktliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verschoben. Die Schwenkungen und Manoeuvres geschahen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit; man glaubt eine Maschine zu sehen, die durch Räder- und Triebwerke bewegt und regiert wird. Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Finstern exercirt und in den verschiedenen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. August, als dem Namensfest des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmasens von auswärtigen Offizieren und andern Fremden, die theils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und andern Ländern diesen wohlgeübten Kriegsmännern zu liebe hieher reisen." Auch den Fürsten erblickte der Wanderer auf dem Schauplatz, wie sich denken läßt: „Den Landgrafen habe ich hierbei in aller Thätigkeit gesehen; mit spähendem Blick befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hinteren Gliedern; Alles war geschäftig an ihm, und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuschauer aus den Augen; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Offizier an mich geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte,

und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause und in seinen Apartements erblickt man wenig Pracht; man glaubt bei einem campirenden General im Felde zu sein; überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürsten hervor."

Wäre der Reisende, der uns dieses noch weiter ausgemalte Bild überlieferte, ein Jahr später an diesen großen Menageriekasten von Zweifüßlern gekommen, so würde er ihn leer gefunden haben. Der Fürst starb im nächsten Frühjahr und sein Sohn und Nachfolger beeilte sich, die Thüre zu öffnen, und das Gethier stürzte heraus, um sich nach allen Weltgegenden zu zerstreuen. Pauli, der in seinem „Gemälde von Rheinbaiern" der einstigen „wahren Soldatencolonie" gedenkt, worin man „angeworbene Russen, Polen, Schweden, Dänen, Franzosen, Türken, Zigeuner, ein Mixtum von allen europäischen Nationen beisammen" gefunden habe, hebt hervor: „Pirmasens ist verödet und nahrungslos geworden."

Die Gemahlin des Landgrafen, der mit seiner Liebhaberei für langgewachsene Grenadiere an den Vater ihres königlichen Freundes, an Friedrich Wilhelm I., erinnerte, beklagte im Stillen diese Schwäche und wendete gern sich von dem kleinen Potsdam ab; sie wohnte meistens in der stillen und reizvollen kleinen Hauptstadt der Grafschaft, wo sie noch drei Kinder, die Prinzen Friedrich und Christian, und die Prinzessin Luise, die einstige Gemahlin des geistvollen Herzogs Karl August von Weimar, gebar. Studien, ein lebhafter Briefwechsel

mit ausgezeichneten Zeitgenossen und die Sorgen für die Erziehung ihrer Kinder füllten ihre Zeit aus.

Der Vater ihres Gemahls neigte sich, hoch betagt, dem Grabe zu; es nahte also die Zeit heran, da sie auch dem hessischen Lande Landesmutter werden sollte. Die Betrachtungen, denen sie sich hingeben mußte, vermochten sie, ihren Gemahl zu bitten, daß er ihr gestatten möge, ihren Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen. Die Gewährung dieses Wunsches führte die Fürstin im Jahr 1767 in die Residenz Darmstadt. Mit wehmüthigen Gefühlen verließ sie das bisher bewohnte Schloß, dessen Umgebungen sie mit kunstfertiger Hand zu verschönern verstanden hatte; mit wehmüthigen Gefühlen sahen die Bewohner des Städtchens die hohe Frau von der Stätte Abschied nehmen, wo sie die schönste Zeit ihres Lebens verlebt hatte. Eine Ahnung beschlich sie, daß mit ihr der Schutzgeist ihrer Schöpfungen entweiche. Der Sturm der Revolution warf das Schloß nieder und zerstörte die reizenden Anlagen um dasselbe; ihr Erbe, Napoleon, schenkte die gerettete Orangerie der Stadt Strasburg, die damit ihre Ruprechtsau ausstattete.

Im folgenden Jahr 1768 starb Landgraf Ludwig VIII. Der Sohn und Nachfolger hatte sich so sehr in seine groteske Schöpfung eingelebt, daß er sich nicht von ihr trennen konnte. Statt nun seinen Wohnsitz in der Hauptstadt seines Landes zu nehmen, blieb er in Pirmasens, meinend, es ließe sich auch von diesem Winkel her regieren. Der scharfblickenden Landgräfin konnten die Gebrechen nicht entgehen, an denen das Wohl des Landes litt; sie benutzte den häufigen Briefwechsel mit ihrem Gemahl, der ihr die Erziehung ihrer Kinder, den vorzugs-

weisen Gegenstand der Correspondenz, überlassen hatte, auch dazu, um im Interesse des öffentlichen Wohls auf ihn einzuwirken. Sie hielt dadurch manches Uebel ab und verhalf manchem Guten zum Sieg. Indessen drängte sich ihr immer mehr die Ueberzeugung auf, daß es eines kräftigen Ministers bedürfe, der, in ihre Ideen eingehend und sie durchführend, mit fester Hand das Staatsruder zu lenken fähig sei.

Unter sorgsamer, mütterlicher Pflege wuchsen die fürstlichen Kinder heran und ihrer Bestimmung entgegen. Schon war die älteste Tochter, Karoline (1768), die Gattin des Landgrafen von Hessen-Homburg geworden, als Friedrich der Große für seinen Neffen und Regierungsnachfolger um die Hand der zweiten Tochter, Friederike Luise, seiner Pathin, anhielt. Dem Monarchen und seiner Freundin war es eine Genugthuung, das geknüpfte geistige Band mit einem verwandtschaftlichen zu verweben.

Zum Tag der Vermählung auf dem Schlosse zu Charlottenburg war der 14. Juli 1769 gewählt worden. Die Landgräfin reiste mit ihrer bräutlichen Tochter ab, und zwar über Göttingen. In welcher Absicht sie sich zu diesem Umwege entschloß, geht aus der Erzählung Pütter's im zweiten Band seiner Selbstbiographie hervor. Lassen wir den berühmten Publicisten, von dem Goethe auch Das rühmt, daß er „durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden sollte", selbst reden: „Bald nach unserer Zurückkunft von der westfälischen Reise fügte sichs, daß die damalige Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit ihren Prinzessinnen

Töchtern (wovon eine zur Gemahlin des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bestimmt war) auf ihrer Reise nach Berlin hierdurch kam, und ich als ein Mitglied der Deputation mit dazu bestimmt ward, im Namen der Universität unsere Devotion zu bezeugen. Die Frau Landgräfin verweilte sich, indem sie sich Thee geben ließ, beinahe eine Stunde. Da sie einen jeden von uns sich besonders vorstellen ließ, fragte sie mich, ob ich derjenige sei, der die zwei Prinzen zu Gotha unterrichtet habe. Auf meine bejahende Antwort fuhr sie fort, über allerlei Gegenstände so herablassend gnädig mit mir zu sprechen, daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte. Die erhabenen Geistesgaben und andere vortreffliche Eigenschaften dieser Fürstin, die ich schon oft hatte rühmen hören, übertrafen jetzt bei weitem meine Erwartung. Glücklich schätzte ich mich, diese Erfahrung gemacht zu haben. An weitere Folgen konnte mein Herz nicht denken. Wie sehr mußte ich mich also überrascht finden, als der Minister von Hesse, der mit der Frau Landgräfin zu Berlin gewesen war, wie er auf seiner Rückreise hierdurch kam, mir ein eigenhändiges Schreiben von dieser Fürstin überreichte, und mündlich dabei den Auftrag ausrichtete, im Namen des Herrn Landgrafen mir die Stelle eines Kanzlers der Universität Gießen mit einer Besoldung von 2500 Gulden anzutragen. In der That machte es mir weniger Mühe, dem Herrn von Hesse, der selbst hier studirt hatte, meine Entschlossenheit, Göttingen nicht zu verlassen, begreiflich zu machen, als das fürstliche Schreiben nach Würde zu beantworten. Ohne mit weitläufiger Schreiberei beschwerlich zu fallen, berief ich mich in der Antwort

(16. Aug. 1769) nur auf meine dem Herrn von Hesse ausführlicher geäußerte Erklärungen und gab der Sache nur die Wendung, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich in der von der Vorsehung mir angewiesenen Stelle auch zum Vortheile der darmstädtischen Jugend auf unserer hiesigen Universität etwas beitragen könnte. Das erhaltene fürstliche Schreiben theilte ich nur im Vertrauen meinem Freunde Strube mit. Der fand doch der Mühe werth, es dem Herrn Premierminister zu zeigen. Darauf schrieben mir Seine Excellenz: «So sehr mich die fürstliche Werberei in Göttingen befremdet, so unendlich bin ich Ew. verbunden, daß Sie derselben kein Gehör gegeben» u. s. w."

Das Schreiben der Landgräfin, dessen Benutzung Dem, an welchen es gerichtet war, den Titel eines Geheimen Justizraths, wie er selbst mit naiver Selbstgefälligkeit erzählt, eintrug, lautete: „Sanssouci den 24. Juli 1769. Mein Herr! Sie erinnern sich einiger Worte, die ich an Sie richtete, als ich das Vergnügen hatte, Sie in Göttingen zu sehen. Sie bezogen sich auf den Wunsch des Landgrafen, Sie nach Gießen zu ziehen. Ich theilte diesen Wunsch, ehe ich Sie kennen lernte, und seitdem ich Sie sah, hat er sich sehr gesteigert. Der Geheime Rath von Hesse ist von dem Landgrafen beauftragt, wegen seiner Absichten mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Ich wäre entzückt, mein Herr, wenn die Vorschläge, die man Ihnen vorlegen wird, von einem Mann, wie Sie, als annehmlich angesehen würden. Nichts entspricht mehr meinen Wünschen, als wenn ich dazu beitragen kann, tüchtige Leute für das darmstädter Land zu gewinnen. Sie können daraus entnehmen, wie sehr ich mich darnach

sehne, Sie an der Spitze der Universität Gießen zu sehen. Ich bitte Sie, überzeugt zu sein von den Gefühlen der Hochachtung gegen Sie, von denen erfüllt ist Ihre Ihnen sehr ergebene Dienerin Karoline von Hessen."

Die edle Absicht der Fürstin bei dem Versuch der Berufung des großen Staatsrechtslehrers war mit die, ihrem ältesten Sohn, dem Erbprinzen, den sie überhaupt nur deutschen Lehrern anvertraute, einen so ausgezeichneten Lehrer zuzuführen. Ihr mütterliches Herz fühlte sich gedrungen, kein Mittel unversucht zu lassen, das als geeignet erschien, dazu beizutragen, diesen ihren Sohn zu einem tüchtigen, ein Musterbild darbietenden Regenten heranzubilden. Eben darum erachtete sie es als Aufgabe, in ihm einen geistig und körperlich rüstigen Menschen zu erziehen. Wol konnte ein hessischer Geschichtschreiber, indem er der Jugend Ludwig's I. gedenkt, auch sagen: „Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war in mancher Beziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte frühe das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbständig und mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten." Unwillkürlich denkt der Menschenfreund an die Beobachtung Iselin's: „Wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Tugenden ausgezeichnet haben, so

würde man unter zehn immer neun finden, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig wären. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist, wie fast Alle, welche diesen Vortheil genossen haben, ihn Niemanden schuldig gewesen sind, als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet." Zimmermann erinnert in seinem Werke über die Einsamkeit an Dion, der das Glück gehabt habe, in Plato einen Lehrer und Erzieher zu finden, und fügt hinzu: „Was Plato für den Dion that, das thut manche Mutter für ihren Sohn, oft ohne daß es der Vater gewahr wird. Philosophie aus dem Munde einer klugen und mit der Menschheit bekannten Mutter fließet durch das Herz in den Kopf. Wer geht nicht gern, auch auf rauhen Wegen, an einer geliebten Hand. Welcher Unterricht auf Erden überwiegt die holden Lehren einer Frau von erhabener Denkart, tiefem Blicke, liebeathmendem und liebevollem Herzen." Die Fürstin fand, eine zweite Cornelia, ihren Schmuck nicht nur in ihren Söhnen; sie opferte ihr Geschmeide, um für die Ausbildung ihres ältesten Sohnes alle Mittel aufzuwenden. Sie sendete ihn in Begleitung seines Hofmeisters Leuchsenring, eines geist- und kenntnißreichen Mannes, den Goethe's Laune zum Vorbild seines Paters Brey erlas, nach der Universität Leyden und nachher auf Reisen und hatte die Genugthuung, dieses Opfer nicht umsonst gebracht zu haben. Die Ludwigssäule ist Urkunde.

Als im Jahr 1772 der Erbprinz die väterlichen Besitzungen im Elsaß besuchte, sendete ihm von seinem

nahen Wohnort Kolmar aus der blinde Pfeffel, der früher oft an den kleinen Hof in Buchsweiler gekommen war, in der galanten Sprache seiner Zeit folgende Zeilen zu:

Prinz! um den Sohn Ulysses' groß zu bilden,
Stieg Pallas einst von des Olymps Gefilden;
Doch damals war sie braun und alt,
Verhüllt in Mentor's ernster Miene;
Bei dir behielt sie ganz die göttliche Gestalt,
Und gab sich blos den Namen Karoline.

Schon oben wurde hervorgehoben, daß, als über Deutschland die geistige Morgenröthe sich ergoß, sie auch von der Fürstin freudigst begrüßt wurde. Die ersten Gesänge des „Messias" waren erschienen und erfüllten ihre ganze Seele für die Dichtung und den Dichter, von dem Goethe sagt: „Nun sollte die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und auf Alles, was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der „Messias", ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er, durch irdische Gemeinheit und Leiden, zu den höchsten himmlischen

Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen." In dem tief religiösen Gemüthe der Fürstin hallten die himmlischen Töne des Gesangs in ihrer vollen Reinheit und Harmonie wider; sie hegte eine tiefe Verehrung für den Dichter. Seine Oden und Elegien waren in Zeitschriften zerstreut, einzeln noch gar nicht gedruckt. Die Landgräfin veranstaltete im Jahr 1771 die erste Ausgabe derselben (160 Seiten) in 34 Exemplaren, welche sie an die ihr nahestehenden Verehrer des Dichters, so auch an Goethe und Herder, vertheilte. Letzterer hatte im Hause Heinrich Merck's in Darmstadt seine dort lebende nachherige Gattin, wie Ersterer sich ausdrückt, „doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne", kennen gelernt, am 25. August 1771 in einem kleinen Kreise bei der im Schlosse wohnenden Erzieherin der Prinzessinnen seinen Geburtstag gefeiert und sich zugleich mit seiner Braut verlobt. Hier wurde er der Landgräfin vorgestellt, vor der er mehrmals in der Hofkirche predigte.

Noch viel früher hatte die Fürstin einen andern ausgezeichneten Mann kennen gelernt, um dieselbe Zeit, da Goethe, noch als Knabe, seine Bekanntschaft in Frankfurt gemacht hatte, sodaß wir ihm auch folgendes Bild des Mannes verdanken: „Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowol, als seine Wirksamkeit in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Karl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch

er hatte einen gründlich-sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wol zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie van Loen das Hofleben, ebenso das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern an, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Conflict und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden, als im großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debitcommissionen ernannt; andere fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vortheil zogen, oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, und hier gab sein ererbtes bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener", sein „Daniel in der Löwengrube", seine „Reliquien" schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit

nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich", fügt Goethe hinzu, „seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes." Noch ehe Moser jenes merkwürdige Buch: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit", vergleichbar einer weithin tönenden Glocke, im Jahr 1759 herausgegeben hatte, lernte ihn, da er schon im Jahr 1756 in die Dienste des Landgrafen Ludwig VIII. getreten war, ein Verhältniß von vorübergehender Dauer, die Landgräfin kennen; sie überzeugte sich davon, wie tief derselbe die elenden öffentlichen Zustände kannte und wie lebhaft er sie beklagte, wie lebhaft er wünschte, zur Herstellung eines geordneten, sittlichen Staatslebens beitragen zu können; sie sympathisirte mit ihm, war aber noch nicht in der Lage, ihm einen Wirkungskreis eröffnen zu können. Nur die Presse bot ihren Dienst dar. Wenn Moser seine Schrift mit den Worten einleitete: „Die ersten Züge dieser Schrift sind auf Veranlassung einer Herrschaft entworfen worden, welche den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung gefaßt hatte", so läßt sich vermuthen, daß er die Fürstin meinte. Es gelang ihr, daß ihr Gemahl im Jahr 1762 Moser zu Unterhandlungen mit dem Hause Hessen-Kassel wegen Beilegung der Dissidien in Bezug auf die Hanau'sche Erbschaftsangelegenheit, die auch zum Ziele führten, verwendete. Als der Mann ihres Vertrauens im folgenden Jahr 1753 in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel trat, mußte sich die Erbprinzessin auf eine Perspective beschränken. Sie äußerte sich in einem Schreiben an ihn dahin: „Ich schätze Sie zu sehr, als daß ich mich nicht dem Vergnügen hingeben sollte, Sie als uns noch in jeder Beziehung angehörend zu betrachten.

Absehend von den Hoffnungen, die ich daraus für meine Kinder und für das Land schöpfe, habe ich auch noch den Grund: Es werden sich zehn andere finden, die, weniger tüchtig, weniger gewissenhaft und redlich, als Sie, ihre Künste spielen lassen würden. Ich bitte Sie, mich und die Meinigen nicht zu verlassen und auf die Lauterkeit meiner Hochachtung gegen Sie zu rechnen." Als der Gemahl der Fürstin zur Regierung gelangt war, ließ sie es an der Bemühung, denselben zu vermögen, den Mann ihres Vertrauens über die stehen gebliebene Brücke zurückzuführen, nicht fehlen, aber lange vergebens. Erst als der Landgraf sich überzeugte, daß zur Regelung der sehr zerrütteten Finanzen ein Mann an das Staatsruder gestellt werden müsse, der des öffentlichen Vertrauens sich erfreue, gab er nach, und Moser wurde im Jahr 1772 unter dem Titel eines Präsidenten an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem fürstlichen Paar hatte bereits das System festgestellt, welches die neue Staatsverwaltung beherrschen sollte. Nach Ordnung der Finanzen ward rasch Hand an die Regeneration des kleinen Staats gelegt, den die Fürstin ihrem Sohn in blühendem Zustand hinterlassen zu sehen wünschte.

Bereits im Jahr 1771 war an eine Verbindung zwischen dem Großfürsten Paul von Rußland, dem Sohn [illegible]serin Katharina II., und einer Tochter des Landgrafen gedacht worden. Vorzugsweise wurde die vierte Tochter, Prinzessin Wilhelmine, ins Auge gefaßt. Friedrich der Große, den Töchtern seiner Freundin glänzende Verbindungen gönnend und dabei politische Zwecke verfolgend, suchte diesen Plan zu fördern. Herr von der

Asseburg, das Vorbild des Junkers von Falkenstein in Bürger's Ballade („Morgenblatt", 1849, Nr. 281), war der Unterhändler. Die Landgräfin wünschte ebenfalls die Verbindung und wechselte wegen dieser Angelegenheit häufig Briefe mit dem Könige. Dieser Briefwechsel, unter Siegeln in den Archiven verwahrt, könnte Aufschluß geben über die Gründe, welche die Fürstin beherrschten. Ohne Zweifel war der Wunsch ihres gekrönten Freundes ihr schon ein mächtiger Grund. Folgen wir den Denkwürdigkeiten des Unterhändlers. „Wir ersehen", heißt es S. 252, 253, „aus einer Reihenfolge von eigenhändigen Briefen der Landgräfin, Mutter der Prinzessin Wilhelmine, an den Geheimen Rath von der Asseburg, daß er solche ins Vertrauen über die Absichten gesetzt hatte, welche die Kaiserin auf die Prinzessin richtete. Die Landgräfin war eine der ausgezeichnetsten Fürstinnen ihrer Zeit. Dies Zeugniß haben ihr nicht nur ihre Zeitgenossen allein, sondern auch die Nachwelt zugestanden. Die schönen Eigenschaften des Herzens und Verstandes ihrer Töchter, durch die ihnen ertheilte Erziehung ausgebildet, bestimmten ihre Wahl zu Gemahlinnen der ersten Fürsten Deutschlands. Ihre Nachkommenschaft blüht noch in einigen dieser hohen Häuser, und von den Enkeln der Landgräfin haben mehre in den letzten verhängnißvollen Zeiten alle jene edeln Fürstentugenden vereinigt bewährt, die sich anderwärts nur einzeln vorfinden. Die Correspondenz der Landgräfin mit dem Herrn von der Asseburg, die im Jahre 1771 anfängt und sich mit ihrem am 30. März 1774 erfolgten Ableben schließt, gibt von ihren Eigenschaften und großen Einsichten den Maßstab und liest sich heute noch mit höchstem Interesse." S. 256 wird

dieses Briefwechsels weiter gedacht. Denn wir lesen unter bunten Betrachtungen: „Die Correspondenz mit der Frau Landgräfin verbreitet über den Antheil, den der König von Preußen an diesen Unterhandlungen nahm, noch mehr Licht und beweist die Schwierigkeit der Lage Asseburg's, der in den ersten Jahren dieses Geschäfts noch in dänischen Staatsdiensten stand, vom russischen Hofe in einer wichtigen geheimen Unterhandlung gebraucht wurde und zugleich durch seine bedeutenden Besitzungen preußischer Unterthan war. Die Zartheit dieser Verhältnisse wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß Asseburg durch die Persönlichkeit der Landgräfin und in der Absicht, auf die angemessenste Weise den Zweck der Unterhandlung zu erreichen, sich bemüssigt geglaubt hatte, sie ins Vertrauen zu setzen, ohne hierzu von seinem Hofe den Befehl erhalten zu haben, daß der König von Preußen mit der Landgräfin in derselben Absicht einen Briefwechsel unterhielt, daß Asseburg zwar durch diese Fürstin davon unterrichtet, jedoch genöthigt war, weder gegen seinen eignen noch gegen den preußischen Hof, als davon Kenntniß zu haben, erscheinen zu dürfen. Da wir", heißt es weiter, „uns erlauben, Anekdoten aus dieser Zeit in unsere Darstellung aufzunehmen, so glauben wir einige Stellen aus jener Correspondenz anführen zu dürfen, die noch mehr Licht auf die angedeuteten Verhältnisse werfen. Die Landgräfin und Asseburg waren über einen conventionellen Chiffre übereingekommen; in diesem wurde unter l'associé du libraire der König von Preußen verstanden, unter libraire die Kaiserin; die beabsichtigte Vermählung hieß: „la souscription d'un ouvrage à publier", die Töchter der Landgräfin: „les vo-

lumes de cet ouvrage.“ Hiernach wird die Stelle eines Schreibens der Landgräfin vom 31. Juli 1772 verständlich sein, in welcher es heißt: „l'associé ajoute, qu'un article avait pensé effaroucher le libraire, c'est la conduite de la belle-sœur de la mère de l'héroine du roman, et celle de la fille ainée de cette belle-sœur, mais qu'il avait donné les éclaircissements là-dessus.“ Diese Stelle hat in sofern einiges Interesse, als unter: „la belle-sœur de la mère“ etc. die Witwe des Prinzen Friedrich von Zweibrücken, Bruders der Landgräfin, verstanden wird; fille ainée deutet die damalige Kurfürstin von Sachsen an.“

Im October 1772 kam die Semiramis des Nordens zu einem bestimmten Entschlusse. Der Unterhändler erhielt von dem Minister der Kaiserin, dem Grafen von Panin, den Befehl, der Landgräfin den Antrag zu machen, mit ihren drei Töchtern nach der nordischen Hauptstadt zu reisen, jedoch mit einer eigenen Clausel. „Indem ich“, heißt es in der Depesche, „Ihnen diesen Beschluß der Kaiserin mittheile, fodere ich Sie auf, Alles aufzuwenden, um die Frau Landgräfin zu vermögen, mit ihren drei Töchtern die Reise nach Rußland zu unternehmen, ohne daß jedoch die Kaiserin an eine derselben gebunden ist. Sie können immerhin darauf hindeuten, es sei kaum anzunehmen, daß die Wahl der erhabenen Mutter, in Uebereinstimmung mit der des so zärtlich geliebten Sohnes, nicht auf eine derselben fallen werde; Sie können beifügen, daß die Erfüllung eines so billigen Wunsches die Kaiserin entzücken, diese so edle und großherzige Fürstin zur Dankbarkeit verpflichten, zugleich ihrer Zärtlichkeit und ihren mütterlichen Gefühlen

Genüge thun würde.“ Herr von der Asseburg erzählt, daß die Landgräfin, mit Einwilligung ihres Gemahls, die Einladung angenommen habe, schweigt aber von den Gefühlen, mit welchen die Fürstin gekämpft haben mußte, ehe sie sich zu diesem Schritt entschloß. Sie hatte aber nicht blos diesen einen bittern Kelch auszutrinken. Mit der Benachrichtung von dem Entschluß der Landgräfin verband der Unterhändler die Hindeutung darauf, daß sie, mehr durch den Ausdruck ihrer Verlegenheit und nasses Auge, als durch Worte, ihm zu erkennen gegeben habe, sie besitze nicht die Mittel zu einem so außerordentlichen Aufwand, sowie darauf, daß die Kaiserin genöthigt sein werde, dieses Hinderniß zu beseitigen. Auch berührte er den Punkt der nothwendigen Religionsveränderung, die, wie er sich ausdrückte, ihn am meisten beschäftigte, indem er sich damit tröstete, daß eine so umsichtige Mutter hierüber mit ihren Töchtern zu Rath gehen werde. In einer Depesche vom 12. Februar 1773 meldete er dem Minister: „Ich hatte seitdem geheime Benehmungen mit der Landgräfin und ihren Töchtern in Bezug auf den religiösen Punkt. Es scheint mir, daß die beiden Aeltern hierin willfähriger seien, als die Jüngste, Luise, die erklärte, sie wolle sich darüber nicht bestimmt aussprechen.“

Die Kaiserin sendete einen Wechsel von 80,000 Gulden und ließ unter der Führung des Admirals Knowles ein Geschwader von drei Fregatten: „Heilige Markus“, „Falke“ und „Rapide“ nach Travemünde führen. Die Landgräfin trat, von Heinrich Merck, wie wir von seinem Freund Goethe, der diese Trennung beklagte und sich durch den Briefwechsel nicht entschädigt ansah, wissen, und dem Baron von Schrautenbach begleitet, mit

ihren drei Töchtern zu Anfang des Monats Mai 1773 die Reise an. In Leipzig schrieb sie an Herrn von der Asseburg, der sie bis dahin begleitet zu haben scheint, folgendes Billet: „Ja, mein Herr! Ich würde, so muthig bin ich, lieber mit meinen drei Töchtern Petersburg wieder verlassen, als die eine oder die andere unglücklich machen. Ich war bisher keine gefühllose Mutter, und werde es niemals werden. Bei meiner Zärtlichkeit gegen sie hat mich keine Rücksicht zu den Schritten bewogen, die ich jetzt thue. Sollte man mich miskennen, sollte man etwa glauben, ich handle nur für mich, während ich wol nur noch einige Jahre zu leben habe? Gott ist mein Zeuge, daß, was ich in dieser Angelegenheit thue, nur das Glück meiner Tochter, welche ausersehen werden wird, und des russischen Reichs zum Ziele hat." Nach einem Aufenthalt von mehren Tagen in Potsdam bei ihrem königlichen Freund und ihrer Tochter, der Prinzessin von Preußen, setzte die Fürstin ihre Reise fort. Vor ihrer Abreise von da erhielt sie folgendes Schreiben der Kaiserin vom 28. April: „Sobald es die Jahreszeit erlaubte, beeilte ich mich, mein Geschwader nach Lübeck gehen zu lassen. Auf ihm befindet sich der General Rehbinder, der nicht nur den Befehl erhalten hat, dieses Schreiben an Sie gelangen zu lassen, um Sie von der Ankunft der Schiffe in dem Hafen in Kenntniß zu setzen, sondern auch von mir ausersehen ist, Sie zu geleiten, wenn Sie es gestatten, und in meine Staaten zu führen. Kommen Sie, Madame, kommen Sie; ich erwarte Sie mit Ungeduld. Seien Sie überzeugt von meinem lebhaften Verlangen, Sie mit Ihren drei Prinzessinnen Töchtern an meinem Hof zu sehen, dessen Zierde Sie sein werden. Es soll

für mich ein Fest sein, Sie zu empfangen, Ihre Bekanntschaft zu machen und Ihnen zu beweisen, welche Angelegenheit es für mich ist, Ihnen meine Hochachtung und Freundschaft zu bezeugen.“ Die reisenden Damen kamen am 8. Juni in Lübeck an und wurden von dem General von Rehbinder im Namen der Kaiserin begrüßt. Sie wählten den „Heiligen Markus“, befehligt von dem Grafen Andreas Razumowski, dem nachherigen Diplomaten, der als Fürst im Jahr 1837 in Wien starb, wohin er sich zurückgezogen hatte, und landeten am 17. Juni in Reval. Einige Tage nachher trafen die Gäste auf dem Lustschlosse Gatschina ein, wo sie von der Kaiserin empfangen wurden, die sie selbst nach Zarskojeselo führte. So standen sich zwei von den vier Fürstinnen gegenüber, welchen Friedrich der Große die Palme zuerkannt hatte. Doch welche Gegensätze! Auf der einen Seite die Beherrscherin eines Reichs, welches einen großen Theil der Erdkugel bedeckte, auf der andern eine Fürstin, welche einem der kleinsten Staaten, nur einem Punkt auf dem Erdglobus, angehörte, die aber, wie Wieland einmal (in einem Briefe an Jacobi) wünschte, „zur Königin von Europa“ erhoben zu werden verdiente. Auf der einen Seite ein sittenloses Weib, auf der andern eine sittenreine hohe Frau, die zu bedenken hatte und gewiß bedachte, an welchem Hof sie erschienen sei.

Herr von Schrautenbach war Zeuge der ersten Zusammenkunft der beiden Fürstinnen. Sein Schreiben darüber an Herrn von der Asseburg ist erhalten und des Inhalts: „Am folgenden Tage fanden wir den Fürsten Orloff, der die Fürstinnen einlud, in einem Lustschlosse (Gatschina) zu diniren, das auf der Route lag. Wie

erstaunten wir, hier die Kaiserin zu finden! Sie empfing uns hier so artig und gütevoll, daß sie alle unsere Herzen eroberte. Die Frau Landgräfin hielt diese erste Zusammenkunft sehr gut aus; aber die Prinzessinnen, schon angegriffen und erschöpft von der Hitze und der Folter ihrer seltsamen Lage, hatten Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Uebrigens nahm man wohl wahr, daß Ihre Majestät sehr zufrieden war; sie gestand, das Aussehen der Prinzessinnen sei vortheilhafter, als sie geglaubt habe, und besonders die Prinzessin Wilhelmine gewinne ihrem Bild gegenüber; auch sonst bemerkte man, daß diese ihr am besten gefalle. Nach dem Diner fuhr die Kaiserin mit ihren Gästen weg und begegnete nach einer Stunde Seiner Hoheit, dem Großfürsten, welcher, die Frau Landgräfin begrüßend, ihr mit vieler Feinheit dafür dankte, eine so weite und beschwerliche Reise unternommen zu haben; freilich gelte es das Glück seines Lebens."

Am 15. August legte die zur Braut auserwählte Prinzessin Wilhelmine das Glaubensbekenntniß der griechischen Kirche ab, wobei ihr der Name Natalia Alexiewna beigelegt wurde; der folgende Tag sah die Verlobung.

Zu den Beobachtern gehörte der Graf von Solms, preußischer Gesandte am russischen Hofe. Am 31. August schrieb er seinem Freund, dem Herrn von der Asseburg: „Der Großfürst hat Etwas, was ihn dem andern Geschlecht angenehm macht. Ohne eine stattliche Gestalt zu haben, ist er schön von Gesicht, wohl gestaltet, gefällig in seiner Unterhaltung und in seiner Haltung, zartfühlend, hochgebildet, zuvorkommend und heiterer Gemüthsstimmung" u. s. w. Diesem so geschilderten jungen Fürsten, der, gleich seinem

Vater, einen so furchtbaren Tod finden sollte, wurde die Tochter der Landgräfin am 10. October angetraut. Den Glanz des Festes erhöhte die Kaiserin durch kaiserliche Freigebigkeit. Edelsteine, Zobelpelze, 100,000 Rubel und 20,000 Rubel an Reisegeld für die Landgräfin, 50,000 Rubel und Pretiosen für jede der beiden Töchter. Den Schatz von Lehren und Rathschlägen, womit die Mutter der jungen Großfürstin die Tochter ausstattete, hat Niemand geprüft.

Die Landgräfin verließ, ihren ältesten Sohn, den Erbprinzen, dort zurücklassend, Petersburg am 26. October und traf anfangs Novembers in Potsdam ein, wo sie eine Zeit lang verweilte, um sich des Umgangs mit dem Philosophen von Sanssouci zu erfreuen, dem die Befriedigung seines Wunsches gelungen war. Dort ließ sie sich die Dichterin Karschin vorstellen, die in einer spätern poetischen Epistel an Merck bat:

„Empfiehl mich Henriettens Huld!"

Am Ende des Jahrs war sie wieder in Darmstadt. In einem Schreiben an Herrn von der Asseburg vom 28. August äußerte sich die Kaiserin dahin, daß sich die Landgräfin im ersten Augenblick ihre Achtung und Freundschaft erworben habe, daß sie es hoffentlich nicht bereuen werde, gekommen zu sein, daß sie versichert habe, sie kehre heiter, zufrieden und beruhigt zurück. Wol vernahm die Herrscherin an der Newa, daß ihre neue Freundin anscheinend glücklich zurückgekehrt sei, um bald darauf bedauern zu müssen, daß ihrer schon schwankenden Gesundheit die beschwerliche Hin- und Herreise und die mit dem Erscheinen an einem so glänzenden Hof verbundenen Anstrengungen schädlich gewesen seien. Kränkelnd betrat

die Landgräfin wieder ihre Gemächer. Am 28. Februar 1774 schrieb sie dem Herrn von der Asseburg: „Meine Beklemmungen werden stärker, meine Hinfälligkeit nimmt zu; ich kann aus keinem Gemach in das andere gehen, ohne den Athem zu verlieren; mein Uebel ist zu tief eingewurzelt, als daß ich Heilung hoffen könnte; eine Arznei folgt der andern, und ich sterbe nach allen Regeln. Ich kann nicht sagen, mein Herr, daß ich meinem Ende mit Vergnügen entgegensehe, durchaus nicht! ich habe keinen Grund, mich darnach zu sehnen; aber ich muß sterben, und ich bin darauf gefaßt.“ Wer denkt dabei nicht an Egmont's Wort: „Süßes Leben, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens!“ Ja, wirken wollte sie!

Schon vier Wochen vorher, am 27. Januar, schrieb die Leidende ihren letzten Willen nieder: „Mein häufiges Unwohlsein läßt mich mein nahes Ende voraussehen. Ich muß mich daher zu meinem Weggehen anschicken und meine Anordnungen treffen. Die Güte und Werthschätzung, womit der Landgraf mich beehrt hat, läßt mich erwarten, daß er meinen letzten Willen erfüllen wird; sein Edelmuth wird die Bitten gewähren, die ich an ihn richte: Ich will in keiner Kirche beigesetzt werden; meine Grabstätte soll mein Garten sein. Leibgardisten sollen ohne weitere Begleitung meinen Sarg zu Grabe tragen. Mit Einschluß des Glockenspiels kein Glockengeläute, weder hier, noch im Land. Ich bin gefaßt. Ich empfehle meine Seele dem Allmächtigen; ich habe mit Willen Niemanden wehe gethan; ich verzeihe meinen Feinden, wenn ich solche haben sollte, und meinen Verräthern. Ich beklage meine Kinder, meine Mutter und meine

Freunde. Möge ich in ihrer Erinnerung leben!“ Noch verfügte die Fürstin, ihre Mutter, und, wenn diese nicht anwesend sein solle, Frau Ravanel (die Erzieherin ihrer Töchter) solle ihre Papiere durchsehen und alle Briefe, welche nicht die Staatsverwaltung berührten, verbrennen, mit Ausnahme der Schreiben des Königs von Preußen, der Kaiserin von Rußland, des Großfürsten und ihrer Tochter Natalie, die verschlossen und mit ihrem Siegel verwahrt im Archiv niedergelegt werden sollten.

Noch am Tage ihres Ablebens wendete die Sterbende ihre letzten Kräfte an, um ihrem Gemahl ihre letzten Wünsche darzulegen und von ihm Abschied zu nehmen: „Theuerster und liebster Gemahl! Meine letzte Stunde naht und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem erlebten Glück auch noch des Glückes werth hält, sie mir anzukündigen. Das Diesseits liegt hinter mir, und ich ahne die Seligkeit des Jenseits. Ich wünsche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben und das größte denkbare Glück, ein ruhiges, seliges Ende. Meine Chatoulle wird Ihnen Baron von Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in eine Hand kommt, die sich so gern, als die meinige, dem Dürftigen öffnet. Noch einen Wunsch habe ich, den letzten für diese Welt. Lassen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des Englischen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur ihrem Erbauer bekannt ist. In ihr ist die Stelle, wo ich ruhen will, und die ich größtentheils mit eigener Hand zugerichtet, mit einigen Steinen bezeichnet. Hier, an der Stelle, an die ich mich von dem Geräusche des Hofes flüchtete, wo sich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben,

das ich mit Ihnen, mein Gemahl! theilte, Rechenschaft geben soll, hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn befahl, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünsche erhörte, hier will ich auch ruhen. Mein theuerster Gemahl und Herr! ich erwarte Sie jenseit des Grabes in einer bessern Welt. Mein letzter Hauch gehört Ihnen." Man fand nicht ohne Mühe die bezeichnete Stelle. Ein unterirdischer Gang führte zu einer Felsengrotte, in welche durch eine kleine Oeffnung, die durch einen vorgelegten Stein verschlossen werden konnte, so viel Licht fiel, als zum Lesen erfoderlich war. Unter ihr stand das Ruhelager neben dem vollendeten Grab. Zwischen den Steinen lagen Andachtsbücher, so Gellert's „Geistliche Oden" und „Moral", auch religiöse Betrachtungen, welche die Einsame niedergeschrieben hatte. Wäre damals schon Zimmermann's Werk über die Einsamkeit erschienen gewesen, die Fürstin, die mit dem großen Scipio meinte, sie wäre nie weniger allein, als wenn sie allein wäre, würde es hier bewahrt haben.

Die „große Landgräfin" starb am 30. März 1774 in den Armen ihrer Mutter, die, erschüttert von dem schweren Verlust, der Tochter bald folgte. Die sterblichen Reste der Hingegangenen wurden am Abend des 4. Aprils bei Fackelschein zu Grabe getragen und an der gewählten Stätte beigesetzt.

Oberjägermeister von Riedesel, welcher zu der nächsten Umgebung der Verstorbenen gehörte, meldete dem königlichen Freunde den schweren Verlust. Am 12. April des folgenden Jahrs gelangte an ihn folgendes Schreiben des Königs: „Herr Baron von Riedesel! Der Anlaß dieses Schreibens erinnert mich an ein sehr trauriges

Ereigniß, an den Verlust, den wir durch das Ableben der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt, dieser vortrefflichsten Fürstin, welche der Schmuck und der Gegenstand der Bewunderung ihrer Zeit war, erlitten haben. Sie wissen, wie unendlich hoch ich ihre Verdienste stellte und wie tief mich ihr frühzeitiger Tod ergriffen hat; Sie wissen auch, daß ich bei der ersten Nachricht von ihrem Hinscheiden den Entschluß faßte, ihren Grabhügel mit einem Aschenkrug zu bezeichnen, welcher künftigen Zeiten Urkunde meiner Gefühle der Verehrung ihrer Geistesgaben und reichen Tugenden sein solle. Er ist eben vollendet und soll an Sie gesendet werden. Denn Sie wissen am besten, wie der Seligen ein Denkmal zu setzen sei. So schmerzvoll auch die Pflicht ist, zu deren Erfüllung ich Sie berufe, so sehr rechne ich auf Ihre Bereitwilligkeit, ihr im Sinne der Hingegangenen zu genügen, und ich werde jede sich mir darbietende Gelegenheit, Ihnen die Mühe zu vergelten, welche dieser Auftrag Ihnen verursachen wird, ergreifen."

Die Urne von weißem Marmor, welche seitdem den von Gebüsch und Bäumen umschatteten, von Epheu umrankten Grabhügel schmückt, zeigt den Namen der Ruhenden, bezeichnet den Tag der Geburt und des Todes derselben, und nennt sie: „Femina sexu, ingenio vir" (Weib durch Geschlecht, Mann an Geist). Am Fuß der Urne der Name des großen Mannes, welcher der großen Frau das kleine Denkmal errichtete.

Wohl konnte Merck in einem Brief vom Jahr 1777 („Briefe an und von Johann Heinrich Merck, herausgegeben von Karl Wagner", Darmstadt 1838, S. 98) klagen: „Der Geist der Landgräfin ist entflohen." Auch

eine sprechende Inschrift. Wieland, einer der feurigsten Verehrer der Hingegangenen, weil er sie persönlich hatte kennen lernen, widmete ihr folgendes Epitaphium:

Du,
der du unter diesen
von Karolinens
wohlthätiger Hand
gepflanzten Bäumen wandelst,
was staunest du
und wunderst dich des geheimen Schauders,
der deine Seele erschüttert?
Wisse, dieser Hain ist heilig!
Unter diesem Schatten trauert
der Tugend Genius
über Karolinens Aschenkrug!
Steh' und feiere das Andenken der besten Fürstin,
erhaben durch Geburt und Verbindungen,
erhabener durch ihren Geist und ihre Tugenden;
geprüft in beiderlei Glück
und in beiden gleich groß,
vergaß sie gern in diesen
der Betrachtung geweihten Lauben
jede andere Größe,
dachte hier an des Lebens Vergänglichkeit,
wovon sie, ach zu früh, ein Beispiel wurde;
und hier wollte sie
ihren von den Thränen ihrer Kinder,
ihres Volkes, Aller, die ihr jemals sich nahten,
benetzten Staub der Erde zurückgeben.
Sie, die den ersten Thron der Welt geziert hätte,
verschmähte den eitlen Pomp kostbarer Denkmale.
Denn sie hinterließ ein Denkmal,
das ihrer würdiger,
das unsterblich ist, wie sie,
in den Herzen aller Redlichen.

Ueber den Entwickelungsgang und die Gliederung der christlichen Kunstgeschichte.

Von

Moriz Carriere.

Ich sehe im Christenthum ein neues Lebensprincip für die Menschheit, keineswegs blos eine Sammlung von Lehrsätzen; wenn auch die Kirche sich zuerst selbst gestalten mußte, so sollte sie doch die Welt durchdringen und zum Gottesreiche bilden; so erhielt das Christenthum eine Geschichte, und seine Idee erschien in mannichfaltigen Formen gemäß den verschiedenen Gebieten des Geistes, in denen sie sich Geltung verschaffte. Eingegangen ist es in sie alle, und viele Menschen meinen wol heutiges Tags ihm fremd geworden zu sein, während doch ihr ganzes Dasein auf seiner Grundlage ruht und von seiner Atmosphäre rings umflossen ist. Wenn ein Weizenkorn in die Erde gesenkt wird, und dann mit deren Kräften angethan in Blatt und Halm emporschießt, da könnte auch Mancher glauben es sei untergegangen und ein ganz anderes stehe nun da, bis endlich die Aehre das Ursprüngliche wieder in reichvermehrter Fülle zeigt. So ist es mit Christus und seinem Geist, und ich verstehe daher unter der christlichen Kunst diejenige welche sich seit seinem Auftreten unter den Völkern entwickelt hat die sich zu seinem Namen bekennen, möge sie nun das kirchliche oder das weltliche Gepräge tragen. Und das können wir doch wol als eine der sichersten Errungenschaften der Erkenntniß in unserer Zeit betrachten, daß die Einsicht von einem

ethischen Organismus allgemein wird, der in einem Volke wie in der ganzen Menschheit Recht und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Religion und Naturanschauung umschließt, sodaß alle diese als Zweige eines einigen Stammes gelten, die wechselsweise ihre Gestalt bedingen und sich zusammen zu einer Krone wölben; kein einzelner Zweig könnte als solcher auf anderm Stamme stehen; so wenig als eine Lilie Rosenblätter hat oder eine Linde Eicheln trägt, könnte ein Sophokles in Rom geworden sein oder ein Rafael ohne den christlichen Glauben gedacht werden. Doch fehlt es uns noch an einer allgemeinen Geschichte der Künste, die sie alle in dieser Einheit mit der Culturentwickelung betrachtete, so viel Treffliches auch im Einzelnen Ottfried Müller, Schnaase, Kugler, Gervinus und Andere geleistet haben, und so viele Bausteine für eine Geschichte des griechischen, des römischen, des deutschen Geistes auch vorliegen, zum Ganzen hat sie noch keine Hand gefügt; aber es ist dies so sehr eine der schönsten Aufgaben der Gegenwart, daß wir die Lösung derselben weissagen können aus der Nothwendigkeit der Sache wie aus den Vorbereitungen, die ob auch vielfach ohne Bewußtsein dieses Zweckes und Zieles bereits gemacht sind.

Die christliche Kunstgeschichte wird sich daher an die Hauptepochen der Entwickelung des europäischen Lebens anschließen müssen, und wenn in diesem nach der Völkerwanderung ein Höhepunkt durch die Kreuzzüge, Wendepunkte und Abschnitte aber durch die Reformation und durch die Revolution gebildet werden, so wird dies auch in jener hervortreten, und wir werden drei Perioden gewinnen, die ich als die des Mythus oder der Kirch-

lichkeit, als die der Weltwirklichkeit und als die der gottinnigen Humanität bezeichnen möchte. Ich glaube dies nicht besser rechtfertigen zu können, als wenn ich es versuche jede derselben in ihren Grundzügen zu charakterisiren; die verschiedenen Kunst- und Literaturhistorien geben dann leicht das Detail zur Ausfüllung dieser Skizze, und vielleicht gelingt es Einem oder dem Andern einen Faden zu reichen, der ihn im Labyrinth von Namen und Thatsachen leiten kann.

Nachdem das Christenthum sich rasch verbreitet hatte, war ihm die Aufgabe der Vermittelung seiner selbst mit der Cultur der alten Welt und mit dem Geiste der neuen Völker gestellt, und es löste dieselbe in der Zeit die wir passend das Mittelalter nennen. Auf dem Grunde der alten Wissenschaft ward die christliche Lehre dogmatisch festgestellt und ausgebildet, und die Kirche stand zugleich den Nationen priesterlich gegenüber um sie für das Reich Gottes zu bereiten; das Wort der Offenbarung war die Autorität, der sich der forschende Geist anzuschließen, der das Leben sich zu fügen hatte, und insofern die selbst durch den Glauben gebundene Wissenschaft den Inhalt desselben nur zu bearbeiten und die Geister zu schulen hatte, war der Name der Scholastik auch für sie der geeignete. Der ganzen Zeit aber, die deshalb auch das Reich des Sohnes heißen konnte, erschien die Versöhnung Gottes und der Welt in Christus, aber auch nur in ihm vollbracht; wie ein Mysterium nahm sie die Einheit beider Naturen im Heiland hin, und er, des Menschen Sohn in der Mitte der Geschichte ward der Repräsentant des ganzen Geschlechtes, seine Thaten, sein Leiden waren eine ewige Geschichte, die factische Bewähr ewiger

Wahrheiten. In sofern nun die Kirche Trägerin der Culturentwickelung war, gewann auch die Kunst eine kirchlich-religiöse Färbung, und wo sie ein weltliches Gepräge zeigte oder weltliche Stoffe behandelte, da war es doch einmal das Gemüthsleben mit seiner tiefen Innerlichkeit und seinem Sehnen und Sinnen, das sich sowol als Gegenstand der Kunst wie als formgebendes Princip in seiner Verwandtschaft mit dem Christenthum kundthat, oder es wurde das Weltliche selbst in den Thaten der Männer und den Geschicken der Völker zum Mythus, indem die Volksage dem Geist der Geschichte einen idealen Leib schuf, das Wirken ganzer Jahrhunderte in den strahlenden Bildern einzelner Heldengestalten veranschaulichte, und in vergangener Größe einen Spiegel der Gegenwart und ihrer Bestrebungen aufstellte.

Dies wollen wir im Einzelnen näher ins Auge fassen.

Die Architektur als freie Kunst ist stets vorzugsweise ein Werk des Ganzen, der Volksgemeinschaft, und ein Ausdruck ihres Geistes, nicht der individuellen Besonderheit einzelner Künstler, welche vielmehr innerhalb des Allgemeinen sich bethätigt. Sie beginnt damit, daß die Nation ihrem Gotte ein Haus baut und dadurch zugleich ihrem eigenen Wesen ein Denkmal setzt. So war in Griechenland derjenige Stamm der hauptsächlich im Staat und für den Staat lebte, der Einzelpersönlichkeit aber keinen andern Spielraum und keine andere Bildung gab denn die als Glied in die Wohlordnung des Ganzen sich einzufügen, so war der dorische Stamm in der Architektur original und voll hoher Genialität, der Tempel aber den er baute, trug das Gepräge einer kräftigen

Männlichkeit, die sich mit heiterm Wohlgefühl sicher auf Erden ausbreitet und das äußere Leben frei und schön gestaltet; die Horizontallinie herrscht vor, auf das Innere des Baues ist wenig Bedacht genommen, das Aeußere aber läßt das Werk wie ein glänzendes Weihegeschenk erscheinen, das dem Gott auf stufenförmig erhöhtem Raum ist aufgestellt worden, das Aeußere entfaltet die Pracht und Fülle seiner Säulen, seines Frieses, seines Giebelfeldes. Wie dagegen das Christenthum vom Reiche Gottes sagt, daß es nicht mit äußerlichen Geberden komme, sondern inwendig in uns sei, wie es die Einkehr ins eigene Herz verlangt und diesem Frieden und Seligkeit verleiht, so ist auch seine Architektur sogleich ursprünglich eine Gestaltung des Innenraums, und von diesem aus wird erst allmälig auch die Außenseite ergriffen und künstlerisch gebildet. Die Geschichte der Architektur selbst aber zeigt den Fortschritt vom römischen und byzantinischen Geist zum romanischen und germanischen, von den Kirchenvätern zur Scholastik und zur Mystik.

Die gottesdienstliche Versammlung der Gemeinde ist kein Festzug um den Tempel, sondern eine Vereinigung in denselben, sie erfodert einen abgeschlossenen Raum, und sofort wird ein längliches Viereck durch zwei Säulenreihen im Innern des Baues in drei Schiffe getheilt, und die Längenform tritt dadurch deutlich hervor, daß das mittlere hoch über die zur Seite hervorragt; Bogen, welche in der Längenrichtung die Säulen miteinander verbinden, erhöhen diesen Eindruck, und leiten das Auge des Eintretenden zum Altar hin, hinter welchem dann der Raum durch eine Nische am weitesten ausgedehnt und zugleich ernst und feierlich abgeschlossen wird.

Kanzeln in der Mitte des Mittelschiffes sind für das Vorlesen der Evangelien und Episteln errichtet, um sie der Ort für den Chor der Geistlichkeit durch Schranken bezeichnet. Zur Kirche gelangt man gewöhnlich erst durch einen rings mit einem Säulengang begrenzten Vorhof, der in seiner Mitte den Brunnen der Reinigung hat. So war in Rom die altchristliche Basilika in schmuckloser Einfalt der keimkräftige Ausgangspunkt für die weitere Entwickelung, und selbst ein Bild der schlichten Glaubensinnigkeit der ersten Gemeinden. In Byzanz zeigte sich dann das orientalische, alles einheitlich beherrschende Princip in der Kuppel und in dem unter ihrem Mittelpunkt ausgebreiteten Kreise; vier Flügel, die sich in gleicher Größe ihm anschlossen, bildeten das griechische Kreuz; das Centrum des religiösen Geistes hat die Welt an sich herangezogen und strömt ihr Kraft und Licht zu, aber die Macht seiner Einheit ist überwältigend und läßt den Reichthum und die Freude des mannichfaltigen individuellen Lebens nicht aufkommen.

Wie die romanischen und germanischen Nationen, die Scholastik und die Mystik auf dem gemeinsamen Boden des Christenthums stehen, so hat auch der romanische und gothische Baustil vieles Uebereinstimmende, und wenn dieser auch der jüngere und vollendetere ist, so gehen beide doch durch die Jahrhunderte nebeneinander her um eine oder die andere Grundrichtung des religiösen Sinnes auszusprechen. Von der alten Basilika wird die Längenrichtung, von den Byzantinern die kuppelgekrönte Centralstelle aufgenommen, und so entsteht als Grundriß das lateinische Kreuz, indem man ein Quadrat als Mittelpunkt setzt und dasselbe an drei Seiten einmal, an einer,

am Eingang, mehrmals wiederholt, Seitenschiffe an das so entstehende Langhaus anlegt, und das dem Eingang entgegenliegende Quadrat halbkreisförmig oder polygonisch abschließt. So denke ich kann ein Schema gefaßt werden, das dann viele Erweiterungen und Umbildungen erhalten konnte, während im Ganzen sein Typus bewahrt blieb. Die romanische Architektur erhöhte den Raum für Altar und Chor, und während in der Basilika die Säulen nur in der Längenrichtung verbunden waren, so machte sie viel stärkere Pfeiler aus denselben und schlug ihre Bogen auch nach rechts und links und kreuzweis wölbend hinüber, sodaß nicht blos vorwärts, sondern auch aufwärts und seitwärts ein ästhetischer Fortgang sich entfaltete. Auch die Außenwände erhalten durch regelmäßige Fenster und durch Lisenen eine regelmäßige Gliederung, erscheinen aber doch noch massenhaft und schwer. Indeß deutet eine reiche Façade die Herrlichkeit des Innern dem Beschauer einladend an; der Bogen über dem Portal symbolisirt die Wölbungen im Innern und die aufstrebende Höhenrichtung des Gebäudes von der Erde zum Himmel erhält in den Thürmen ihre gewaltigen Vertreter. Doch ist die Form des Bogens der Halbkreis, und dieser leitet das Auge wol in die Höhe, aber auch wieder auf der andern Seite herab, während im Spitzbogen zwei aufstrebende Kräfte in einem Scheitelpunkt zusammenkommen und dadurch sich selber emporhalten, und dieser mußte darum zum Princip der Construction gemacht werden, wenn der dorische Tempelbau im gothischen Dom sein volles ebenbürtiges, ja sieghaftes Gegenbild finden sollte. Die Pfeiler im Innern werden schlanker, und wie eine Gruppe leichter Säulen schwingen sie sich empor,

und entsenden allwärts sprießende Zweige, einen nach dem andern hin, sodaß diese auf halbem Wege sich treffen und zum schirmenden Dach zusammenschließen. Den Pfeilern im Innern entsprechen Strebepfeiler und Strebebogen von außen, sodaß die Starrheit der Mauer gänzlich verschwindet und diese nur ein füllender Rahmen für die großen Fenster zwischen den Strebepfeilern wird. Nirgends ist die Last eines senkrechten Druckes, sondern überall freiemporstrahlende Kraft, und im Spitzbogengewölbe trägt jeder Stein, indem er getragen wird. Die Idee und Gliederung des Innern hat nun auch das Aeußere sich gleich gemacht, und während in den romanischen Werken über dem tiefbegründeten Zusammenhang einer einfach strengen Gesetzlichkeit die Willkür des Lebens phantastisch in abenteuerlichen Ornamenten spielt, ist in den gothischen das feste Maß der nothwendigen Glieder selbst anmuthvoll ausgebildet, und dient der Schmuck derselben, mäßiger angewandt als dort, um ihre architektonische Bedeutung dem Auge zu versinnlichen. Mit geistvollem Blick sieht Schnaase in den stämmigen Pfeilern und kreisrunden Bogen der romanischen Architektur die Weisheit der Kirche niedergelegt, welche ihre Grundwahrheiten mit eiserner Consequenz festhält, und im Dämmerlicht dieser Hallen fühlt er das fromme strenge Walten des Beichtigers und das ruhige streng verkettende Denken des scholastischen Lehrers. Ich habe anderwärts [1]) schon hinzugefügt: Die Masse ist geformt worden, wie das Volk durch die Priester, so hier die Materie durch den Künstler. Aber das christliche Volk soll nicht Masse sein, der Einzelne, jeder Einzelne soll als selbstbewußtes Glied im Gottesreiche dastehen, die tiefere Poesie des Wissens,

die Macht des eigenen Denkens erwacht in der Mystik, in der religiösen Philosophie, und diese Ueberwindung der Masse in selbständiger Gliederung, in eigenthümlicher Lebensgestalt jedes Einzelnen, in innigem Zusammenwirken und wechselseitiger Erbauung aller Theile, dieser Aufschwung der Seele zum Unendlichen und diese Entfaltung des Gemüths im Reichthum der Welt hat im gothischen Dom die entsprechende Erscheinungsform gewonnen.

Die architektonische Schönheit beruht auf Gliederung und Verbindung der Masse, sodaß das Gesetz der Construction veranschaulicht wird; die Sache bringt es mit sich, daß im Innern die das Gebäude zusammenhaltende Kraft der Einheit überwiegt und daher die Sonderung selbst weniger schroff hervortritt und durch milde Uebergänge wieder verschmilzt; statt des Gegensatzes von Säule und Architrav haben wir die überleitende Bogenwölbung. Sodann wirkt hier das Licht und die Perspective in eigenthümlicher Weise, die Durchsicht durch die Pfeiler gewinnt von verschiedenen Standpunkten einen stets wechselnden Reiz, es entwickelt sich ein anmuthiges Spiel von Licht und Schatten, von Helldunkel, das durch die Malerei der Fenster noch erhöht, und durch die klaren Lichtfluten, die sich von der über dem Mittelquadrat errichteten sogenannten Laterne nach allen Seiten ergießen, zu einer zauberischen Kraft und Anmuth gesteigert wird. Darum glaube ich mich berechtigt der christlich-kirchlichen Architektur des Mittelalters eine vorzugsweise malerische Wirkung zuzuschreiben, und dies ist mir eine für die ganze Kunstgeschichte nicht unwichtige Beobachtung: die drei bildenden Künste stehen in drei großen Entwickelungsperioden unter der Herrschaft des

Principes von einer derselben, und zwar folgen sie einander wie sie von der Masse und Schwere zur Individualgestalt, zur Beseelung und zum Licht aufsteigen. Im Orient überwiegt die Naturgewalt über die persönliche Freiheit, überhaupt das Allgemeine und Ganze über das Besondere, der Nationalcharakter herrscht auch in den Gesichtszügen vor dem individuellen Ausdruck; der Fortgang der Cultur zeigt sich in größerer Individualisirung, und läßt im Widerspruch mit dem Communismus die Selbstbestimmung der Persönlichkeit bis ins Aeußere erscheinen. Darum wird im Orient die unorganische Masse durch das Volk in seiner Gesammtheit gestaltet, um ein Symbol des noch nicht zum klaren Selbstbewußtsein des Gedankens vorgeschrittenen Volksgeistes zu werden; Sculptur und Malerei dienen zum Schmuck des Bauwerks, und werden nach dessen Gesetz und Foderung behandelt. Daher der feste Kanon der Gestalt, wonach, wenn ein Maßverhältniß gegeben war, in Aegypten verschiedene Künstler an verschiedenen Orten die Bestandstücke einer Statue ausarbeiten konnten, was natürlich das persönliche Leben derselben ausschließt; daher die Neigung zum Kolossalen und die einander entsprechenden Kolosse vor den Tempeln, die ganzen Reihen von Sphinxen oder von säulenartigen starren Gebälkträgern, daher das Symmetrische in der Bewegung, Gestaltung, Färbung der Reliefs. In Griechenland dann haben wir die naturwüchsige Harmonie von Geist und Leib, von Gesetz und Freiheit, von Innerm und Aeußerm, die Plastik kommt als Kunst zur Vollendung, sie ist die Blüte des Lebens und aus ihrem Princip sind die Eigenthümlichkeiten der griechischen Staatsordnung, der Religion, ja der Philo-

sophie zu deuten: plastisch geschlossen, klar und frei stehen auch die griechischen Tempel da, Häuser und Träger für Bildsäulen; die Reliefs sind in dem plastischen Stile behandelt, der jede Gestalt zur möglichst vollen Entfaltung und Selbständigkeit kommen läßt, dem epischen Gesange vergleichbar; die Gemälde aber erscheinen als colorirte und schattirte Reliefs, da sie die Gestalten meist auf einer und derselben Ebene zeigen, der Luftperspective, der Vertheilung von Licht und Schatten und des Helldunkels entbehren, und es ihnen weit mehr auf schöne Körpergestalt als auf Seelenausdruck und den Zusammenklang des menschlichen Daseins mit der Natur ankommt.

Dagegen trägt die mittelalterliche Sculptur, zu der wir uns jetzt wenden, ein ganz malerisches Gepräge. Schon auf den alten Sarkophagen sind die Gestalten nicht in sich befriedigt, sondern sie deuten auf ein Anderes hin, und daher schon hier der Sinn für Gruppirung, der eine Hauptfigur in die Mitte stellt und zwei auf jeder Seite derselben, eine untergeordnete andere zu ihr in Beziehung bringt. Daher in der Folge stets ein Streben nach Gemüthsausdruck, die Hinwendung der ganzen Gestalt nach einem Höhern, das in ihr selbst sich nicht dem Steine vermählt hat, wie in den Werken von Phidias und Skopas, sondern nach dem sie sehnend verlangen; statt der Selbstgenügsamkeit der alten Götter drückt die Kunst vielmehr die Hinfälligkeit des irdischen Lebens aus, das nur in der Ergebung an Gott und in seinem Dienst bestehen kann. Daher werden so wenig Einzelstatuen um ihrer selbst willen, gleichsam eine Welt für sich, gebildet, was das eigentliche Wesen der Plastik doch ausmacht, sondern es werden viele zu Gruppen

verbunden und auf einen gemeinsamen Mittelpunkt bezogen. Ueberhaupt bleibt die Sculptur im Dienste des religiösen Lebens, ihre großen Werke sind der Schmuck für Domportale, Kanzeln und Sarkophage, und auch wo die Künstler das Alterthum studirt haben, wie Nicola Pisano, auch wo sie das Leben mit Naivetät und Grazie auffassen wie Ghiberti, da ist es nicht die Lust an der Körperform als solcher, nicht die schöne Weltlichkeit, die den Künstler begeistert und uns entzückt, sondern Glaube, Liebe, Hoffnung sind auch hier die beseelenden Mächte, und auf jenen herrlichen, ehernen Thoren des Baptisteriums zu Florenz, die Michelangelo für würdig erklärte Pforten des Paradieses zu sein, wird in einer Gruppirungsweise, welche die Gestalten hintereinander aufstellt, und in der Perspective mehr gewagt als von irgend einem Maler des Alterthums mit Farbe und Pinsel. Ja, nach der Wiedererweckung des Griechenthums ging in Italien das Verständniß der Dichtung und Weisheit eher und besser auf als das der Plastik, das Studium der Formvollendung trug mehr Früchte für die Maler als für die Bildhauer, und ein so gewaltiger Geist wie Michelangelo war zu sturmgewaltig, zu subjectiv groß, als daß seine plastischen Werke den Stempel ruhiger Harmonie und reiner Objectivität erhalten hätten; sie imponiren durch Tiefe der Auffassung, durch innere Bewegung, durch ergreifenden Ausdruck mehr als daß sie durch die freie Schönheit der Linien und jene wechselseitige Sättigung von Idee und Erscheinung befriedigen; auch sie bleiben im Gebiet religiöser Anschauungen. Vielleicht ist der plastische Sinn im Mittelalter nirgends reiner wirksam geworden als in Deutschland, in den Bildwerken der

Kirchen zu Wechselburg und Freiberg, aber selbst hier überwiegt die Demuth, die christliche Hingabe an das unsichtbar Unendliche die Freude an der Körpergestalt, durch die das Göttliche von den Griechen auch leiblich verewigt worden ist.

Die christliche Malerei beginnt sogleich mit dem Geistigen, mit dem Seelenleben; das Natürliche ist anfangs nicht Bild, sondern Sinnbild des Gedankens, bis es allmälig gelingt denselben nicht blos symbolisch, sondern in der realen Erscheinungswelt selbst zu veranschaulichen. Die griechische Plastik wußte bereits trefflich die Körperformen zu modelliren, als sie noch keinen andern Gesichtsausdruck denn jenes starre Lächeln der äginetischen Helden- und alterthümlichen Götterbilder wagte, das uns auch in Ninive und im ägyptischen Theben begegnet, in welchem man ein Symbol der Idealität und Heiterkeit der Kunst, einen Abglanz des ewigseligen Götterlebens erblicken kann. Es war die epochemachende That eines Phidias dem Antlitz einen individuellen Ausdruck zu verleihen, und darstellend löste er den Griechen das Räthsel wie im Wesen Gottes die ehrfurchtgebietende Macht und allwaltende Schicksalsgerechtigkeit mit der Liebe des Vaters und der erlösenden Gnade zu vereinigen sei; himmlische Milde umspielt die Züge des Zeus, der mit seiner Augen Wink die Welt lenkt, mit seiner Locken Wallen den Olymp erschüttert. Ganz umgekehrt ist der Gang der christlichen Malerei. In Italien wie in Deutschland ist das zuerst Erreichte der Seelenausdruck, der von innen her dann nach seinem eigenen Frieden zunächst die Gesichtszüge in anmuthigen Linien formt, während der übrige Körper steif, hager, eckig bleibt, bis auch er allmälig vom Geiste

durchdrungen wird und an der Freiheit und dem Ebenmaß des Seelenlebens Theil nimmt. Dabei sind die Stoffe der Malerei im Mittelalter die religiösen, die kirchlichen, und während eine weltliche Behandlungsweise die äußern Verhältnisse des Geschehens hervorheben, auf das Costüm der Zeit, auf die sinnliche Realität, auf Tag und Stunde Gewicht legen und darum zum Beispiel bei einer Gefangennehmung Christi in Gethsemane auf die Doppelwirkung des Mondlichts und der Fackeln der Häscher einen äußern Reiz des Bildes gründen würde, scheidet der religiöse Stil jener alten Maler Alles aus, was die Aufmerksamkeit von der Bedeutung des Gegenstandes für das religiöse Bewußtsein abziehen könnte, und weiß die Begebenheit als eine ewige Geschichte darzustellen, bei der es nicht auf die zufälligen Umstände, sondern auf ihre Bedeutung für die sittliche Heilsbeschaffung und Erlösung der Menschen ankommt. Es sind überall die dem Volk bekannten biblischen Gestalten, deren Ereignisse Symbole für das ganze Menschenleben werden, das in der Patriarchenwelt und ihrer beginnenden Cultur, ihren Brautwerbungen und Familienscenen, das in der Mutterliebe Maria's zum Christkinde, das in den Thaten und Leiden des Heilandes und der Jünger sich spiegelt; in der heiligen, der göttlichen Geschichte wird auch der Anklang und das Bild der menschlichen mitgegeben; in jener als dem aus dem Geiste geborenen Typus erscheint schon künstlerisch idealisirt, was in unserm Dasein räumlich und zeitlich zerstreut ist; die Sammlung der vereinzelten Züge ist bereits vollbracht, und das Ideal strahlt erleuchtend hinaus in die Welt.

Während in Rom noch die Technik des Alterthums

und die Anschauung der heidnischen Götterbilder vorhanden war, erhob sich die christliche Kunst von jenen schon berührten sinnbildlichen Darstellungen zum Mosaikstil in der Basilika. Sie begann auch hier mit dem Erhabenen, sowie es denn stets eine die Welt überwältigende Idee des Unendlichen ist, die den Menschen begeisternd erfaßt und zur ersten künstlerischen Darstellung antreibt, „erst aus vollendeter Kraft blühet die Anmuth hervor". Es ist die geistige Hoheit, es ist die Siegesstärke über Sünde und Tod, die im Typus des Heilandes uns anblickt, aber viel individualisirter, viel mehr in persönlicher Gegenwart, als bei den Griechen; man wird an das Wort Hegel's erinnert, daß Gott in Christo weit mehr Mensch geworden als in den Bildsäulen der Hellenen; er ist Fleisch geworden, hat Knechtsgestalt angenommen und das Endliche nicht in seiner Verklärung durch die Phantasie, sondern in seiner schmerzenreichen Wirklichkeit ist die Offenbarung des Unendlichen. Anbetung und Buße gebieten diese Steingemälde, die in sich voll Würde und Großheit doch nicht in sich beschlossen bleiben, sondern mit tiefernstem Blick den Beschauer anschauen. Mögen sie auch nicht ohne finstere Starrheit sein, es war immer eine große künstlerische That, die Grundzüge des Christusideals gefunden und festgestellt zu haben, die alle Folgezeit nicht überschreitet, sondern zur Schönheit und Lebensfreude des Ideals fortbildet; zu dem Genius der diese That vollbracht, verhalten sich Leonardo da Vinci und Rafael wie der kölner Dom zu der Basilika San-Clemente.

Nachdem das abendländische römische Reich unter dem Sturm der Völkerwanderung zusammengebrochen war,

erhielt sich das morgenländische noch ein Jahrtausend lang, ohne inneres fortquellendes Leben, ohne geschichtlichen Fortschritt, aber als eine Schatzkammer des Alterthums, seiner Literatur wie seiner künstlerischen Technik, für die neuheranwachsenden Völker und für die Tage wo diese selbständig herangereift waren, daß sie jene Elemente in sich aufnehmen konnten ohne daß ihre Originalität gefährdet wurde. Die Malerei ward handwerksmäßig traditionell geübt, die alten großen Formen erstarrten, und die Gestalten wurden lang und hager, als ob man im Gegensatz zu der heidnischen Sinnlichkeit sich des Leibes dann erst erfreuen könnte, wenn er durch Kasteiungen abgemagert, wann durch Leiden sein Jugendreiz ertödtet worden. Doch war auch hier ein Fortschritt, es war die Darstellung des Leidens des menschlich duldenden Heilands, dem in der Zeit eigener Leiden die Maler sich zuwandten, und so ward Christus dem Gemüthe näher gebracht, so die mitfühlende Seele des Bildners in die harten Formen übertragen.

Für eine neue Kunstblüte mußte erst das Germanenthum mit Italien zusammengekommen sein, sodaß es für dieses ein Verjüngungselement wurde und die tiefe Gemüthlichkeit des Nordens unter den klaren Himmel des Südens brachte, dafür aber selbst Geschmeidigkeit, Grazie und die Lust an der schönen lichten Gestalt schätzen und sich aneignen lernte. Ich glaube man muß nicht blos die Wechselwirkung deutscher und italienischer Künstler, sondern auch die gegenseitigen Einflüsse der Volkscharaktere als solcher hier in Anschlag bringen. Und diese waren besonders umfangsreich gerade in der Zeit, in welcher das Leben sich frei und anmuthvoll, glänzend und sinnig

gestaltete und so die Kunst erweckte, indem es sich ihr entgegenhob und ihr einen gedeihlichen Boden gab, in der Zeit der Hohenstaufen. Und so suchten denn die Maler des 13. Jahrhunderts die großen Gegenstände des christlichen Glaubens in ihrer Tiefe zu erfassen und mit Ernst und reinem Sinn darstellend zu beseelen; nach Cimabue wußte besonders Duccio di Buoninsegna die Gestalten sowol im Ausdruck innerer leidenschaftlicher Erregtheit wie im beherrschenden Maße einer feierlichen Haltung zu veranschaulichen. Im 14. Jahrhundert machte sich dann die Subjectivität des Künstlers geltend, die den eigenen schaffenden Geist, den eigenen Gedanken oder das eigene Gefühl im dargestellten Gegenstand offenbaren will; Giotto, Orcagna, Simon Memmi sind hier zu nennen; an sie schließen sich später Fiesole und Gentile da Fabriano, die sich zu jenen verhalten wie die Minnesänger und Petrarca zu Wolfram von Eschenbach und Dante; und die innige Verwandtschaft zwischen der „Göttlichen Komödie“ des großen Florentiners mit dem Campo santo zu Pisa, namentlich mit Orcagna's Bildern, ist schon oft bemerkt worden. Fiesole stellt den Gottesfrieden der kindlichen Seele, die Wonne der religiösen Beseligung in seinen Engeln und Verklärten dar, Gentile da Fabriano zeigt mehr Sinn für die Natur und das menschliche Herz auch in weltlichen Beziehungen, immer aber ist es die lyrische Gemüthsinnerlichkeit, die uns auch bei ihm so wohlthuend anspricht; seine Bilder sind selten, aber was ich von ihm in Florenz gesehen habe, lebt frisch und klar in meiner Erinnerung; die eigene Empfindungsfülle dieser Männer erweckt sogleich das Gefühl des Beschauers. An sie reiht sich dann wieder Benozzo Gozzoli, er aber bereits

mit den gesteigerten Kunstmitteln, mit dem reifern Formensinn der Florentiner. Denn das war nun das Nächste und Nothwendige, daß jetzt die Maler die volle feste Körperlichkeit hervorzubilden strebten, daß sie einmal auf die Richtigkeit der Zeichnung, die Schönheit der Gruppirung ihr Hauptaugenmerk richteten, und das thaten die Florentiner in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; die Idealität der Auffassung, die gemüthvolle Seelenstimmung der frühern Zeit ward jetzt überwogen von dem Streben nach einer freien naturgemäßen Durchbildung der Form. Masaccio geht hier voran, später folgen ihm Ghirlandajo und Luca Signorelli, und schreiten weiter auf seinem Wege. Während man nun im Studium der Natur die bleibenden Grundzüge der Menschengestalt und die volle Körperlichkeit suchte, ward das Auge aufgethan um die alte Plastik in ihrem Werthe zu ahnen, und was hier Andrea Verocchio, was Mantegna, was Giovanni Bellini für ihre Kunst gelernt, ist an sich nicht minder erfreulich, als es für die nun herannahende Vollendung der Malerei in unserer Epoche ein fruchtbares Element ward. Daneben ward die Darstellung der Gemüthswelt, der Herzensandacht in Umbrien gepflegt und fortgebildet, die bräutliche Sehnsucht der Seele erscheint, wie Vischer sinnig bemerkt, bei Perugino im Schmucke einer zarten, schüchternen, weiblichen Schönheit, im Sonnenglanz glühender Farben, und blickt mit trunkener Andacht, mit unsagbarer Wehmuth nach dem Geheimniß der Erlösung empor, das als ein himmlisches Wunder aus goldnen Wolken herüberleuchtet.

Andrea del Sarto, Francesco Francia, Fra Bartolommeo bahnen von Florenz aus den Weg zu den drei

Männern, welche die mittelalterliche Malerei in Italien zu einem ewig bewundernswerthen Gipfelpunkt, zur classischen Vollendung bringen. Und zwar möchte ich sie so fassen, daß wir in den beiden ersten, in Leonardo da Vinci und in Michelangelo, die Rückkehr zum Zeichen, das Macchiavelli'sche ritornar al segno, oder die Wiederaufnahme des Ursprünglichen mit gesteigerter Kraftentwickelung erblicken, in jenem die objective Größe eines Duccio, in diesem die subjective eines Orcagna, aber so gereift, daß jenem der Liebreiz der Empfindung, diesem die Sicherheit der Form vollständig zu Gebote steht. Die Größe des Gegenstandes erfüllt Leonardo's erhabene Seele, und er spricht sie aus im Adel der Gestalten, im Maß das alle Bewegung beherrscht, in der Innigkeit die Alles erfüllt, der Klarheit die sich über Alles ergießt. Neben ihm verdient ein Schüler genannt zu werden, vielleicht der größte aller Kunstschüler, der in der Technik und Anschauungsweise des Meisters fortarbeitet, aber im reizenden Ausdruck des Wonnesamen und Holdseligen, wie in der gediegenen Fülle seiner großen Compositionen mit den ersten Meistern wetteifert, Bernardo Luini, der es verdient, daß man um seiner Werke willen die Lombardei bereist. Bei Michelangelo ist es der eigene kühne Geist, die weltrichtende Hoheit und der unwiderstehliche Drang der bewegten Subjectivität, was in den Gegenständen anschaulich wird die er darstellt, in jenen Schöpfungsbildern, wo Gott Vater vom sausenden Sturmwind getragen Tag und Nacht und die Elemente scheidet, den Adam beseelt, ihm die Eva vermählt, oder in dem Bilde vom zürnenden Heiland, der das Wort der Verdammung gegen die auferstandenen Verbrecher spricht,

vor dem auch die Seligen und Gerechten schauern und beben. Rafael faßt wieder Beides zusammen, es ist die vollste Harmonie seines eigenen Sinnes und des Gegenstandes, es ist die Tiefe des gottinnigen reinen Gemüths vereint mit der frischesten Freude an der Pracht der Erde, was ihn befähigt vor allen Andern in der schönen Form die schöne Seele darzustellen. Von Perugino, von der christlichen Gefühlswelt geht er aus, in Florenz lernt er die Naturwahrheit, in Rom die Idealität der Antike kennen, und dies Alles verschmilzt er zu einem untrennbaren Ganzen: er sieht die Dinge wie sie vor Gott stehen im Lichte der Ewigkeit, ein Platonischer Künstlergeist, den die irdische Schönheit stets an die Idee erinnert, von der sie ein Abglanz ist, und der dieses Ewige im Sinnlichen zu veranschaulichen weiß, wie er ja selber gesagt hat, daß una certa idea ihm bei der Bildung seiner Gestalten vorschwebe. Er steht auf einer der Höhen der Menschheit, der Geist ist in seinen Werken Fleisch geworden, keine Einseitigkeit läßt unsern ungetrübten Genuß etwas vermissen, aber sein Ausgangspunkt, die Idee, deren Symbolisirung und die religiöse Weihe seiner Heiligenbilder stellt ihn an den Schluß der ersten großen christlichen Kunstperiode als deren Vollender auf dem Gebiet der Malerei.

Statt der Schönheit der freien phantasiegebornen Gestalt, die den Italienern eignet, ward der Ausdruck einer subjectiv sich in sich vertiefenden Seele, die portraitähnliche Charakteristik körperlicher Individualität ein Erbtheil der Deutschen. Sie nehmen auch das Rohe und Wilde, ja das Häßliche auf, um durch den Contrast das Edle und Reine wirksamer hervorzuheben, um durch humori-

stische Behandlung jenes ins Schöne aufzulösen. Die Phantastik der nordischen Natur macht sich geltend, die formlose Unendlichkeit des Geistes spielt mit fratzenhaften Gestalten, und die Nachahmung des Antiken mislingt noch selbst zur Reformationszeit, wie die Venusbilder von Lukas Cranach allein schon beweisen. Doch darf im 15. Jahrhundert die Schule von Köln und nach ihr die von Flandern mit den Zeitgenossen jenseit der Alpen wetteifern, und namentlich ist die letztere durch die Technik der Oelmalerei maßgebend geworden. Für das kölner Dombild hat Hotho das rechte Wort gefunden, wenn er ihm Seelenplastik zuschreibt: das ganze Innere blickt unbefangen aus Auge und Geberde hervor, und dies Innere trägt den Gottesfrieden in sich; die ungebrochene Harmonie gläubig froher Gemüther neigt sich anbetend vor der Paradiesesbotschaft, vor dem Stern des Heils. Es kommt auf die Personen an, Luft, Licht, Hintergrund werden durch den Glanz des Goldes vertreten, auf dem sie sich statuarisch hervorheben, aber nicht ihr Körper als solcher, sondern ihre Seele soll erscheinen. Die flanderischen Meister, Hubert und Johann van Eyck, Hemling und Rogier haben nicht mehr jenen ungestörten Einklang des religiösen Lebens, sondern sie gehen vom Gegensatz Gottes und der in der Welt einheimisch gewordenen Menschheit aus, um in der Verehrung des Lammes den Zug der Welt zur Wiedervereinigung mit Gott darzustellen; so kommen sie zu schärferer Charakteristik, zur treuen Auffassung der Menschen wie der Natur in ihrer duftlosen Klarheit, ihrem leuchtenden Frühlingsgrün; aber das Irdische wird nicht für sich frei, es ist der Christophoros, der das Gotteskind durch die

Wellen der aufgehenden Sonne entgegenträgt. Die oberdeutsche Schule aber bildet schon mehr und mehr den Uebergang in die folgende Periode; ihr eignet eine schlicht realistische Auffassung der Naturformen, und statt der kirchlichen Weihe zeigen ihre Werke mehr das klare sittliche Gefühl ihrer Urheber für die verschiedenen Lagen des Lebens. Die Künstler stehen unter dem Einfluß der Reformation, den Reformatoren sind sie meist selber befreundet. Die vollendetste künstlerische Durchbildung der Form erreicht Hans Holbein der Jüngere in jenem wundersamen Bilde der dresdener Galerie: eine heilige Frauengestalt mit einem Kinde auf dem Arm inmitten einer knieend sie verehrenden Familie. Wie er seinen tragischen Humor in den Todtentänzen spielen ließ, so entfaltete auch Albrecht Dürer die Fülle seines Ideenreichthums in poesievoll phantastischen Gebilden, drückte aber Allem was er schuf den Adel seiner Gesinnung, die ernste Tüchtigkeit seines gediegenen Wesens als Stempel auf. Lukas Cranach ist wegen der spielenden Naivetät und der schlichten Treuherzigkeit seiner Gemälde dem Hans Sachs verglichen worden. Auch er zeigt wie seine Vorgänger das Janusgesicht, welches sowol in die Zeit des religiös mythischen wie des die Weltwirklichkeit als solche auffassenden und darstellenden Denkens und Bildens hineinschaut. Die Perioden der Geschichte haben stets solche Uebergangsgestalten; ich erinnere auf philosophischem Gebiet an Nicolaus von Cusa und an Ficin, an Bruno und Campanella, an Jakob Böhme.

Die Musik, die Kunst des Gefühls, verdankt ihre freie und volle Ausbildung erst dem Christenthum. Im Alterthum begleitete sie die Poesie, indem sie die Grund-

stimmung des Gedichts, die bereits durch das Versmaß und dessen auf- und absteigende Bewegung angedeutet war, im Anschluß an den Silbenfall energischer verdeutlichte, indem sie ohne nach eigenem Sinn zu verweilen und sich in sich zu versenken das Wort des Sängers dienend trug, sodaß auf dem Strom der Tonweise die herrlichen Anschauungsbilder der Poesie sichtbar und stolz dahinwogten. Erst mußte die Subjectivität in ihrer Unendlichkeit erkannt, erst mußte das Menschenherz als Mittelpunkt der Welt erfaßt sein, wenn die ganze geistige Thätigkeit, das ganze Sinnendasein einzig durch die Gefühle ausgesprochen werden sollte, welche die Gedanken und Dinge erregen, wenn der ganze Gehalt des Lebens in einer Empfindung verbunden und durch das melodische Lautwerden derselben wieder im Gemüth und in der Phantasie der Hörer erweckt werden sollte. Gesungen hat der Mensch immer, „wie der Vogel singt der in den Zweigen wohnet", und in der schnellern oder langsamern Folge näherer oder fernerer Töne seine innere Stimmung in ihren Bebungen erklingen lassen; aber zu einer selbständigen Kunst ward die Musik im Anschluß an die Kirche, und der Kirchenstil, der allein dem Gottesdienste, der Frömmigkeit gewidmet ist, fand im Mittelalter seine Ausbildung. Es ist die Thatsache der Offenbarung und ihr Widerklang im Gemüth, was den Inhalt der mittelalterlichen musikalischen Kunst ausmacht und ihre Form bedingt: das Irdische soll weder aufgeregt noch bekämpft, sondern die ewig feststehende Wahrheit soll ausgesprochen und der Trost, der Himmelsfriede, den sie dem gottergebenen Herzen bringt, soll empfunden werden; daher die ernste schlichte Würde dieses Stils.

Die christliche Kunst nahm auch hier die technischen Studien des Alterthums auf, um sie mit ihrem Geiste zu erfüllen. Zunächst sollten die Worte der Bibel in ihrer Objectivität aufgenommen werden; als höhere Autorität waren sie alle gleich bedeutsam, man machte also zunächst keinen Unterschied des längern oder kürzern Verweilens bei den einzelnen Silben, sondern die Stimmung des Sängers gab sich nur in der Qualität der höhern und tiefern, gleichlang gehaltenen Töne kund, und feierlich schritt der cantus firmus einher, der Anfang des Choralgesangs. Aber die Bewegung des Gemüths bei der gläubigen Aufnahme der Wahrheit verlangte gebieterisch den Rhythmus, und nach manchen Gährungen stellte Franko von Köln den Zeitwerth der Noten durch fortgesetzte Halbirung fest. Und die Musik will, daß ein Ton in Vielen nachhalle und Alle verbinde, sie will die Menschen zu gleicher Stimmung führen und alle einstimmen lassen; doch sind die Menschen und ihre Stimmen verschieden, und das wird dann der rechte Triumph der Kunst sein, wenn sie bei aller Mannichfaltigkeit dennoch lieblich zusammenklingen, wenn sie besondere Wege gehen und dennoch das gleiche Ziel sie verbindet, wenn auch der erst durch die Andern Angeregte, indem er ihnen nacheilt, dennoch sie mit seiner Weise nicht stört, sondern nur die Fülle des Wohllauts erhöht. Diese Durchbildung der Harmonie war die große That jener Zeit auf musikalischem Gebiet; erst durch den Contrapunkt ward der vielstimmige Satz, ward die Verflechtung mehrer Melodien zu einem harmonischen Ganzen möglich und damit der selbständigen Instrumentalmusik der Weg gebahnt. Der Reichthum der Tonwelt konnte sich jetzt erst erschließen

und aus dem Chaos ein Kosmos werden. Aber noch bleiben wir im Mittelalter auf kirchlichem Gebiet, und am Schlusse desselben vollenden Roland Laß und Palestrina den Kirchenstil und stellen die Muster auf für die folgende Zeit. Die religiöse Gefühlsstimmung der Gemeinde wird durch den Erstern mächtig und zart in der Freude über die Herrlichkeit Gottes oder im Schmerz über Leid und Tod des Erlösers offenbar, doch so, daß der Inhalt, der die Gefühle erregt, Hauptsache bleibt und der Künstler deshalb durch sein Werk über die Gemüther gebieten kann. Wie Friedrich Schlegel die Architektur eine gefrorene Musik nannte, so vergleicht Deutinger Palestrina's Tongebäude mit den romanischen Kirchenbauten. Es sind die weiten einfachen Gewölbe des Rundbogenstils, die in ihrer ungeschmückten aber großen Harmonienkraft uns hier begegnen. Mächtige Tonsäulen tragen ein weites Harmoniengewölbe und runden sich geheimnißvoll zur innig verschlungenen Tiefe der Anbetung des Allerheiligsten.

Wenden wir uns zur Poesie, so könnten die Namen Wolfram von Eschenbach und Dante genügen, um zu beweisen, wie die größten Dichterpersönlichkeiten des Mittelalters auf kirchlichem Boden stehen, wie die christliche Offenbarung der Leitstern ihres Sinnens und Singens ist; allein gerade um den mythischen Charakter der mittelalterlichen Kunst klar zu machen, müssen wir den epischen Volksgesang näher ins Auge fassen.

Wenn noch ein ungebrochener Glaube und eine jugendliche Phantasie im Volke leben, eine gleiche Bildung sich noch über Alle erstreckt, und nun Thaten geschehen an denen Alle Antheil nehmen, die durch den Instinct und

den Willen des Ganzen vollbracht werden, so sind nun auch Alle in eine gleich angeregte Stimmung versetzt, und wer da seine Lippen zu singen öffnet, um die Begebenheiten feiernd darzustellen, der ist nur der Mund seines Volks, der ausspricht was Alle wissen, der darum den Thatsachen einfach und treu folgen muß, und auf keinen Effect hinzuarbeiten braucht, weil er der Theilnahme seiner Hörer sicher ist. Und diese offenbart sich darin, daß die Andern in den Gesang miteinstimmen, oder daß ein Zweiter und Dritter den Faden dort aufnimmt und fortspinnt, wo der Erste ihn fallen ließ, und daß die vielen Quellen, von einem und demselben himmlischen Regen gespeist und Einer Muttererde entsprungen, zum Strome eines gewaltigen Heldenliedes zusammenrauschen. So ist der Stoff kein ersonnener, sondern er besteht aus den Erlebnissen des Volks, und die Sänger sind die Hüter des Schatzes nationaler Ueberlieferung. Nur das Große aber und Bedeutungsvolle bleibt in der Erinnerung der jugendlichen Menschheit haften, und indem die Sänger dies wetteifernd verherrlichen, rückt auch das zeitlich und räumlich Getrennte zusammen, schließt sich Verwandtes an die hervorragenden Gipfelpunkte an, gibt nun die Phantasie bald Mittelglieder, bald Motive der Handlungen, und bildet sich so ein reicher Sagenkreis, der das Leben selbst in idealer Weise abspiegelt, der ursprünglich von wirklichen Begebenheiten getragen wird, und im Fortgang der Geschlechter zwar mit vielen Einzelheiten frei schaltet, den Geist des Ganzen aber treu bewahrt und der Idee der Geschichte einen ihr gemäßen Körper schafft. In glücklichster Weise wird dies geschehen, wenn mitten in der noch vollströmenden Volkspoesie, ge-

nährt von der Ueberlieferung der Väter, ein Genius auftritt, der die ganze Stoffesfülle, die von der Phantasie mehrer Menschenalter bereits gestaltet worden, mit selbstbewußter Ueberlegenheit ergreift, um einen klar erschauten Mittelpunkt das Mannichfaltige ordnet und in einem oder mehren harmonischen Ganzen zugleich den Foderungen der Kunst Genüge thut, indem seine eigene Seele, die er dem Werk einhaucht, mit dem Geiste des Volks, der den Stoff in der Wirklichkeit aus sich herausgeboren und in der Sage wiedergeboren, innigst übereinstimmt. So steht Homer in Griechenland da. Nicht ganz so glücklich war das europäische Mittelalter. Statt einer leicht übersehbaren Begebenheit, gleich dem Heldenkampf um Troja und den Heimfahrten, haben wir die Jahrhunderte, die Massen, das Gewirr der Völkerwanderung, die Helden mehrer Jahrhunderte rücken zusammen, das Christenthum dringt ein und mit ihm wird die Weltanschauung der Dichter gar vielfach eine andere als die der Helden gewesen war, das Ritterthum bildet sich aus und seine Sitte wird auf die frühern Zeiten übertragen, sodaß der alte Schlangentödter Siegfried zugleich die Gefühle der Minnesänger theilt. Als in der Hohenstaufenzeit die Lieder zu mehren Ganzen zusammengeordnet werden, da rettet allerdings der Sammler die kostbarsten Reste der Volksdichtung, allein statt das Große hier und da kunstvoller durchzubilden in feinerer Zeichnung der Charaktere, in reicherer Motivirung der Handlungen, gibt er bereits Zwischenglieder die wir entbehren können, und unepische Beschreibungen, ja mitunter fehlt ihm das rechte Verständniß dessen was er mittheilt, und das aus dem Sagenschatze des Volks hätte ergänzt werden müssen.

Ich bin unwillkürlich auf deutschen Boden gerathen, denn die Deutschen trugen die Last und vollbrachten die Arbeit der Völkerwanderung und Völkerkämpfe, und so bildeten sich hier die Sagenkreise der „Nibelungen" um Siegfried, der Burgunden in Worms, der Ostgothen um Theoderich den Großen, der Hunnen um Attila, der Friesen und Normannen, der Lombarden. Viele rhapsodische Einzellieder sind verklungen, aber manche sind auch fortgesungen worden; Siegfried, die Burgunden, Dietrich von Bern und Attila sind im Nibelungenliede vereinigt worden, und zu dem Kriegsgesang vom Völkeruntergang, zur deutschen Ilias, gesellt sich das meerdurchrauschte Lied von der Treue, die „Gudrun", als die deutsche Odyssee. Es ist nicht die Unmittelbarkeit des Lebens oder die Weltwirklichkeit, die factische Geschichte, was hier dargestellt wird, sondern das Abbild derselben in der Sage, der Mythus, in welchem das Volk die ideale Wahrheit der Geschichte versinnlicht, indem es die Begebenheiten zusammendrängend und umbildend im Geiste wiedergeboren hat, und nun in einzelnen typischen Gestalten und Thaten sich sein eigenes Leben und Werden veranschaulicht. Das griechische Epos ist wie der griechische Tempel ein klares Werk aus Einem Guß voll Kraft und Anmuth; das deutsche gleicht einem jener Dome an dem die Jahrhunderte gebaut, der in romanischem Stil entworfen war, der dann im gothischen fortgesetzt ward und die Entwickelungsphasen des letztern selbst in bald schwerern, bald feinern Formen aufweist, und der als Ganzes niemals vollendet worden ist, aber doch durch die Größe seiner Anlage und durch die Ausführung vieler Einzelheiten einen mächtigen Eindruck hervorbringt und stets von

neuem anzieht, ja die eigene Phantasie zum Fortbauen anreizt. Das deutsche Epos spricht nicht so rein und voll zur Einbildungskraft wie das griechische, aber durch die Innerlichkeit der Gesinnung, durch den Geist der Männlichkeit und Treue, den es athmet, erweckt es einen um so lebendigern Herzensantheil; es ersetzt den Mangel der Form durch die Erhabenheit und die Anmuth des Inhalts.

Um Karl den Großen bildete sich der fränkische Sagenkreis, der ihn besonders als Glaubenshelden im Kampf mit den Muhamedanern feierte, sodaß zu den Zeiten der Kreuzzüge diese Lieder nach Deutschland und Italien vielfach hinüberklangen; ihren künstlerischen Abschluß fanden sie leider erst in der folgenden Periode, wo der Geist des Ariosto ein anderer war als der der ursprünglichen Heldensage. In dem Sinne dieser sangen die Spanier ihre Romanzen vom Cid. Das christliche Ritterthum, das im Dienst der Religion den Glanz seiner Thaten entfaltet, das Weltliche geweiht von dem Geistigen fand hier seine Verherrlichung; in der Wirklichkeit waren es die Kreuzzüge, die als die strahlende Mitte des Mittelalters die Blüte seines Lebens erschlossen, aber sie erregten wol die dichterische Kraft, doch nicht zur Darstellung der eigenen unmittelbaren Gegenwart, sondern zu einem symbolischen Preise derselben im mythischen Bild vergangener verwandter Tage.

Auch das irrende Ritterthum mit seiner planlosen Willkür fand sein mythisches Vor- und Abbild, und zwar in Britannien durch die Sagen von Artus und der Tafelrunde. Das launenhafte Spiel einer phantastischen Einbildungskraft erging sich dort in buntester

Fülle; die Geschichten wanderten durch Frankreich und kamen nach Deutschland, und reizten hier die kunstgebildetsten Dichter dem Stoff durch eine gediegene Form Maß zu geben, wie Hartmann von der Aue that, oder eine eigene Weltanschauung in ihn hineinzulegen und ihn zu einem Ausdruck des eigenen Seelenlebens zu gestalten, was das Werk Gottfried's von Strasburg und Wolfram's von Eschenbach war. Die Geschlechtsliebe ward in „Tristan und Isolde" zum Centrum der Dichtung gemacht und ist seitdem ein Stern derselben geblieben, wenn auch nicht die ausschließliche Sonne. Wolfram zog die Gralsage heran und erfaßte sie in ihrer innersten Tiefe, sodaß er den Gegensatz des geistigen und weltlichen Lebens in „Parcival" schilderte, jedoch so, daß beide Elemente einander durchdringen sollen, daß die ritterliche Kraft im Dienste Gottes wirkt und ihren Glanz entfaltet. Er schuf das Epos vom Menschen, der in gläubiger Einfalt gottinnig lebt, der dann zweifelnd von Gott sich abkehrt und irrend die Welt durchzieht, bis seine Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies durch die rettende Gnade ihre Erfüllung findet. Den Gral selbst können wir als ein Symbol der mittelalterlichen Kunst ansehen, er ist ein strahlendes Kleinod, irdischen Segens reicher Quell, aber durch die Hostie, die Freitags eine Taube vom Himmel bringt und hineinlegt, er ist wie der Stein der Weisen Gesundheit und Leben spendend, da er das welterlösende Blut dessen empfangen der am Kreuz den Tod überwunden.

Gervinus ist ausgezeichnet durch seine historischen Parallelen und Combinationen; zu den glücklichsten derselben gehört wol die Zusammenstellung von Lamprecht's

„Alexander" mit dem „Parcival" und Dante's „Göttlicher Komödie". In jenem Werk wird die Herrlichkeit des äußern Lebens geschildert, wie sie das Alterthum vertritt, und die Idee desselben spricht Alexander selbst aus in der Antwort die er den Scythen auf ihre Frage gibt, warum er, ein Sterblicher wie sie, die Welt so in Bewegung setze? „Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt zu üben welche Kraft wir erhalten haben. Das Meer ist dem Winde gegeben es aufzuwühlen. Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen das mir wohlthut." Aber wie das ganze Mittelalter die Gestalten des Alterthums zu Rittern umkleidete und romantisirte, so läßt auch Lamprecht seinen Alexander zur Einsicht kommen daß das Paradies nicht zu erfechten sei, und gedenkt mit wenigen Worten, daß er vor seinem Tod Mäßigung und Einkehr in sich selbst gelernt habe. Den erobernden Helden nennt er einen entsetzlichen Schlund, der Hölle gleich; er wird einer besondern Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöst; aber seine Umwandlung wird nur angezeigt, der Seelenkampf, der Proceß derselben wird nicht veranschaulicht. Und gerade dies ist Wolfram's Thema. Parcival opfert das nur Weltliche einem höhern Streben. Er hat nicht nach der Gnade gefragt als sie ihn zum höchsten Heile berufen, dann wird er in seiner Verzweiflung darüber irre an Gott und zieht nun in der Welt herum, bis er sich mehr und mehr in seiner Sehnsucht nach dem Gral innerlich läutert, büßend und handelnd sich desselben würdig macht, und nachdem er das Härteste bestanden, zum Königthum des Grals gelangt. Aber was war das Glück das er hier erlangte? Wohin führte sein

Ringen den sinnigen Dulder? Auf diese Frage, die Frage nach der Seligkeit des innern gottschauenden Lebens, gab der deutsche Dichter noch keine Antwort; er hat das Streben, die Entwickelung von der Unschuld des Jünglingsgemüths zum Zweifel, zur Lust des äußern Lebens und dann die Wege der Rückkehr geschildert, das wiedergewonnene Paradies überläßt er unserer Ahnung. Dante schloß den Kreis und erledigte diese letzte Frage. Er öffnete die Pforten des Himmels und zeigte die Herrlichkeit des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung in dem seligen Leben der Frommen, in der Gemeinschaft der Heiligen, in der Anschauung Dessen der Alles lenkt und erfüllt. Dante machte nicht einen Andern, sondern sich selbst, seine Seelengeschichte, zum Mittelpunkt und Stoff der Dichtung, aber er schloß sich an die Kirchenlehre von Hölle, Fegefeuer und Himmel an, und gab ein Bild aller menschlichen Zustände in ihrer Beziehung zum Ewigen, indem er seine Wanderung durch jene drei Regionen beschreibt. Das Irdische und Weltliche ist das Thema der Hölle wie des „Alexander"; die Reinigung der Seele ist der Grundgedanke des „Parcival"; das Paradies ist der Mittelpunkt des Dante'schen Gedichts, nach dem Alles hinstrebt. Nur wenige Menschen haben so mit selbstbewußter Kraft die Totalität ihres ganzen Zeitalters in Einem Werk concentrirt wie Dante.

Sehen wir in der „Göttlichen Komödie" die Vollendung der kirchlich-christlichen Poesie, so bildet ihr Anfang schon die Schwelle der epischen Literatur unsers Volks in den beiden Evangelienharmonien; das Leben Jesu ist selbst Gegenstand der Dichtung, und wenn im „Heliand" das Sachsenvolk noch in der alten alliterirenden Weise von

Christus wie von einem Friedensfürsten in seiner eigenen Mitte singt und dadurch das Ganze sich heimisch macht, so wird „Ottfried" durch die strophische Form und den Reim maßgebend für die ganze fernere Dichtung des Mittelalters.

Indeß nicht blos die menschliche Geschichte ward damals mythisch dargestellt, sondern auch die der Natur, und zwar in der Thiersage, im „Reinhard Fuchs". Die Nähe von Mensch und Thier in der patriarchalischen Zeit, die Freude an der Thiere Kraft, List, funkelndem Aug' und geheimnißvollem Wesen ließ den Menschen sie halbwegs zu sich heraufziehen und ihnen Ueberlegung und Sprache zu der Vollbringung ihrer Handlungen leihen, während er sich dadurch zugleich einen Spiegel für die niedere endliche Seite seines eigenen Wesens aufstellte. Wie viele Wörter der indischen, persischen, griechischen, römischen, deutschen Sprache durch die gemeinsamen Wurzeln auf die Urzeit hinweisen, in der jene Völker noch vereint waren, so thun ein Gleiches die einzelnen Thiergeschichten, die sie alle auf die Wanderung mitnahmen und national fortbildeten. Aber während der Grieche sich ausschließlich an die Menschenwelt hielt, galt ihm bald das Natürliche nur als ein Gleichniß von jener, und so ward ihm die Thiergeschichte zur Fabel, indeß der gemüthvolle Natursinn der Germanen die Thiersage um ihrer selbst willen fortgestaltete, und nachdem im Lauf mehrer Jahrhunderte unter den Händen der geistlichen wie der volksthümlichen Dichter schon Verknüpfungen einzelner Erzählungen versucht waren, und Deutschland und Frankreich gleichmäßig beisteuerten, gelang in den Niederlanden der künstlerische Abschluß zu einem gerun-

deten Ganzen, dem Reinaert, umfassender und einheitlicher als es mit der Heldensage der Fall gewesen. Der Bau von Willem de Matok ist so wohlgefügt, daß der größte poetische Künstler der Neuzeit daran nicht rütteln, sondern nur im Einzelnen und Kleinen, und auch da nur wenig modificiren mochte. Die Periode der Weltwirklichkeit in der Kunstgeschichte sah eine Satire auf die menschlichen Dinge in Dichtungen, die eine mythenbildende Phantasie mit unbefangener Lust geschaffen.

In Bezug auf die Lyrik müssen wir zuerst der kirchlichen Gesänge gedenken, in denen die lateinische Sprache selbst sich dem romantischen Princip des Reimes anschmiegend bequemte, um dem Inhalt gerecht zu werden, der die Religion der Liebe verherrlicht, der die Herrlichkeit Gottes wie das versöhnende Leid des Erlösers oder die jungfräuliche Reinheit Maria's in ihrer Wirkung auf das Gemüth schildert. So ist auch hier der erste Ton ein kirchlicher, und er klingt fort durch die Lieder der Troubadours und Minnesänger. Jene mit männlich keckem, diese mit frauenhaft zartem Geist lassen das Herz mit seinen Leidenschaften, mit seinen Sehnen und Sinnen offenbar werden; dennoch unterscheiden sich ihre Gedichte gar sehr von der unmittelbaren Lebenswahrheit der spätern Volkslieder oder der Lyrik Klopstock's und Goethe's. Sie machen sich ihre Seelenzustände zum Object um sie betrachtend zu schildern, und bei Petrarca, der in Italien diese Dichtweise künstlerisch vollendet, sieht man es deutlich wie sich seine Phantasie ein Ideal geschaffen hat, dem er sein Herz und seine Lippe weiht; Laura ist so gut der mythische Typus seiner Liebesempfindungen, wie Siegfried und Dietrich der des jugendlichen und männ-

lichen Heldenthums im deutschen Volk. Eine ähnliche Gestalt bei den Künstlern ist Maria. Und viele Stellen in dem wundervollen Hymnus Gottfried's von Strasburg, der ihren Namen führt, könnten geradezu in Minnelieder hinübergepflanzt werden und würden ihnen zur Zierde gereichen.

So finden wir auf allen Gebieten im Mittelalter einen und denselben Kunstcharakter, den des Mythus und der kirchlichen Religiosität, und demgemäß sind seine größten Werke das Epos, die malerische Darstellung der heiligen Geschichte und die Dome. Hier wird es von der Folgezeit nicht überboten werden. Die Zeiten der hellen Geschichte und des Bücherdrucks geben der Sagenbildung keinen Raum mehr, welche das Volksepos voraussetzt, die großen Maler Italiens werden immer giltige Muster sein, und an der Keuschheit der erst werdenden und wachsenden Kunst, wie sie alles äußere Prunken mit der Technik verschmäht, und mit kleinen Mitteln Großes erreicht, weil die erhabene Gewalt eines wahren Gehalts in der unbefangenen naiven Seele lebt, werden wir uns stets erfreuen und sie wie einen Verjüngungsquell den spätern Nachkommen empfehlen können. Und wo wir mit rechtem Sinn Kirchen bauen, da wird es im Stile des Mittelalters geschehen. Von der Architektur namentlich hat schon Schnaase dargethan wie ihr alle Eigenschaften jener Zeit zustatten kamen, auf sie hinwiesen. „Sie konnte das perspectivische Bild des Universums darstellen, das der frommen Anschauung vorschwebte; sie sprach den mystischen Gedanken aus, ohne die Realität der Dinge zu verletzen, gab eine große Encyklopädie ohne Oberflächlichkeit und Willkür; sie löste

die Aufgabe, atomistische Stoffe zu einer Einheit zu verschmelzen, mit größerm Glück als Staat und Kirche, ihr war es gegeben, individuelle Glieder leicht in allgemeiner Ordnung zu verbinden. In ihr fanden der klare Verstand der Scholastik, das tiefe dunkle Gefühl, die kühne Phantasie ungehemmte und harmonische Wirksamkeit. Daher wandten sich dieser Kunst, so wenig die Jahrbücher davon melden, die edelsten Kräfte zu, und machten sie allmälig zur größten Erscheinung ihres Zeitalters und zu einer der bedeutendsten der Kunstgeschichte, wenn nicht der Geschichte überhaupt."

Priesterlich stand das Christenthum anfangs den Heiden gegenüber, erziehen mußte es die neubekehrten Völker durch Gehorsam zu freier Liebesthat. Aber wenn im starren Dogma der Glaube und das individuelle Wahrheitsgefühl gebunden blieb, wenn der Klerus ein Mittleramt zwischen Gott und Menschheit für sich in Anspruch nahm, so entsprach dies nicht dem Sinne des Heilands, nach dem wir Alle nicht Fremdlinge, sondern Kinder des Allvaters und ein priesterlich Volk sind. Und wenn die Kirche selber verweltlichte und durch Sittenverderbniß eine Reformation an Haupt und Gliedern nöthig machte, so rief sie damit den Geist der persönlichen Selbständigkeit, der freien Weltlichkeit gegen sich in Waffen, und schlachtenmuthig erhob sich dieser am Ende des Mittelalters. Er stellte sich auf die Natur, sie sollte ihm nicht fremd bleiben, er forschte nach ihren Gesetzen, er zog als Entdecker über das Meer um von der ganzen Erde Besitz zu ergreifen, er richtete sein Fernrohr nach dem Himmel und ließ die Erde als einen Stern unter Sternen in den Reigentanz der Sphären mit eintreten.

Er blickte nach seiner eigenen Vergangenheit in die Geschichte, und sah im Alterthum ein Reich selbstkräftiger Menschheit in nationaler Größe, ungefesselt durch priesterliche Autorität in seinem Denken und Dichten, bewundernswerth durch den Glanz des äußern Lebens. Und Luther gab als ein ethischer Genius diesem Geist die religiöse Weihe, als er statt der Machtsprüche der Kirche die öffentlichen klaren und hellen Gründe der Vernunft oder die Zeugnisse der Schrift foderte, statt des mit Geld erkauften Ablasses die Reue und Buße der eigenen Seele, statt der Berufung auf fremdes Verdienst die Aneignung von Christi Erlösungsthat durch den eigenen Willen, die Rechtfertigung durch den Glauben, der nichts Anderes ist denn das wahrhaftige Leben in Gott selbst. Die Gewissensfreiheit ward verkündet, ein sittliches Familienleben der Ehelosigkeit, Arbeit und Lebensgenuß der Armuth, das eigene Forschen und Denken der Autorität entgegengestellt. Ich denke, also bin ich, sprach Cartesius, und machte damit das Ich zum Ausgangspunkt des Erkennens. Machiavelli seufzte darüber, daß die Kirche mehr Geduld und Demuth als Muth und Thatkraft gepredigt, und zeigte am Beispiel Roms wie ein gesundes Volk frei und groß werde, und rief nach einem bewaffneten Reformator, der sein gesunkenes Volk wie ein anderer Cyrus oder Theseus wieder aufrichten und mit Gewalt zu Einheit und Freiheit führen sollte. Gerade daß die religiöse Reformation nicht innerhalb der katholischen Kirche vollbracht wurde, sondern zum Bruch mit ihr führte, erhöhte den Charakter der selbständigen Weltlichkeit, den die neue Periode trägt, und der in den dynastischen Kriegen wie in Kepler und Newton, in staatordnenden Geistern

gleich Richelieu und Friedrich dem Großen wie in Spinoza und der Aufklärung des 18. Jahrhunderts seinen Ausdruck findet. Nicht daß die größten Männer der Zeit Gott und Christus abgesagt hätten, so wenig als das Mittelalter nur im Jenseits lebte und ausschließlich der Kirche huldigte; aber statt des Petrinischen Geistes einer objectiven Ordnung und Lehre machte sich der Paulinische einer sittlichen Wiedergeburt und Befreiung der Persönlichkeit vornehmlich geltend. Immerhin kann man mit den Sanct-Simonisten das Mittelalter eine organische, die ihm folgenden Jahrhunderte eine kritische Epoche nennen.

Wir haben die Periode der Weltwirklichkeit in der Kunst nun zu betrachten.

Im Mittelalter war der Kirchenbau tonangebend auch für die Burgen und Stadthäuser, und die schönsten Wohnungen am Großen Kanal in Venedig sind in gothischen Formen ausgeführt; jetzt entwickelt sich ein weltlicher Palaststil und trägt seine Formen auch auf die Kirchen über, daß sie, wie schon die Peterskirche mit ihrer Bernini'schen Façade gleich Palästen Gottes prunkvoll dastehen. Und zwar geschieht dies unter dem Einfluß des wiedererweckten Alterthums, daher die ganze Darstellungsweise den Namen der Renaissance führt. Die Horizontallinie, die sich sicher auf der Erde ausbreitet, herrscht wieder vor der himmelanstrebenden Verticalrichtung, und der Bogen wird gern unter den Halbkreis verflacht. Das Alterthum aber ist nicht das reine hellenische, sondern es sind die Mischformen der Römer, wie sie in Italien an den Ruinen vor Augen lagen. Anfangs zeigt sich noch ein tüchtiger Sinn, ein kräftiger Zusammenhalt der Massen, und

nur da wo sie ihrem Zwecke gemäß sich gliedern, wie bei Portalen und Fenstern, treten antike Formen decorativ hinzu; namentlich sind florentinische Paläste von einer höchst erfreulichen Wirksamkeit dadurch wie die großen rauhen Mauersteine durch wenige schöne Linien ebenmäßig bewältigt erscheinen, und zu Venedig wird mit Glück und Geschmack das Detail der Fensterbogen statt im gothischen Stil jetzt im Sinn des Alterthums gebildet. Aber Kugler hat richtig bemerkt, daß die Formen der antiken Architektur zu den Massen und Räumlichkeiten, die unsere Bedürfnisse erfodern, zumeist nur in einem decorativen Verhältniß stehen können und daß daraus keine lebensvolle Kunst zu erwachsen vermag. Vielmehr sehe ich hierin den Grund, daß die antike Architektur des Aeußern jetzt zu einer der bloßen Aeußerlichkeit ward, daß man die alten Formen ihres Wesens entkleidete und ihrer Bedeutung entsetzte, indem man sie nur zum Schein und um des Scheines willen herübernahm und zu einem der Sache fremdartigen Ornament machte. Darin aber liegt ein großer Theil des Zopfs. Die Säule ist tragend und raumöffnend, wenn man sie aber zwecklos an eine Mauer stellt, so ist sie nur zu müßigem Prunk da, und dies reizt dann zum launenhaften Spiel der Verkropfungen und Verschnörkelungen; der Bogen ist verbindend und tragend, wenn man ihn aber in der Mitte auseinanderbricht, so kann er weder das eine noch das andere, was soll er dann anders als sich schneckenhaft winden? Die subjective Willkür und das Streben nach malerischen Wirkungen konnte bei Michelangelo's genialer Begabung noch Ueberraschendes und Erstaunliches leisten, aber wenn Zwerge den Riesen nachahmten, so konnte sich nur die

innere Hohlheit durch äußerliche Ueberladung aufspreizen, und die Einheit des Ganzen mußte sich auflösen in lauter Mannichfaltigkeiten im Besondern, von denen jede dann wieder für sich bewundert sein wollte und deßhalb sich eitel vordrängte, und dies ist das zweite Kennzeichen des Zopfs. Den Hauptlinien wird alle Bedeutung entzogen, sie werden fortwährend gebrochen und in Schnörkel aufgelöst, und Nebenformen werden als das Wichtigste aufgebauscht. Doch wußte Palladio mit behendem Talente und reinerm Sinn „eine goldene Mittelstraße" einzuhalten, und ein Künstler wie Schlüter durch innere wesenhafte Größe den Schein zu besiegen und den Zopf selbst der Tüchtigkeit des Charakters dienstbar zu machen. Dieser Mann steht in der Kunst wie sein Großer Kurfürst und dessen Nachfolger in der Politik achtunggebietend da. In der Sculptur ging es nicht besser. Ihre Werke wurden weltlich, aber es fehlte ihnen gar oft der Adel des reinen Sinnes, sie prunkten meist mit einer Scheingröße. Auf der Grenze der Zeit stehen treffliche deutsche Männer: Adam Kraft, Veit Stoß, Syrlin und die Vischer; sie bringen zu den Typen des mittelalterlichen Stils eine treue Naturauffassung, eine lebenswahre scharfe Charakteristik, und nehmen mehr und mehr von der antiken Bildungsweise an; allein da ihre Hauptwerke kirchlicher Art bleiben, so dürfen wir sie kaum in die neue Periode herüberziehen. Dagegen ward Pietro Bernini im 17. Jahrhundert Meister und Heerführer des Zopfes. An der Stelle der plastischen Ruhe tritt eine affectirte Bewegung, an die der selbstgenugsamen Hoheit eine nach außen gewandte Gefallsucht; alles Einzelne, jeder Gesichtszug, jede Muskel, jede Falte soll für

sich gelten, daher wird Alles übertrieben, manierirt. Es war die rechte Kunst der französischen Maitressenherrschaft. In Deutschland steht auch hier wieder der eine Schlüter mit gesunder Kraft und Frische da, um dem Leben seiner Zeit einen angemessenen Ausdruck zu geben.

Bei der Malerei aber verschwindet der Zopf, wie er sich auch aufspreizt, vor einer Fülle wirklich schöpferischer Geister. Knüpfen wir in Italien an, so haben wir zunächst Correggio zu nennen, den Maler der Empfindungen, den Musiker mit Farben, den ich deswegen hierher stelle, weil er auch die kirchlichen Stoffe, die er behandelt, ganz zum Ausdruck seines Gefühls macht und seine Gestalten oft nur zu zeichnen scheint, um sein reizendes Helldunkel über sie zu ergießen, weil er neben der religiösen ebenso auch die sinnliche Liebe in ihrem entzückenden Genusse darbildet. Mehr noch stellen die Venetianer von Giorgione an, und unter ihnen als Meister Tizian und Paolo Veronese die unmittelbare Lebenswirklichkeit, die opferlose Verklärung der Natur, die Pracht und Freude der Welt in ihren Gemälden dar, und ihren venetianischen Gastmahlen geben sie nur den Namen der Hochzeit von Kana. Im übrigen Italien wetteifern die Eklektiker mit den Naturalisten, ohne so Wundervolles zu leisten als die Ebengenannten. Diesen ebenbürtig aber sind die spanischen Maler des 17. Jahrhunderts in ihrer eigenthümlichen Größe. Ihr Vaterland stand damals im Kampf des Katholicismus und Protestantismus an der Spitze des erstern, und so bewahrten sie gleich Calderon die kirchliche Tradition und den mittelalterlichen Spiritualismus, aber sie stehen ganz auf dem realen Boden der neuern Zeit, sie erfassen ihre heimische Natur

mit energischer Sinnenfreudigkeit, und bilden die Gegenstände des gewöhnlichen, ja niedern Lebens mit einer Keckheit, Treue und genialen Lust, daß Murillo's Bettlerjungen ebenso einzige Kunstwerke sind wie seine Heiligen in ihrer süßen Schwärmerei, in ihrer Glaubensbegeisterung. Und auch in diesen ist mehr Lebensunmittelbarkeit, mehr Naturgewalt als in den mittelalterlichen Bildern.

Mit den Spaniern treten die Niederländer auch auf dem Felde der Kunst in den Wettkampf. Rubens erscheint mir hier vor Allen charakteristisch als Maler der Weltwirklichkeit in der sinnlichen Fülle des Lebens, in der Bewegung der That; ja das realistische Element ist bei ihm überwuchernd, wie das allzuvollblühende Fleisch seiner Frauengestalten. Seine Compositionen sind voll dramatischer Spannkraft, und er liebt es die Höhe des Kampfes abzubilden. Sein Schüler van Dyck wendet sich mehr der Darstellung in sich geschlossener Naturen zu, er ist der Maler der Staatskunst, Rubens der der Schlacht. Paul Rembrandt zeichnet den düstern Trotz der in sich verhaltenen Kraft, die aus dem Dunkel wie ein Blitz grell hervorbrechen will. Sie sind die Maler der geschichtlichen Wirklichkeit; die gewöhnlichen Lebenszustände im Schoos der Natur und der Familie werden jetzt aber auch Gegenstand der Kunst, die Holländer, die ihr Land dem Meer und ihre Freiheit den Spaniern abgerungen, finden Freude an ihrer selbstgewonnenen Existenz, und ihre bald derbhumoristischen, bald feinsinnigen Künstler wissen das Thun und Treiben der niederen und höheren Stände mit gleicher Wahrheit in angemessenster Weise zu veranschaulichen. Und nicht allein bei den

Menschen in dem Salon, der Schenkstube und der Küche bleibt man stehen, auch die Thiere, zahme wie wilde, werden beobachtet und naturtreu wiedergegeben. Mit dem Natursinn, wie er in der Naturforschung lebt, geht auch das Auge auf für die landschaftliche Schönheit, und in den Zügen der Gebirge, im Sturm oder heitern Wellenspiel des Meeres, im Frühlingsgrün des Waldes fühlt das Gemüth sich wahlverwandtschaftlich angesprochen, und die Landschaft, die früher nur Hintergrund gewesen, wird jetzt selbständig aufgefaßt und zu einem eigenen Kunstzweig gemacht, unter dessen Meistern ich hier nur Ruysdael und Claude Lorrain nennen will. Endlich wird in den Stilleben, in einzelnen Blumen, Früchten, Geräthschaften durch das Kleinste ein Blick in das Größte, in das Unendliche eröffnet und uns ein Spiegel der Welt vorgehalten, in dem wir den unerschöpflichen Reichthum des Lebens gewahren sollen.

Die Malerei hat lange nicht so in der Ausartung unter dem Zopf gelitten, als Architektur und Sculptur, sie hat rasch und sicher ein neues Feld für sich zu erobern gewußt, weil, wie ich oben sagte, unter allen bildenden Künsten gerade sie und ihr Princip das der christlichen Zeit im Unterschied vom Orient und dem classischen Alterthume vorzugsweise zuzueignende ist.

In der Musik hatte der Kirchenstil durch seine objective Gehaltenheit die Harmonie ausgebildet, die Melodie als der Erguß des subjectiven Innern brach nun selbstkräftig hervor, das Herz sang sein Leid und seine Lust in volksthümlichen Weisen, und als die Reformation auftrat, da ist es bekannt, daß sie durch ihre Lieder oft von Ort zu Ort fortgesungen wurde, daß diese zum

Einstimmen einluden und die Geister gewannen. Es war aber gerade das menschliche Gemüth in seinem Sündenbewußtsein und in seiner Erlösungsfreude der Quell dieses protestantischen Gesangs, und bei seinem engen Sichanschließen an die vom genialen Augenblick geborene Melodie des weltlichen Volksliedes ist sofort hier das Zeichen einer neuen Kunstperiode, wie wir es angegeben haben, unverkennbar. Die Musik, die im Mittelalter den Charakter der kirchlichen Allgemeinheit trug, nimmt jetzt Antheil an dem Gepräge der Nationalitäten in ihrer weltlichen Entwickelung, und statt des mystischen Hauchs athmet sie mehr und mehr die sittlichpersönliche Tüchtigkeit der in ihr das eigene Wesen offenbarenden Meister. Das Genie reicher Entfaltung und durchgreifender Vermittelung tritt an die Stelle des Genies der erhabenen Einfalt, und statt nur die Thatsache der Offenbarung auszusprechen, geht es in die bunte Mannichfaltigkeit des Daseins ein, um die wechselnden Eindrücke des vom Reichthum der Weltverhältnisse bewegten Herzens zu offenbaren. Händel erschließt in seinen Oratorien die musikalische Seele der Weltbegebenheiten, er läßt das allgemein Menschliche, die Gemüthsgrundlage der Ereignisse in reinen vollen Klängen ertönen, das Subjective und zugleich Allverständliche, Glaubenskraft, Freiheitslust, Volksklage und Siegsjubel ergreift uns in seinen Werken, und den ohrenkitzelnden Klingklang durchbrach er mit triumphirender Heldenstärke gerade durch das Volksthümliche, Volksliedmäßige seiner Melodien. Mit der Selbstbeschränkung des sittlichen Ernstes ging Bach auf dieser Bahn, während die Weltlichkeit und die Lust an dem Spiel und der Fülle der Töne als solcher das musikali-

sche Drama oder die Oper hervorrief. Gerade hier wird der nationale Unterschied klar. Die Italiener bewegen sich in der leichtesten Sangfreudigkeit, sie wollen schöne Arien und die Personen und Situationen sind ihnen nur um dieser willen da; die Franzosen suchen ein geistreiches Amusement und die Reize des Pikanten; die Deutschen wollen Ausdruck und Charakter, lieber mit Aufopferung der reinen Tonschönheit, die an sich den Italienern genügen könnte. Gluck, der ritterliche, hat dies selbstbewußt ausgesprochen, er hat darnach seine Werke componirt, den Geist der Handlung, die Eigenthümlichkeit der in ihr thätigen Charaktere weiß er zu zeichnen; es ist eine Tiefe des Gemüths, eine großartige Besonnenheit bei ihm wie bei Händel, aber er ist weltlicher, ich möchte sagen, griechischer, nicht blos seinen Stoffen, auch seiner klaren Form nach, in der er wie das antike Drama die allgemeinen sittlichen Beziehungen und Gefühle der Menschenbrust würdig und anmuthig verkündet. Leichter ist Haydn's aufgeklärte Gemüthlichkeit in ihrem Wiener Behagen, er selbst Volksliedermelodienschöpfer, und bis zur Naturmalerei fortgehend, doch so daß er nach dem Wesen seiner Kunst in der „Schöpfung" die innere sich bildende Kraft der Bewegung, das gestaltende Vermögen und dann den Eindruck darstellt, den das Werdende und Gewordene auf Engel und Menschen macht.

In der Poesie wenden sich Bojardo und Ariosto noch dem karolingischen Sagenkreise zu, aber der Glaube und die Uebereinstimmung ihrer Seele mit dem Stoff ist dahin, ja der Letztere verhält sich ironisch zu demselben, sie lassen das weltgeschichtlich Bedeutende fallen und nehmen den Religions- und Nationalitätskampf nur zum Rahmen

für ihre vielen Einzelerzählungen, die sie, Ariosto als der feinere Vollender des von Bojardo Begonnenen, künstlich durcheinanderzuflechten und so die ganze Ritterwelt als ein phantastisches Spiel des Geistes mit nüchternem Sinne zu schildern wissen. Tasso nimmt die Glanzthat der mittelalterlichen Geschichte, die Eroberung Jerusalems, zum Gegenstand seines Gesanges, aber ohne ihr als solcher gerecht zu werden; das Allbewunderte sind auch bei ihm die eingewobenen Episoden von Clorinde, Armida, Erminie, Sofronia, und hier ist es das menschliche Herz in der Unmittelbarkeit seiner Gefühle, als dessen Herold er uns entzückt. Noch tiefer ward in Frankreich, Deutschland und Spanien der Bruch mit dem Mittelalter durch Rabelais, Fischart und Cervantes vollzogen. Die Erstern schließen sich an die grobianische Literatur an, die mit absichtlicher Roheit die Gemeinheit des niedern Lebens der in die Wolken verstiegenen Romantik entgegensetzt; ihr Gargantua ist den luftgenährten Rittern gegenüber ein Fresser trotz dem Aristophanischen Hercules. Im „Glückhaften Schiff" besingt Fischart ein geschichtliches Ereigniß aus der Gegenwart mit schlichter Naturtreue. Cervantes stellt dann in seinem Don Quixote und Sancho Pansa die Gegensätze des Idealismus und Realismus, der ritterlichen Phantasie und des hausbackenen Bauernverstandes allseitig und tief und beide in ihrer Stärke wie in ihrer Schwäche mit überlegenem Humor dar, und weiß in ihren Schicksalen auf ganz geniale Weise ein Bild seiner Zeit und ihrer Volkszustände zu zeichnen. Ja, als ob auch dem blöden Auge der Umschwung sichtbar werden sollte, werfen diese Dichter die ideale Form des Verses ab und schreiben in der Prosa, der Sprache des

wirklichen Lebens, sodaß das Epos bei ihnen zum Roman wird. An sie reiht sich der deutsche „Simplicissimus", der in seinen Schilderungen der Gräuel des Dreißigjährigen Krieges als eine Geschichtsurkunde gelten kann, während er echtkünstlerisch die verwilderten Zustände im Conflict und im Spiegel einer einsiedlerisch erzogenen Einfalt zeigt, die zum Narren verbildet werden soll, aber die Narrenrolle mit Bewußtsein spielt. Die englischen Humoristen, der liebenswürdige Sterne vor Allen, gehen gleich den Genremalern in die kleinen Verhältnisse des Stillebens, in die alltägliche Beschränktheit unserer Zustände ein, um auch in ihnen den tiefen Gehalt der Menschennatur, auch in den barocken Formen und ganz individualistisch schrullenhaften Originalcharakteren die Wärme des Gemüths und die allgemeinschaftliche Grundlage und das Recht des freien Geistes zu enthüllen. Noch vor ihnen griff der erhabene Milton zu einem biblischen Stoff und zum Vers, aber in seinem protestantischen Sinn schaltete er frei mit den Mythengebilden des Mittelalters und machte die Darstellung der Natur in ihrer thaufrischen Morgenjugend und die erste Menschheit in ihrem idyllischen Dasein und in der für uns Alle giltigen Geschichte des Sündenfalls aus dem Stande der Kinderunschuld zum Mittelpunkt seiner Dichtung. So steht sein „Verlorenes Paradies" wie ein Heiligenbild von Rubens innerhalb seiner Zeit.

Die Lyrik beginnt mit dem Volkslied, das jetzt in England wie in Deutschland seine classische Periode hat; es ist der klarste Ausbruch des unmittelbaren Lebens in seiner gegenwärtigen Bewegung, es löst gerade den unteren Schichten der Gesellschaft die Zunge und läßt das

Herz und Alles was dasselbe bewegt, frei erklingen. Es ist recht die Stimme der Weltwirklichkeit, und dieses reale Gepräge bleibt auch der spätern gelehrten und höfischen Gelegenheitsdichtung, so untergeordnet immerhin ihr ästhetischer Werth in Vergleich zu jenem ist. Aus ihm wächst das protestantische Kirchenlied hervor, die Offenbarung des Volksgemüths in seiner religiösen Bewegung. Aus den Balladen aber, in denen das Volk hervorgreifende Ereignisse lyrisch erzählte, entfaltet sich das Drama, das in den mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten ganz im Dienst der Kirche stand und ohne Kunstwerth blieb, jetzt aber die Stoffe der Weltwirklichkeit ergreift und ganz eigentlich die poetische Form für die damalige Zeit wird, sodaß der Genius, der für die Gesetze derselben ebenso der offenbarende ist wie es Homer für das Epos gewesen, jetzt geboren wird.

Spanien hat auch auf dem Gebiet des Dramas die eigenthümliche Stellung, daß es an objective Satzungen gebunden bleibt, daß der Codex der Ehre, der Liebe, daß das katholische Dogma und die Kirche in ihm die feststehenden Mächte sind, sodaß es sich mehr durch den Reiz und Reichthum der Situationen als durch die Schärfe und Gründlichkeit der Charakteristik auszeichnet, und dabei durch die Tiefe der religiösen Weltanschauung und die Pracht der Sprache anzieht. Die Mysterien bringt Calderon zur Kunstvollendung, indem er die allegorischen Gestalten mit frischer Naturfarbe malt, und daneben entwickelt er in seinen Lustspielen, entwickelt Lope in seinen zahlreichen Werken denselben realistischen Sinn, den wir auch bei den spanischen Malern so mächtig fanden.

Den Spaniern treten hier die Engländer wetteifernd

gegenüber, wie sie auch auf politischem Gebiet unter Elisabeth und Cromwell die siegreichen Vorfechter des Protestantismus waren. Was Marlowe, was Green begonnen, bringt Shakspeare zum classischen Abschluß. Er ist durchaus Dichter der Immanenz: Gott waltet in der Welt, das Schicksal wird zum objectiven Charakter des Menschen und durch die Dialektik der Ereignisse selbst vollzieht sich die Vorsehung. Sie ist die sittliche Weltordnung, ihr Gesetz zugleich des Menschen eigenes wahres Wesen. Dabei greift der Dichter mit sicherer Hand hinein in das volle Menschenleben, um es in seinen Höhen und Tiefen nach seiner ganzen Breite naturwahr darzustellen, und der Reichthum wie die psychologische und historisch richtige Zeichnung der Charaktere aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern ist ja von jeher das gewesen, was Allen bei ihm auffallen mußte. Er hat nicht einige typische Gestalten als Repräsentanten der ewigen Mächte und Richtungen der Menschennatur, sondern er entwirft seine Männer und Frauen als Originale, die in selbständiger Eigenthümlichkeit eine Welt für sich sind, aber alle die Grundzüge des ganzen Menschenthums an sich tragen; er gefällt sich in der Vorführung der seltsamsten und wunderbarsten Ereignisse, die ein ganz Absonderliches und Zufälliges scheinen könnten, aber so wie er sie aus den handelnden Persönlichkeiten herleitet, werden sie zu einem Nothwendigen, und erkennen wir die Herrschaft des allgemeinen göttlichen Gesetzes in ihrem Verlauf. Er weiß die Idealität der Kunst dadurch zu bewahren, daß er eine Idee zum Mittel- und Brennpunkt seiner Dichtungen macht und die Charaktere sich ihr Loos durch die Stellung bereiten läßt, die sie sich

zu ihr als der Schicksalsmacht des Dramas geben, und indem er eine und dieselbe Idee in mehren ineinandergeflochtenen Geschichten abspiegelt, kommt sie uns selbst als ein Allgemeingiltiges, Alldurchwaltendes zum Bewußtsein. So sind Shakspeare's Werke in dieser Periode so vollendet als Rafael's Gemälde oder der kölner Dom es in der vorigen waren; aber der Ausgangspunkt ist ein verschiedener und dadurch seine Classicität eine neue. So wenig sich Ben Jonson oder Sheridan auf Shakspeare's erstiegenem Gipfel behaupten, ihr Mangel an Poesie ist gerade das einseitige Hervortreten der verständigen Beobachtung, der Naturcopie, des Realismus der ganzen Zeit.

Bei den Franzosen endlich kommt der Renaissancestil im Drama zu Tag. Sie abstrahiren Regeln von den Alten, machen daraus ein Schema, in das sie den modernen Inhalt hineinpressen, während Shakspeare die organische, von innen gebildete Form für denselben gefunden hatte, oder sie verquicken die Stoffe der Urzeit mit der Liebesgalanterie ihrer eigenen Tage. Doch ist Molière im Lustspiel durch seinen Weltverstand und seine realistische Charakteristik ein ausgezeichneter Sohn seines Jahrhunderts. Deutschland aber mußte damals das Märtyrerthum des Kriegs für die Gewissensfreiheit auf sich nehmen, und es bedurfte eines Jahrhunderts bis dessen Wunden geheilt waren und die Propheten einer neuen Kunstperiode hier auftreten konnten.

Denn der Unterschied zwischen Goethe's „Iphigenie“ und Shakspeare's „Hamlet“, zwischen Cornelius und Rubens erscheint mir wenigstens nicht kleiner als der zwischen „Hermann und Dorothea“ und der „Gudrun“ oder

zwischen Cornelius und Michelangelo, und seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hat sich in allen Verhältnissen ein derartiger Umschwung vorbereitet und ist zum Theil schon eingetreten, daß wir in der Weltgeschichte eine neue Epoche erkennen müssen, die nicht sowol das Zeitalter der Revolution ist, als sie durch diese blos eingeleitet wird. Die Revolution ist das reinigende Gewitter, sie ist das göttliche Strafgericht über den Absolutismus, „zur Buße Derer, welche voll sündhafter Verblendung eine ganze Nation nur in einem einzigen Menschen oder den ihm etwa Angehörigen erblickten, da doch alle Bürger eines Staats sich selbst vergessen sollen, um sich hinzugeben und nur zu sehen im Volk" (St.-Martin); sie ist das Strafgericht über die Sittenlosigkeit, die frevelhafte Unzucht, die Gottvergessenheit der vornehmen Welt, die in ihr erntet was sie gesäet hat, die nun gegen den Schein, an den sie ihr Sinnen und Trachten geknüpft, den Sansculottismus in seiner Nacktheit aufstehen sieht. Allerdings ging in den revolutionären Geistern die Neuerungslust aus dem Gedanken von der Autonomie des Menschen hervor, allerdings wandte sich der Radicalismus in gleichmacherischer Zerstörungswuth nicht blos gegen die Bastillen menschlicher Unordnung, sondern auch gegen die festen Burgen göttlicher Ordnung, allerdings wähnen noch heute gerade Solche, die sich für die Vorposten der Culturentwickelung halten, daß nur der Atheismus die Menschheit frei machen könne, während er sie in die Bande der Materie und eines trostlosen Zufalles schlägt und sie in den Dienst des Bauches und Mammons führt. Und so werden in den Tagen des Kampfes auch Kunstwerke entstehen, die nicht blos

die Unruhe und den Zweifel der Dämmerung oder den Sturm und Drang einer dem Gang der Dinge vorgreifenden Leidenschaft ausdrücken, auch solche in denen die souveraine Willkür einer nur auf sich selbst gestellten Subjectivität und die Frivolität der schönheitmordenden wie der schönheitlügenden Häßlichkeit hervorbricht; aber es wird gerade auch die Kunst sein, die wir als die Taube mit dem Oelzweig über den Wassern der Sündflut erblicken, die den Regenbogen des Friedens über die graue Wolkenwand aufbaut.

Die kastenmäßigen Standesschranken in der Politik sind niedergeworfen, aber schon geht den Menschen darüber ein Licht auf, daß sie aus der unterschiedlosen Massenhaftigkeit sich herausarbeiten müssen durch Association, durch eine Gliederung nach den allerdings selbstgewählten Berufskreisen, auf daß der Staat ein ethischer Organismus sei, und gegen die Gewaltsamkeit des Hemmens wie des Verfrühens verbreitet sich das Verlangen nach künstlerisch fortbildender, das Bestehende gut deutender und ruhig entwickelnder Reform. Und ist nicht die Ohnmacht einer nur weltlichen Bureaukratie erkannt worden die tiefen Schäden der socialen Nothstände zu heilen und den Staat sicher zu stellen? Daß ihn die Gesinnung des Volks tragen muß, und daß diese wieder des religiösen Haltes und der religiösen Weihe bedarf, daß die gläubige Liebesthat Aller für Alle einzig geistige und leibliche Hilfe für das schrecklich heranwachsende sittliche und wirthschaftliche Verderben bringen kann, daß eine geistige Wiedergeburt des Volks die Umgestaltung der materiellen Verhältnisse begleiten und vollenden muß, wer darf es jetzt noch verkennen? So kann man auf

einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei stehend selbst in dem hierarchischen Eifer von einzelnen Protestanten und Katholiken nur die nothwendigen Anstrengungen des menschlichen Geistes sehen das zu sehr vergessene religiöse Element in seine Rechte einzusetzen.

Aber zwischen uns und dem Mittelalter liegt nicht blos die Weltwirklichkeit dreier Jahrhunderte und die Aufklärung des vorigen, es liegt auch oder steht vielmehr da die neuere deutsche Philosophie als die geistige Gründerin einer neuen Weltanschauung, einer neuen Periode der Weltgeschichte. Kant und Fichte nahmen als Söhne des 18. Jahrhunderts den Menschen, das Ich zum Ausgangspunkt ihrer Forschung, sie stellten die Bedeutung der Subjectivität fest, in welcher erst aus der klang- und farblosen Bewegung der Außenwelt Ton und Farbe erzeugt, aus welcher erst die Erscheinung reflectirt wird, welche aber das einstimmige Gesetz der Dinge in sich selber trägt, welche zu dem Gedanken der höchsten allwaltenden Einheit uud des Ideals der Vernunft innerlich fortschreiten muß, und für ihr sittliches Handeln, für die Realität ihrer Freiheit die objective Wirklichkeit dieses Ideals postulirt, und derselben als sittlicher Weltordnung inne wird, das heißt als einer ordo ordinans, als ordnenden Principes, als Geistes. Schelling und Hegel aber führten mit ihren Genossen den Gedanken der Immanenz ein in das Volksbewußtsein, den Gedanken, daß das Zeitliche und Irdische nicht vom Ewigen und der Idee verlassen, sondern deren Offenbarung sind, daß die göttliche Vernunft den Dingen einwohnt und Alles ein Einiges Leben ist. Daß dies Leben zugleich als Persönlichkeit, daß das Unendliche als Subject oder

Gott als das ursprüngliche und stets sich erfassende schöpferische Ich des Universums begriffen, daß somit der Pantheismus mit dem Theismus in einer höhern Wahrheit versöhnt werde, dies ist das Ziel dem wir jetzt nachstreben, die Aufgabe die jetzt von verschiedenen Seiten her gelöst wird. Ihre Lösung eröffnet uns die Einsicht in die Mysterien des Christenthums, sodaß die Vernunft sich ihnen weder als einer fremden Autorität zu unterwerfen, noch sie als etwas Unvernünftiges zu verwerfen braucht, sondern das Reich des Geistes, des ewigen Evangeliums tritt ein mit der Ausbildung der geoffenbarten Wahrheiten zu Vernunftwahrheiten, wie das Lessing verheißen hat. Gott und seine Wahrheit ist nichts blos Jenseitiges, nur in einem einzigen Punkt der Geschichte offenbar, sondern diese erste lichte Stelle, Christus, eröffnet uns den Blick in das Ganze, die Weltwirklichkeit ist nichts Außergöttliches, sondern ein Gottinniges, und die Principe des Mittelalters und der ihm folgenden Jahrhunderte verschmelzen zu einem Ganzen. Und wie Freiheit und Liebe das Wesen Gottes begründen, so müssen sie auch die Grundlage des Lebens, des christlichen Staats werden. Die selbstbewußte Hingabe an Gott, der erkennende, mit den Natur- und Geschichtswissenschaften versöhnte Christenglaube, die Anschauung der Welt als einer Offenbarungsthat des Ewigen bringen so sicher eine neue Kunstblüte mit sich, als der rechte Begriff von der Möglichkeit, die rechte Einsicht in die Wirklichkeit der Kunst erst hier aufgeht, erst jetzt für den erkennenden Geist die Anschauung gewonnen ist, in welcher die wahren Künstler von jeher wenn auch unbewußt gewirkt haben. Als den Grundzug dieser Kunstperiode können wir nun

die Durchdringung der beiden Momente erschließen, die sich seither einseitig entwickelt haben, des kirchlich Religiösen und des Weltlichen, des Mythischen und der gegenwärtigen Wirklichkeit, sodaß sich die Idee der gottinnigen Humanität und der geschichtlichen Idealität als der Mittelpunkt des neuen Lebens ergibt. Ferner wird ihm ein Universalismus eignen, der die Stoffe und Formen aller Zeiten genießen und aufnehmen lernt und im Pantheon der Gegenwart versammelt.

Den Umschwung der in Frankreich politisch und im Wechsel der Staatsformen vor sich geht, haben wir Deutsche literarisch und im Geiste durchgemacht; wir haben in Klopstock, Wieland, Lessing unsere Mirabeaus und Lafayettes, in Herder unsere Gironde, in den Stürmern und Drängern die Partei des Berges, aus dem sich Goethe und Schiller mit cäsarischer Größe erheben; wir haben neue Gegensätze und neue Lösungsversuche. Und die Philosophie begleitet die Poesie. Beide zusammen wirken für eine neue Periode der religiösen Entwickelung, welche Schelling die Johanneische genannt hat, und welche auf theologischem Gebiet Schleiermacher einleitet. Was aber die Kunst jetzt leistet, das ist die Darstellung des Göttlichen nicht blos im Stoffe der biblischen, sondern der Weltgeschichte, das ist die Idealisirung der Weltwirklichkeit. Sie schließt sich an das Volksthümliche an, aber mit der Bildung der ganzen Culturentwickelung. Ich erinnere vorläufig nur an Goethe's Stellung zum Volkslied. Er findet dessen Ton wieder, aber er bleibt nicht bei ihm stehen, sondern er stimmt ihn höher, er nimmt Motive und Anklänge aus dem Munde des Volkes, aber um sie zu einem Ganzen zu gestalten,

sie zu harmonisiren, zu idealisiren. Ich erinnere ferner an die Bedeutung Winckelmann's. Nur durch das Verständniß des plastischen Stils der Griechen war die verklärende Darstellung des unmittelbaren Lebens zu erreichen gegenüber der charakteristischen Zeichnung desselben in seiner bunten Fülle durch Shakspeare, Rubens, Murillo; der Ansicht die das Schöne in das Charakteristische setzt, und es dadurch zur Caricatur zu machen in Gefahr stand, mußte erst das Winckelmann'sche Wort entgegentreten: die Schönheit sei das vollkommenste Wasser aus dem Schoose der Quelle geschöpft, welches je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist, — damit wir zur Erkenntniß kamen, daß der Genius wie die Schönheit in der Verwirklichung des Allgemeinen durch eine eigenthümliche Persönlichkeit, in einer Gestalt sich zeigt, die zugleich individuell und typisch ist.

Wir Deutschen haben in der ersten Periode der christlichen Kunstgeschichte eine nationale Literaturblüte gehabt, wir haben durch das Volkslied die zweite angestimmt, dann aber die Kraft gesammelt, um, während andere Völker die zweite durchbildeten, die dritte abermals einzuleiten und sogleich zu einer weltliterarischen Größe emporzuführen. Wie zum Zeichen, daß diese dritte in der Wechseldurchdringung und Versöhnung der beiden vorhergehenden bestehen sollte, stehen Klopstock und Wieland an der Pforte von jener, Klopstock, in dessen „Messias" sich Ottfried's Werk wiedergebiert, der als Vertreter der Religiosität, des Spiritualismus, der Gemüthsinnerlichkeit und nationalen Begeisterung auftritt, und Wieland, der sich der Weltwirklichkeit zuwendet, der sich im Dies-

seits heiter und heimisch fühlt, der in allen seinen Werken ein Abbild seiner Zeit und deren Civilisation gibt. Und abermals zum Zeichen, daß die Versöhnung jetzt zuerst im Geiste gefeiert wird, daß der Gedanke nicht mehr den Thaten folgen, sondern vorangehen, und das Selbstbewußtsein, wie es des Menschen würdig ist, an die Spitze der Geschichte treten will, kommt die kritische Einsicht jetzt nicht nach den classischen Dichtungen als deren Auslegerin, sondern sie schreitet denselben bahnebnend, herzenbereitend voraus, und wir begrüßen den Reformator unserer Literatur in dem genialen Verstande Lessing's, der zugleich als ein Priester der Humanität, des Johanneischen Christenthums der Liebe und der Geistesfreiheit auch in religiöser Beziehung den rechten Weg weiset und die Ausgleichung alles Dogmenstreites in der Lehre sucht, die der Heiland mit eigenen Worten ausgesprochen und durch Thaten und Leiden geübt und besiegelt hat. Und zum dritten mal als Zeichen, daß nicht das Werk der eben ablaufenden Zeit fortgesetzt, sondern ein neues begonnen werde, erschallt in den Reihen der Kraftgenies, der Stürmer und Dränger der Ruf nach der Rückkehr zum Ursprünglichen, nach Natur und Originalität, die Hinweisung auf drei ursprüngliche Quellen, die uns verjüngen, in denen wir uns zum neuen Bau Gesundheir und Stärke gewinnen sollen: die biblische Poesie, Homet und Shakspeare. „Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen, alles Vereinzelte ist Stückwerk," — in diesem Glaubensbekenntniß Hamann's liegt dann in-

tensiv und subjectiv derselbe Universalismus, den extensiv und objectiv Herder darstellte, er ein Genie der Empfänglichkeit, ein Herz und Centrum der Menschheit, ein Priester, der von sich aus das Verständniß aller Völker erschließt, das seit dem Thurmbau von Babel verloren gegangen, der die Stimmen der Nationen in ihren Liedern wie in ihren Thaten zu den Accorden der Weltgeschichte, zum Triumphgesang der Humanität anschwellen läßt, und diese seine Humanität aber auf das Christenthum gründet, im Christenthum gipfeln läßt. Nun können Goethe und Schiller aus den gährenden schäumenden Elementen der sich neugebährenden Zeit zur Klarheit des Lichtes und des Maßes sich emporarbeiten, und an dem von zwei verschiedenen Seiten her erstrebten Ziel der Kunstvollendung sich die Hand reichen zum Bunde des Realismus und Idealismus, der Natur und der Freiheit, um in dieser Wechselergänzung das Bild des ganzen Menschen darzustellen. Und wenn Goethe sagt, daß Schiller das Evangelium der Freiheit predige, er selbst aber die Rechte der Natur wolle bewahrt wissen, so hat Schiller in seinen Meisterwerken auch jene vollendete Unmittelbarkeit und naturharmonische Schönheit gefeiert, die Charis, die eine göttliche Gnadengabe der ewigen Liebe ist, während Goethe die Freiheit im Sinne der Selbstbefreiung des Gemüths, der Errettung und Erlösung aus den sittlichen Conflicten unter dem Beistande Gottes in seinen beiden herrlichsten dramatischen Werken zur Idee und Seele des Ganzen macht. Und hierauf ist Gewicht zu legen. Shakspeare steht auf dem Spinozistisch-Leibnizischen Standpunkte der Nothwendigkeit, der Naturentwickelung, insofern als seine Charaktere eine bestimmte Innerlichkeit dar-

leben, ein ursprüngliches Wesen durch ihre Thaten verwirklichen und dadurch sich ihr Schicksal bereiten; sie sind Leibnizische Monaden, die sich durchsetzen, aber nicht in der Art Macht über sich haben, daß sie in der Allgemeinheit des Geistes sich über ihre einseitigen Triebe und Richtungen erheben, den Conflict, den ihnen dieselben bereiten, innerlich überwinden, durch die Wiedergeburt ein versöhntes Leben fortführen. Faust dagegen arbeitet sich durch alle Gegensätze und Widersprüche hindurch zu der Selbstbestimmung, die in der selbstgezogenen Schranke die Unendlichkeit des Geistes bewahrt, und die Iphigenie betet zu den Göttern: „rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele", als auch an sie das alte Verhängniß tritt das eine Gute nur durch ein Unrecht an Andern thun zu können, und ihr gelingt es, indem sie der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit, der Menschlichkeit vertraut, den Bruder zu retten, ohne sich gegen den König zu vergehen, und so eine reine Lösung aller streitenden Lebenstöne in einem vollen Schlußaccord zu vollbringen. Wer an diesen Dichtungen nicht inne wird, daß die Wechseldurchdringung der religiösen und weltlichen Ideen, die Darstellung der romantischen Gemüthstiefe mit all ihrer leidenschaftlichen Gewalt in den plastisch-idealen, nicht äußerlich herbeigebrachten, sondern innerlich wiedergeborenen Formen des Griechenthums die Lösung der modernen Kunst und ein neues Princip in der Kunstgeschichte bildet, den müssen wir zur Erleichterung des Verständnisses auf Goethe's Bildungsgang verweisen. Goethe war unter den Stürmern und Drängern der Erregtesten einer, aber wo Andere ihre Affecte wild hinausschrieen, da machte er seine eigene

leidenschaftliche Bewegung zu einem Objecte seiner Einbildungskraft und wußte sich von ihrer Qual dadurch zu befreien, daß er dichtend sie darstellte und so sich ihrer entäußerte. Ihm war die Sehnsucht nach Italien zum Seelenschmerz geworden, als ob er ahnte daß der Zug nach Süden über die Alpen, der von je das deutsche Gemüth erfüllt, endlich dort das Kleinod finden sollte. Und wie er in Rom einen neuen Geburtstag feierte, als der Gedanke der Solidität, des strengen ernsten Arbeitens für einen großen Zweck, für die Ewigkeit ihm in der ewigen Stadt aufgegangen war und seinen Geist zur Tüchtigkeit stempelte, zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude, so entwickelte sich ihm in ästhetischer Beziehung das Wesen des Maßes, und die Idee der Form ward ihm völlig klar in der Anschauung der antiken Bildwerke, der hohe Stil der griechischen Meister ward der seine. Denn der Bildhauer scheidet mehr als jeder andere Künstler den fremden Stoff, das unnöthige Beiwerk aus, er wirkt nur durch die Form, durch die in sich geschlossene Gestalt allein, und diese Rundung, diese gediegene Durchsichtigkeit, diese Selbstgenügsamkeit des Schönen findet Goethe jetzt für seine Poesie; einem Plastiker gleich umgibt er die Gestalten seiner Gedichte wie mit körperlichen Linien, daß wir unter ihnen als in einem Bildersaale wandeln. Er nennt seine Werke ihrem Inhalt nach Bekenntnisse, die er seinem Volk gemacht habe, und Merck hatte ihm früh gegenüber den Stolbergen, die der Einbildungskraft Gebilde wirklich machen wollten, die Mission zugewiesen, das Wirkliche poetisch durch die Phantasie zu gestalten; so hält er das Princip der Weltwirklichkeit fest, aber er

geht zugleich über dasselbe hinaus, wenn er vor einem Rafael'schen Gemälde das förmliche Gelübde thut, daß seine Iphigenie kein Wort sagen solle, was jene Heilige in ihrer gesunden Jungfräulichkeit nicht auch aussprechen könne. So findet er die Bilder der eigenen Seelenzustände in der Geschichte, und sein „Tasso" hat unter Anderm weit mehr historische Realität als man ohne das Studium von dessen Leben und Schriften vermuthet; aber er scheidet ab was ihm nicht zur Enthüllung der Idee dient, die er im Sinne hat und im Gegenstande sieht, und fügt ergänzend hinzu, was sich Charakteristisches für dieselbe ihm in seiner Erinnerung an viele andere ähnliche Erscheinungen bietet; er geht weniger in die Breite, er schafft aus den Zügen vieler wirklichen Gestalten einen Träger der Idee, und während Shakspeare diese in einer Fülle von Personen und Begebenheiten wie in der Natur ihren Reichthum entfalten läßt, concentrirt dies Goethe auf Ein Ereigniß, und es ist seine Stärke, durch die Geschichte einer Familie die Weltgeschichte zu spiegeln, den Umschwung der Zeit in einem Seelengemälde, die Wandlung der Welt in einem häuslichen Kreise zu veranschaulichen, wie in „Hermann und Dorothea", was nur dadurch möglich ist, daß das ganz Individuelle in den Zügen der reinsten Menschheit erscheint und das allgemeingiltige Gesetz in dem besondern Ereignisse sichtbar wird. Außerdem hat Goethe das Wort Weltliteratur selber gefunden, und durch seine „Römischen Elegien" wie seinen „West-östlichen Divan" vom Universalismus der modernen Kunst Zeugniß gegeben.

Den Bildungsgang Schiller's nennt Wilhelm von Humboldt vielleicht den merkwürdigsten den je ein Mensch

erlebt. Die Denkmale seiner idealistisch revolutionären Jugend und Naturkraft begeisterten Deutschland zum lautesten Beifall, während er selbst sich anschickte durch das Studium der Geschichte seinen Geist mit dem Gehalt der Weltwirklichkeit zu erfüllen, durch die Philosophie über die höchsten Wahrheiten und das Wesen der Schönheit aufzuklären. „Alles was der Dichter uns geben kann", so lauten seine eigenen Worte, „ist seine Individualität; diese muß es also werth sein vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf die Vortrefflichen zu rühren." Anderwärts bemerkt er, daß ohne die Idealisirung seines Gegenstandes der Dichter seinen Namen verliere. Seine Ideale sind ja sprüchwörtlich geworden, und die da über die hin und wieder vorkommende Abstractheit derselben meinen witzeln zu dürfen, sollten doch erst bedenken wie sauer er es sich mit der Realität hat werden lassen, bis es ihm gelang sich mit seinem „Wallenstein" und „Tell" haarscharf in die Mitte zwischen Sophokles und Shakspeare zu stellen und in stufenweisem Ringen in das innerste Heiligthum der Kunst emporzusteigen. Das Urtheil Goethe's über ihn, von dem Historiker Gervinus bestätigt, wird Niemand umstoßen, und die Platonische Weihe seines Geistes wird stets der Jugend ein Segen sein. Nur daran möcht ich noch erinnern, daß der Sänger der „Götter Griechenlands" zur Seele zweier seiner Tragödien das Christenthum gemacht hat: in der „Jungfrau von Orleans" reicht Maria der Heldin die Fahne zur Befreiung des Vaterlandes, und die Religion

läutert das Gemüth der schottischen Königin, daß Leid und Buße ihr zur Verklärung werden.

Wie Schiller durch die ästhetische Erziehung das Volk zur Freiheit bereiten wollte, so war für Chateaubriand die Schönheit die Vermittlerin zwischen der Heiligkeit Gottes und der menschlichen Schwäche; wie Schiller im Christenthum die wahrhaft ästhetische Religion sah, so führte das Anmuthige in ihr und die kirchliche Kunst unsere Romantiker dem Glauben zu. Man beurtheilt sie falsch, wenn man einseitig nach dem poetischen Werth ihrer Arbeiten fragt, ihre That war die Erweckung des Bewußtseins von der Einheit der Kunst, der Religion, des Lebens, in welchem Bewußtsein Friedrich Schlegel die Worte Lessing's, daß das neue Evangelium kommen werde, für das Theuerste erklärte was wir dem theuern Mann verdanken, und Novalis zum Weltverjüngungsfest einlud, an dem sich die zerstreuten Glieder der Christenheit versöhnen sollten. Es war ihre That, daß das deutschnationale Element des Mittelalters in unserer Erinnerung aufgefrischt ward, daß die Grimm und so viele andere Forscher angeregt wurden, daß neben der revolutionären Betrachtungsweise, die Alles aus dem gegenwärtigen Menschen mit rücksichtsloser Machtvollkommenheit begründen will, die geschichtliche Ansicht auftrat, die in der Entwickelung der menschlichen Verhältnisse einen die Willkür der Einzelnen überragenden organischen Zusammenhang sieht, und die Zukunft aus der Vergangenheit erwachsen lassen will. Auch Walter Scott, auch der Dichter Lamartine gehört in ihre Reihe, während die Classicität der äußern Form in Platen ihren Vertreter findet und die Genialität des nur auf sich selbst gestell-

ten Subjects in Byron und Heine mit bewundernswürdiger Virtuosität die Welt zu einem Reflex ihrer Stimmungen macht, Sternen und Blumen süße Klänge entlockt, aber die innerliche Trostlosigkeit durch eine dunkle Freude am Gemälde des Abgrunds und die schauerliche Lust des Hinabschauens betäubt, oder mit lachendem Munde hinwegscherzen will, während das Herz bricht. Ein positiveres Zeugniß für die Wahrheit der naturfreudigen Gottesliebe und der gottinnigen Weltbetrachtung gibt Rückert, geben jüngere Dichter. Auch Polen tritt durch zwei höchst ausgezeichnete Werke in den Reigen der Völker, die einer neuen Kunstepoche zustreben, durch die „Dziady“ von Mickiewicz und die „Ungöttliche Komödie“ von Krasinski. Und die Namen der Italiener Manzoni, Niccolini, Leopardi haben auch bei uns schon guten Klang gewonnen. Wir dürfen mit dem Fortschritt des Lebens auch einer Poesie entgegensehen, die statt des suchenden, zweifelnden, kämpfenden Charakters den Frieden im Vollgenuß des errungenen Heiles, die in der Entfaltung des freien Geistes den ewigen Gehalt der objectiven Ordnungen und Ideen kund thut. Wir stehen erst im Anfang der dritten Epoche, und kommen aus der zweiten her, dies vergesse man nicht; aber daß wir in solch einem Anfange stehen, das nachzuweisen war hier die Aufgabe.

Der suchende ringende Geist der Zeit, der wol in Einzelnen, noch aber nicht in der Masse, im Allgemeinen zur Klarheit gekommen ist, konnte in der Architektur bis jetzt auch nur ein solches vereinzeltes Tasten und Proben zu Tage fördern. Er mußte das Verständniß des Alterthums wie des Mittelalters sich aneignen, er wird auf religiösem Gebiet nicht über die gothischen

Stilformen hinausgehen, wohl aber sie in einfacher Klarheit maßvoll behandeln lernen, er wird für die Bedürfnisse des weltlichen Lebens die rechten Linien finden, sobald nur das Empfindungsvermögen der Menschheit einig und selbstbewußt genug geworden ist, um in einer bestimmten Form verkörpert werden zu können.

In der Sculptur ragt die erhabene Gestalt Thorwaldsen's so einzig seit fast Jahrtausenden hervor, dem Schöpfer des Belvedereschen Apoll die Hand reichend, von ihm zu Skopas und Phidias hinblickend, daß hier an der Begründung einer neuen Aera nicht gezweifelt, daß hier, wenn wir Rauch, Schwanthaler, Rietschel und Andere hinzunehmen, die Ueberzeugung ausgesprochen werden kann, das Wiederfinden des plastischen Stils und seine Anwendung, die den Charakter der historischen Idealität, der Darstellung des Göttlichen in seiner Offenbarung durch den Menschen trägt, verbürgt uns einen Einfluß auf alle Kunstübung.

Ich sehe diesen sogleich darin, daß in der Malerei die monumentale Darstellungsweise erneut, daß neben der genremäßigen Detailbildung auch wieder in großen Zügen al fresco der Pinsel geführt wird; daß aber zugleich in der Stereochromie eine neue Technik gefunden ist, die den Glanz und die feine Behandlung der Oelbilder für große Wandgemälde möglich macht, sei von uns als Bestätigung für die Hoffnung begrüßt, daß auch hier der Standpunkt der Vereinigung der mittelalterlich kirchlichen mit der weltlichen Kunst der spätern Zeit behauptet und auf eigenthümliche Art durchgeführt werde. Es wird in der Kunstgeschichte für König Ludwig von Baiern ein bleibender Ruhm sein, daß er das Keimende, Werdende erkannt,

daß er Cornelius und seinen Freunden die Mittel und die Gelegenheit zur Entfaltung ihres Genius gab. Auf der einen Seite erhebt Leopold Robert das Genre zur Höhe der Historienmalerei und gibt in einzelnen Scenen aus dem unmittelbaren Leben den typischen Ausdruck des Volkes und ein Bild allgemein menschlicher Zustände; auf der andern stellt Cornelius mit dichterischem Geist in apokalyptischen Gestalten die Schrecken des Todes mit vollster Naturgewalt, und den Frieden des seligen Lebens in herzgewinnender hoher Anmuth dar, oder bildet aufs neue die Gestalten der Genesis, Homer's, der Nibelungen in historischem Stil, und zeichnet Kaulbach die Hauptepochen der Weltgeschichte mit philosophischem Sinn, mit scharfer Charakteristik der Völker wie der Individuen und mit sinnbildlicher Vergegenwärtigung der in den Ereignissen waltenden ewigen Mächte. Ich will daneben nur noch erwähnen wie Rottmann's, Lessing's, Schirmer's Landschaften bei aller Verschiedenheit doch ein ähnliches realideales Gepräge nicht verleugnen; denn der Streit, ob und wie weit symbolische Gestalten in historischen Bildern zuzulassen oder als Allegorien zu verwerfen seien, kann hier nicht ausgefochten werden. Nur das gebe ich den Gegnern zu bedenken, daß ein weltgeschichtlicher Act wie die Zerstörung Jerusalems durch die Römer oder die Einnahme dieser Stadt durch die Kreuzfahrer gar nicht gemalt und von einer gewöhnlichen Eroberung eines gewöhnlichen Ortes gar nicht unterschieden werden kann, wenn es dem Maler nicht vergönnt ist die hier zu Tage tretende Idee und die das gegenwärtige Ereigniß bedingenden Mächte oder die an dasselbe sich anreihenden Folgen zu veranschaulichen. Dies muß der Maler gleich der jugendlichen Phantasie der Völ-

ker zu Einzelgestalten zusammenzudichten und zu verkörpern wissen, erst so kann er der bloßen Weltwirklichkeit wie durch den idealisirenden Stil auch inhaltlich den Stempel universaler Bedeutung aufdrücken. Mögen die Künstler sich durch die phantasielose Verstandesnüchternheit nicht irre machen lassen, das Volk wird sie verstehen lernen.

Auf dem Felde der Musik ist Mozart in der Darstellung der individuellsten Gefühle so naturtreu und frisch und zugleich von so allgemein ansprechender Wahrheit, verschmilzt er so glücklich die Sangfreudigkeit der Italiener mit der Charakterzeichnung der Deutschen, daß ich ihn glaube mit Goethe vergleichen und an die Spitze der neuen Periode stellen zu dürfen. Beethoven's Symphonien sind mir bis jetzt der vollendetste Ausdruck der modernen philosophischen Weltanschauung, nach der das Ewigeine sich zum Unterschied und Gegensatze erschließt und den einzelnen Kräften das Glück der Freiheit gönnt, aus allem Schmerz der Trennung aber nach allem Kampf sie dennoch zum Siegesjubel der Verklärung führt, und so sein selbst als der Harmonie der Liebe genießt. Dieser Künstler erscheint mir als ein Nachahmer Gottes, der das Endliche durch schöpferische That aus sich entläßt, und doch in allem Zwiespalt demselben innerlich gegenwärtig bleibt, die Dissonanzen der Einheit versöhnt und das von ihm Ausgegangene als Heiliger Geist wieder an sein Vaterherz zurückführt, daß er Alles in Allem ist. Beethoven ist selbständig subjectiv in seinen religiösen Compositionen, er ist religiös in seinen großen Symphonien. Ansätze, freilich auch nur diese, zu einem historisch-idealen Stil in der Oper, zu einer musikalischen Zeichnung der Grundstimmungen ganzer Zeiten gemäß

der sie beseelenden Idee hat Meyerbeer. Eine anmuthige Durchdringung kirchlicher und weltlicher Elemente bieten Mendelssohn's Oratorien. Die Ansätze Meyerbeer's durchzuführen mit melodiöser Innigkeit wird wol das Werk des nächsten musikalischen Genius sein.

Ich habe die Schilderung der dritten Kunstperiode mit der Poesie begonnen, weil in ihr das neue Leben am deutlichsten von mir nachgewiesen werden konnte, während der mittelalterliche Geist in der Architektur am anschaulichsten ausgeprägt erschien. Ist aber die hier entwickelte Auffassung richtig, dann wird uns die Aufgabe der Gegenwart eine so hohe und umfassende, daß uns das große Ganze Trost gewährt bei dem Mislingen einzelner Bestrebungen, an die wir unser Hoffen und Trachten gesetzt, und der Schmerz der Zeit wird uns zur Geburtswehe, auf welche die Geburtswonne folgt.

Anmerkung.

1) „Religiöse Reden für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen" (Leipzig 1850), S. 294. Ueber das Wesen der deutschen Mystik als den Anfang der deutschen Philosophie siehe meine „Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart", wo ich die Häupter derselben von Meister Eckard und Tauler bis Jakob Böhme ausführlich geschildert habe. In den „Reden" findet sich die begründende Darstellung Dessen, was ich in diesem Aufsatz später über die religionsphilosophische Richtung unserer Zeit andeute.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google